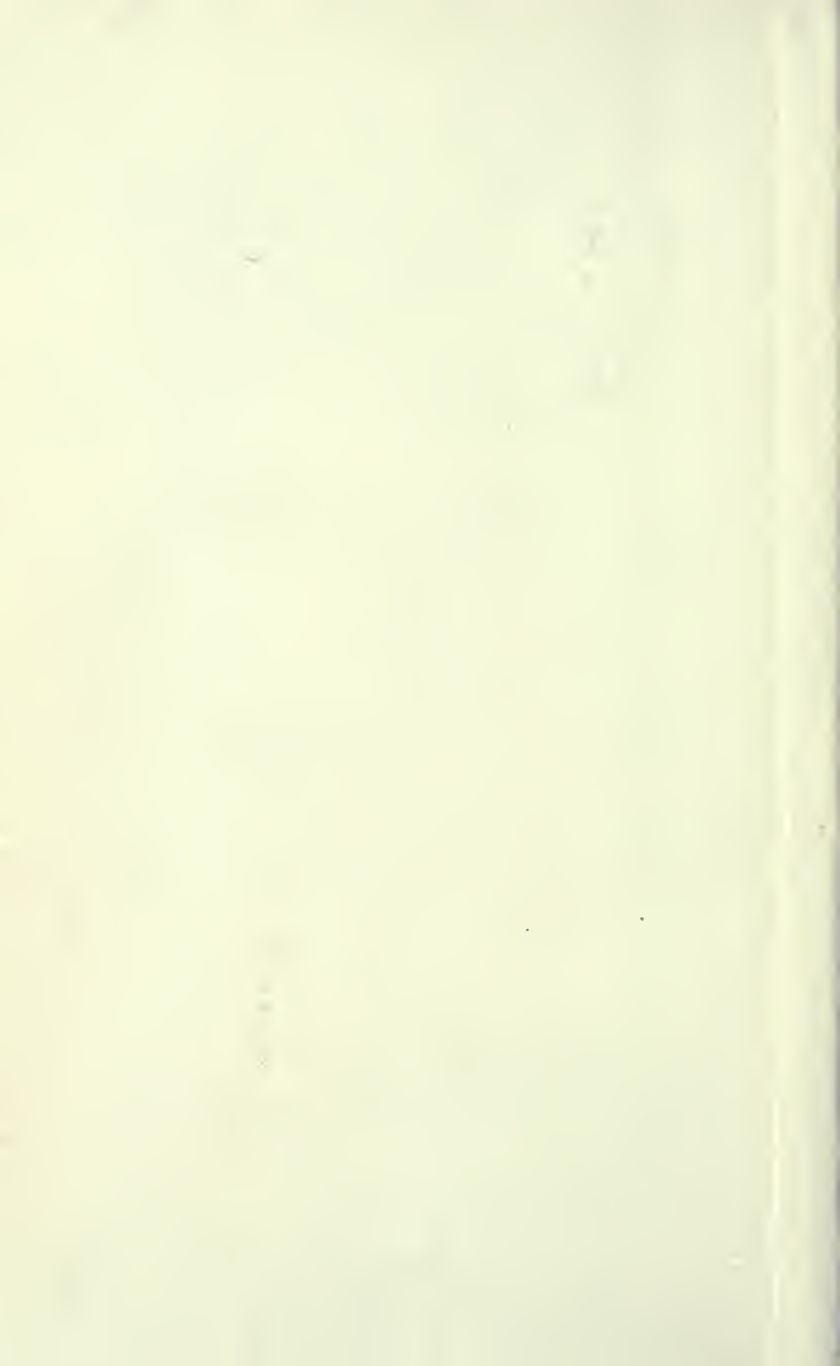








DIE FACKEL

Band 1



DIE FACKEL

Herausgeber

KARL KRAUS

Band 1 · I. Jahr · Nr. 1 - 18

April 1899 - September 1899

KÖSEL-VERLAG MÜNCHEN

Herausgeber des photomechanischen Nachdrucks

HEINRICH FISCHER



 Gesamtherstellung: Graphische Werkstätten Kösel, Kempten/Allgäu.

ZUR NEUAUSGABE DER »FACKEL«

Eines der erstaunlichsten Phänomene der Nachkriegszeit – erstaunlich nicht für den wirklichen Kenner – ist der Nachruhm der Werke von Karl Kraus, der gemeinhin mit dem Schlagwort Karl-Kraus-Renaissance abgetan wird. Obwohl von dem Gesamtwerk zahlreiche Auswahlbände aus der »Fackel« vorliegen, ist diese als ganze nur in wenigen Bibliotheken zu finden und oft schwer zugänglich. Da aber Persönlichkeit und Werk in ihrer satirischen, ethischen, kulturellen und bisweilen auch politischen Bedeutung nur als ein Ganzes zu erfassen sind, war das allein schon die Legitimation für eine Neuausgabe des Gesamtwerkes. Nur in dieser Totalität nämlich lösen sich die scheinbaren Widersprüche, an denen der oder jener Leser bisweilen Anstoß nahm. Unbestritten ist heute schon, daß Karl Kraus einer der größten Meister deutscher Sprache war. Aber aus diesem Aspekt allein würde man nur ein Ästhetisches würdigen, während das Besondere der »Fackel« gerade darin liegt, daß sie immer, auch in der kleinsten Glosse oder im lyrischen Gedicht, mit der Realität aufs engste verbunden war. Da unsere Welt eine Welt der Widersprüche ist, so war auch ihr getreuer Chronist bisweilen voll paradoxer Widersprüche, die eben nur aus der Lektüre des Gesamtwerkes der »Fackel« erklärbar und natürlich werden.

Es ist heute erwiesen, daß die Anregung zu dem Titel dieser Zeitschrift von Rochefort stammt, und in mündlichen Gesprächen hat Kraus oft bedauert, aus einem jugendlichen Feuer der Destruktion den Namen der Rochefortschen Zeitschrift übernommen zu haben, weil in ihm zu sehr das Fanatische einer gesellschaftskritischen Kampfschrift im Vordergrund stünde, während es ihm, dem Meister der Sprache, darauf ankam, die Korruption seiner Gegenwart in die künstlerische Sphäre der Sprache zu transponieren.

Jene, seine Gegenwart, schien in den ersten vier bis fünf Jahren der »Fackel« lokal begrenzt, obwohl man auch heute, beim neuerlichen Lesen, viele aktuelle Beziehungen zu unserer Zeit findet. Daß die »Fackel« in den ersten zwanzig Jahren ihres Erscheinens in Österreich einfach totgeschwiegen wurde, in den ersten Jahren keine österreichische Buchhandlung diese Zeitschrift verkaufte und keine Literaturgeschichte oder Literaturkritik von ihr Notiz nahm, ist ebenso empörend wie die Tatsache, daß der Wiener Oberkellner im Caféhaus dem Gast, der nach Witzblättern verlangte, neben dem »Wiener kleinen Witzblatt«, den »Pschütt-Karikaturen« und den »Meggendorfer Blättern« auch die »Fackel« servierte.

Der Schriftsteller Robert Scheu hat zum zehnten Jahrestag der »Fackel« über Kraus geschrieben: »Eine Persönlichkeit *wird* nicht, sie ›entpuppt‹ sich.« Und da das Gesamtwerk der »Fackel« gleichzeitig eine große Selbstbiographie des Autors ist, wird man in den ersten drei bis vier Bänden vielleicht nur selten das Hintergründige der Gesellschaftskritik wahrnehmen, das in ihr wohl schon intendiert war, aber noch nicht, wie etwa seit den moralkritischen Satiren von »Sittlichkeit und Kriminalität«, klar zum Ausdruck kam.

Die »Fackel« war das, was man bisweilen eine Ein-Mann-Zeitschrift nennt, obwohl Kraus in den ersten Jahren auch Mitarbeiter hatte. Aber von allen Ein-Mann-Zeitschriften ist sie die einzige, die aktuell geblieben und immer aktueller geworden ist. Dieses Phänomen ist zweifellos eine Frage der Persönlichkeit. Während z. B. die »Zukunft« von Maximilian Harden heute fast vergessen ist, aber zu Lebzeiten viele tausende Leser hatte, nach seinem Tod jedoch immer weniger und heute fast keine mehr, ging der Weg der »Fackel« gerade in entgegengesetzte Richtung. Das lag daran, daß Hardens Zeitschrift rein politisch war und seine vehementen, ja sensationellen Angriffe auf Wilhelm II. und seine Kamarilla nur solange lebendig blieben, als ihre Objekte noch am Leben und am Werke waren. Die »Zukunft« war eine Zeitschrift, die vom *Stoff* lebte; die »Fackel« hat siebenunddreißig Jahre lang vom *Geist* gelebt. Diesen in seiner Gesamtheit vielen Lesern neu zugänglich zu machen, ist die Absicht des Verlages und seines heutigen Herausgebers.

Heinrich Fischer

PRÄNUMERATIONSLISTE



Als Herausgeber und Verlag im Jahre 1966 einen Neudruck der gesamten ›Fackel‹ zur Subskription stellten, mußte die Durchführung dieses Planes davon abhängig gemacht werden, ob die literarische Öffentlichkeit ein solches Vorhaben unterstützen würde. Die folgende Pränumerationsliste verzeichnet die Namen jener, die durch ihre Subskription das Zustandekommen des Neudrucks ermöglichten. Wir danken ihnen und vielen weiteren, hier nicht genannten Bestellern.

Richard Abel & Co, Portland
Alex Aepli, Amriswil
Wilhelm Alff, München
Tuomas Anhava, Helsinki
Christa Bandele, Fürth
Stephan Beer, Wien
Hans Bernert, Wien
Lutz Blankenburg, Berlin
Fritz Blumenthal, Stockholm
Cornel J. Bock, Hamburg
Klaus Bovet, Berlin
Otto Breicha, Wien
Buchhandlung ›Am Kärntner Tor‹, Wien
Joseph Cüppers, Wegberg
Buchhandlung M. Edelmann, Nürnberg
Fritz Egli, Luzern
Rüdiger Engerth, Wien
Wilhelm Paul Fink, München
Heinrich Robert Fischer, London
Reinhart R. Fischer, Lausanne
Janos Frecot, Berlin
W. Freitag-Schaer, Zürich
Baron Frank Freytag von Loringhoven, Hamburg
Hans-Jürgen Frick, Bamberg
Walter Gerich, Heidelberg
Johannes Göttker-Schnetmann, Münster/Westf.
Wolfgang Grotz, Stuttgart
Irmgard Günther, Köln
Rudolf B. Guldenmann, Basel
Freifrau von und zu Guttenberg Prinzessin Arenberg, Guttenberg
Buchhandlung Leopold Heidrich, Wien
Walther Karsch, Berlin
Roderick von Kauffungen, Köniz bei Bern
Horst Klages, Hilden
Buchhandlung Walter Klügel, Wien
Carl Korth, Erlangen
Felix Krakauer, Haifa
Norbert J. Kreidl, Rolla
Rolf Kremer, Vincennes
Christian und Antje von Kries, Freiburg i. Br.
Anton Georg Leist, München
Rudolf Lüscher, Zürich
Karl-Heinz Maier, Ludwigshafen-Rheingönheim
Michael Meller, Neuhaus
Norbert Miller, Berlin
Gernot Närger, Tübingen
Horst und Ingrid Nibbe, Köln
Erwin Nieder, Lippstadt
Niedlichs Buchladen, Stuttgart
Österreichischer Bundesverlag, Wien
Günther Pastor, Babenhausen
Jean Philippon, Nizza
Ernst Plötz, Unterschwarzach
Adolf Primmer, Wien

Josef Raberger, Wien
Eduard Reifferscheid, Neuwied
Hermann F. W. Reinhardt, Winterthur
Gregor von Rezzori, Mailand
Eugen Roschacher, Zürich
Elisabeth Rosenauer, München
Lothar Rossipaul, Stammheim
Willi Schilcher, Klagenfurt
Klaus Schliemann, Unna
Walter Schlitt, Cuxhaven
Günter Scholz, Bern
August Schorsch, Hanau
Gideon Schüler, Gießen
Otmar Thienes, Marxzell
Siegfried Unseld, Frankfurt am Main
Rudolf Verhülsdonk, Köln
Klaus Völker, Berlin
Ewald Voigt, Hamburg
Ingo-Hermann Wachtmeister, Hamburg
Horst Warning, Hamburg
George Weidenfeld, London
Julius Weise's Hofbuchhandlung, Stuttgart
Die Weltwoche, Zürich
Günter Wenseler, Lünen
Tony Westermayr, München
Felix Wolf, Darmstadt
Hans Wollenschläger, Bamberg
Ingeborg u. Leon Zanders, Köln
Charlotte Ziegler, Wieladingen
Hans-Joachim Zirkel, Hamburg

Bibliotheken und wissenschaftliche Institute

Bibliothek der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule, Aachen
State and University Library, Aarhus
University Library, State University of New York at Albany, Albany
The University of Auckland, Auckland
Staatliche Bibliothek, Bamberg
Universitätsbibliothek, Basel
Technische Universität, Lehrstuhl für Literaturwissenschaft Prof. Dr. Walter Höllerer, Berlin
Pädagogische Hochschule Westfalen-Lippe, Abt. Bielefeld
Library, State University of New York at Binghamton, Binghamton
Staatsbibliothek – Universitätsbibliothek, Bremen
University of Sussex, The Library, Brighton
State University of New York at Buffalo, Lockwood Memorial Library, Buffalo
University Library, Cambridge
National Library of Australia, Canberra
General Library, Southern Illinois University, Carbondale
University of Virginia, Aldermann Library, Charlottesville
University Libraries, Western Reserve University, Cleveland
The Durham University, Durham
National Library of Scotland, Edinburgh
Germanistisches Institut der Universität, Erlangen
Univers.-Bibliothek, Freiburg/Br.
Bibliothèque de La Faculté des Lettres, Genève

Göteborgs Universitetsbibliotek, Göteborg
Seminar für Deutsche Philologie der Georg-August-Universität, Göttingen
Staatsbibliothek der Universität, Göttingen
NDR-Bibliothek, Hamburg
Niedersächsische Landesbibliothek, Hannover
Universitätsbibliothek, Heidelberg
Badische Landesbibliothek, Karlsruhe
Literaturwissenschaftliches Seminar, Technische Hochschule, Karlsruhe
Seminar of German Literature, Kyoto University, College of Liberal Arts, Kyoto
Bibliotheek der Rijksuniversiteit, Leiden
London Library, London
Bibliothèque de L'Université, Lille
Universitätsbibliothek der Johannes-Gutenberg-Universität, Mainz
The Library, University of Manchester, Manchester
Wesleyan University, Olin Library, Middleton
McGill University Library, Montreal
City College Library, New York
Klingspor-Museum der Stadt Offenbach am Main
Bibliothèque Nationale, Paris
Memorial Library, Mt. Allison University, Sackville
University Library, Southampton
John M. Olin Library, Washington University, St. Louis
Arizona State University Library, Tempe
Seminar für allgemeine Rhetorik an der Universität Tübingen, Prof. Dr. Walter Jens
McPherson Library, University of Victoria, Victoria
Brandeis University Library, Waltham
Library, Waterloo Lutheran University, Waterloo
Bundesministerium für Unterricht, Wien
Germanistisches Institut der Universität, Wien
University of Manitoba, Library, Winnipeg
Seminar für Deutsche Philologie der Universität, Würzburg
Deutsches Seminar der Universität, Zürich



Nr. 1 Wien, Anfang April 1899



DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monate im Umfange **von 16—24 Seiten.**

Einzelne Nummern à 10 kr. sind in **den meisten Tabaktrafiken und allen Buchhandlungen erhältlich.**

BEZUGSPREIS

mit portofreier Zustellung:

für Österreich-Ungarn	**jährlich**	**fl. 3.—**
für das Deutsche Reich	»	**M. 6.—**
für die Länder des Weltpostvereines . . .	»	**M. 7.—**

Abonnement bis Ende December 1899:

für Österreich-Ungarn	**fl. 2.25**
für das Deutsche Reich	**M. 4.50**
für die Länder des Weltpostvereines	**M. 5.25**

Offene Reclamationen portofrei.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der »Fackel«:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Telephon Nr. 1633.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der **»Fackel«** und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: 1/1 Seite fl. 35.—, 1/2 Seite fl. 18.—, 1/4 Seite fl. 10.—. Bei grösseren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

Zuschriften **redactionellen Inhaltes** sind an den **Herausgeber der »Fackel«:**

Karl Kraus, Wien, I., Maximilianstrasse 13

zu adressieren.

DIE FACKEL.

NR. 1 WIEN, ANFANG APRIL 1899

In einer Zeit, da Österreich noch vor der von radicaler Seite gewünschten Lösung an acuter Langeweile zugrunde zu gehen droht, in Tagen, die diesem Lande politische und sociale Wirrungen aller Art gebracht haben, einer Öffentlichkeit gegenüber, die zwischen Unentwegtheit und Apathie ihr phrasenreiches oder völlig gedankenloses Auskommen findet, unternimmt es der Herausgeber dieser Blätter, der glossierend bisher und an wenig sichtbarer Stelle abseits gestanden, einen Kampfruf auszustoßen. Der ihn wagt, ist zur Abwechslung einmal kein parteimäßig Verschnittener, vielmehr ein Publicist, der auch in Fragen der Politik die »Wilden« für die besseren Menschen hält und von seinem Beobachterposten sich durch keine der im Reichsrath vertretenen Meinungen locken ließ. Freudig trägt er das Odium der politischen »Gesinnungslosigkeit« auf der Stirne, die er, »unentwegt« wie nur irgendeiner von den ihren, den Clubfanatikern und Fractionsidealisten bietet.

Das politische Programm dieser Zeitung scheint somit dürftig; kein tönendes »Was wir bringen«, aber ein ehrliches »W a s w i r u m b r i n g e n« hat sie sich als Leitwort gewählt. Was hier geplant wird, ist nichts

als eine Trockenlegung des weiten Phrasensumpfes, den andere immerzu national abgrenzen möchten. Mit Feuerzungen — und wäre es auch ein Dutzend verschiedensprachiger — predigen die Verhältnisse das Erkennen socialer Nothwendigkeiten, aber Regierende und Parteien wünschen vorerst — mit hinhaltender Berechnung die einen, in leidenschaftlicher Verblendung die anderen — die Kappenfrage der Prager Studenten erledigt zu wissen.

Diese Erscheinung schmerzlichsten Contrastes, die sich durch unser öffentliches Leben zieht, wird hier den Gesichtspunkt für die Beurtheilung aller politischen Ereignisse bestimmen, und es mag zuweilen glücken, dem dumpfen Ernst des Phrasenthums, wo immer er sein Zerstörungswerk verübe, durch die ihm so unbequeme Heiterkeit rechtzeitig den Credit zu schmälern.

Dem durch keine Parteibrille getrübten Blick muss doppelt deutlich sich das *Mene Tekel* zeigen, welches dräuend in unserer durch Altarkerzen verstärkten Finsternis zuweilen aufleuchtet. Aber die Sprachgelehrten wissen es nicht zu deuten, und vom alten Hader noch erschöpft, erheben sie sich zu neuem Zanke. Von dem unheimlichen Anblick geblendet, weisen die einen mit einem ängstlichen »Zde« nach der Erscheinung, dieweil die anderen, völkischen Verrath witternd, als die Verhandlungssprache des jüngsten Gerichtes nur die deutsche gelten lassen wollen. . . . .

Vielleicht ist dem frevlen Treiben gegenüber, das den Wettkampf zwischen der auf ihre Reife nicht wenig stolzen und einer kräftig erst sich emporringenden Cultur auf den rüdesten Wirtshauszank reducieren

möchte, ein offenes Wort noch willkommen. Vielleicht darf ich mich aber auch der Hoffnung hingeben, dass der Kampfruf, der Missvergnügte und Bedrängte aus allen Lagern sammeln will, nicht wirkungslos verhalle. Oppositionsgeister, die des trockenen Tons nun endlich satt sind, möge er befeuern, alle jene, die Talent und Lust zu einer beherzten Fronde gegen cliquenmäßige Verkommenheit auf allen Gebieten verspüren, ermuntern und in diesem unakustischen, national verbauten Reiche nicht bloß bei den für jede neue Erscheinung empfänglichen und grundsätzlich hellhörigen Staatsanwälten ein Echo finden.

Der umständliche Instanzenzug, den hier der sogenannte »Geist der Zeit« noch immer durchmachen muss, um nach oben zu gelangen, wird bei jeder sich darbietenden Gelegenheit in seinen vielverschlungenen Wegen zu verfolgen sein. Was an dem unbefangenen Beobachter ist, soll geschehen, um zwischen der Regierung und den Parteien Schuld in gerechter Weise zu vertheilen: Ministern, die nur ein einziges Gesetz nicht verletzen, nämlich das Gesetz der Trägheit, vermöge dessen sich dieser Staat noch aufrechterhält — Volksvertretern, die jede andere, nur nicht die »innere Amtssprache« des Gewissens beunruhigt und welche unentwegt über die Aufschrift auf ärarischen Spucknäpfen streiten, während das Volk seine ökonomischen Bedürfnisse als Beichtgeheimnis allzuverschwiegenen Priestern anvertraut. . . . . So möge denn die Fackel einem Lande leuchten, in welchem — anders als in jenem Reiche Karls V. — die Sonne niemals aufgeht.

DIE UNABHÄNGIGEN.

Es sei mir gestattet, in Kürze mein geistiges Vorleben zu skizzieren, bevor ich es unternehme, von selbständiger Tribüne zu einem Forum zu sprechen, auf welchem Dank dem Marktgeschrei der täglich zweimal verfälschten öffentlichen Meinung der ehrliche Mann sein eigenes Wort nicht hört. Ich habe es bisher nicht über den Ruhm hinausgebracht, in engeren Kreisen missliebig geworden zu sein. Zum Hasse einer literarischen Coterie, deren anmaßendes Streberthum und hochstaplerisch durch Geckereien und allerlei Niedlichkeiten verdecktes Unvermögen ich mir zu enthüllen erlaubte, hat sich die Wuth einer neuestens organisierten politischen Radautruppe gesellt. Sie nennen sich »Zionisten«, möchten in dem durch nationale Krakehle sattsam verunreinigten Österreich den Bestand einer neuen, der jüdischen Volkheit behaupten und harmlosen Passanten, die glücklich den antisemitischen Kothwürfen entgangen sind, Sehnsucht nach dem gelobten Lande aufdrängen. Eine kleine Satire, zu der mich dies muntere Treiben anregte, hat mich in der Folge jene bekannte Rachsucht verkosten lassen, »die da ahndet bis ins dritte und vierte Glied«, und aus jener unpolitischen Wuth, wie sie nur die Angehörigen einer noch ungeübten Nation so offen bethätigen können, ergoss sich ein rothes Meer von Beschimpfungen über mich, durch das trockenen Fußes hindurchzukommen auch mir gelang, der von dem projectierten Auszug in das gelobte Land so entschieden abgerathen hatte.

Mein Sündenregister wäre unvollständig, vergäße ich die Erwähnung des Kampfes, den ich in mehreren periodisch erscheinenden Druckschriften seit einer Reihe von Jahren gegen die periodisch erscheinenden Dummheiten und Lächerlichkeiten unseres politischen, gesellschaftlichen und literarischen Lebens geführt habe. Freilich, nicht immer mit der zum Angriff

nöthigen Lust, weil — ja, weil gewisse Rücksichten, die selbst die Herausgeber anständiger oder, um ein milderes Wort zu gebrauchen, »unabhängiger« Blätter gewissen Cliquen schuldig zu sein glauben, nun einmal kein befeuerndes Motiv sind. Wenn ihm der ursprüngliche Antrieb freier Wahl genommen, steht der kritische Losgeher selbst den von oben bewilligten Opfern theilnahmslos gegenüber. Nicht die Censur des Staatsanwalts habe ich gefürchtet, vielmehr die intimere eines Chefredacteurs, die, wenn ich socialen Ekels voll, einmal in das schändliche Hausierertreiben unserer Literaten, in die Zusammenhänge von Theater und Journalistik hineinfahren wollte, mit weicher Sorglichkeit all' den Ärger in fernere Regionen abzulenken bemüht war. Galt es, dem Publicum endlich die Augen zu öffnen über eine Pressgenossenschaft, welche, feil bis auf die Knochen, die vom halb verwesten Liberalismus noch übrig geblieben sind, eine ungeahnte Werbekraft für jede von ihr bekämpfte Idee entfaltet und durch eine klägliche Opposition dem Antisemitentross täglich neue Anhänger zuführt — galt es diese oder jene von dem Treibhaus der Wiener Eitelkeiten ängstlich ferngehaltene Wahrheit auszusprechen, dann wurde mir gewiss der Stilschnitzer in der letzten Rede des Ackerbauministers entgegengehalten, den zu bekämpfen mein heiliges Amt sei.

Aber ein Kind, das von Schmerzen geplagt ist, pflegt sich im Anblick der ihm beharrlich entgegengehaltenen Puppe erst recht nicht zu beruhigen, und so ließ ich denn die schönste Gelegenheit, ein auskömmliches Dasein durch das in den weitesten Familienkreisen noch immer für »Kühnheit« gehaltene Anulken der allwöchentlichen österreichischen Minister zu führen, im Stiche, warf den Maulkorb in den Papierkorb und gieng . . . . .

Jetzt lag er hinter mir, der Kreis der wahrhaft Unabhängigen, die pseudonym und manchmal sogar mit vollem Namen jeder Regierung an den Leib rücken,

die den Muth haben, dem Grafen Thun »Sie« zu sagen, und weil sie alles, nur nicht den aufreibenden Kampf gegen das Geschmeiß im eigenen Hause wagen, ihrer Oppositionslust einen »weiten Horizont« zusprechen möchten. »Zu Hass und zur Verachtung gegen die Regierung« aufgereizt oder gar die Majestät beleidigt — mehr als eine Confiscation kann bei der Beliebtheit des objectiven Verfahrens da nicht passieren; unternähme man es jedoch, ausnahmsweise einmal das schmutzige Cartell journalistischer Theaterpaschas aufzustöbern, so wäre das — man lebt ja in traulicher concordia — nicht nur incollegial, es trüge auch sicher allerlei »subjective Verfolgung« ein, die schmerzhafter ist und weniger reclamedienlich als die vom Staatsanwalt besorgte objective. Und endlich: den Ackerbauminister, der selten zu Premièren geht, lernt man nie persönlich kennen, während man doch über Herrn Siegfried Löwy bei allen besseren Gelegenheiten stolpert. Die Directive für einen unabhängigen Journalisten lautet also: Die Umgebung bleibe sacrosanct; auf Wiener Boden sind natürlich die Antisemiten anzugreifen; in der innern und äussern Politik Österreichs hat man reichliche Auswahl, und wenn man dann den einen Sectionschef und die zwei liberalen Abgeordneten, die der Herausgeber von Jours her kennt, nach heißen Kämpfen abzieht, erübrigt noch immer ein weites Feld zur Bethätigung der wahren Unabhängigkeit ....

Wer selbst den journalistischen Taglöhnern der Lüge, den Officiösen der Regierung oder des Capitalismus jedwede Schweinerei als ein geheiligtes Gewohnheitsrecht nachsehen wollte, den müsste die Heuchelei der angeblich unbefleckten Wöchnerinnen des Zeitungswesens in Harnisch bringen. Dort, wo zu keinem Amt, keiner Finanzgruppe, ja zuweilen selbst zu keiner Meinung Beziehungen nachweisbar sind, stellt sich pünktlich die Rücksicht auf tausend gesellschaftliche Machtfactoren ein. Hat man sie nicht, so borgt man

sich sie von der nächstbesten liberalen Zeitungsredaction aus, und das große Tagesblatt wird nicht verfehlen, bei jeder Gelegenheit auf die junge aufstrebende Revue hinzuweisen, die so freudig ein ansehnliches Segment seines Interessenkreises auf sich genommen hat.

So sehen wir das bischen Aufmerksamkeit, das unser Publicum nach erledigter Leibblattlectüre für bedrucktes Papier noch zu vergeben hat, in unverantwortlicher Weise allwöchentlich von Neuem missbraucht. Wer sich zum Abonnement einer Revue aufgerafft hat, fühlt sich um seine Erwartung, hier noch jene Wahrheit zu finden, die in der Tagespresse Raummangels halber ewig im »Übersatz« bleiben muss, schmählich betrogen: Statt frisch zugreifender Socialkritik und rücksichtsloser Auffassung aller Actualitäten nichts als eine hochmüthige Sachlichkeit, dazu die gangbaren politischen Radicalismen, von einem Hohn durchtränkt, der etwa nach Prossnitz zuständig ist, und einer Unentwegtheit, die nach irgendeinem freisinnigen Bezirksverein weist — und alles dies mit einer Selbstzufriedenheit vorgebracht, als ob der Völkerfrühling ein Quartalswechsel und die Machthaber die »noch rückständigen Abonnenten« wären. Ein ewiges Kokettieren mit der Correctheit einer Verwaltung, die zuweilen sogar die Aufnahme von Bankinseraten verweigert; aber die politisch und financiell so prononciert reinen Hände scheuen sich nicht, dem nächstbesten Literaturdelinquenten, wofern er nur dem bekannten »Wiener Milieu« angehört, willfährig sich entgegenzustrecken ...

Ich habe rückschauend der Plage des Wochenchronisten in unfreiem Kreise gedacht und noch einmal wie von weiter Ferne gesprengte Ketten rasseln gehört. Ohne Wehmut scheide ich von einer Welt der »angenehmen Verbindungen«, seit langem schon, weil man den Störer der Gemüthlichkeit und des liberalen Ringelreihens in mir gewittert, scheel angesehen — bald vielleicht ein Vervehmter. Kein freundlicher Warner wird künftig der unbesiegbaren Lust, Gesellschaftsgötter

zu lästern, tactische Bedenken entgegenhalten, kein Chefredacteur, zitternd um seine Beziehungen, hinter meinem Rücken stehen und besorgt, ich könnte mich an Näherliegendem vergreifen, mit suggestiv warmer Stimme mir beständig in die Ohren raunen: »Aber — so machen Sie sich doch über den Ackerbauminister lustig! . . . .«



»Die Fackel« erscheint bloß dreimal im Monat. So erspart sie sich den bekannten Zeitungsstempel und dem Finanzminister Kaizl ein schamvolles Erröthen. Herrn Kaizl hat zwar die gepresste Luft eines Cabinets, das näher dem Hofe als der Straße zu gelegen ist, ein wenig den Kopf verwirrt, sonst aber ist er gewiss mit den meisten der in diesem Blatte vertretenen Anschauungen einverstanden. Drum wäre ihm der Anblick einer anständigen, auf sich selbst gestellten und nur durch ihre Leser subventionierten Zeitung immerhin peinlich gewesen, die mit der Fußfessel der Stempelpflicht den ohnehin beschwerlichen Weg zum Interesse der österreichischen Öffentlichkeit antreten soll. So lasse ich denn, Herrn Kaizl zuliebe, die »Fackel« nicht, wie ursprünglich geplant, allwöchentlich erscheinen, versage dem Staate die sonst fällige Zahlung einer jährlichen Steuer von mehr als tausend Gulden und glaube zu diesem Entschlusse die Zustimmung des Finanzministers in vollem Maße zu besitzen. Denn trotz dem Ehrgeiz des Emporkömmlings und ungeachtet der Erniedrigungen, die ein Portefeuille in Österreich auferlegt, halte ich ihn noch immer eher für einen »modernen und vernünftigen Mann«, als z. B. Herrn Heinrich Kanner, der dies seit einem Jahr an jedem Samstag bestreitet.

* * *

Der Wiener, der politische Entmündigung nie pathetisch nahm, hat sich auch neulich wieder ohne ein Gefühl der Beschämung aus dem sich hinter ihm schließenden Parlamente entfernt und seine Aufmerksamkeit einem draußen soeben gestürzten Comfortabelrosse zugewendet. Vielleicht wird er bald vor einem steckengebliebenen Automobil verweilen, aber — verweilen wird er . . . . Erst wenn auch die Theater geschlossen sind, beginnt für ihn der wahre Absolutismus. Einst bedurfte es noch der künstlichen Ablenkung, wenn der Gesichts-

kreis des Bürgers mit allerlei politischem Spectakel erfüllt war, und dem kundigen Blicke des Staatsmanns blieb es öfter anheimgestellt, die geeignete Zugkraft für ein Theater zu finden. Wo ehedem erhöhter Kunstgenuß das erwünschte Zerstreuungswerk besorgte, reicht heute der nächstbeste Klatsch und eine einfache Verstärkung des theatralischen Nachrichtendienstes aus, um den Leser über die Weltlage zu beruhigen. Wird in Österreich ein Verfassungsbruch begangen, so gähnt die Bevölkerung. Wie soll nun diesem Zustand die Presse des Landes sich anpassen? Die N. Fr. Presse, ihrer Pflichten als großes Oppositionsblatt bewusst, hat am Tage, da die erste Verordnung auf Grund des § 14 ins Land gieng, in einem längeren Artikel auf die Geschenke hingewiesen, die die Mitglieder des Josefstädter Theaters anlässlich der 100. Aufführung des Vaudevilles »Wie man Männer fesselt« von der Direction erhielten. Sie schrieb wörtlich: »Schon nach dem ersten Acte erdröhnten die Salven des Jubiläumsbeifalls. Der Haupteffect des Abends kam nach dem zweiten Act. Als sich auf den Beifallssturm der Vorhang wieder hob, war die Bühne in einen Blumengarten verwandelt und ganz angefüllt mit Riesenkränzen, Blumenkörben und Bouquets. Auf zwei Tischen waren die Geschenke ausgebreitet, welche die Direction den Darstellern der Hauptrollen widmete. Fräulein Dirkens erhielt ein Füllhorn mit einem Engel aus Gold, Herr Maran einen persischen Teppich und eine Busennadel, Capellmeister Kappeller eine Rauchgarnitur aus Bronze, Dramaturg Eisenschitz, der Übersetzer des Stückes, und Regisseur Groß silberne Schreibtischgarnituren, Frau Pohl-Meiser und Fräulein Moraw silberne Visitkartenkörbe, Herr Tuschl einen Gasluster aus Bronze, Fräulein Sachs ein goldgesticktes Kissen, Herr del Zopp Manschettenknöpfe und Herr Strasny einen silbernen Crayon; sämmtliche Damen vom Chor erhielten silberne Armbänder mit Breloques und die Herren vom Chor silberne Manschettenknöpfe. Die Vertheilung der Geschenke wurde vom Publicum mit Beifall begleitet.« Wenn unsere Blätter Glück haben, fällt die 150. Aufführung von »Wie man Männer fesselt« mit der Octroyierung des ungarischen Ausgleiches zusammen. Dann erst erdröhnen in Österreich die Salven des Jubiläumsbeifalls und — wir erfahren, dass Herr Tuschl unter dem Beifalle des Publicums abermals einen Gasluster bekommen hat.

* * *

Es verlautet mit jedem Tage bestimmter, die Regierung Thun sei nicht geneigt, das Lueger'sche Project einer Gemeindewahlreform der Sanction zu empfehlen. Am Ende haben also die Liberalen in der letzten Zeit nicht ohne Erfolg regierungsfreundliche Allüren zur Schau getragen. Die N. Fr. Presse verstieg sich sogar zu einem begeisterten Eintreten für die Erhöhung der Officiersgagen und schob auch sonst tapfer den »innerösterreichischen« Oppositionsstandpunkt beiseite, nur um den liberalen Patronen Wiens, »diesem kleinen Häuflein freisinniger und charaktervoller Männer«, wie sie sie öfter kosend zu benennen pflegt, nur um den Noske und Matzenauer den

ungeschmälerten Genuß ihres politischen Lebensabends zu sichern. Wenn aber eines für die Regierung bestimmend war, dem Lueger'schen Anschlage, der am Ende auch Herrn Walter Brix um sein Mandat bringen könnte, kein Gehör zu schenken, so mussten es die positiven Argumente sein, die die N. Fr. Presse gegen die Gemeindewahlreform vorbringt. Gleich, als die guten und die üblen Absichten des Bürgermeisters — der gescheite Plan einer Aufhebung der Wahlkörper, verschlechtert durch die Einführung der Sesshaftigkeitsclausel — ruchbar wurden, erhob die N. Fr. Presse laute Klage, dass ja dann nicht weniger als fünf Minister, die Herren Thun, Kaizl, Dipauli, Kast und Jendrzejowicz, der Wahlberechtigung in der Gemeinde Wien beraubt wären. Das ist allerdings eine Perspective, vor der jedem Liberalen grauen muss. Es ist ja wirklich nicht daran zu denken, dass die Ministerschaft dieser fünf Herren die von Lueger dictierten fünf Jahre erreichen wird, und gewiss mag es eher noch ein einfacher Arbeiter, den die Suche nach dem Broterwerb dahin und dorthin verschlägt, zur Sesshaftigkeit in Wien gebracht haben, als Minister, die ein unstätes Nomadenleben führen, das sie von der zweiten Rangsclasse zur dritten und durch die Statthalterposten aller möglichen österreichischen Landeshauptstädte treibt. So wird den Liberalen, die das Schicksal der »fluctuierenden Minister« dauert, wohl nichts anderes übrig bleiben, als die Einführung eines neuen und unwiderruflich letzten Wahlkörpers für Regierende zu verlangen. Dass sie sich nicht entschließen können, für ein allgemeines und gleiches Wahlrecht einzutreten, selbst wenn man ihnen garantierte, dass auch Minister einbezogen seien — wer sollte es ihnen verübeln? Jedenfalls mag man sich vorstellen, wie, aufgereizt durch die beweglichen Klagen der N. Fr. Presse, die Herren Thun, Kaizl, Dipauli, Kast und Jendrzejowicz in ihren »Gummiradlern« vor das Rathhaus ziehen, den Wagenschlag öffnen und im Chor: »Heraus mit dem allgemeinen Wahlrecht!« brüllen, während die fünf Kutscher, zufrieden im Privilegienbesitze, vergnüglich schmunzelnde Gesichter zeigen. Und die Minister Ruber, Wittek, Bylandt-Rheidt und Welsersheimb, langgediente Bureaukraten, sitzen daheim und freuen sich gleichfalls, dass sie in Wien wahlberechtigt sind . . . Gewiss, der Widerstand der Liberalen gegen die Gemeindewahlreform entbehrt nicht der verzweifelten Komik. Wenn aber ein Argument die Lueger'sche Absicht rechtzeitig vereiteln kann, so ist es die Entdeckung der N. Fr. Presse. Die Regierung kann eine Wahlreform, die sie selbst entrechtet, nicht zur Sanction vorlegen.

* *
*

—r— Als vor ein paar Wochen der Run auf die galizische Sparkasse entfesselt wurde, da wunderte man sich vielfach über die polnische Römertugend, die selbst die Gefahr eines Bankerotts nicht scheue, um financielle Unlauterkeiten in den herrschenden Kreisen aufzudecken. Schärfer Blickende wunderten sich allerdings nicht, weil sie den feinen Schachzug der Schlachta durchschauten, der ein

paar einflussreiche Gegner der Badeni- und Abrahamowicz-Clique in der Öffentlichkeit unmöglich machen und jene liberal schillernde Gruppe des Polenclubs compromittieren sollte, die seit Langem schon zum Ausgleich mit den Deutschen drängt. Aber mit der Aufdeckung galizischer Missstände darf man eben nicht spielen. Die Sache scheint nun im Rollen zu sein. Seither kam die galizische Creditbank daran; andere Enthüllungen stehen wohl bevor. Und die Schlachta steht da, wie der Zauberlehrling von Goethe; »die sie rief, die Geister, wird sie nun nicht los«.

* * *

Aus dem Parlament verjagt, hat sich die politische Discussion in den unweiten Gerichtssaal geflüchtet. Die letzten Monate haben kaum ein Urtheil gebracht, das nicht zunächst vom Parteistandpunkt betrachtet worden wäre. Alle vierzehn Tage vollzieht sich jetzt ein anmuthiger Wechsel in der Auffassung der Geschworenengerichte, die förmlich als Spielball zwischen den feindlichen Lagern hin- und hergeworfen werden. Ist ein Antisemit verurtheilt worden, so suchen seine Gesinnungsgenossen Trost in dem Gedanken, dass das wahre Recht ja doch nicht von Männern, die »zufällig Geschworene« geworden sind, erkannt werden könne, während die Liberalen sich pünktlich als Hüter einer »freiheitlichen Errungenschaft« geberden und die »heilige Institution des Volksgerichtes« nicht anzutasten erlauben. Wird daraufhin einer von den ihren gefasst, dann versäumen sie nicht, verächtlich auf die »Hernalser Greisler« herabzublicken, die zur Rechtsprechung ja doch nicht berufen seien und der innerstädtischen Intelligenz niemals imponieren können; die Antisemiten aber beginnen als Orakel zu preisen, was sonst nur der »Zufall«, blind eben wie die Gerechtigkeit, erschaffen hat.

So werden die Geschworenen heute von dieser, morgen von jener Seite als die geschworenen Feinde einer unparteiischen Justiz declariert. Herr Otto Frischauer sollte sich endlich beruhigen. Er hat durch seinen widerlichen Kampf um ein Chambre separée-Abenteuer die politische Atmosphäre hinreichend verpestet, er hat es bewirkt, dass sich die Parteiblätter durch Monate fast mit nichts anderem ernsthaft beschäftigt haben, als mit den nächtlichen Extravaganzen einiger Spießer, und er ist zur endlichen Erforschung der leuchtenden Wahrheit nicht einmal davor zurückgeschreckt, ein Heer von Kupplerinnen und in ihrem Privatleben öffentlicher Damen zu mobilisieren. Nur hätte er sich nicht alles für die Gerichtsverhandlung aufsparen, vielmehr schon vorher öfter den Lesern seines Blattes erzählen sollen: Gestern hatte einer unserer Mitarbeiter die Ehre, von einem Zuhälter empfangen zu werden; folgt ein längeres Interview . . . . Herr Otto Frischauer hat die Sache seiner Gegner gestärkt, und Dank seinem unermüdlichen Bemühen umstrahlt heute die massigen Häupter unserer klobigsten Antisemitenführer eine Gloriole politischen Märtyrerthums. Er hat einen armen Reporter zuerst für seine Zwecke zum gemeinsten Spionagedienst gezwungen und später als sein »Vertheidiger« eine

halbjährige Haft von ihm nicht abzuwenden vermocht. Herr Otto Frischauer hat genug zur »Belebung« des politischen Interesses gethan. Er ziehe sich zurück. Das Publicum weiß jetzt schon, dass auf der Stufenleiter journalistischer Vornehmheit zwischen seinem »Wiener Tagblatt« und dem »Deutschen Volksblatt« nichts als eine kleine Meinungsverschiedenheit liegt.

* * *

Die Verworrenheit unserer politischen Zustände hat einen großen Vortheil; sie erleichtert die Beurtheilung der führenden Männer. Unter minder schwierigen Umständen konnte sich ein Minister jahrelang der Feststellung seines Wertes entziehen. Selbst der Geschichte fehlen die Anhaltspunkte zur Beurtheilung einzelner Staatsmänner. Aber dieses historische Dämmerlicht ist vorüber. Heute ist die Beleuchtung so grell, dass man die Umrisse politischer Unfähigkeit weithin erkennt. Unsere Zeit richtet jeden Minister binnen ein paar Tagen — standrechtlich. Auch auf die Abstufungen der Mittelmäßigkeit lässt sie sich nicht mehr ein.

* * *

Schwierigkeiten gibt es nur für den, der sie nicht überblickt. Der Mann, an dessen Intelligenz gemessen, die Conflicte unserer Politik klein erscheinen würden, ist aber noch nicht gefunden. Hat die individualistische Auffassung in der Geschichte Unrecht, die den historischen Verwicklungen nur die Aufgabe zuerkennt, die Persönlichkeit zu zeitigen, die ihrer Herr wird?



DIE VERTREIBUNG AUS DEM PARADIESE.

Das ist eine Welt, die zwischen Morgen- und Abendblatt lebt und sich von dem Dämmerschein des neuen Jahrhunderts nicht bange machen lässt. Irgendwo ist ihr plötzlich der Begriff für Dimensionen abhanden gekommen und sie beeilt sich darum, jeder Winzigkeit eine historische Geberde zu verleihen. Scheinbar ist es nur eine stolze Epoche der Zündhölzchen-Automaten,

die sie sich bereitet hat, aber, wie das schon so mit den technischen Fortschritten zu gehen pflegt, zugleich auch eine Epoche des automatisch erzeugten Ruhmes und der sich selbst enthüllenden Monumente. Dass in einer Zeit, die aller Tradition entsagt hat und die man versteht, wenn man in ihrem Schlagwörterverzeichnis ein wenig blättert, Cultur kaum in sorgsam gehüteten Treibhäusern zu gedeihen vermag — wen soll es bekümmern? In Österreich hat die Verkehrtheit der menschlichen Dinge Couleurstudenten zu Führern einer Nation gemacht. Wird von dem Verzweiflungskampfe der Deutschen, der sich an einer Pilsener Straßentafel austobte und nachher im Parlamente nur noch unarticulierte Laute fand, ein nennenswertes Literaturdocument künftigen Generationen erzählen? Vermöchte ein Nationalismus, der in der Zerstörung der anderssprachigen Schule eine Errungenschaft sieht, das Geistesleben der Volkheit sonderlich zu vertiefen? Und wird sich die Erinnerung an ein Heroenzeitalter von Versammlungssprengern nicht am Ende bloß zu epischen Gassenhauern verdichten lassen?

Es ist ein Zug von aufreizender Bizarrerie, wenn die Rasse, die im politischen Kleinkampf Dichter zu zeugen verabsäumt und ihren Boden zur Unfruchtbarkeit verdammt hat, weil sie seine Grenzen vertheidigen muss, tagtäglich aus jenen Kreisen, die auch dem edelsten nationalen Streben theilnahmslos gegenüberstehen, geistigen Zuschuss erhält. Nicht etwa, als ob unseren Kunstwärtern das sociale Gewissen über völkisches Bewusstsein gienge, als ob sie von der Höhe modernen Denkens jedweder nationalen Bethätigung den Respect versagten. Nicht doch — was diese Industrieritter vom Geiste zur Herrschaft gelangen ließ, ist einfach die größere Behendigkeit und die rasche Occupation des Marktes, dessen gangbare Werte ein politisch beschäftigtes Volk nie recht gekannt hat.

Wie das Recept, nach dem die literarische Nahrung der Massen verfälscht wird, Geheimnis einiger weniger

Unternehmer ist, mag im Folgenden gezeigt werden. Ich will es versuchen, ein Bild jenes Marktes und seiner lautesten Schreier zu zeichnen, ein Gruppenbild, das erst auf dem Hintergrund der Wiener Gesellschaft und der Wiener Presse die richtigen Contouren gewinnt. Man wird schließlich finden, es sei ein Familienidyll der Corruption, so recht traulich und in abendliche Stimmungen getaucht. . . .

In anderen Centren sind die Beziehungen loser und schwerer aufzudecken; die Hand hat einen weiten Weg, um die andere zu waschen, einen weiteren, um in die Taschen des Publicums zu gelangen. Aber hier in Wien, wo jeder von jedem weiß, mit wem er bereits verfeindet ist oder wen er noch betrügt, ist es helllichter Tag, wenn die Geschäfte abgemacht werden. Eine Presse, die außerhalb jeglichen politischen Einflusses gestellt ist und die im Drange der Verhältnisse sich genöthigt sah, ihren Freisinn zum Freikartensinn umzugestalten, versorgt in eigener Regie den Theatermarkt und wacht mit Argusaugen, dass kein Berufener eindringe.

Fast alle Bühnen sind ihr tributpflichtig, fast alle haben ihr tägliches Quantum an Gratisbilletten abzuliefern und jene Stücke aufzuführen, die sie selbst verfasst oder zumindest vidiert und protegiert hat. Dieselben Leute, die gestern noch als freie Recensenten auf freien Plätzen saßen, tauchen heute als dankbare Autoren vor dem Vorhang auf und werden morgen von den Redactionscollegen überaus schmeichelhaft besprochen sein. Kritische Machthaber, welche aus der von ihrer Gunst und Gnade abhängigen Theaterkanzlei Tantièmen beziehen — ich bin zu wenig Staatsanwalt, um sogleich den richtigen Ausdruck für solche Übung zu finden. Da steht diese Bande in den Zwischenacten der Première auf einem Fleck beisammen, hält die Passage des Mittelganges versperrt und täuschelt Ansichten über die Frage aus, wie viel »Häuser« das Stück voraussichtlich »machen« werde. Während das

übliche Meinungscartell für die Morgenblätter zustandegebracht wird, sprengen literarische Galopins auf und ab, den Löwy zu suchen und in hohem Auftrag auch die anderen Correspondenten der Berliner Blätter zu bearbeiten; ein strebsamer Jüngling schießt hin und her, um Stimmung zu machen, und die Hyänen vom Schlachtfelde des Durchfalls schleichen von Reihe zu Reihe und beschnüffeln jeden, bei dem sie ein selbständiges Urtheil vermuthen. Da quält sich ein Librettist zum Beifall, dem der Concurrentenneid aus dem Auge leuchtet, und ein Componist, von Tantièmengier geschüttelt, kann seinen Ärger kaum unterdrücken, dass der andere ihm eine Arie vorweggestohlen hat. . . . Und diese saubere Gesellschaft treibt ihr Gewerbe unter den Augen eines Publicums, welches das journalistische Ergebnis der erbärmlichsten theatralischen Schacherpolitik immerzu als Orakel aufnimmt. Aus unmittelbarer Anschauung könnte es jedesmal klar und deutlich erkennen, wie die Sache gemacht wird, und mit raschem Entschlusse, wenn es sich im Zwischenact organisierte, den Bund der Autoritäten auseinanderjagen.

Seitdem die bodenwüchsige Vorstadtposse verblichen ist, müssen wir das Wiener Theater einem regelrechten Speculantenthum preisgegeben sehen. Journalistische Schmarotzer, die eben erst aus dem Kehricht der öffentlichen Meinung emporgetaucht sind, Operettenwucherer und Coulissiers, die, wenn schon nicht dem Gerichtssaal, so doch der Gerichtssaalrubrik entsprungen sind, tummeln sich auf der Scene, die einst Nestroy und einem herrlich verwienerten Offenbach gehört hat. Vollends in den letzten Jahren, die den Wirkungskreis des Wiener Liberalismus auf ein Premièrenparket beschränkten, hat das literarische Manchesterthum eine Entwicklung genommen, die geradenwegs einer Katastrophe zutreiben muss. Nie ist der Einfluss der Tagespresse schamloser in bares Geld umgemünzt, nie der Theatertheil der Journale offen-

kundiger zum Vortheil derer, welche ihn redigieren, benützt worden, nie hat Selbstlob in ähnlich verbrecherischer Weise der Beutegier allmächtiger Impotenzen Vorschub geleistet. Gelang es, durch zwei Jahrzehnte jede künstlerische Regung im Tantièmenreiche niederzuhalten, dem auf sich selbst gestellten Schaffen den Weg zur Bühne mit allen Chicanen zu verrammeln, so hatten doch Beeinflussung botmäßiger Directoren und Feindseligkeit gegen Talente, die den Canossagang zu Redactionsdienern verschmähten, ehedem eine gewisse, ich möchte sagen: Anstandsgrenze. Heute sind die Kaffeehaustische markiert, an denen vorbei der Weg zu Bühnenerfolgen führt, und »reine Künstler« müssen sich glücklich preisen, wenn sie, nach dornenvollem Streben von Tisch zu Tisch, in der Runde der laut mit Theaterwerten feilschenden Zwischenhändler sesshaft geworden sind.

. . . Weit dehnt sich das Gehirnweichbild des Wiener Literatenthums, täglich erfolgt neuer Zuzug von Talenten, die der Entdeckung harren, und die Billardspieler fühlen sich bereits geniert. Die Jugend fordert ihre Rechte, die ungestüme Jugend, die alle Entwicklung von der Eröffnung des Café Glattauer datiert und in ketzerischem Übermuthe vergessen möchte, dass es einst auch eine Epoche Griensteidl gegeben hat. Aber unter allen Abtheilungen, die in der heutigen Ordnung dem künstlerisch beschönigten Müßiggang zugewiesen sind, hat die dramatische ihren alten Zauber bewahrt, und neugierig und verlangend steht mancher Anfänger vor der Schwelle ihrer Mysterien. Jawohl — mag die umliegende Welt in Trümmer gehen, in diesem Tantièmenkotter wird noch immer mit dem gleichen Ernst über den Cassenausweis einer 25. Aufführung gesprochen und, wenn das Geschäftliche erledigt ist, noch immer mit der gleichen Heiterkeit jeder Kaffeeschluck aufgenommen, den der als Witztyrann gefürchtete Tischpräsident gethan hat. Ein Absolutismus des Lachens, der heisere Unterthanen straft, aber Gnaden vertheilt,

wo eine tüchtige Kehle in allen Stimmlagen Beweise unverbrüchlicher Loyalität gegeben hat.

Wie heißt doch der Herr, von dessen Gesicht zuvorkommende Tischgenossen es im Nu ablesen können, wenn ihm gerade nichts einfallen will, und der dann, jedesmal ängstlich prüfend, im Kreise der Getreuen nur strahlende Gesichter erblickt? Wie heißt der Herr, der von seinem Kaffeehausstühlchen die Wiener Theaterwelt beherrscht, die gesammte Journalistik seinen Wünschen fügsam zu machen weiß und ihren Heerbann, der dem Wink seines Hasses folgt, gegen jene aufrührerischen Elemente entsendet, welche sich unter dem Erbtheil Heinrich Heines etwas anderes als ödes Kalauern, gepaart mit dürftiger Versroutine, vorzustellen wagen? Nein — es gibt gewiss nichts, das die klägliche Kleinheit dieses geistigen Wien besser bezeichnen könnte, als die Thatsache, dass der Mann, dem die Collegenschaft tagtäglich Lobeshymnen singt, die einem dramatischen Säkularmenschen gegenüber als aufdringliche Reclame wirken müssten — Julius Bauer heißt. Dieses ans Groteske streifende Missverhältnis zwischen der äußeren Macht und der wesentlichen Unbeträchtlichkeit eines Journalisten ist es, was die endliche Abwehr herausfordert, und der kleine Bänkeldichter erscheint ernsthafterer Betrachtung wert, wenn er zum Mentor der literarischen Jugend ausgerufen wird, wenn vor ihm die Mimen in Devotion ersterben und seines Geistes Werke, mögen sie auch noch so geringe Zugkraft üben, keine Direction vom Repertoire abzusetzen wagt.

Die Theaterleute schmachten unter dem Drucke dieses Recensenten, dessen unbedenkliche Art, einem Buchstabenwitz zuliebe einen Erfolg zu schmälern, sie kennen. Die Börsengesellschaft, die doch in ihren Reihen manch ursprünglicheren Humoristen aufweist, schätzt ihn, weil er eine ihr minder geläufige Nuance, den Commis voyageur-Witz repräsentiert. Die Zeitungsleute, die gerade in dieser Species wiederum eine ver-

wandte Saite anklingen hören, feiern ihn als den Nachfolger Heinrich Heines, wenn sie es nicht vorziehen, Aristophanes mit ihm in entehrende Beziehungen zu bringen. Nun, es wird hier noch öfter Gelegenheit sein, an dem Rücken dieser Sippschaft ihre Maßstäbe zu zerbrechen; für heute mag sie sich in ihrem — wenn ich nicht irre — nach Raab zuständigen, mühsam zu Budapester Cultur erzogenen Abgott getroffen fühlen. Auch ist es mir zunächst um die armen Schauspieler und verschüchterten Literaturneulinge zu thun, welche sich im Hörigkeitsverhältnis zu Herrn Julius Bauer viel weniger wohl zu fühlen scheinen, als die Collegenschaft, die erst Überlegenheit des Könnens und der Bildung als Druck empfinden würde. Aber Herr Julius Bauer, der unverdrossene Buchstabenverwechsler, der den Franz-Josefs-Quai lachen macht, wenn er statt »Musentempel« »Busentempel«, wohlgemerkt: B statt M, und statt »Im Wein liegt Wahrheit« »Im Bein liegt Wahrheit«, wohlgemerkt: B statt W sagt, der Routinier einer seit Heine sattsam strapazierten und längst ausgeleierten Versform, übersteigt wahrhaftig das Niveau der Genossen nicht. Gewiss gibt es auch unter den Journalangehörigen Wiens ungleich bessere und gebildetere Stilisten, die nur aus Indolenz oder missverstandener Collegialität sich gegen den widerlichen Cultus eines kleinen Theaterplauderers nicht auflehnen. Unerfindlich bleibt, wie z. B. Hugo Wittmann, der doch — man mag gegen den ausgedienten Feuilletonisten der Bourgeoisie alles mögliche einwenden — an Kenntnissen und erzogenem Geschmack den Journalistendurchschnitt weit überragt, sich mit Herrn Bauer zum Operettenbunde vermählen konnte. Unerfindlich, wie Herr Speidel nach Schluss einer Burgtheaterpremière sich von dem schon inspirationsbedürftig in der Garderobe wartenden Bauer auch nur in den Winterrock helfen lassen kann.

Literarisch gemessen, ist Herr Bauer ein Nachtischhumorist, den man eventuell auch größeren Vereinen

zuziehen könnte, aber mit dem Theater haben seine Spässchen nichts zu schaffen, und nur ein Premièrenparket, das auch seine Tafelfreuden mit Herrn Bauer theilt, könnte sie ertragen. Sein Witz entspringt nicht dem launigen Erfassen einer Situation und gehört somit nicht auf die Scene; sein Witz entspringt aber auch keinem Gefühl, keinem Zorn, keiner Meinung — somit gehört er nicht auf Druckpapier. Herr Bauer wäre nicht einmal fähig, seine eigene Missgunst, mit der er jüngeren Gesellschaftswitzlingen begegnen soll, schriftstellerisch zu gestalten. Welcher Laune sollte auch ein Humor gehorchen, der im Wortklang sich befriedigt und dem kein adäquater Ernst als Widerspiel entspricht? Zwischen den Wahrheiten, die dieser Satiriker lachend verkündet, und den Lügen, die er bekämpft, liegt zumeist nur ein Buchstabe, und wenn den der Setzer übersieht — ist das Erbe Heinrich Heines licitando zu vergeben. War die Handschrift deutlich und ist der Setzer achtsam gewesen, wird man Herrn Bauer eine gewisse Fixigkeit, mit der er seine Banalitäten schon fast mechanisch los wird, kaum bestreiten können; aber ebensowenig, dass der Vers — dieser notorische Hochstapler — zur Hebung des geringen Witzgehaltes wesentlich beiträgt. Nicht drei gute Prosazeilen vermöchte Herr Bauer zu schreiben, die, losgelöst von Kalauern, an und für sich zu wirken hätten.

Man glaubt es anderwärts nicht, dass ein Mensch, der, urtheilslos und ungebildet, an Literarisches mit einer durch Wortwitzsucht getrübten Objectivität des Reporters herangeht, bei uns seit Jahren als Kritiker, als Burgtheaterkritiker, in Betracht kommt, dass wir einen Gelegenheitshumoristen die Werke Ibsens beurtheilen lassen.

Wie aber sollte man an der kritischen Führerschaft einer Null Anstoß nehmen, wo die Verseuchung der Vorstadtbühnen durch den nämlichen Herrn Julius Bauer zu den Selbstverständlichkeiten einer jeden Saison gehört? Wo ein aus dem Schlamm der schmierigsten Halbweltanschauung geschaffenes Zeug, wie dieses

»Adam und Eva«, wiewohl ihm bei der Première der intensivste Durchfall, den eine Operette seit Jahren erlebt hat, beschieden war, dennoch Dank der beispiellosen Pression des Zeitungsconsortiums auf die Theaterkanzlei einen Winter hindurch den Spielplan »beherrschen« konnte. Was da von dem hurtigen Aufgebot aller Cliquenmänner geleistet, wie da, vom Tage der Erstaufführung an, die Meinung der Theaterbesucher in täglich variierten, mit allem Raffinement wirksamer Abwechslung ersonnenen Reclamenotizen gefälscht, wie da das störrische Publicum förmlich mit Peitschenhieben in das Theater getrieben wurde — das verdient als Denkmal von der Haltung des geistigen Wien am Ausgang dieses Jahrhunderts künftiger Culturberichterstattung überliefert zu werden. Als nichts mehr verfangen wollte und das Arsenal der Lügen von ausverkauften Häusern, eigens nach Wien geeilten Directoren u. s. w. erschöpft war, durfte, ohne dass der Staatsanwalt, dem die Theatersphäre gewiss mancherlei Anregung bieten müsste, auch nur den Finger gerührt hätte, dreist erzählt werden, Erzherzog Franz Ferdinand habe bei einer Aufführung von »Adam und Eva« dem Regisseur sagen lassen, dass er sich ausgezeichnet unterhalte und den Dialog aus dem Textbuch noch einmal kennen zu lernen wünsche. Die Leute, die kurz zuvor durch Herausgabe einer Jubiläumsschrift krampfhafte und dennoch mit keinem Orden belohnte Anbiederungsversuche an die höchste Stelle gemacht hatten, glaubten jetzt ohne Rücksicht auf den § 64 (Beleidigung eines Mitglieds des Kaiserhauses) keck behaupten zu dürfen, dass es den Geschmack des Thronfolgers nach den geistigen Sumpfniederungen eines Bauer'schen Librettos ziehe.

Man muss sich nur die Ungeheuerlichkeiten alle ins Gedächtnis rufen, die später als Offenbarung eines begnadeten und in seiner Laune unerschöpflichen Witzkopfes gepriesen wurden — von denselben Herren gepriesen wurden, die am Abend der Première von dem unzweideutigen Misserfolg consterniert und kopfhänge-

risch dagesessen waren, als ob sie Mitglieder jener anderen »Concordia« wären, die wirklich Leichen bestattet, und nicht des Vereins, der dem todtgeborenen Erzeugnis eines Collegen zu künstlichem Scheinleben verhilft. Man erinnert sich noch der geschmacklosen Auswucherung biblischer Motive, die nicht anders als etwa eine religionslästernde Annonce des »Paprika-Schlesinger« wirkte, und der gleichfalls — in beiden Fällen wurde auch über »Reaction« gejammert — die unverdiente Ehre einer Censurierung zutheil ward. Noch tönt uns der Refrain Bauer'scher Bibelauffassung in den Ohren:

»Ich bin der Josef Jakobsohn,
Bekannt im ganzen Land,
Der Sohn vom Jakob Kohn,
Der auf der Leiter stand . . .«

noch denken wir an jene andere erquickliche Situation des bilderreichen Werkes, da Sokrates und Plato von einer lebendig gewordenen Herkulesstatue geprügelt werden und Diogenes, der in der »Schönlaterngasse« zu wohnen vorgibt, dem Streite ein Ende macht. Es ist dies eine hellenische Welt, wie sie etwa Stammgäste des Café *'Αβελης* oder des dem Carltheater so nahen Café Tifoxilos mit der Seele suchen. Ja, das ist Großverschleiß attischen Salzes. Witzperle reiht sich an Witzperle, und ein ganzer attischer Salzgries liegt vor unseren Augen. Kein Wunder, seit Bauer Herrn Leo Ebermann protegiert hat, kennt er das Griechenthum . . . Und die actuellen Anspielungen in Menge, die deutlich zeigen, dass Bauers Schaffensgebiet nicht von einem nahen Theaterhorizont begrenzt ist, dass auch die großen Fragen der Zeit ihn beschäftigen und der Menschheit Kummer die empfindsame Saite seines Humors erklingen lässt. So weiß er einerseits, dass Dreyfus Unrecht geschieht, anderseits, dass in Wien behufs Gasrohrlegung die Straßen in schlechtem Zustande sind, und er hat diesem seinem tief socialen Empfinden in beweglichen Coupletstrophen Ausdruck gegeben, oder — wie am andern Tage ein resoluter

Schmock niederschrieb — »er bohrt mit aristophanischer Sonde an Zeitverhältnissen herum« — —

Es fiele mir wahrhaftig nicht ein, Herrn Bauers Kreise stören zu wollen wenn sie sich bloß mit den Kreisen dinierender und amusementbedürftiger Börsenmäcene deckten, und ich würde unserem Satiriker, der mit loyalen Verslein immerdar zur Stelle ist, sobald ein Regierungsjubiläum gefeiert wird oder gar Herr von Taussig eine seiner Töchter verheiratet, sogar das längst ersehnte Ordensbändchen oder den »kaiserlichen Rath« gönnen, dessen Fehlen der Lebensanschauung des Humoristen zuweilen einen melancholischen Zug verleihen mag. Allein der arme Wortwitzhascher, der allzulange schon in einem Unsterblichkeitsdünkel dahinlebt und nicht fühlt, dass er in Wahrheit nur ein winziger Nachkomme des der Wiener Kunstluft einst so gefährlichen Saphir'schen Canalgeistes ist, hat die endliche Zurechtweisung verdient. Weit wäre es mit der neu-österreichischen Literatur gekommen, wenn sie ernstlich darauf angewiesen bliebe, sich ihre Wege von dem Hofnarren Rothschilds, vom Aristophanes des Herrn von Taussig bestimmen zu lassen. Wir werden es nicht mehr dulden, dass die wichtigsten Ehrenstellen, welche die Literaturgeschichte zu vergeben hat, in einer Ausschusssitzung des Pensionsfonds der »Concordia« vertheilt werden, und da Heinrich Heine und die andern Großen kein anderes Mittel der Abwehr mehr haben, als sich gegebenenfalls so im Grabe umzudrehen, dass sie mit der Rückenseite gegen Herrn Julius Bauer und die ihn heute noch umheulende Rotte liegen bleiben — wird unsere Pflicht es sein, ihre Namen gegen freche Verunglimpfung zu schützen.

Wenn es den Herren beliebt, sie mögen weiter untereinander in kritischer Blutschande leben und uns noch öfter das Schauspiel bereiten, dass, wie es kürzlich erst geschah, eine führende Zeitung ihre Theaterrubrik wochenlang den Bedürfnissen dreier ihrer eigenen Redacteure zur Verfügung stellt, die im artigen Turnus

gegenseitigen Lobes täglich vor den Augen des Publicums abwechseln. Aber neugierig sind wir, ob dieses Publicum noch lange zusehen wird, neugierig, ob es sich bis ins neue Säculum hinein eine Presse gefallen lassen wird, die den Antisemitismus besser zu erzeugen als zu bekämpfen vermag und die deshalb gegenwärtig um nichts heißer bemüht ist, als der Phrase von der »Schmach des Jahrhunderts« angesichts des nahen Verfallstages die nöthige Prolongation zu erwirken — eine Presse, die gegen ihre plumpsten und dümmsten Widersacher unterliegen muss, weil sie Wahrheitsfanatiker entsendet, deren Schuh den Koth schmutzig macht, und die, was sie durch ihre politische und financielle Gebahrung verschuldet hat, nun rasch auch auf dem Gebiete des Theaters producieren möchte. Wenn sie heute in späten Thränen über die veränderte Sinnesart der Bevölkerung ihre eigene schmutzige Wäsche auswindet, so sollte sie nicht vergessen, dass auch die Theatersphäre den von ihr beklagten Einflüssen eines Tages unterliegen könnte. Weil draußen heute — ein natürlicher Wetterwechsel — unfreundliche politische Lüfte weh'n, möge sie sich doppelt hüten, das Foyer zum Ghetto zu verwandeln. Ihr zum Trotz, die unverdrossen täglich ihr »Lacht nur bei Julius Bauer!« annoncierte, ist »Adam und Eva«, von einem entsetzten Publicum täglich von Neuem angeblasen, endlich und endgiltig von der Bildfläche verschwunden. Langsam scheint man sich zu besinnen, und, wenn die Zwischenhändler des Geistes nicht freiwillig bald ein anderes Gebiet industrieller Bethätigung aufsuchen, so wird die allgemeine Vertreibung aus dem Paradiese der Theaterherrschaft nicht mehr allzulange auf sich warten lassen.



Die Einacter.

Im Burgtheater hat man dem jungen Wien Gelegenheit gegeben, einmal repräsentativ zu beweisen, dass es über keinen eigenen Ton verfügt. Herr Arthur Schnitzler, der noch immer den geringfügigen Ruhm genießt, in solcher Mitte der Beste zu sein, und der durch eine solide literarische Geschäftsgebarung im voraus manche Sympathien für sich hatte, kam mit drei Einactern zu Worte. Weil ihm wiederholt schon ein hübsches Talent für erste Acte nachgerühmt wurde, will er seine dramatische Kurzathmigkeit jetzt als Genre pflegen. »Paracelsus« ist eine Blüette, die ihre gedankliche Nichtigkeit in historischem Gewande darbietet. Es ist Schnitzlers Höhenflug: wo er aus dem Bereiche seiner anmuthigen Wiener Empfindsamkeiten hinausstrebt, muss er auf Fuldas Ebene landen. — »Die Gefährtin« ist ein seltsames Kunstproduct gewollter Psychologie. Die Scene gewährt einen Prospect auf das Grab einer Frau, und mit vertheilten Rollen wird ein Nachruf gesprochen, der zu ungeschickt abgefasst ist, um nicht peinlich zu wirken. Bei Strindberg hat der Hass eine Technik geschaffen, und wenn er es unternähme, gegen das frische Grab einer Frau zu polemisieren, so würde man eben dem Temperament bewilligen, was man Herrn Schnitzler und seiner umständlichen seelischen Obduction nicht verzeihen kann. Das Werkchen trieft von psychologischem Doctordünkel. Der Gedankengang, der sich in einer kurzen und geraden Linie prächtig erschöpfen ließe, verläuft spiralenförmig, und das armselige Thema wird den verzweifeltsten Drehungen unterworfen. »Die Gefährtin« ist geradezu das Meisterstück scenischer Unbeholfenheit; ein Monolog der Hauptperson, der noch rechtzeitig durch das Eintreten einer »sympathischen Frauengestalt« verhindert wird, einer edlen Dulderin der Stichworte. — »Der grüne Kakadu« heißt des Abends bester Theil. Hier ist Herrn Schnitzler wenigstens wieder ein sicherer und launiger Dialog geglückt. Und die Mache blinkt so sauber, dass sie zuweilen selbst über den Eindruck der Drolligkeit hinweghilft, den der Dichter der Liebe vom »Währinger Gürtel« auf dem Hintergrund der großen Revolution hervorrufen muss. Es ist ja nicht zu verlangen, dass eine solche Zeit in den Köpfen des jungen Wien andere als anekdotische Stimmungen auslöse. So sehen wir das Gewaltige zu einem netten Genrebildchen eingefangen. Wo dieses zu jenem sich erweitert, fällt der Vorhang, und der Autor bewies, dass seine Geschicklichkeit sogar noch knapp bis zum Über-

gang reicht. Das ist nicht wenig, und um des »Grünen Kakadu« willen dürfte sich der Einacter-Cyclus auf dem Repertoire behaupten. Vielleicht versucht man es dann auch mit einer oder der anderen Scene aus dem »Anatol«, der bis heute noch Schnitzlers dramatisches Können auf die prägnanteste und gefälligste Art umschrieben hat.

Auch Hugo von Hofmannsthal sollte mit seinem Erstling (»Gestern«, bei Klinkhardt verlegt) für das rehabilitiert werden, was er acht Jahre später geleistet hat. Dieser Edelsteinsammler aller Literaturen hat durch die Aufführung seines »Abenteurer« und seiner »Sobeïde« viel eingebüßt. Herrn Schlenther blieb es vorbehalten, mit täppischer Hand das Geheimnis zu lüften, welches das Schaffen des Ästheten so lange umschwebte. Wenn Herr Schlenther sich um jeden Preis als österreichischer Patriot bethätigen will, so wird er unser heimisches Literatenthum aus dämmeriger Zurückgezogenheit nicht vor das Rampenlicht locken dürfen. Herr v. Hofmannsthal, dem frühzeitig die Mittel dazu geboten waren, hat sich bis heute als Goethenatur in engeren Kreisen gut bewährt. Man wusste, dass er das Leben floh, dass sein Wesen der »gemeinen Deutlichkeit der Dinge« widerstrebe und dass auf dem Lehnstuhl vor seinem Schreibtische, ganz wie es Herr Bahr verlangt, »der Abglanz der Ewigkeit« ruhe. Man konnte ihn für seinen vornehmen Geschmack loben, der, in dem Studium aller Schönheitsepochen des menschlichen Geistes verloren, keine Schallwelle von dem eklen Gekreisch unseres Theaterthums an sich herankommen ließ. Dass er kein Dichter war, durften ihm die anderen, die es nicht sind, wohl verzeihen; aber er hat sie überragt, weil er, wie keiner neben ihm, Dichter zu lesen vermochte, und in seinem Ohr klang es von allen Rhythmen der Classik. Er war gewohnt, aus einem mit köstlichem Edelgestein besetzten Glase zu trinken. Dieses war klein und — nicht sein eigenes, wie man ein Musset'sches Wort verändernd und mit leisem Bedauern sagen konnte. Aber ihm zur Ehre mochte es schon gereichen, dass seinen artistisch erzogenen Blick die Pracht der Steine immer wieder anzog. Allzu früh waren ihm literarische Verderber an die Seite gegeben, und der von seinen Eltern verwöhnte Liebling der Grazien, dem man die Allüren Jung-Goethes aufzwang, konnte der Gefahr, die seine Entwicklung bedrohte, bald nicht mehr entrinnen. Jetzt hat ihn Herr Schlenther sogar um das bischen Mangel an Eigenart gebracht, das ihm noch kürzlich so nett zu Gesicht gestanden war. Nach dem unheimlich

formgewandten und preciösen »Gestern« des 17jährigen hatte man lange gehofft, dass der Wein, wenn er sich auch noch so abgeklärt geberde, doch am Ende mal 'nen guten Most geben werde. Die zwei Einacter im Burgtheater brachten die Enttäuschung. Hofmannsthal ist um ein Beträchtliches koketter geworden und seine Form, die ehedem noch ein spielerisches Verhältnis zu Gedanken hatte, zeigt jetzt die völlige Abhängigkeit des Bildungslyrikers von der jeweiligen Lectüre. Ein Niederschlag von allen Culturen hat hier seine rein äußerlichen Wirkungen gezeitigt. Was zu dramatischer Geltung gebracht wird, ist im »Abenteurer« kaum mehr als ein Tändeln mit Degen und Mantel, in der »Sobeïde« etwa der Sinn für die Schönheit eines bunten Teppichs. Im zweiten Werke scheint Hofmannsthal hin und wieder auch etwas sagen zu wollen. Aber es ist ihm wohl nicht zuzutrauen, dass er den Befreiungsdrang einer Frauenseele durch Ungemach und alle Fährnisse des Lebens, die er ihr bereitet, absichtlich ad absurdum führen wollte. Das wäre eine recht philistiöse Anschauung, die vor der Flucht aus dumpfer Enge warnt und die Thür, durch die eine Befreite zog, vorsichtig »für alle Fälle« zur Rückkehr offen hält. Grillparzers Rustan mag von bösem Traume zur Nüchternheit des bürgerlichen Lebens erwachen und, zufrieden in wiedergefundener Wirklichkeit, den Ruhm einen leeren Wahn schelten. Aber das Sehnen nach »Assad«, das einen Schimmer von Glück über das Dasein mancher Sclavin breitet, haben bis heute noch, selbst wo sie es in That verwandelten, wenige Sobeïden zu bereuen gehabt. Gewiss ist indeß Herrn v. Hofmannsthal so weise Bedenklichkeit nicht zuzumuthen, und mehr als ein decoratives Vergnügen dürfte ihn denn auch zu seiner »Sobeïde« nicht verführt haben.

Ein Zeichen der Unechtheit tritt dabei greller als sonst in Erscheinung. Es ist ja Hofmannsthals Art, die Offenbarungen der Dichter aus der Hand der Übersetzer zu empfangen. So wie den »Präraphaeliten« aus der rudimentären Technik, mit der einst die Schüler von Sienna sich behelfen mussten, neue Schönheit erblüt, so lässt sich Herr v. Hofmannsthal durch die naturgemäßen Mängel einer Übersetzung anregen. Nicht Shakespeares und der Griechen, aber Schlegels und Thudichums Epigone spricht aus den Versen dieses »Primitiven«. Auch früher konnte man aus manchen seiner Wendungen zuweilen den Gegenstand seiner momentanen Beschäftigung errathen; so wenn er, mitten aus dem Studium lateinischer Classik heraus,

seine Sprache mit Ovidischen Floskeln schmückte und ganz im Sinne, ja Wortlaute des Römers das Bild einer Überschwemmung z. B. mit den »in den Ulmen hängenden Fischen« (pisces in ulmis haerentes) zu zeichnen pflegte. Heute ergeht er sich in leeren Travestien aller möglichen Stile.

»Doch nun zu Bett; dies ist ein buntes Zeug
Von Wiedersehn und Trennung, Angst und Lust,
Und macht den Kopf so wirr, als hätt' man Nächt'
In einem Maskenaufzug umgetrieben . . .«

Ist es nicht, wenn man diese Worte aus seinem »Abenteurer« hört, als lauschte man einer förmlichen Stilkopie Schlegel-Shakespeares? Herr v. Hofmannsthal treibt philologische Lyrik. Nach seiner Weltanschauung zu fragen, nach jenem Etwas, das von seinen Versen übrig bleibt, wenn man sie von Costüm und Anklängen befreit, wäre müßig. Genug, er flieht noch immer das Leben und liebt die Dinge, welche es verschönern.

* * *

Die Kenner. — Tina Blau. — Herr Klimt und das revolutionierte Kunstempfinden des Herrn von Dumba.

Aus Künstlerkreisen erhalte ich folgende Zuschrift: Journalisten sind nach dem bösen Worte eines großen Mannes diejenigen Leute, die ihren Beruf verfehlt haben; unter ihnen pflegen sich nun jene, welche wegen Mangels jeglicher positiven Kenntnisse zu nichts anderem zu verwenden sind, der Kunstkritik zuzuwenden. Während der Musikreferent wenigstens imstande sein muss, Noten zu lesen, fällt bei der Besprechung von Literatur und bildender Kunst jedes ähnliche kleine Erfordernis weg. Aber Unwissenheit allein genügt doch nicht, wofern nicht ihre Resultate mit jener apodiktischen Ruhe vorgebracht werden, die der Unverschämtheit zum Verwechseln ähnlich sieht.

Man ist ja an Vieles gewöhnt. Von Zeit zu Zeit aber hat man doch den Wunsch, diesen oder jenen sublimen Ausspruch ein wenig festzunageln. Schreibt da unlängst der Kunstkritiker der »Neuen Freien« (die übrigens von jeher in diesem Fache einen Record nach unten behauptet hat) anlässlich der Tina Blau-Ausstellung etwa Folgendes: Man finde da recht hübsche Sachen, müsse aber der Künstlerin den Rath geben, sie möge sich die modernen Mittel der Malerei mehr zu eigen machen, wenn sie den Anspruch erheben wolle u. s. w., u. s. w. Man wird schwerlich die beiden oben erwähnten Eigenschaften des Kunstkritikers in einer reineren Form darstellen können, als sie in diesem Ausspruch eines edlen Gönners

zu finden sind. Tina Blau, die bis jetzt von Kritik und Publicum eben wegen ihres modernen Empfindens vernachlässigt worden war, und die vor zwanzig Jahren schon — in ihrer Weise natürlich — die Principien der Worpsweder und Glasgower Schule angewendet hat!

Sind aber die meisten Kunstkritiker schon in puncto einfachen Tadels oder Lobes unzuverlässig, so wird die Sache gar possierlich, wenn sie sich aufs Prophezeien verlegen oder die Dinge sub specie aeternitatis zu betrachten anfangen. Der Aristoteles unserer »Zeit«*) leistet bekanntlich hierin Hervorragendes. Man erinnert sich noch, wie er von den in einem lächerlichen Deutsch abgefassten und auf Büttenpapier gedruckten Pubertätsempfindungen eines Kalksburger Gymnasiasten feierlich erklärte: In vierzehn Tagen wird Europa von diesem Buche sprechen! Das Wort bekam Flügel, aber das Buch ist längst von der Oberfläche verschwunden. Jetzt erklärt derselbe Herr ein Bild von Klimt in der Secession (den »Schubert«) schlankweg für das beste Bild, das je ein Österreicher gemalt hat. Nun, so schlecht ist das Bild wieder nicht, und der gute Herr von Dumba, der auf seine alten Tage seine Wohnzimmer secessionistisch ausschmücken lässt, braucht es nur ein bischen ins Dunkle zu hängen. Herr von Dumba als Secessionist ist überhaupt sehr amüsant. Das kam nämlich so. Er hatte die Bilder für sein Musikzimmer bei Klimt bestellt, als dieser noch in der braven Art der Laufberger-Schule arbeitete und sich höchstens ein paar Makart'sche Extravaganzen gestattete. In der Zwischenzeit war aber dem Maler der Khnopff aufgegangen, und jetzt ist er, damit die Geschichte nicht ohne Pointe bleibt, Pointillist geworden. Und das muss natürlich der Besteller alles auch mitmachen. So ward Herr von Dumba ein Moderner. *Bec.*

---

*) Hier ist natürlich Herr Hermann Bahr gemeint. Das wüste Treiben dieses Herrn, der noch immer Cultur nach Österreich zu bringen vorgibt und immerzu seine Dichterkrönungen vollzieht, wird, bevor er noch in der ersehnten grösseren Tagesredaction landet, in diesen Blättern öfter und schmerzhafter aufgedeckt werden. Anm. d. Herausgebers.



Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

DIE DEMOLIERTE LITERATUR.

Von Karl **Kraus**. Mit einem Titelbild von Hans **Schliessmann**.

M. G. Conrad äußert sich im »*Deutschen Dichterheim*« über »*Die demolierte Literatur*« folgendermaßen:

Die 36 Seiten kosten 40 kr. Sie sind das Geld wert. Man bringt mit Hilfe dieser geistvollen Parodierung der Wiener Café Griensteidl-Literatur wirklich das Unglaubliche fertig: die abgerackertsten Karrengäule im Triumphzug der decadenten Poseure erwecken nicht fade Unlustgefühle, sondern herzliches, gesundes Lachen. Die uns das anzuthun vermögen, allerdings erst durch die Zubereitung, die sie in der Küche des genial kaustischen Karl Kraus erfahren — verdienen wahrhaftig ein Denkmal. Und Vieles, was sich hier urwienerisch ausspricht, ist zugleich urmünchnerisch und urberlinerisch. Für den Kenner der letzten zehn Jahre Jung-Literatur verstärkt sich also der Eindruck aufs Erfreulichste. Diese biederen alten Knaben, die nie jung gewesen und nie zur Reife gekommen sind, eben weil sie keine Natur in sich hatten, sondern nur Moment-Witze und -Blitze, Umsturzprogramme, technische Wunder-Recepte und artistische Posen, die also mehr Théâtre variété denn Literatur im Leibe hatten — sie haben doch nicht umsonst gelebt und »Bewegung« gemacht. »*Die demolierte Literatur*« zeigt classisch, wie nutzbar und amusant sie sind.

»Berliner Fremdenblatt« (in einem Feuilleton): »*Die demolierte Literatur*« enthält eine gewaltige Summe von gesunder, witziger Satire, scharfer Beobachtung und wirklicher Menschenkenntnis; die Pointen sind messerscharf, ohne geklügelt zu sein, die Sprache selbst das eleganteste, makelloseste Deutsch, das der Autor mit der Bravour eines Künstlers zu meistern und für seine Zwecke zu verwenden weiß. Karl Kraus gehört momentan zu den bestgehassten Schriftstellern Jung-Wiens; nur muss man mich auch recht verstehen, gehasst wird er von denen, die er angegriffen hat: Mit der unbarmherzigen Geißel der Satire jagte er die Clique, die sich in der Literatur breit macht und sich gegenseitig in die Höhe poussieren will, von ihren bequemen Ruhe- und Plauderplätzchen auf. Manche Partien aus der »*Demolierten Literatur*« enthalten Aperçus, die zum Besten gehören, was Satire je geschaffen. . . . . .

In ähnlich günstigem Sinne sprechen sich aus: **»Neue Freie Presse«, »Wiener Zeitung«, »Fremdenblatt«, »Wiener Tagblatt«, »Oesterreichische Volkszeitung«, »Neues Wiener Journal«, »Wiener Mode«, »Frankfurter Zeitung«, »Berliner Tageblatt«, »Berliner Börsencourier«, »Neue Hamburger Zeitung«, »Breslauer Zeitung«, »Berner Bund«, »Münchener Allgemeine Zeitung«, »Münchener Neueste Nachrichten«, »Münchener Generalanzeiger«, »Socialistische Monatshefte«** (Berlin), Leipziger **»Gesellschaft«, »Prager Tagblatt«, »Grazer Tagblatt«, »Linzer Montagspost«, »Oesterreichische Wochenschrift«, »Oesterreichische Beamtenwelt«, »Neue Armee-Zeitung«** u. A.

ergötzt, Wood die Tuchmacher-Briefe des Swift nicht besonders anregend gefunden, und Menzel zählte keineswegs zu den Bewunderern der satirischen Meisterleistung Börnes, des »Franzosenfressers«. Das ist ja schließlich Alles nur ganz selbstverständlich! Den Angegriffenen thut es ja sehr weh', ihre Schwächen und Lächerlichkeiten der öffentlichen Heiterkeit erbarmungslos preisgegeben zu sehen. Und Karl Kraus bringt schon den richtigen Blick und Spürsinn für derlei mit. Urernst nimmt er Phrase um Phrase unter sein Vergrösserungsglas. Schon sein famoser Erstling: »Die demolierte Literatur«, zog ihm eine Menge Feindschaften zu von all' denen, deren Eitelkeiten er verletzt hatte, und es waren ihrer nicht wenige. Nun hat er sich redlich Mühe gegeben, ihre Zahl beträchtlich zu steigern. Sein neues Opus wird ein gleiches Schicksal haben, wie das erste. Aber Jedermann wird es doch gelesen haben wollen. Das ist eine Art Trost. Und die lustigen Worte, deren es ganz köstliche gibt, werden geflügelt in die Welt hinausflattern:

»Die unduldsamen Märtyrer« — »die zum Eintritt in das neue Ghetto berechtigenden gelben Flecke« (Bestätigung des für zionistische Zwecke gezahlten Schekels) — »die staatenbildende feuilletonistische Begabung Herzls« — das wären so einige. Geradezu köstlich in seiner sachten Ironie ist der Satz: »Wenn man so endlich die erwünschte nationale Cultur hat, wird man sie nur noch organisch aus der Vergangenheit herauswachsen lassen müssen.« Nur noch — o, Kleinigkeit! Jüdische Helden thun Noth, aber »mit der Aufstellung eines Feuerofens zur Erzeugung von Makkabäern ist nicht gedient . . .« »Hinaus mit den Juden!« erschallt das antisemitische Wuthgeheule und — »Jawohl, hinaus mit uns!« schallt der Ruf zurück. Die assimilierte Natur ist auch so eine reizende Kraus'sche Erfindung mit ihrem »mauschelnden« Bächlein und dem jüdischen Echo, das mit einer — Frage antwortet. Die israelitische Jung-Aristokratie kommt übel weg. »Sie haben sich mit ihren arischen Sportgenossen zu innerer Leere und zu einer Aristokratie der Fingernägel gefunden . . .« »Schüttelt den Salzgriesgram von Eurer Stirn,« ruft er den Mühseligen und Beladenen zu. ». . . Blicket nicht sehnsüchtig nach dem Lande, in das man Euch führen will — denn dieses ist das Land Uz! . . .«

Das Buch ist so meisterhaft gemacht und so überaus lustig, dass es auch den Zionisten, jedem für sich im stillen Kämmerlein, gefallen mag, wenn es auch gegen die Partei als solche gerichtet erscheint. Öffentlich wird natürlich darüber der Stab gebrochen werden müssen, als einer gar ketzerischen, des Verbrennens überaus würdigen Schrift. Es waren aber nicht immer die schlechtesten Bücher, die auf den Index gesetzt worden sind, und Karl Kraus hat sich ja schließlich doch nichts anderes davon erwarten können. Aber wer eine Krone übrig hat für Zion, gehe hin und gebe sie — für das famose Libell, und hat er eine Bücherei daheim, so stelle er getrost das grüne Heftchen zwischen den »Doctor Akakia« von Voltaire und »Menzel, den Franzosenfresser« von Ludwig Börne; denn da gehört es hin.

Für den Inhalt der Inserate übernimmt die Redaction keine Verantwortung.



Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.


DIE FACKEL
HERAUSGEBER:
KARL KRAUS.
ERSCHEINT DREIMAL IM MONAT.
PREIS 10 KR.
WIEN.

DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monate im Umfange von 16–24 Seiten.

Einzelne Nummern à 10 kr. sind in den meisten Tabaktrafiken und allen Buchhandlungen erhältlich.

Abonnementspreis bis Ende December 1899

mit portofreier Zustellung:

für Österreich-Ungarn	fl. 2.25
für das Deutsche Reich	M. 4.50
für die Länder des Weltpostvereines	M. 5.25

Offene Reclamationen portofrei.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der »Fackel«:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Telephon Nr. 1633.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der »**Fackel**« und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: 1/1 Seite fl. 35.–, 1/2 Seite fl. 18.–, 1/4 Seite fl. 10.–. Bei grösseren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

Die Fackel

Nr. 2 WIEN, MITTE APRIL 1899

Lieber Kamerad Kraus,

erinnern Sie sich noch des Abends, da Sie mir Ihr Leid klagten und stöhnend riefen, das Beste, was Sie sagen zu können glaubten, sei Ihnen zu sagen verwehrt, und Sie seien es müde, sich immer wieder »über die Stilschnitzer des Ackerbauministers lustig zu machen«? Damals rieth ich Ihnen, es allein, auf eigene Kappe, zu versuchen. »Sie wollen,« so ungefähr sprach ich, »kein Stück auf die Bühne bringen, keine Übersetzung ins Land der Tantièmen bugsiren, wollen weder politische noch gesellschaftliche Ehren einheimsen, weder in reichen Häusern verkehren noch in Literatenvereinen das große Wort führen. Sie wollen, nach Lassalles gutem Leitsatz, »aussprechen, was ist«, und hoffen, auf diese Weise Ihrem Lande, Ihrer Stadt und Ihrem Stande nützen zu können. Das kann man, wie heute die Dinge liegen, nur allein. Aus Ibsens »Bund der Jugend« und »Volksfeind« können Sie lernen, welche Rücksichten jeder capitalistische Besitzer einer Meinungfabrik nimmt, nehmen muss, — namentlich auf die »localen Machthaber«, die näher sind als die politisch Mächtigen und die man viel öfter

mit dem Ärmel streift. Alles kann Der nur sagen, der keine politischen, socialen, gesellschaftlichen Nebenabsichten hat. Versuchen Sies getrost! Ob Ihre Kraft ausreicht? Das kann sich erst in der Arbeit selbst zeigen. Sie müssen aus der Kaffeehaussphäre, in der Sie die allerliebste Satire »Die demolirte Literatur« fanden, heraus; sonst droht Ihnen, trotz Ihrem starken Talent und der neidenswerthen Frische Ihres Witzes, die Gefahr der Monotonie. Sie müssen, wie es in den Zeitungen immer so hübsch heißt, die Schwingen kräftiger regen. Helfer, Mitflieger oder doch Solche, die mitfliegen möchten, werden Sie finden; denn die Zahl der Männer und Frauen, die eine Stätte suchen, wo sie ihr letztes Wort frei aussprechen dürfen, ist groß. Und geht es nicht — eh bien, dann haben Sie sich doch selbst ein Maß Ihres Könnens verschafft und sind, wie weiland der Battenberger, um eine interessante Erfahrung reicher.«

Nun: es scheint zu gehen. Das erste Heft der »Fackel« liegt vor mir, es scheint mir ein verheißender Anfang und der Erfolg ist, wie mir wiener Freunde schon nach dem ersten Verkaufstage schrieben, zunächst einmal da. Möchte er Sie nicht eitel machen. Eitelkeit ist die erste Hypothek auf die Ehre, sagte Bismarck. Aber zu solchem Laster haben Sie, wenn mein Eindruck nicht trügt, gar kein Talent. Das ist gut; denn eben depeschirt mir ein uns gemeinsamer Bekannter, dass Sie schon nah an dreißigtausend Hefte verkauft haben. Alle Achtung vor dem wiener Literaturbedürfnis! Thut nichts: Sie werden nicht übermüthig. Sie haben noch viel zu thun, viel zu bessern, zu lernen, nachzuprüfen. Ich weiß nicht, kann von fern nicht

wissen, ob die Zustände und Personen, die Sie geistreich und witzig angreifen, wirklich so schlimm sind, wie Ihre spitze Feder sie schildert. In ihren Leistungen steht ja die wiener Presse unendlich hoch über der berliner. Sie haben — um nur vom Feuilleton zu sprechen und die Namen zu nennen, die mir gerade einfallen — starke Talente wie Speidel, Hanslick, Gelber, Wittmann, Goldbaum, Groß, Herzl, Hevesi, J. J. David, Bahr (ja: zucken Sie nicht, trotz allen Wunderlichkeiten und Masken, auch Bahr!), Chiavacci, Poetzl und manche Andere, haben publicistische Talente ersten Ranges wie Victor Adler und Austerlitz (die »Arbeiter-Zeitung« halte ich, vom politischen Standpunkt abgesehen, für die am besten redigirte Zeitung in deutscher Sprache) und in Ihren Blättern darf sich nicht, wie in unseren, die banausische Stümperei breitmachen. Wies mit der »Corruption und Cliquenwirtschaft« steht, über die Sie klagen? . . . Wohl nicht anders als anderswo. Die Wiener, die hierher kommen, sagen mir immer: »Ja, bei Ihnen gibts weniger Talente, aber mehr Charaktere!« Du lieber Himmel! . . . Aber die Unfähigkeit wirkt von Weitem gewöhnlich sehr charaktervoll und gesinnungtüchtig. Ich hoffe, Sie lernen mehr und mehr erkennen, dass die Übel von der Institution, nicht von den Personen stammen. Seit die Journalistik ein grosscapitalistisch betriebenes Gewerbe geworden ist, ein Geldmachergeschäft, das dem Beruf fremde Leute leiten, dem sie, je nach ihrem Privatinteresse, den Weg weisen, ists eben geworden, wies werden musste. Das Alles hat ja Lassalle schon viel besser gesagt und geweissagt, als ichs vermöchte. Bei Ihnen werden doch wenigstens zwei große Zeitungen — vielleicht sinds auch mehr —

von Schriftstellern geleitet, wirklich, nicht nur scheinbar geleitet; glauben Sie nicht, dass für einen literarisch Empfindenden die Verständigung mit Bacher und Benedikt oder mit Adler — ich nenne die drei Herren, die persönlich gewiss recht verschiedenen Wesens sind, hier nur als literarische Potenzen zusammen — leichter ist als mit Mosse, Lessing, Ullstein und ähnlichen Besitzern großer berliner Meinungplantagen? Bitte, denken Sie daran und verfahren Sie fein säuberlich mit den etwa vorhandenen Sündern! Was sollen die halben und Vierteltalente denn machen? Sie kriechen da unter, wos warm ist. Wir müssen versuchen, es dahin zu bringen, dass der publicistische Arbeiter nicht mehr von den Productionmitteln getrennt ist, dass er die Zeitungen, die er schreibt, auch wirklich leitet und nicht gezwungen ist, täglich zweimal in den höchsten Brusttönen zu verkünden, was er nicht glaubt. Sonst kommen wir sehr schnell zu amerikanischen Zuständen und die Journalistik, der heute schon Depeschen und Reportage wichtiger sind als Stil, Können, Sachkenntniss und Überzeugung, hört völlig auf, ein Zweig der Literatur zu sein. Wenn die Journalisten, die »von Natur« ja nicht schlimmer sind als andere Erdensöhne, erst sehen: Es geht, man kann auch außerhalb der Kulifrohn leben, kann sagen, was man denkt, eine Katze getrost Katze nennen, — dann werden sie sich zusammenthun, das Joch abschütteln, den Tributrechten, die sie jetzt, zur Aufbesserung ihrer Finanzen, in Anspruch nehmen, entsagen, ihren Schneider und ihre Wochengeliebte nicht mehr mit Freibillets bezahlen, für impotente »Collegen« nicht mehr seufzend, weils die Versicherung auf Gegenseitigkeit so verlangt, Reclame machen und das Stückeschreiben, Übersetzen

und Bearbeiten Denen überlassen, die nicht das Richteramt im literarischen und theatralischen Hader üben. Dann können wir eine saubere und wirksame Presse bekommen, eine, die mehr ist als ein Nachrichtenmüllkasten oder ein hastig gewürztes Futter für müde Nerven und von der dann auf Congressen Gutes gesagt werden kann, ohne dass die Auguren sich während der herrlichen Rednereien ins fette Fäustchen lachen.

Deshalb freue ich mich Ihres Beispieles, freue mich Ihres Muthes und Ihrer jungen, frischen Kraft, die sich im ersten Heft der »Fackel« so pantherhaft heftig in Zorn und Spott austobt. Bleiben Sie aufrecht, hüten Sie sich, wenn die Schleudern unsanft zurückfliegen, vor Verbitterung und vergessen Sie im Literatenlärm und Zeitunggezänk nicht die großen Gegenstände menschlichen Mühens, nicht die wirtschaftlichen Zusammenhänge, die Alles erklären, Alles verzeihlich machen . . . Rothberger ist doch ein besseres Thema als Julius Bauer (von dem ich Bönhase übrigens nur ein paar wirksame schlechte Witze kenne) und in Österreich, so scheint mir mindestens von fern, gibt es noch wichtigere Aufgaben als die, schmierigen Narren auf die tintenfleckigen Finger zu klopfen. . . . Glauben Sie ja nicht, dass ich diese Aufgabe unterschätze! Wenn ich Ihr Mühen nicht für verdienstvoll, den hygienischen Kampf gegen die Verpestung des zwischen der Literatur und dem Theater sich dehnenden Geländes nicht für nöthig und nützlich hielte, dann hätte ich Ihnen, mit einer Nervenentzündung im rechten, sündigen Arm, nicht einen so langen Brief geschrieben, den Sie — ich kenne die Herausgeber neuer Blätter! — am Ende gar drucken

werden. Nur vor gefährlicher Verengung des Horizontes wollte ich warnen.

Mit guten Wünschen für Sie und Ihr keckes Planen, dem ich ein weites Wirkensgebiet und eine kräftige Resonanz erhoffe, bleibe ich

Ihnen herzlich ergeben

Maximilian Harden.



Lieber, verehrter Herr Harden,

ich kann wohl unbesorgt sein; wenn ich das Schreiben, das Sie so freundlich waren an mich und — mit Verlaub — an meine kleine Öffentlichkeit zu richten, in der »Fackel« wiedergebe, werden die guten Feinde ohnedies hämisch mich von dem Verdachte der Verletzung eines Briefgeheimnisses freisprechen. Umso unbefangener bereite ich mich zur Antwort. Sie wiederholt zunächst den Dank, den ich dem Ermuthiger, Freunde und Bringer des lockenden Beispiels, wie man durch ein Jahrzehnt, allen »unsanften Schleudern« zum Trotz, aufrecht »was ist, aussprechen« kann, so oft schon freudig gezollt habe. Aber nicht nur für die Anerkennung, die Sie meinem Beginnen überreichlich spenden, auch für jenes Restchen Wohlwollen bin ich Ihnen dankbar, das Sie, da die Ferne Ihnen eine schärfere Controle nicht gestattet, für die von mir angegriffene Gesellschaft übrig haben. Und weil die Liebenswürdigkeit, mit der Sie für manchen Literaturdelinquenten auf mildernde Umstände plaidieren, den im Kampfe neu Etablierten reizt, so will ich die endgiltige Ausmessung der Distanz zwischen Berlin und Wien versuchen.

Genau besehen, ist es ja gar nicht einmal die weite Entfernung, die uns von der nämlichen Sache verschiedene Auffassungen beibringt, und Ihr Stand-

punkt erklärt sich mir eigentlich von selbst mit der natürlichen Bereitwilligkeit, nach schonungsloser Überwindung des heimischen Klüngels die Elemente, die in der Fremde das geistige Leben zusammensetzen, a priori als die besseren und gesünderen zu respectieren. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, dass es mir zuweilen mit Berlin ebenso ergeht und dass ich bei aller Abneigung gegen die Beherrscher Ihres Theatermarktes jenen breiteren Spielraum, der der Verkommenheit dort geboten ist, den engen und kleinlichen Verhältnissen meiner Umgebung vorziehe.

Sie haben einmal in unserer Stadt geweilt, haben die Beschaffenheit unseres Publicums, das Sie durch Ihre fascinierende Redekunst zweimal gewannen, flüchtig kennen gelernt und seit der dreitägigen Erholung von den Strapazen des Berliner Kampfdaseins die Wiener Zustände mit dem Maße milden Erinnerns beurtheilt. Ich bitte Sie, die Versicherung entgegenzunehmen, dass ich, wenn meine Erfahrungen von der Wiener Geistigkeit und den sie bestimmenden Factoren in der halben Giltigkeitsdauer eines Retourbillets erworben wären, nie und nimmer die »Fackel« begründet hätte. So aber hat es der unglückliche Zufall gefügt, dass ich schon seit Jahren Zeuge aller Actionen des unsere Bühnen netzartig umspannenden journalistischen Geheimbundes bin. Ich verstehe die Zeichensprache seiner Mitglieder. Ich kenne die Kniffe, durch welche sie die geistigen Ansprüche des nicht im Rathhausviertel oder auf dem Schottenring wohnhaften Theiles der deutsch-österreichischen Bevölkerung abzuwehren wissen. Ich kann wahrhaftig nicht dafür, wenn ich die Fäden, die zwischen unseren maßgebenden Redactionen und unseren botmäßigen Directionen laufen, zu Strickleitern sich verdichten sehen muss, auf denen ein paar Hochstapler, und immer die nämlichen, jahraus jahrein zur Theatermacht emporgelangen. Und ich weiß, dass Sie, mein lieber Herr Harden, nur eine Saison in unserer Mitte verleben müssten, um den Ekel, den Sie mir jetzt

nur glauben, kameradschaftlich mit mir zu theilen und ihn, Ihrer stärkeren Kraft entsprechend, zu stärkerem Ausdruck zu bringen. Sie haben doch in Berlin, so unangenehm die einzelnen sein mögen, eine solche Collectivgemeinheit nicht. Was dort auf das Urtheil des Publicums und auf die Kunstwerte drückt, gibt sich nicht so solidarisch, nicht so gierig und schart sich nicht zu einem so leicht übersehbaren Conventikel, das die Gutgläubigkeit der Theaterbesucher noch in den Zwischenacten auswuchern möchte. Ihre Friedrichstrasse ist breiter als unsere Kärntnerstrasse, Ihr »Unter den Linden« breiter als unser Ring. Ihre Bevölkerung verschlingt reicheren Lesestoff, und die Macht der Sensationen, die vom Theatergebäude ausgehen, bricht sich schon an der nächsten Strassenecke. Sie haben kein Kaffeehausleben, und damit ist den Machenschaften Ihrer Tantièmenhungrigen manch' wertvolle Gelegenheit entzogen.

Wohl wirkt ihre Journalistik fern dem literarischen Gehege. Das ist ihr Fehler und ihr Vorzug zugleich. Sie haben eine selbständige Literatur, die durch Bücher zum Publicum spricht und zuweilen, wenn auch eine gekünstelte, so doch Bewegung macht. Die unsere ist auf die Zeitungen angewiesen, bei uns hat der Reporter den Schriftsteller verschlungen, und darum zeigt unser Zeitungswesen die höhere Entwicklung. Sie vollzog sich auf Kosten aller besseren Kunstmöglichkeiten. Was Sie unserer Journalistik nicht mit Unrecht nachrühmen, scheint mir das ganze Um und Auf unseres Literaturjammers zu sein. Das freie Schriftthum hat seine besten Säfte an das Feuilleton, hier und dort gar an den Leitartikel abgegeben. Unser Zeitungswesen, dessen frevlem Glanz ich die Nachrichtensteppe der Berliner Blätter noch immer vorziehe, ist gnädig genug, nachdem es die Novellisten unterjocht hat, dem Theater alljährlich seine Dramatiker zu schenken.

Bei freier Colportage kann sich Ihr Publicum rascher und bequemer über die ihm in Druckerschwärze

zugemuthete Culturwidrigkeit informieren, und weil Sie keinen Zeitungsstempel haben, ruht das journalistische Gewerbe nicht wie bei uns bloß in den Händen einer Privilegiertengruppe und entbehrt damit von vorneherein des so gefährlichen und so oft missbrauchten Prestiges. Bei Ihnen kennt man nicht den komischen Respect vor der Siebenten Großmacht, zudringliche Berichterstatter werden bei Ihnen zeitweise an die Luft gesetzt, und Ihr bürgerliches Publicum betrachtet nicht die Lectüre seiner Leibblätter als pünktlich zu verrichtendes Morgen- und Abendgebet. Das unsere lässt sich von den Leitartikeln der »Neuen Freien Presse« seit 30 Jahren mit Begeisterung langweilen und spricht dann von ihnen verzückt noch aus dem Schlafe .... Ihre liberalen Journalisten haben sich — von den verschiedenen politischen Daseinsbedingungen abgesehen — gewiss auch als Pionniere des Antisemitismus wacker bethätigt, aber sie haben nicht, was organisch wuchs, wie es organisch verlaufen wird, mit aller Lungenkraft und wider alle politische Vernunft zu nähren, festzulegen und zu gefährlichen Sensationen auszubeuten gesucht. Ihre Öffentlichkeit würde nimmer zwei Winter hindurch von dem Lärm widerhallen, den ein gieriger Zeilenjäger um ein »Sodawasser beim Wimberger« entfacht hat, und für die knotigen Unterhaltungen eines Gregorig, falls einen solchen auch Ihre journalistischen Diener des Freisinns erschaffen hätten, wäre sicherlich kein Interesse vorhanden. ... Ihren Zeitungen fehlen die glatten Könner, welche bei uns zu jeder Begebenheit, die eine Correspondenz meldet, ihr Stimmungsschnörkelchen anzubringen wissen. Dieser lästige Impressionismus, er durfte sich sogar auf unsere Redactionsdiener erstrecken, die von den Herausgebern nur dann aufgenommen werden, wenn sie die Gabe »plastischer Schilderung« nachweisen können. Es ist ja gewiss auch ein Mangel, dass Ihre Blätter im »localen Theil«, der bei uns wahre Genies gezeitigt hat, sich auf die allerwichtigsten Beinbrüche beschränken; am Ende vermeiden sie es auch, zur Niederkunft einer

hohen Dame ihren Specialberichterstatter und zu einem Ehebruch in der besseren Gesellschaft ihren Specialzeichner zu entsenden. Was hin und wieder auch bei Ihnen an Sensation geleistet werden mag, ist ja doch Wiener »Schule« und eine Folge der bei uns schon fühlbaren Hypertrophie des Schmockthums, dem durch Abgabe einiger Vertreter an die befreundete Metropole kein Eintrag erwächst.

Gedeiht in Ihren Landen so üppig auch die Sorte der nach Bedarf illustrierten Revolverblätter, die immer erst erscheinen, wenn sie sich an dem Blute theatralischer Anfänger vollgesogen haben? Und würden auch bei Ihnen diesen Kleingewerbetreibenden der Corruption gegenüber die großen Unternehmer, die im Verein der Presse sitzen, so verdächtig tolerant sein? Und gibt es bei Ihnen die artigen Coulissenplauderer, die immer schäkernd Tricotgeheimnissen auf der Spur sind und Theaterdirectoren und Schauspielerinnen beflegeln, wenn diese sich ihren theils dramatischen, theils schon mehr lyrischen Wünschen nicht gefügig zeigten? Ist Schnüfferl auch Kunstrichter? und schlägt er vor Aller Augen wüthend um sich, wenn ihm eine Pression auf die Kanzlei nicht gelang und wenn sein klägliches Zeug auch der demüthigste Diener der Journalistik dem Publicum nicht vorzusetzen wagte?

Ich weiß, auch der Verein der Berliner Presse nimmt den Reinertrag gewisser Premièren von den Theatern, die seiner Herrschaft überlassen sind, als eine Art Notizensteuer ohne Zögern entgegen. Aber ich weiß nicht, ob er unserer »Concordia« auch schon jene andere Übung glücklich abgeguckt hat: die ersten und gehetztesten »Kunstkräfte der Residenz« in jedem Monat ein- oder zweimal zur honorarlosen Unterhaltung der Vereinsmitglieder und ihrer Familien — sagen wir — einzuladen. Ich erinnere mich noch, wie Sie einmal dem Lumpen heimgeleuchtet haben, dem die Freibillets — er bezog, wenn ich mich recht erinnere, in einer einzigen Saison etwa 400 — zur

wichtigsten Einnahmsquelle wurden. Seien Sie versichert, unsere Bühnenleiter gehorchen flinker noch den Wünschen der Notizenprätorianer und wären, wenn sie nur die Adressen immer wüssten, gerne bereit, die Gratiskarten direct an Schneider und Wochengeliebte zu liefern.

Ich glaube immer, dass anderwärts die Zusammenhänge nicht so klar zutage liegen, dass die Manipulation zumindest eine verschämtere, das Erwischtwerden ein schwereres ist. Ich glaube, dass dort jene Leute, die mit der einen Hand den Strom der öffentlichen Meinung und mit der andern den der Tantièmen lenken, sich wenigstens in den Zwischenacten nicht so breitbeinig hinstellen. Ich glaube, dass bei Ihnen ein Philipp Haas selbst mit dem ausgesuchtesten Buffet sich nicht dramatisch hervorwagen dürfte, dass selbst berufsmäßige kritische Mitesser nicht ohneweiters sich von ihm miethen ließen und dass die Zeitungen Anstand nehmen würden, in spaltenlangen Berichten die künstlerische Offenbarung zu feiern, die ein Teppichfabrikant in einem bezahlten Theater durch bezahlte Schauspieler einem zu Tisch geladenen Publicum vermitteln ließ. Ich bin der festen Meinung, dass in Berlin der Zeitungsleser die journalistischen Kostgänger im Nu durchschauen, den Braten riechen und kritische Stimmen, die von fettglänzenden Lippen kommen, verachten würde. Aber durch unsere Publicistik schmatzt es fröhlich, so oft der reiche Dilettant zu dramatischem Schmause ladet, und zuletzt durften unsere von Hummermajonnaise triefenden Federn in derselben Zeitungsnummer, in welcher die hungrigen Collegen vom Leitartikel über Antisemitismus klagten, mit satter Genugthuung hervorheben, dass so eine von Herrn v. Haas arrangierte Vorstellung »im Gegensatze zu so vielen betrübenden Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens eine erfreuliche Thatsache repräsentiere«. Und weil man thatsächlich in der Buffetpause Sectionschefs mit Börseanern um einen guten Bissen raufen sah, schrieben

sie wörtlich, man habe nunmehr endgiltig den Beweis, »dass die sociale Zerklüftung in Wien doch nicht so weit vorgeschritten sei«.

Wären in Ihrem Bereiche die ungezählten Schmarotzer möglich, welche bei uns unter dem Protectorate einer Presse, die von der Anwesenheit jener bei Leichenbegängnissen und Soiréen beständig Notiz nimmt, zu maßgebenden Instanzen im Theaterverkehre geworden sind? Wird im Pokerspiel auch bei Ihnen der Befähigungsnachweis für jegliche Kunstthätigkeit erbracht? — hier verhilft es, weil den nach Ungarn Zuständigen die Gefahr der Ausweisung droht, neuestens sogar zu einem Martyrium. Ein Operettencomponist, der nichts kann und dem bloß ganz wie dem großen Publicum die hübschesten Melodien aus allen Meisterwerken im Ohr geblieben sind, versorgt unsern Musikmarkt, und seine Operetten werden, weil er der angenommene Sohn eines einflussreichen Journalisten ist, auch von allen Vorstadtbühnen angenommen. Ich weiß, Berlin hat eine solche Erscheinung nicht aufzuweisen, denn Berlins Theater werden — von dem nämlichen Wiener Lieferanten versorgt.

Sie stellen den hohen Leistungen der Wiener Presse das niedrigere Niveau der Berliner Journalistik gegenüber, deren Unfähigkeit es sei, was von Weitem so charaktervoll und gesinnungstüchtig wirke. Aber Berlin liegt uns nicht weiter als Ihnen Wien, und sollte nicht am Ende aus der gleichen Entfernung die Charakterlosigkeit wie Talent wirken? Oh, wir haben journalistische Dynastien, in denen sich dieses Talent in gerader und auch in ungerader Linie vererbt, und dennoch zweifle ich nicht, dass Sie auch in Berlin das richtige Urtheil über die Szeps und Frischauer gewonnen haben. Das sind doch wohl die Geschlechter, mit deren Namen sich die Erinnerung an so viel sociales Ungemach der letzten Jahre verknüpft und denen — was vermochte die Ungeschicklichkeit eines Vergani — der Antisemitismus in Österreich so viel zu danken hat . . .

Aber gewandte Feuilletonisten und in Zeitungsspalten verirrte Schriftsteller — ja, die dürfen Sie uns getrost zusprechen. Dass Wiens Journalistik im stilistischen Können der Ihrigen überlegen ist, ich leugne es keinen Moment und habe es oben selbst zu begründen versucht. Wenn auch Ihr Fernglas mir hier ein wenig zu vergrößern scheint, so will ich, was Sie einigen Wienern nachgerühmt, gerne unterschreiben. Dass ich der rein formalen Begabung meinen Respect nicht versage, dass ich die nur allzu indolenten besseren Geister von den journalistischen Coulissiers und deren ruchlosem Treiben zu sondern weiß, habe ich ja schon im ersten Hefte angedeutet. Dass ruhig und zurückgezogen dahindichtende Talente, wie z. B. der in den Leitartikeldienst gespannte J. J. David, nicht entfernt die Geltung beanspruchen dürfen, die unsere aufdringlichen Foyerwitzlinge längst erreicht haben — das ist es ja gerade, was die Abwehr herausfordert. Wenn ich einen einzelnen aus jener Reihe mir ausgesucht habe, so geschah es, weil er mir so recht als die Incarnation des literarischen Schachergeistes erschien, als der deutlichste Repräsentant des Systems, unter dem hierzulande alle gute Entwicklung leidet. Dass sich dieses System, so sehr es bei uns seinen Ursprung schon überwuchert hat, auf die Grundübel der capitalistischen Presse zurückverfolgen lässt, ist mir dabei nicht unbewusst geblieben, und fern sei es von mir, die Personen kurzsichtig mit der Institution zu verwechseln.

Auch Ihrer freundschaftlichen Mahnung, mit den etwa vorhandenen Sündern fein säuberlich zu verfahren, will ich gerne und »nach Thunlichkeit« entsprechen. Ob jedoch nicht gerade Talente, die man in schnödem Missbrauch ihrer selbst und in unheilvollem Einflusse auf die anderen sich bethätigen sieht, den stärksten Angriff erheischen? Mein Gott, ich habe selbst Herrn Bahrs ursprüngliche Begabung nie bestritten, und ich glaube noch immer, dass bei einiger

Concentrierung ein ganz guter Feuilletonredacteur der »N. Fr. Presse« aus ihm würde. Diesen Schierling würde ich dem sokratisch sich geberdenden Verführer unserer literarischen Jugend gerne gönnen. Manchmal spielt er sich auch als Goethe auf, der von der Sonnenhöhe des Lebens den zu ihm wallfahrenden Jüngern weise Lehren gibt, wie sie ihre Stücke in dem oder jenem Theater anbringen können, und sein Weimar ist der Pensionsfond der »Concordia«. Und Herr Theodor Herzl, ist er nicht bei aller Anerkennung für sein in Paris erworbenes Talent eine den Satiriker in hohem Grade fesselnde Erscheinung? Der Mann der graziösen, zum Ausdruck von Stimmungen und allerlei niedlichen Sentiments, aber auch zur Manier hinneigenden Schreibweise geht mit messianischer Erlösermiene an sein feuilletonistisches Tagewerk. Von den Gründungsplänen für das Königreich Zion wird er in das Carltheater abberufen, woselbst er als Referent der »N. Fr. Presse« über Operettenpremièren zu richten hat und erst, wenn das Stück zu Ende, die Erhebung des jüdischen Volkes mitansehen darf. Prophete halb und halb Weltkind, bleibt er Redacteur eines Blattes, dessen deutschnational thuende Politik ihn, den selbstbewussten, die Assimilation verpönenden Nationaljuden eigentlich anekeln müsste; die Kleider, die er im Schmerz um sein Volk zerreisst, sind vom mondainsten Tailleur beigestellt und die Asche, die er auf sein Haupt streut, scheint von einer sehr feinen Specialitätensorte herzurühren. So könnte man denn von ihm manchmal wie von Hamlet glauben, dass »nicht die gewohnte Tracht von ernstem Schwarz, noch stürmisches Geseufz beklemmten Odems, nicht die gebeugte Haltung des Gesichts, noch auch im Auge der ergieb'ge Strom« das ist, »was wahr ihn kundgibt«, und dass dies bloß »Geberden sind, die man spielen könnte«.

Und Hanslick und Speidel? Beider Stil und Kunstgefühl in Ehren. Aber wie haben sie doch, jeder in seinem Bezirke, gehaust! Der musikalische Hofrath wird

wohl mit den Tritten, die er Wagner und allem Großen versetzte, in die Unsterblichkeit hineinhüpfen. Deutschmeister Speidel, der seit 30 Jahren den Inhalt aller Burgtheaterstücke so schön angibt, hat niemals auf die Production befruchtend eingewirkt. Er überragt ja an Bildung den ganzen Tross der Leute, deren Beruf es ist, ein entstelltes Bild von der Aufnahme einer Novität zu geben. Aber wird ihm darum nicht umso schwerer der kritische Amtsmissbrauch, den er seit Jahrzehnten treibt, anzurechnen sein?

Ich will nur, um nicht in eine zu ferne Vergangenheit zurückzugreifen, an das Urtheil Speidels über ein dürftiges, in Berlin kaum beachtetes Griechenstück erinnern, das er in dithyrambischer Weise pries und dessen Verfasser er das seither geflügelte Wort nachrief »Österreich hat wieder einen Dichter!« Sie kennen Speidels, der vor ein paar Jahren noch verächtlich von »Kothpoeten« sprach, neuestens entfachte Lust, es den Modernsten zuvorzuthun. Nach Hauptmanns besten Werken hatte er die Meinung vertreten, jenen einen Dichter nennen, heiße die deutsche Sprache schänden. Der schwächlichen »versunkenen Glocke« schon und jetzt dem »Fuhrmann Henschel« widmet die schönschreibende Johannistriebfeder begeisterte Hymnen. Denken Sie nur auch an den auffallenden Wandel in Speidels Stellung zu Herrn Burckhard und an die leichte Möglichkeit, das kritische Gewissen Wiens am Stammtische des Winterbierhauses zu ersäufen ....

Denken Sie überhaupt an den Kampf, den die »Neue Freie Presse« immerdar gegen das Große in der Kunst geführt hat, denken Sie an die noch zu schreibende »Ästhetik des Liberalismus«, und Sie werden mir zustimmen, wenn ich sage, dass Wien selbst dort, wo es sein Allerbestes gibt, dem freien Losgeher ein unerschöpflicher Boden ist.

Soll ich Ihnen, mein lieber Herr Harden, zum Schlusse noch die Frage beantworten, ob »für den literarisch Empfindenden die Verständigung mit Bacher

und Benedikt oder mit Adler leichter« ist, als mit Ihren Berliner Zeitungsgewaltigen? Diese kenne ich gar nicht, die Herren Bacher und Benedikt nicht innerhalb ihrer Bureausphäre. Beide habe ich als freundliche Herren kennen gelernt. Herr Benedikt erschien mir als das energischere Temperament — Herr Bacher als der biedere Sprachenverordnungspolitiker, wie er aus den Leitartikeln bekannt ist: mit einer Lebensanschauung, die etwa von Saaz bis Trautenau reicht, »ein gelernter Deutschböhm'«, wie ihn einmal Graf Taaffe genannt hat; die Weltgeschichte ist ihm offenbar ein Kreisgericht, und das große Blatt mit all seinen bunten Niedertrachten würde man ihm gar nicht zutrauen .... Aber Victor Adler? Was Sie über ihn, den trefflichen Austerlitz und über die »Arbeiterzeitung« sagen, ist mir ja aus der Seele gesprochen. Der Zeitungsherausgeber Adler ist zugleich ein Mann, der unserer Zeit — nicht bloß unserer Journalistik — ein Beispiel von Heroismus gegeben hat. Ihn, der für sein Heiligstes, die socialdemokratische Sache, sein Vermögen geopfert, suche ich nicht in der Gesellschaft anderer Journalisten, die durch ihr Heiligstes, die Börsenrubrik, ihr Vermögen erworben haben ....

Und nun Dank für alle Ermunterung und Warnung und für den Wunsch, ich möge meinen unerfahrnen Blick für die ökonomischen Zusammenhänge schärfen. Aber Sie müssten mir eigentlich auch die »wichtigere Aufgabe« nennen, die es »in Österreich zu leisten« gibt, im Lande, das vom kleinlichsten Gezänk widerhallt, während die wirtschaftlich Besorgten mit verschränkten Armen abseits stehen müssen. Ja, ich beneide Sie, der Sie den Pressklüngel nur so nebenher abzuthun brauchten, um Ihre größeren Angriffsobjecte. Es ist das über unserem Milieu schwebende Verhängnis: wer einen Julius Bauer erlegte, der hat — ich muss selbst über die Wirkung lachen — eine That vollbracht.

Eine That, von der sich die mitbetroffene Gesellschaft noch nicht erholt hat. Vielleicht erreiche ich,

dass die Herren, die sich allzutief in die Freikarten blicken ließen, bei ihrer Hantierung mit Zeitungseinfluss und Theaterwerten künftig etwas vorsichtiger sein werden; vielleicht habe ich den Theaterpaschas bloß bis zur nächsten Première die Laune verdorben. Dass es nie mein Wunsch war, mir die agilen Genusshändler zu Freunden zu machen, mag man mir glauben. In Kreisen, die ich mied, habe ich mich unmöglich gemacht, und Menschen, die ich nicht kannte, eine Erleichterung verschafft.

Auf meinem Schreibtisch häufen sich Danksagungen, in welchen Leute, denen bisher die Angst vor der Tagespresse die Kehle schnürte, mir ihre Zustimmung kundgeben; ja selbst Mitglieder liberaler Redactionen wagen aus ihrer Zelle einen heimlichen Gruß. Mag auch, wie das bei solchem Unternehmen sich von selbst versteht, die unterdrückte Talentlosigkeit, Schadenfreude oder das schlechte Gewissen sich melden, mochte auch zahlreiche der mir ins Haus geschickten Sympathiebeweise die alte Furcht vor den Mächten ohne Namenszeichnung lassen, und mögen manche, die mir herzhaft die Hand drücken, sich vorher umsehen, ob nicht Herr Bauer oder einer aus der Schar seiner lachtüchtigen Denuncianten vorbeigeht — ich weiß mich doch schon heute der Unterstützung aller anständigen Menschen sicher. Es ist begreiflich, dass auch dem eruptiven Sichluftmachen eines Angewiderten von mancher Seite nur selbstsüchtige Motive untergeschoben werden, und es ist bloß für den Giftgehalt unserer moralischen Atmosphäre bezeichnend, wenn viele Leute es durchaus nicht glauben wollen, dass einer, der sich die Nase zuhält, dies auch ehrlich und ohne Hintergedanken meinen könne. Rasch ist die Verdächtigung, ich sei wohl selbst »nicht zur Futterkrippe zugelassen« worden et hinc illae lacrimae — zur Hand. Dass es Selbstverbannung war, Ekel vor dem verfälschten Futter, lassen sich die Herren nicht einreden. Vielleicht werde ich noch einmal, wenn diese Beschul-

digung, bisher von antisemitischer Seite vorgebracht, von den Anderen übernommen werden sollte, ausführlich klarlegen, wie oft mir das Futter vor die Nase hingehalten ward. Vorläufig schweigen die von mir gezeichneten Blätter wie auf Commando, und die »N. Fr. Presse« hat die »Fackel« sogar aus ihrem Inseratentheile gewiesen. Sie schweigt, als ob sie dafür bezahlt wäre ....

In herzlicher Verehrung Ihr

Karl Kraus.



Noch immer wird in Österreich »die durch die bisherigen Maßnahmen und die bekannt gewordenen weiteren Pläne der Regierung geschaffene unheilvolle Situation nach allen Richtungen erörtert«, und noch immer wird von jeder einzelnen Fraction »einstimmig die Nothwendigkeit anerkannt, dass der Club gegenüber der die staatlichen Interessen schwer bedrohenden Krise in Gemäßheit seiner leitenden politischen Grundsätze mit größtem Nachdruck und vollster Entschiedenheit Stellung zu nehmen habe«. Was aber ist der geschraubten Rede einfacher Sinn? Dass die Deutschliberalen sich aus bleicher Furcht vor den Radicalen nur darüber klar geworden sind, dass ihre Mandate auf dem Spiele stehen; unklar bleibt und im verstiegenen Satzbau ihrer Communiqués verborgen, wie sie sich eigentlich die Regelung der Sprachenfrage denken. Was wird daher »angesichts des Ernstes der politischen Lage und der besonderen Wichtigkeit der zu fassenden Beschlüsse als dringend nothwendig empfunden«? Nichts weiter, als dass die Herren zunächst einmal ein besseres Deutsch erlernen oder ihre Journalisten erlernen lassen und dass sie, wenn sie schon

nicht logisch handeln, doch wenigstens grammatikalisch schreiben sollen. Möge »die Parteivertretung im weiteren Sinne mit der Führung dieser Action befasst und das Executivcomité mit den einleitenden Maßnahmen hiezu betraut werden«. Das ist es, was vor allem noth thut. Immer, wenn eine Reichsrathsperiode beendet ist, kommen die viel schlimmeren Perioden der Parteikundgebungen an die Reihe, der § 14 bildet nur die Wehr, über die der Phrasenstrom mit verstärktem Geräusch dahinjagt, und die große Öffentlichkeit wird bereits ungeduldig, nachdem sie sich bisher von dem Phrasenkampfe, bei dem Verfassung und deutsche Grammatik in Trümmer gehen, bloß gelangweilt abgewendet hat.

Das österreichische Verfassungsleben wird glücklicherweise noch immer von jenen zwei Journalisten besorgt, von denen der eine nicht orthographisch und der andere auch nicht unorthographisch schreiben kann. Die Völker Österreichs, die sich tagtäglich bei der Lectüre all der hochwichtigen Resolutionen und Situationsberichte ennuyieren müssen, würden erleichtert aufathmen, wenn man ihnen sagte, dass der Herr, der die »deutsche Gemeinbürgschaft« journalistisch vertritt und dessen Deutsch beiweitem schlechter ist als die »Lage der Deutschen in Österreich«, Mendel Singer heißt und der andere Herr, der zwischen Wien und Prag die »Postulate der Czechen« spazieren führt, Penižek. Am Ende ist es also nichts weiter als ein tiefgehender Conflict zwischen Singer und Penižek, der den österreichischen Staat in seinen Grundvesten erschüttert. Wie hat sich, ach, dieses Österreich verändert, seit Mendel Singer in die Opposition gegangen ist, seit er, der ehedem jeder Regierung in Schlappschuhen durch die Couloirs nachschlich, die deutschösterreichische Presse mit Sprengstoff versorgt! In Penižek erblicken wir den realen Machtfactor, demzuliebe eine Änderung des centralistischen Systems geplant wird, und als er einmal wegen ungebürlichen Benehmens vom Präsidenten aus der Journalistenloge entfernt werden musste, hat die

Regierung, um ihm die Schmach der Ausschließung zu ersparen, unverzüglich die Session vertagt und statt seiner die Volksvertreter nach Hause geschickt.

Nun kommen die Herren wieder, Großgrund- und Kleingehirnbesitzer, mit Phrasenkanonen angerückt und schießen auf die politischen Spatzen, welche die Unfähigkeit der Regierung von allen Dächern pfeifen. Lauter Sieger vom Schlachtfelde des Communiqué. Und als der § 14 längst schon in seine Scheinrechte eingesetzt war, liefen noch keuchend die Industriellen herbei und verkündeten in der »N. Fr. Pr.« emphatisch: » — — lebhafte Besorgnisse — — — Berücksichtigung der gesammtstaatlichen Interessen — — — Maßnahmen erwogen — — — eingehend — — — gemeinsame Besprechung — —« Dann rafft sich die Regierung zu einem Plane auf, rüstet ihre Journalisten »für alle Fälle« und will, da nun einmal Müßiggang aller Laster Anfang ist, ein Sprachengesetz im Wege des § 14 octroyieren. Aber auch die Deutschliberalen sind nicht faul, machen sofort ein Communiqué und erklären, dass es sich hier nur um eine Indiscretion handeln könne und dass sie, wenn das Ministerium wirklich bereit sein sollte, endlich einmal Ordnung zu machen und hiebei vielleicht auch die Wünsche der Deutschen zu berücksichtigen, nie und nimmer ihre Hand dazu bieten könnten. Die nationalpolitischen Forderungen des deutschen Volkes sind und bleiben nun einmal ein Redactionsgeheimnis des Herrn Mendel Singer, und wenn sie selbst manchmal in Prag in der Wohnung des Herrn Schlesinger oder in Wien bei Herrn Dr. Gross berathen werden, so dürfen sie deshalb doch nicht auch zur Kenntnis der Regierung gelangen. Die Abgeordneten bleiben, eingedenk ihrer ehrenwörtlichen Verpflichtungen, auch vor ihren Wählern stumm, nichts dürfen sie verrathen und nur aus dem unruhigen Auge fleht die Angst um Erhaltung des Mandats. Und wenn die deutschen Misstrauensmänner dann zusammentreten, so muss jedermann den Eindruck gewinnen, dass das deutsche

Volk in Österreich seinen Verzweiflungskampf unter strengster Discretion führt . . . .

Wieder machte sich vor ein paar Tagen die allgemeine Erbitterung in schlecht abgefassten Communiqués Luft, und der wirklich resolutionären Stimmung dürfte ein Cabinet, das selbst aus so schwachen Stilisten besteht, am Ende nicht gewachsen sein. Möge die Regierung beizeiten das allgemeine Gähnen der Bevölkerung berücksichtigen, das vernehmlicher noch als der Nothschrei eines unterdrückten Volkes an ihre Ohren dringt!

* * *

Am 28. März ergriff der Radfahrer Kielmansegg im niederösterreichischen Landtage das Wort, um die Stellung der Regierung gegenüber der Sprachenfrage zu präcisieren. In Wien haben bisher nur die Favoritener Czechen zu dieser Frage Stellung genommen, indem sie in etlichen Versammlungen über das »Vordringen der Deutschen in Niederösterreich« Klage führten. Mit heiterem Gleichmuth hat indes die Wiener Bevölkerung diesem Treiben zugesehen und für ihre Fensterscheiben und Straßennamen keinen Moment gefürchtet. Der lex Kolisko, welche die deutsche Unterrichtssprache für alle Schulen Niederösterreichs ein für allemal sichern wollte, blieb zwar die kaiserliche Sanction versagt, aber das Deutschbewusstsein der Wiener darf sich an der Verwandlung des Vicebürgermeisters in einen Bürgermeister-Stellvertreter, die das neue Gemeindestatut verheißt, schadlos halten. Nein, in Wien ist die Sprachenfrage noch keineswegs brennend, und es müsste eigentlich befremden, dass man sich hier maßgebendenorts über sie verbreitete, während man ihr in Prag nur beharrliches Schweigen zuwandte. Ein Freund des Grafen Kielmansegg, der ihn jüngst erst anlässlich der aristokratischen Wohlthätigkeitsvorstellung als Coupletsänger bewundert hat, ist nun so indiscret, mir mitzutheilen, dass die Wahl der niederösterreichischen Landstube behufs Erörterung der Sprachenfrage nur mit Rücksicht auf die Person des Statthalters, nicht aber auf die Verhältnisse des Landes erfolgte. Graf Kielmansegg ist nämlich seit langem mit dem verantwortungsvollen Amte betraut, für die jeweilige Regierung die »ballons d'essai« zu lancieren. Schlägt die Sache ein, so hat er im höheren Auftrage gesprochen; wenn nicht, dann war es eine ganz persönliche Ungeschicklichkeit des zerstreuten und gesellschaftlich so sehr in Anspruch

genommenen Sportsmans. Man denke nur an die Nichtbestätigung Luegers und die Rolle, welche Badeni damals seinen Satrapen spielen ließ. Graf Kielmansegg hat die glücklichen Anlagen, die ihn ebensowohl ein Desaveu allzeit mit Grazie ertragen, als auch seine ganz persönliche Verantwortlichkeit für die begangene Dummheit einigermaßen glaubhaft erscheinen lassen.

Nun, seine Rede hat in weiten Kreisen die höchste Aufregung hervorgerufen. Zwar erfuhr man aus ihr nur, was man ohnehin schon wusste, nämlich — dass die Regierung keinerlei positiven Plan hegt. Nichtsdestoweniger war die Wirkung eine große, insbesondere wegen des Zaubers der Unklarheit, der einem Satze innewohnte. »Sollte sich,« sagte Graf Kielmansegg, »diese Hoffnung erfüllen« (dass sich nämlich die Parteien am Berathungstische zur friedlichen Lösung der Frage zusammenfinden) ». . . so wird für die Regierung kein Anlass gegeben sein, besondere anderweitige Schritte zu unternehmen, um der Lähmung der Verfassungsthätigkeit der Reichsvertretung zu begegnen.« Der nächstliegende Sinn dieses Satzes ist nun allerdings so banal, dass man tiefer suchen zu müssen glaubt. Wenn es nicht regnet, werde ich keinen Regenschirm aufspannen; wenn die Sachen von selbst in Ordnung kommen, braucht die Regierung nichts dazu zu thun. Will man aber dem Satze à tout prix eine höhere Bedeutung beimessen, dann steht das große Gebiet alles dessen offen, was die Regierung nicht thun wird. Man kann sich mit wollüstigem Grausen unter den besonderen anderweitigen Schritten, die nicht unternommen werden, ja auch den Staatsstreich vorstellen, und dann wird aus der harmlosen Phrase allerdings eine in negativ hypothetischer Form angedeutete Drohung. Oder aber — es ist einfach im Vordersatze das Wörtchen »nicht« ausgeblieben. Unter dieser Voraussetzung stellt sich der beabsichtigte Sinn der Enunciation folgendermaßen dar: »Wenn die Völker nicht selbst Ordnung machen, wird sich die Regierung auch nicht dafür bemühen.« Das würde allerdings in der Sache gewiss sehr zutreffen und als gouvernementale Offenheit hoch anzurechnen sein. Gegen eine solche Annahme streitet jedoch der Umstand, dass die Weglassung für den Sinn entscheidender Worte bei der Vorlesung von Concepten sich bisher der Ministerpräsident als eine besondere Prärogative seiner Stellung ausnahmslos vorbehalten hat.

* * *

Der Prager Corpscommandant FZM. Graf Grünne soll plötzlich in Geistesgestörtheit verfallen sein. Nichts wäre leichter begreiflich, als dass eine leitende Persönlichkeit in Prag von der Parteien Hass und Gunst wirklich eines Tages verwirrt werde. Der Statthalter, der Polizeichef und der Consul des Deutschen Reiches, sie alle müssen seit Jahren auf dem engen Pfade zwischen den beiderseitigen nationalen Empfindlichkeiten balancieren können. Wehe dem Hochgestellten, der auf dem Seil nicht zu tanzen vermag; es wird ihm zur Schlinge. Der deutsche Consul hat in dieser Saison um ein czechisches Kränzchen mehr besucht, als der courtoise Anstand gebietet; flugs wies ihn eine geharnischte Interpellation im Berliner Reichstag in die Schranken. Herr Dörfl, der Polizeigewaltige, pflegt sich in blutige Straßenexcesse tactvollerweise nicht hineinzumischen, und auch Graf Coudenhove hielt geschickt die Mitte ein, als er anlässlich der Affaire Komarow den russischen General zuerst aus Connivenz gegen die Slaven besuchte und dann zur Besänftigung des empörten deutschen Nationalgefühls abschieben ließ. Sie alle haben, indem sie gewissermaßen dem Problem des perpetuum mobile nahekamen, bis heute auf ihren vorgeschobenen Posten ausgeharrt. Nur ihn, den Einen, hat es den Verstand gekostet. Der gerade Militär, der den nationalen Zwist bis in seine Kaserne eindringen fühlte, erwies sich den geistigen Anforderungen einer ungewohnten Taktik nicht gewachsen. Wahrhaft rührend ist in den Blättern zu lesen, wie es über ihn kam und wie er sich eines Tages — es war bei der großen Auferstehungsparade — nicht mehr zurecht fand. Die »N. Fr. Pr.« berichtet, Graf Grünne habe plötzlich mehreren Officieren seine Anerkennung über die Haltung der Truppen ausgedrückt, was sofort zu verschiedenen Gerüchten über seinen Gesundheitszustand Anlass gegeben habe. Diese Gerüchte seien zwar »übertrieben«, immerhin jedoch dürfe man sich nicht verhehlen, dass in der letzten Zeit eine »gewisse Überreizung« an dem General wahrgenommen wurde. Das »Extrablatt« schildert die Erkrankung des Grafen Grünne als sehr bedenklich; er habe sogar einzelnen nicht chargierten Soldaten die Hand gereicht. Aber glücklicherweise werden diese wirklich besorgniserregenden Symptome allsogleich vom »Fremdenblatt« officiös dementiert, welches zwar zugeben muss, dass der Graf die Officiere angesprochen und die Mannschaft belobt habe, aber alles aus einem »hartnäckigen Magenleiden« erklärt, an dem der General seit Jahren leide und das ihm oft große Schmerzen verursache .... Fraglich bleibt jetzt nur, ob Schiller sich den

Wallenstein, der ja auch zuweilen leutselig war und die einzelnen Kürassiere nach ihrer Regimentszugehörigkeit befragte, als mit Geistesgestörtheit oder bloß mit einem Magenleiden behaftet gedacht hat. Bald wird man wohl weniger mysteriös erfahren, wie es mit dem armen Grafen Grünne steht und ob er wirklich den Verstand verloren hat. Im Frieden pflegen ja selbst österreichische Generäle in den seltensten Fällen eine Schlacht zu verlieren.

* * *

Besser als alle oppositionellen Journalisten es vermöchten, hat die Regierung Thun selbst sich kürzlich die Wahrheit gesagt und einen Erlass herausgegeben, der eigentlich mit seinen hämischen Pointen der Beschlagnahme verfallen müsste. Das Ministerium für Selbsthass und -verachtung hat nämlich die Verfügung getroffen, dass im schriftlichen Amtsverkehre die umständlichen Titulaturen zu entfallen haben, wie etwa die Epitheta bei: »löbliche Behörde«, »gefällige Äußerung«, »geschätzte Amtshandlung«, »zur hohen Einsicht« u. s. w. Diese Maßregel führt in erster Linie zu einer recht erfreulichen Vereinfachung und Klärung des Amtsstiles. Es ist aber auch an sich eine immerhin bemerkenswerte Thatsache, wenn von autoritativer Seite anerkannt wird, dass die Behörden nicht löblich und ihre Äußerungen nicht gefällig seien, dass die Amtshandlung eines Ministeriums nicht geschätzt und seine Einsicht keine hohe sei, dass vielmehr die Anwendung solcher Lobesbezeichnungen, wo sie bisher beliebt wurde, nicht dem thatsächlichen Verdienste, sondern nur dem gegenseitigen Verhältnisse der amtlichen Stellung entsprach. Ein »schöner Zug« ist ferner, dass diese Selbsterkenntnis des Cabinets keineswegs in eine cynisch nörgelnde Verkleinerungssucht Anderen gegenüber ausartet und dass die gemeinsamen sowie die ungarischen Behörden auch fernerhin im Anspruche auf die unschuldigen Schmeicheleien des alten Amtsstiles geschützt bleiben.



Wie vorauszusehen war, hat der im Vorjahre aufgebrauchte Patriotismus vielfach nicht mit dem ersehnten Franz Josefs-Orden, sondern mit einem Deficit geendet. So bei Herrn Ignaz Schnitzer, der mit frohen Hoffnungen an der Schwelle des Jubiläumsjahres ge-

standen war und nun enttäuscht all der Mühen Preis in Gerichtssaalscherereien ernten muss. Herr Schnitzer spielt in Wien als Unternehmer eine gewisse Rolle, er hat sich auch schon als Librettist versucht, und man sagt ihm nach, dass er ebenso sehr am »Zigeunerbaron« wie an dem Etablissement »Venedig in Wien« betheiligt sei. Wo der Kaiser ein Jubiläum feierte, durfte selbstverständlich Herr Schnitzer nicht fehlen, und alsbald erhob sich, von der Presse freudig begrüßt, im Prater ein mächtiger Rundbau, in welchem Loyalität und Phantasie des Herrn Schnitzer »alle jene Persönlichkeiten, die während der 50jährigen Regierungszeit des Kaisers irgendwie hervorragten«, bildlich vereinigte. Das historische Material für dieses in solcher Ausdehnung bisher nicht erschaute Rundgemälde war Dank dem freundlichen Entgegenkommen der Hofbehörden und aller öffentlichen und privaten Archive herbeigeschafft worden, »die vornehmste Aristokratie wie das patriotisch empfindende Bürgerthum wetteiferten in dem Bestreben«, Herrn Schnitzer den Franz Josefs-Orden endlich zu verschaffen, und wenn es auch zuletzt in der Porträtreihe des Colossalgemäldes da und dort noch manche Lücke gab, Herr Schnitzer, dem es vor Allem um die Ausfüllung des einen Knopfloches zu thun war, durfte mit seinem Unternehmen zufrieden sein.

Es ist auch wahrhaftig keine Kleinigkeit, all die Leute zusammenzustellen, die auf einem solchen Kaiserpanorama unbedingt Platz finden müssen. Unter den Persönlichkeiten, die »während der 50jährigen Regierungszeit des Monarchen irgendwie hervorragten«, finden wir da, außer den österreichischen Schlachtengewinnern und Hofschauspielern mit Frau Schratt an der Spitze, als die wichtigsten Repräsentanten jener Zeit mit historischer Treue abgebildet: Den Hofrath Hahn von der Länderbank, Rothberger, den »Biographen« Eisenberg, den Radfahrhändler John C. Kirsch, Herrn Siegmund Geiringer, den Tenoristen Streitmann, Herrn Julius Löwy vom »Extrablatt«, Fräulein Rathner, die Herren Gabor

Steiner und Charles Weinberger und endlich den Director Wild vom Josefstädter Theater. Trotz dieser Auswahl fand das Rundgemälde nur geringen Zuspruch. Herr Schnitzer hatte zwar von den Bankdirectoren und sonstigen Zeitgenossen, die er um die Gestalten des Kaisers und der kaiserlichen Familie geschickt zu gruppieren wusste, je 500 fl. in Form einer Subscription auf ein später herausgegebenes Jubiläumswerk erhalten, aber er wäre nur dann auf seine Kosten gekommen, wenn nicht auch die immerhin zahlreichen Persönlichkeiten, die ein früher Tod an der Subscription verhindert hat, wie z. B. Metternich, Jellacic, Beust, Clam-Gallas u. A. auf dem Gemälde hätten untergebracht werden müssen. So ging denn Herr Schnitzer hin und überraschte den Kaiser mit einem schönen Jubiläumsbuche. Doch auch dieses Unternehmen scheitert sowohl in financieller wie moralischer Beziehung. Der 2. December kam, die »Wiener Zeitung« erschien sechs Ordensregenbogen stark, aber Herr Schnitzer, der eifrig nachgesehen hatte, hatte das Nachsehen.

Kaum war das letzte Amtsblatt verrauscht, da gesellten sich, ach, zu dem unbefriedigten Verlangen des Herrn Schnitzer die unbeglichenen Forderungen seiner Mitarbeiter. Bauhandwerker, Decorateure, Drucker, Schriftsteller und sonstige Opfer des Schnitzer'schen Patriotismus stellten sich mahnend ein und wollten sich nicht mit dem Bewusstsein begnügen, im Dienste der guten Sache gewirkt zu haben ....

Herr Schnitzer war — und nur darum wurde hier sein Fall besprochen — im Vordergrunde der Entrepreneure des Jubeljahrs gestanden. Heute mag diese Zeit ihm schmerzliche Erinnerung wecken, und wie so viele Andere wird er, wenn er die Bilanz seiner Vaterlandsliebe zieht, schleunigst anderen Unternehmungen sich widmen.

* * *

Die heute so beliebte Mischung von Weihrauch und Peau d'espagne war es, die jüngst »toute Vienne«

im Concertsaal vereinigte. Diese Gesellschaft, die sich natürlich wieder aus der Gräfin Anastasia Kielmansegg, dem »ganzen diplomatischen Corps«, mehreren Großfinanciers und Herrn Mark Twain zusammensetzte, hat eigentlich dem Musikalienhändler Gutmann Alles zu verdanken. Ihm und der freundlichen Unterstützung, welche die »N. Fr. Pr.« seinen nimmermüden Reclamebestrebungen auch diesmal lieh.

Über die Musiktyrannis, die Herr Gutmann in Wien ausübt, hört man überall klagen. Diesmal hat es sich ihm darum gehandelt, seinen Concurrenten Rosé, dem schon ein Oratorium Perosis durchgefallen war, zu überbieten und durch persönliche Vorführung des »jungen Maestro« dem schwachen Saisongeschäft noch vor Thorschluss aufzuhelfen. Aber heute, wo sich in Wien schon jeder bessere Börseaner seinen Abbate für Soiréen hält, ist das persönliche Erscheinen eines wenn auch noch so strammen Geistlichen vor dem Dirigentenpulte kein Ereignis. Eine flüchtige Anerkennung für Jugend und glühende Augen, ein Compliment in der Loge einer Aristokratin, ein gedämpfter Applaus, der mehr den Vorzügen des Componisten als des Oratoriums gilt — dies reicht hin, um dann in den Zeitungen als »rauschende Ovationen« bezeichnet zu werden, die dem neuerstandenen Musikgenius dargebracht wurden.

Von dem ganzen Rummel bleibt nur die Erinnerung an ein kleines Situationsbild: Herr Gutmann und Msgre. Locatelli, die den im Schnellzug der Reclame aus Nizza herbeigeeilten Componisten auf dem Bahnhof erwarten. Ob wohl der Uditore der päpstlichen Nuntiatur sich bewusst war, dass er nur die Staffage für den vordringlichen Musikalienhändler gebildet hat?

Der Hirtenstab schlug die Reclametrommel, und knapp bis zu Perosis Concertabend glichen die Wiener Tage des jungen Geistlichen einer Kette von Triumphen, denen Interviews erst die höhere Weihe gaben. Von dem Impresariotreiben, das den sixtinischen Dandy umlärmte, musste der musikalische Geschmack sich ab-

wenden, und neben dem frisierten Kopfe des Mailänders schien leichenfahl das Antlitz Anton Bruckners aufzutauchen, der auch Oratorien geschrieben hat, aber nie von Herrn Gutmann auf dem Bahnhofe empfangen ward.

* * *

Französische Possen, wie den »Schlafwagencontrolor« von Bisson, der jetzt im »Deutschen Volkstheater« gegeben wird, pflegen die einheimischen Possenlieferanten, die im Parket als Recensenten verstreut sitzen, zumeist recht hochnäsig abzuthun. Gewiss, Bisson dürfte im Pariser Literatenthum auf einer ziemlich tiefen Rangstufe zu stehen kommen, und vielleicht ist ihm dort kein höheres Amt zugewiesen, als es etwa den in den düsteren Niederungen unserer Vorstadtbühne schaffenden Theateragenten vom Schlage eines Buchbinder zukommt. Und dennoch — sobald die flinke und zum Überdruß prakticierte Routine auf dem Hintergrund gallischer Laune ihre Taschenspielerkünste erneuert, ist uns, als ob wir einer vollblütigen Menschheitskomödie beiwohnten. So viel selbstverständliche Komik fördert das jäh treibende Rassentemperament zutage. Diese nothdürftig und primitiv geschnitzten Figuren, die wie Hanswurste durcheinanderwirbeln, sie lösen im Zusammenstoß echteste Heiterkeit aus. Diese gelenkige Technik, die den abgebrauchtesten Requisiten immer neue Humorgeheimnisse fast mühelos zu entlocken weiß, sie lässt verschwenderisch Abfälle von Situationen in den Orchesterraum fallen. Die klebrigen Gesellen im Parket mögen sie in den Zwischenacten untereinander auftheilen und nachher heuchlerisch die Direction an ihr Programm, dem solche Stücke widerstreben, zu mahnen wagen. Seit der Gründung des »Deutschen Volkstheaters« erinnere ich mich keiner Scene, die, bis zum möglichen Gipfelpunkt aller Situationskomik, so durchschlagende Wirkung erreicht hätte, wie die groteske Gastmahlepisode im letzten Acte des »Schlafwagencontrolor«, und keiner schauspielerischen Leistung, die so aus der Menschennatur geschöpft gewesen wäre, wie die Girardis in eben jener Scene.

Man müsste es bedauern, wenn dieser Künstler in der schönen Entwicklung, die er jetzt zu durcheilen scheint, von böswilligen Beurtheilern sich irre machen ließe. Welchen Motiven das neuestens gegen ihn arrangierte Kesseltreiben entspringt, ist ja heute noch nicht zu ersehen. Girardi musste bekanntlich, da er eben an der Verinnerlichung seines durch widrige Zufälle getrübten und in neuem Wirkungskreise glücklich wiedergefundenen Humors arbeitete, in das Carltheater übersiedeln und sein selbstschöpferisches, nach der Entfaltung in voller Situation verlangendes Wesen dem Schweißwitz des Herrn Julius Bauer für 47 — der Theaterzettel log schließlich 50 — Vorstellungen von »Adam und Eva« anbequemen. Man konnte es nachfühlen, wie sehr sich die warmblütige und ungebundene Art Girardis gegen den allabendlichen Zwang öder Silbenstechereien auflehnen musste; dass er seinen Humor, den er durch 47 (nicht 50) leere Häuser zu schleppen

gepeinigt war, heute nicht vollends eingebüßt hat, beweist das hübsche Wort, das er am Ausgang des Martyriums aufathmend gesprochen haben soll: »Ich kann es verstehen, dass ein Stück einmal durchfällt. Dass aber eine und dieselbe Operette 47mal nacheinander durchfallen soll, ist mir in meiner ganzen Carrière bisher nicht vorgekommen.« .... Immerhin ist es möglich, dass dies ehrliche Bekenntnis zu Ohren der Theaterrubrikbesitzer gelangt und dem nun wieder zu seiner so unliebsam unterbrochenen Arbeit Heimgekehrten verübelt worden ist. Da jene Herren sich keine kritische Äußerung ohne bestimmte theaterpolitische Motive entschlüpfen lassen, so wird es unschwer sein, bald klarer auf den Grund der Girardihetze zu sehen. Es werden sich Mittel und Wege finden lassen, den Künstler, den die »Concordia« als ihren Bänkelsänger in Permanenz erklären wollte und den sie jetzt ungnädig nur in das Gebiet höherer Volksthümlichkeit aufsteigen sieht, vor Verbitterung zu bewahren ....

Von den Darstellern des »Schlafwagencontrolor« ist außer Girardi nur das Fräulein Annie Kalmar zu erwähnen. Sie, die Herrlichste von Allen, wird von Publicum und Kritik immerzu noch als die »Solodame« *pur sang,* als Ausstattungsgegenstand des Theaters behandelt. Vermuthlich auch von der Direction, die nur allzu selten der feinen und graciösen Art der Dame größeren Spielraum gewährt. Ihre Schönheit steht ihr hinderlich im Wege. Wenn sie, wie in »Biberbelz«, »Les Amants«, »Unser Käthchen« und jetzt wieder in der Bisson'schen Novität eine wirkliche und ungemein natürliche Humorbegabung erweist, so scheinen dies die Leute, geblendet von ihrem Anblick, gar nicht zu merken. Die Direction sollte das Publicum endlich der schon pensionsfähigen Anmuth der Frau Odilon entwöhnen und einen Theil ihrer Agenden dem Fräulein Kalmar übertragen.

* * *

Der Bauernfeld-Preis ist zur Vertheilung gelangt und hat, als zwei Dichter schon versehen waren, auch noch eine »Aufmunterungsprämie« für Herrn Leo Hirschfeld erübrigt. Wie die Preisrichter ein Verhältnis zwischen den Manen Bauernfelds und dem Verfasser einer kümmerlichen, nach drei Aufführungen vom Repertoire eines Vorstadttheaters abgesetzten Kaffeehausstudie herzustellen gedachten, wurde uns nicht verrathen. Schwerlich dürfte für sie die Erwägung maßgebend gewesen sein, dass Herr Hirschfeld auch einmal ein Feuilleton über Bauernfelds »Resi« geschrieben hat. Die Verleihung eines mit einem Dichternamen verknüpften Stipendiums bedeutet — jenseits der Wohlthat einer bloßen materiellen Unterstützung — die vor Missbrauch nicht peinlich genug zu schützende Gelegenheit, dem Auslande eine jährliche Musterkarte der heimischen Literatur zu bieten. Hirschfelds »Lumpen« haben, wenn sie auch nicht in allen Scenen das schroffe Urtheil der Tageskritik verdienten, doch in keinem Worte jene Ursprünglichkeit verrathen, die heute einzig noch einer Aufmunterung wert wäre. Wie arm wir geworden sind im Zwange der literarischen Coterien, zeigt sich erst, wenn wir unsere Dichter zu krönen beginnen. Als Repräsentant der neuösterreichischen Dra-

matik hat Herr Hirschfeld einen Aufmunterungspreis erhalten; vielleicht könnte man jetzt, um endlich doch etwas zur Förderung der heimischen Cultur zu thun, wenigstens für seinen Bruder Victor Léon eine Entmuthigungsprämie aussetzen.

* * *

Ein eigenartiges Buch schickt mir der Berliner Verleger S. Fischer ins Haus. 509 Seiten stark, betitelt »Wiener Theater« und verfasst von Hermann Bahr. Gewidmet ist es »Unserem Meister Ludwig Speidel«, dem der Autor, wie er in seinem nicht mehr unbekannten Deutsch versichert, es zu verdanken hat, wenn er »nach und nach das Theater, was denn sein Wesen ist, erkannt habe«. Originell ist jedenfalls der Versuch zu nennen, für den Tag geschriebene Theaternotizen über längst verschollene Stücke und in allen Provinzen verstreute Schauspieler noch einmal aneinander zu reihen und einem deutschen Lesepublicum vorzusetzen. Ich blättere den Band durch und mein Blick verweilt auf Seite 495, woselbst als Schluss eines Aufsatzes wortwörtlich und in großem Druck zu lesen ist: »Mit Tact hilft Frl. Zampa einer gefährlichen Rolle nach, behaglich steht Herr Krug, kräftig Herr Balajthy, mit einer weisen Ironie Frl. Krauß neben ihr; lauten Beifall hat Frau Anatour, in kleinen Rollen schließen sich Frl. Sobjeska, Frl. Giesrau, Frl. Fenzella, Frau Kneidinger und Herr Heller angenehm an.« Eine hübsche Auslese von Statistennamen, denen hiemit die Ehre widerfährt, in einem Buche verewigt oder — wie Herr Bahr sagen würde — »ins Ewige gerückt« zu werden. Nicht jeder Reporter ist so gewissenhaft. Wie aber nichts auf der Welt vollständig ist, so sind eben auch hier manche Künstler übersehen. Herr Broda vom Volkstheater z. B. klagt über Zurücksetzung und will sich wegen eines Denkmals an Brandes wenden .... Nun darf man aber nicht etwa glauben, dass Herr Bahr sich in dieser Artikelsammlung, mit deren Herausgabe er es den großen Essaisten gleichthun will, auf die Aufzählung des Raimundtheaterpersonalstandes vom Jahre 1896 beschränkt. Seine Vorliebe für Eigennamen greift natürlich auch wieder auf das Gebiet der großen Kunst über, und mit demselben Überschwang, mit dem er dem Frl. Krauß eine weise Ironie nachrühmt und die Chordame Fenzella ins Ewige rückt, sehen wir ihn die Vertreter der Classik und die großen Künstler der Renaissance feiern. Dass auch alle großen und kleinen Modernen citiert werden und dass dann am Schlusse ein Namensregister die Stelle eines Inhaltsverzeichnisses einnimmt, versteht sich bei einem Buche Bahrs von selbst. Dort finden sich denn in guter Zusammenstellung: Aeschylos und Frau Anatour, Balzac und Balajthy, Beethoven und Beer-Hofmann, Flaubert und Frl. Fenzella, Goethe und Godai, Gregorovius und Greißnegger, Lionardo da Vinci und Liebhardt, Plato und Pollini, Petrarca und Plappart, Rabelais und Russeck, Sokrates und Frl. Sobjeska, Stendhal und Straßmeyer, Themistokles und Tewele .... Vielleicht bald mehr über das eigenartige Buch und seinen Verfasser.

* * *

Ich habe neulich erwähnt, dass die »N. Fr. Presse« den mercantilen Bedürfnissen dreier ihrer Redacteure die Theaterrubrik einige Monate hindurch zur Verfügung gestellt hat. In der mehr allgemein gehaltenen Schilderung des Treibens in dieser vom Redactionsstuhl zum Parketsitz verseuchten Welt konnte ich mich begreiflicherweise auf Detaillierung und Nennung einzelner Namen nicht einlassen. Mit Rücksicht auf zahlreiche Anfragen trage ich nun nach, dass die drei Redacteure die Herren Wittmann, Herzl und Heuberger sind und dass es sich damals darum gehandelt hat, mit allen Kräften die im Carltheater, Volkstheater und Theater an der Wien abgelagerten Stücke dieser Herren durch die Saison zu peitschen. Eine Zeit lang bekam man im Kunsttheil des Blattes überhaupt nichts anderes zu lesen als die Bulletins vom Zustand der doch lebensunfähigen und kläglich verendenden Komödien. Die »N. Fr. Presse« wollte natürlich beruhigend wirken und that überhaupt, was missverstandene und missbrauchte Collegialität in solchen Fällen zu thun pflegt. Aber sie hatte sich zu viel zugemuthet, und schließlich konnte sie das alles nicht mehr allein aufarbeiten. Da griff sie denn zu einem verzweifelten Mittel. Herr Herzl hatte bereits über Herrn Wittmann geschrieben und Herr Wittmann über Herzl. Jetzt gestattete sie Herrn Herzl noch, über sich selbst zu schreiben, und so erschien eines Sonntags eine Abhandlung, betitelt »Unser Käthchen«, unterzeichnet Th. H. und in Form eines Schreibens, das der Autor an Herrn Hermann Bahr gerichtet hatte. Herr Herzl verletzte somit sein eigenes Briefgeheimnis, und die »N. Fr. Presse« erlaubte es, dass er das — ihr — Publicum, welches ihn ausgezischt hat, »unmanierlich« nannte. Herr Herzl berief sich auf eine Recension, die Herr Bahr über »Unser Käthchen« geschrieben, und die »N. Fr. Presse« setzte stillschweigend von ihren Lesern voraus, dass sie zugleich Leser der »Zeit« und aller Unbeträchtlichkeiten des Herrn Bahr seien. Und Herzl, der ruhig behaupten durfte, dass über seinem durchgefallenen Stücke »ein philosophischer Gedanke schwebe« und dass das Publicum, ihn zu erfassen, noch nicht reif sei, unternahm es schließlich, seinem Werke eine Zukunft zu prognosticieren. Er versprach nach hundertzeiliger Selbstkritik, das Urtheil der »Nachwelt« zu überlassen, wahrscheinlich in der Erwartung, sie werde so feig sein wie der größte Theil der Mitwelt und »es sich mit der N. Fr. Presse nicht verderben wollen«; aber er vergaß, dass für seine Stücke, wenn sie am Montag zum erstenmale gegeben werden, die Nachwelt in der Regel schon am Mittwoch zu beginnen pflegt. Anheimelnd in der sonst so auffallenden und allgemein peinlich empfundenen Selbstkritik hat damals nur die eine Wendung berührt, mit der Herzl die Ansichten Bahrs über die Haltung des Publicums bekräftigte: »Lieber Herr Bahr, Sie haben ja so Recht . . .«



ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

»Ein Unabhängiger« (oder *»Unabhängige«?*): Ihre Befürchtung, ohne Antwort bleiben zu müssen, war ungerechtfertigt. Ebenso wie Ihre Vorwürfe. Es hat sich doch um eine rein administrative Angelegenheit des Verlegers der »Demolierten Literatur« gehandelt. Citiert war kein einziges der Wiener Blätter, vielmehr waren alle nur, die sich — ich kann ja doch nichts dafür — ehedem lobend geäußert, der Reihe nach aufgezählt. Das ist übrigens gar kein schlechter Einfall, die Leute, die jetzt solidarisch mich todtschweigen müssen, in meinem Blatte über mich sprechen zu lassen. Da Sie es aber tadeln und Ihr hübsches Briefpapier mit der Symbolik des rufenden Hagen und den Tacten aus der »Götterdämmerung« mir beweist, dass Sie an mir nicht verzweifeln, so bat ich den Verleger der »Demolierten Literatur«, von der Aufzählung der Pressstimmen in seiner Annonce abzusehen. Den freigewordenen Raum füllt diese Antwort aus.

Herrn R. T. Ich kann doch nicht heute einen Aufruf »an die Richter Frankreichs«, mit der Bitte um Zolas Freispruch, veröffentlichen. Oder glauben Sie ernstlich, die Leser der »Fackel« würden die Verspätung mit Rücksicht auf den Umstand, dass die Sache »von den anderen Blättern abgelehnt« wurde, gerne entschuldigen?

R. K. Sie wünschen, dass ich einen Essai über die Garderobemissstände auf der Galerie des Josefstädter Theaters abdrucke. Für die »beleidigenden Ausdrücke des vorörtlichen Galeriepublicums«, die Sie zu hören bekamen, ist schließlich die Direction, der Sie alles Mögliche aufs Kerbholz setzen mögen, nicht verantwortlich zu machen. Und wenn Sie beim Einlass zu den Stehplätzen im allgemeinen Gedränge einmal zurückgedrängt wurden, so gehören Sie doch deshalb noch nicht zu den »Unterdrückten«, denen die »Fackel« ihre Publicität zu leihen versprach. Wenn Sie »Discretion« verlangen, hätten Sie doch auch Retourporto beilegen sollen. Weil Sie dies unterlassen haben, nahm ich mir die Mühe, Ihr heiteres Anliegen an dieser Stelle zu erledigen.

Den zahlreichen Anonymen, liebenswürdigen und schmähenden, Dank für die Bemühung.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Nr. 3 Wien, Ende April 1899



Die Fackel

Nr. 3 | WIEN, ENDE APRIL | 1899

U. A.

»Anwesend war u. a. Mark Twain.« — Wo? Hier und dort. Bei der Eröffnung einer Kunstausstellung, bei der Soirée eines Staatswürdenträgers, bei der Auction des Wolter-Nachlasses, beim Concert der russischen Kirchensänger, bei einer Feuersbrunst, einer Kindstaufe, bei der Besichtigung eines Zuchthauses und bei einem Bankett der Budapester Journalisten . . . mit einem Worte: überall. Ich habe in Erfahrung gebracht, dass einige Wiener Blätter diese gefällige Randbemerkung »Anwesend war u. a. Mark Twain« der Bequemlichkeit halber gleich stereotypieren ließen und dass andere wieder beschlossen haben, fortan nur mehr das immerhin mögliche Fernbleiben des amerikanischen Humoristen von irgendeiner Veranstaltung zu constatieren.

Wir haben nämlich bisher noch nicht genug Persönlichkeiten aufzuweisen vermocht, die, wenn sie schon nichts anderes für ihre Zeit thun konnten, doch immerdar bereit waren, u. a. anwesend zu sein, und um einem längstgefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, ist Mark Twain nach Wien geeilt und hat sich muthig und entschlossen in die Reihe derer gestellt, die ein Dasein »unter anderen« führen. Und so vergeht denn seit geraumer Zeit kaum ein Tag, an dem uns nicht Blätter die frohe Kunde ins Haus brächten, der überseeische Humorist sei da und dort erschienen und dann natürlich wieder in sein Hôtel zurückgekehrt.

Die »Neue Freie Presse«, die seit jeher bereitwillig die kostenlose Annoncierung jedes fernher klingenden Ruhmes übernimmt, lässt nun schon seit zwei Jahren — eifersüchtig, dass ihr kein anderes Blatt zuvorkomme — jeden Schritt überwachen, den Mark Twain auf Wiener Boden unternimmt. Sie jubelt, wenn es der glückliche Zufall will, dass er dabei über eine christlichsociale Gasröhre stolpert — denn dann kann sie aus bester Quelle berichten, wie die »communalen Zustände Wiens sich in dem kosmopolitisch geschärften Auge des großen Humoristen spiegeln«. Sie geleitet ihn ins Parlament, setzt ihm zwei Berichterstatter an die Seite, welche ihm die Namen der einander prügelnden Abgeordneten ins Ohr flüstern, und alsbald ist sie in der Lage, »Mark Twains Urtheil über die politischen Zustände Österreichs« der schon lachbereiten Mitwelt zu verkünden. Dann braucht er nur in irgendeinem Concertsaal aufzutauchen, und schon steht ein Interviewer der »Neuen Freien Presse« hinter ihm, der am nächsten Tage zu erzählen weiß, Mark Twain sei diesmal nicht nur u. a. anwesend gewesen, nein, er habe auch bei dieser Gelegenheit gleich die Ansicht geäußert, Österreich hätte bis heute keinen einzigen großen Mann hervorgebracht. Wie geehrt fühlte sich das Blatt, dass es das erste sein durfte, frisch vom Munde des »illustren Gastes« diese für die Gastgeber so schmeichelhafte Meinung zu verkünden. Man freute sich, nicht nur den Leser über die Lebensweise und die täglichen Verrichtungen des Meisters »auf dem Laufenden« erhalten zu können, vielmehr zugleich Herrn Mark Twain Gelegenheit zu geben, in fortwährender Verhöhnung der Wiener Sitten und Gebräuche sein noch ungelenkes Deutsch zu üben. Und als er gar eines Tages in der »Concordia« erschien und in einem längeren Speech die deutsche Sprache abfällig und ironisch beurtheilte, da wollte sich alles, was in Wien öffentliche Meinung zu machen vorgibt, anbetend zu einer förmlichen Huldigung für den Erlöser-Humoristen vereinigen.

Objective Beurtheiler, die von einem stillen Galerieplätzchen des Festsaales sogleich die Sachlage überblicken konnten, begriffen damals, dass Wiener Journalisten nach der aufreibenden Arbeit des Tages es geradezu als eine Genugthuung empfinden müssen, wenn ein Fremder der oft widerspenstigen deutschen Sprache »es einmal ordentlich gibt«. Eines Sinnes mit Mark Twain trank alles, was bei uns für schlechte Besoldung den Dativ mit dem Accusativ verwechselt, dem lieben Gaste zu und ließ sich zur Bekräftigung des collegialen Einvernehmens bei Magnesiumbeleuchtung mit ihm auf einem Bilde verewigen. Das Greisenhaupt Mark Twains zwischen den vergnüglich schmunzelnden Gesichtern unserer Fruchtbörsereporter und »Localerer«, da und dort verstreut und decorativ verwertet die Bruchstücke der zu Boden geschmetterten deutschen Sprache — es war ein Gruppenbild, dessen Eindruck ich sobald nicht vergessen werde.

Fast konnte, da solcher Umgebung er gefiel, der einst von amerikanischer Reclame umrauschte Mann Einem leid thun. Sein Ruhm war drüben schadhaft geworden, sein Humor hatte auf der Fahrt übers große Wasser Schiffbruch gelitten und nun irrte er, ähnlich den in seiner Heimat nach einer Existenz hastenden Europäern, in den Straßen unserer Stadt nach witzigen Einfällen umher. Die Anerkennung seines längst bankerotten Könnens, das in den besten Zeiten des Schriftstellers kaum mehr als ein behendes Erfassen der grotesken Kleinlichkeiten des äußeren Lebens bedeutet hat, hätte es in keiner anderen Stadt Europas zu einer so lächerlichen Neuauflage zu bringen vermocht. Während in New-York die Vertreter »amerikanischen Humors« längst schockweise in den Gassen herumlaufen, und nachdem auch wir Dank den ewigen Productionen der Knockabouts in unseren Rauchtheatern dieses Geistes einen Hauch verspürt haben, gibt sich Wien dazu her, vor Mark Twain andächtig im Staube zu liegen und der Bewunderung seiner altbekannten

Gaben das Opfer des eigenen Humorstolzes zu bringen. Herr Mark Twain mag ja seinerzeit recht drollig die Verlegenheiten des Reisenden, der in seinem Hotelzimmer Nachts keine Zündhölzchen vorfindet, geschildert haben, aber schließlich vermögen unsere Tramwayüberfüllungs-Humoristen neben ihm trefflich zu bestehen. Die Calamität der aufgerissenen Straßen können wir ganz gut noch in eigener Regie humoristisch beklagen, und wer weiß, ob nicht Herr Pötzl zuweilen schon einen tieferen Blick in das Volksleben gethan und charakteristischer manchen Zug der Menschennatur verlebendigt hat als Herr Mark Twain, an dessen Lippen auf den Wink der »Neuen Freien Presse« die lachende Wiener »Gesellschaft« seit Jahr und Tag hängt.

Erst kürzlich und zum soundsovielten Male hat das Blatt dem geschmacklosen Groll des Humorgreises gegen die deutsche Sprache, mit dem er noch immer in unserer Mitte zu paradieren wagt, in coulanter Weise Raum gegeben. Herr Mark Twain, der sich damit etwa auf das Niveau seiner Landsmännin, der Soubrette Miss Halton begibt, kann von diesem neckischen Kokettieren mit seiner schlechten Aussprache nun einmal nicht lassen, und wo er nur ein paar Menschen beisammenstehen sieht, beginnt er gleich irgendetwas gegen die »langen Sätze« oder die »zusammengesetzten Worte« der deutschen Sprache zu unternehmen. Wie unecht die Laune ist, die er hiebei entfaltet, und wie so gar nicht der unmittelbaren Beobachtung deutschen Lebens entsprungen, geht schon aus der einfachen Thatsache hervor, dass der Speech, den er bei solchen Gelegenheiten hält und den die Zeitungen immer wieder mit stenographischer Treue abdrucken, sich unter seinen allerersten Skizzen vorfindet. Viel heiterer als jener liest sich der Bericht, den die »Neue Freie Presse« neulich über eine von Mark Twain gemeinsam mit Frau Wilbrandt abgehaltene Vorlesung gebracht hat. Die Schauspielerin habe zuerst das Podium betreten

und den Abend mit einem Hymnus auf den großen Humoristen eröffnet, neben dem zu stehen »sie sich schon seit vielen Jahren immer gewünscht, aber in ihren kühnsten Träumen kaum für möglich gehalten« hat. Das Blatt nennt dies »eine für diesen Moment vorbereitete Improvisation« und ertheilt hierauf Mark Twain das Wort, der sich die Mühe nahm, das Publicum, anstatt es kurz auf den ersten Band seiner gesammelten Werke zu verweisen, in umständlicherer Weise einzuschläfern. Ob jetzt die Zuhörerschaft nach dem Beispiele der Frau Wilbrandt irgendetwas in ihren kühnsten Träumen nicht für möglich gehalten, wollte uns die »Neue Freie Presse« nicht verrathen. Mir jedoch erscheint es nicht unmöglich, dass Herr Mark Twain seine Standrede gegen die deutsche Sprache auch jüngst anlässlich eines Festes des Budapester Journalistenvereins »Othon«, u. zw. mit größerem Erfolge, angebracht hat. Dass er dort »u. a. anwesend« war, haben ja die Zeitungen pünktlich zu melden nicht verabsäumt.

Mark Twain hätte sich gewiss nie gedacht, dass er dank der liebevollen Unterstützung durch journalistische Fremdenführer so bald sich in unserer Stadt acclimatisieren würde. Dabei scheint er den Widerstand der localen Größen nicht einmal zu merken, das heimliche Murren aller Anrainer des Ruhmes, die es nicht länger dulden wollen, dass ein exotischer Eindringling ihre Rechte auf weitestgehende Publicität für sich allein in Anspruch nehme. Die Schar der bei uns zwischen den Redactionen herumstehenden Leute ist in heillose Verwirrung gerathen, als Mark Twain, ihre Kreise zu stören, in unsere Lande kam, und heute ist er es, dem aus dem journalistischen Froschteich lieblich, des Morgens und des Abends, die unendliche Melodie entgegenquakt: u. a., u. a., u. a. . . . .

Gegen ihn vermögen sie nicht aufzukommen, und wenn er nicht freiwillig auf sein Monopol verzichtet, werden sie bald ihr irdisches U. A.-Dasein abgeschlossen

haben und sich nach einer anderen Beschäftigung umsehen müssen. Schon heute ist es an der Zeit, ihre Biographie zu schreiben. Wie wurden sie? Und was mag sie bewogen haben, jene mühselige Carrière, die sich oft zwischen den Zeilen eines Ballberichtes hindurchwinden muss, einzuschlagen? Gewiss hat es manchen unter ihnen frühzeitig zum seltenen Schauspiel gelockt, das in Wien ein gestürztes Einspännerross bietet. Oder er gesellte sich zu der Menge, die sich in unseren Straßen im Nu ansammelt, sobald Einer beharrlich nach dem Dachfirst eines Hauses blickt. Wenn so der Trieb zur Öffentlichkeit präpariert ist, dann pflegt auch das Bedürfnis nach Mittheilung im Menschen rege zu werden, und wir sehen diesen auf Waldbänken, in Cabinen und sonstigen allgemein zugänglichen Orten den Namenszug seines Ehrgeizes zurücklassen. Die meisten, die sich heute von der literarischen oder parlamentarischen Tribüne vernehmen lassen, haben klein angefangen, und noch jetzt, wenn das eine oder andere Blatt ihren Namen unterdrückte, schnitten sie ihn gewiss gerne wieder in alle Rinden ein. . . .

Unsere Titelgier unterscheidet zahlreiche Abkürzungen, die dem naiven Beobachter des gesellschaftlichen Treibens Respect einflößen, und so wie es einen Hofrath i. P. gibt, erfreut sich bei uns auch der Sectionschef u. A. eines gewissen Ansehens. Einst konnte Herr v. Lilienau sich für den anwesendsten Mann des Jahrhunderts halten, aber seitdem er es vorgezogen hat, i. P. zu gehen, sehen wir eine jüngere Kraft das verwaiste Ressort der Allgegenwart erfolgreich verwalten. Heute braucht man nur von einem »Sectionschef Liharzik« zu hören, und sofort fällt Einem die niedliche Abkürzung »u. a.« ein. Ja, er gehört zu den Ungezählten, die aus der Enge der beruflichen Thätigkeit ins Privatleben hinausstreben und die den Abend, den sie in irgendeiner Soirée verbringen, nicht vor dem Morgen loben sollen, an dem sie von allen Zeitungen ob ihrer Anwesenheit gelobt werden. Eine Armee von Unbekannten,

deren Namen uns so geläufig im Ohre klingt. Wer kennt sie heute nicht, den Componisten Weinberger und den Bezirksausschuss Waldstein und den Baurath Stiaßny, die fast jeden Tag mit Genugthuung aus der »Neuen Freien Presse« erfahren können, dass sie hier und dort zugegen waren. Zumindest rufen ihre Namen eine Art wehmüthigen Erinnerns in dem Zeitungsleser hervor. Man muss unwillkürlich an Begräbnisse denken, und es fällt Einem allmählich ein, dass diese Herren ja fast ausschließlich als Leidtragende zu fungieren pflegen. Weinberger? Halt, wer ist das? War der nicht einmal bei einem Leichenbegängnis anwesend? »Ja, Sie mögen Recht haben; und er hat sich dadurch bereits einen Namen gemacht. Da er aber infolge dessen Operettencomponist wurde, ist es nicht ausgeschlossen, dass Sie sich seiner auch von einem Durchfall her erinnern« . . . .

Da sind diese Leute die Friedhofsallee wie eine Ruhmesbahn entlang geschritten, haben, während sie die letzten Erdschollen auf das Grab eines Größeren warfen, mit leidvoller Miene den glücklicherweise auch u. a. anwesenden Vertreter einer Zeitungscorrespondenz angeblickt, und wenn er noch nicht merken wollte, ihm — ein eindringliches Memento — zugelispelt: Wir sind die Überlebenden; wir müssen als solche vor allem berücksichtigt werden. Uns ist er gestorben. Nennen Sie uns in der Zeitung, damit man nicht glaube, dass auch wir gestorben seien. Ein feierlicher Appell an die Pietät des Reporters, der sich beeilt, den letzten Willen der Überlebenden zu vollstrecken. Sie revanchieren sich, indem sie der Zeitung zum Jahreswechsel einen ziemlich vollständigen »Ausweis der berühmten Todten des Jahres« zur Verfügung stellen. Konnte ausnahmsweise einmal ihr Wunsch nicht erfüllt werden, so gibt es in allen Kreisen der Wiener Gesellschaft eine große Anzahl tieftrauernd Hinterbliebener oder doch wegen Raummangels im »Übersatz« Zurückgebliebener.

Selbst wo der Hingeschiedene bloß eine geringfügige und mehr gesellschaftliche Bedeutung hatte, wo also auch das Sterben eigentlich eine Angelegenheit des Privatlebens ist, sehen wir sie u. a. anwesend, und keine Gelegenheit lassen sie vorübergehen, sich aus hastig aufgerafften Gräberblumen einen dürftigen Ruhmeskranz zu winden. Am Ende gelingt es ihnen doch, ihren Namen zuerst der »Correspondenz Wilhelm« und dann der Nachwelt zu überliefern. Es sind oft heroische Naturen, die bis zum letzten Moment ausharren, manchen ereilt mitten in der Ausübung seines dornenvollen Berufes, also auf dem Wege zu einer Beerdigung, der Tod, und sie sterben, wie sie gelebt — u. a.

In den Reihen der bewährten Leidtragenden und gesuchtesten Mitgeher stoßen wir auf manche Erscheinung, die selbst wieder unter den U. A. durch eine gewisse Eigenart auffällt. Wenn man zusieht, wie die Veteranen des Müßiggangs von unseren Zeitungen jahraus jahrein gehätschelt werden, fühlt man so recht, wie auch hier die Schablone jede freiere Bethätigung unterdrückt hat, und man begreift, dass sich das Interesse des Publicums auch für die Lebensäußerungen der Vielzuvielen nach und nach abstumpfen musste. Doppelt erfreulich wirkt darum das Beispiel eines Mannes, der den Muth hatte, offen zu bekennen, dass ihn die ewige stumme Assistenz bei Trauerfällen und freudigen Ereignissen auf die Dauer nicht zu befriedigen vermochte, und der daran gieng, seinem Öffentlichkeitsdrange neue Gebiete zu erschließen. Der Zufall wollte es, dass er in den Zeitungsnummern, die von seinem Erdenwallen, sobald ein anderer starb, Notiz nahmen, alle möglichen Bemerkungen über den Schauspieler Sonnenthal, Kritisches und Anekdoten aus seinem Leben, entdeckte. Der Gedanke an den Vielgefeierten ließ unseren Freund, der bisher nichts für die eigene Unsterblichkeit, vielmehr alles durch die Sterblichkeit fremder Leute erreicht hatte, nicht schlafen. Da gab ihm denn sein Ehrgeiz den Entschluss ein, es wenigstens mit der

Zusammenstellung der vorgefundenen Zeitungsausschnitte zu einer Biographie zu versuchen. Wenn er Sonnenthals Leben beschrieben, konnte er ja daneben immer noch hinter Mitterwurzers Sarge schreiten. Ob er zu diesem oder jenem Amte besser getaugt, darüber gehen die Meinungen auseinander. Jedenfalls war er bald so berühmt, dass er sich entschloss, Ansichtskarten mit seinem Conterfei anfertigen zu lassen — meines Wissens der einzige Wiener Schriftsteller, dem bis heute diese Ehre wiederfahren ist. Die Karten, die er in alle Windrichtungen verschickte, waren alsbald vergriffen, die Verkäuferin erzählte mir, dass infolge der außergewöhnlich starken Nachfrage seitens »des Herrn« nur mehr das eine Exemplar, das in der Auslage prangte, vorhanden sei, und ich habe dieses letzte in einer bunten Sammlung literarischer Curiositäten als ein mir theures Andenken bis heute bewahrt. . . .

Ein Jahr der Allgegenwart im Wiener Gesellschaftstreiben muss man mindestens hinter sich haben, um zu den Statisten des Ruhmes gezählt zu werden. Mit einemmal taucht in allen Blättern ein Herr Angelo Eisner von Eisenhof auf. Er sei bei einem Concerte gesehen worden. Dem normalen Zeitungsleser klingt der Name vorerst noch fremd. Bald heißt es schon, der Mann wäre in einem Wohlthätigkeitsbazar längere Zeit vor dem Zelte einer Aristokratin gestanden, das Publicum gewöhnt sich an ihn, und zum Geburtstag des Kaisers ist er schon so gut eingeführt, dass die Blätter telegraphisch aus einem Curorte berichten können: »Die patriotische Feier gestaltete sich besonders erhebend. Herr Angelo Eisner von Eisenhof sang in der Kirche die Volkshymne.«

Da ist ein Herr Edgar von Spiegl. Seine Begabung für Anwesenheit ist schon vor Jahrzehnten bei irgendeiner Feier aufgefallen. In Anerkennung seiner Verdienste um den ungestörten Verlauf aller irdischen Dinge wird er eines Tages in den Adelsstand erhoben, und aus seiner ursprünglich passiven Bethätigung sehen

wir ihn allmählich zum selbständigen Arrangement größerer Feste emporreifen. Heute fungiert er bei Blumencorsos als Berather der Fürstin Metternich und vor Gräbern vertritt er seit längerer Zeit die »Concordia«, die sich ihn neuestens sogar zu ihrem Präsidenten erwählt hat. Überall, wo sich das gesellige oder das geistige Wien zu besonderen Veranstaltungen einigt, tänzelt Herr von Spiegl, Ceremonienmeister der Wiener Seichtheit, voran, und die fremden Dichter, die in unserer Stadt geweilt, tragen die Erinnerung an einen kleinen echauffierten Herrn von hier fort, der ihnen mit den Gesten eines Cotillon-Arrangeurs den Willkommgruß der deutschösterreichischen Kunst entboten hat....

So sehen wir, dass die Carrière, die Herr U. A. einschlägt, ihn zuweilen in einer repräsentativen Lebensstellung landen lässt. Ich hätte mich, wenn dies nicht der Fall wäre und wenn sich nicht Dank dem liberalen Wohlwollen der Wiener Presse unsere Mitesser und Mitgeher zu einer socialen Gefahr auswüchsen, mit dem Typus nicht beschäftigt. Wer sich vom Pokertisch wegsehnt und lieber gleich alle Literatur- und Kunstplätze besetzen möchte, wer dem Publicum, das von ihm nichts weiß und nichts wissen will, täglich von neuem sich aufdrängt, wer allerorten u. a. anwesend sein möchte, der muss es sich auch gefallen lassen, einmal u. a. abgefertigt zu werden. Vielleicht führt der amerikanische Humorist, der alles, was in Wien bemerkt werden will, nach und nach zurückgedrängt hat, eine endgiltige Reinigung der Wiener Zeitungsspalten herbei; dann sei der Tag seiner Ankunft gesegnet und alle Qual und alle Belästigung der »deutschen Sprache« vergessen. Kein Zweifel, den bereits — Anwesenden kam Herr Mark Twain sehr ungelegen. Sie mögen eine Protestversammlung gegen ihn einberufen, damit wenigstens noch einmal in den Zeitungen so schön geschrieben stehe: Anwesend waren u. a.....

❦

Unlängst war an der Schottenkirche ein Plakat angeschlagen, auf welchem mit riesigen Buchstaben die Worte standen: »Los von Rom!«. Mancher der Vorübergehenden mochte wohl glauben, ein großes Schisma sei im Anzuge, wenn man bereits an den Kirchenmauern solche Losung ausgab. Bei näherer Betrachtung sah man allerdings, dass um die auffallenden Worte herum in ganz kleinem Druck die Aufforderung stand, sich an einer Versammlung zu betheiligen, welche gegen die unter jenem Kampfruf sich entwickelnde Bewegung Stellung nehmen sollte.

Die typographische Wunderlichkeit, die eine Abwehrkundgebung an einer Stelle als Reclameplakat wirken ließ, wo die Deutschnationalen gewiss selbst nie die Anschlage-Bewilligung erhalten hätten, sie ist ein treffendes Symbol jener Verwirrung, die das Schlagwort der religiösen Annexionisten nach allen Seiten angerichtet hat. Man betrachte nur die einzelnen Züge in dem fratzenhaften Bilde, das sich vor unseren Augen entrollt. Von berufener Seite wird der »Los von Rom«-Bewegung keine Bedeutung beigemessen, weil sie keine religiöse, sondern eine politische sei und weil an dem Übertritte solch lauer Gläubiger weder die eine Kirche gewinne, noch die andere etwas verliere. Als ob man überhaupt in der Geschichte die religiösen Momente von den politischen trennen könnte, als ob die Bewegung des Islams, des Hussitismus, der dreißigjährige Krieg und die Gegenreformation wegen des Vorwiegens politischer Elemente an Bedeutung verloren hätten. Man denke an die Erblichkeit des religiösen Bekenntnisses; und wenn man nicht annehmen will, dass die Lauheit bis ins zehnte Glied fortwirke, muss man zugeben, dass Generationen überzeugter Gläubiger dem anderen Bekenntnisse, dem sie durch den Zufall der Geburt anheimfielen, zugute kommen werden. Man denke, wie die Gleichgiltigkeit gegen den Abfall auch nur Weniger dem dogmatischen Standpunkte des Katholicismus völlig zuwiderläuft.

Daneben ein paar ultramontane Pfarrer in Oberösterreich, welche die Namen der Abgefallenen veröffentlichen und so der Übertrittsbewegung mit einer Rücksichtslosigkeit Reclame machen, zu der sich die Vorkämpfer selbst nie aufgeschwungen hätten. Daneben der halbamtliche Pastor Johanny, der auf der Tribüne des Sechs Uhr-Blattes die Puppe darstellt, welcher sich die Regierung nach Art der Bauchredner bedient, um ihren Entrüstungsruf wie aus einer anderen Ecke erschallen zu lassen. Dann endlich Herr Kanner, der in der »Zeit« die Interessen der Ewigkeit wahrnimmt und die Bewegung, die sich selbst nur für eine Begleiterscheinung der parlamentarischen Obstruction ausgibt, für eine andere Form der Nothwehr, zu der man wie zu Pultdeckelschlagen oder namentlichen Abstimmungen greift — als Welle einer von Amerika herübergetragenen antipapistischen Strömung reclamieren möchte.

Unbeirrt aber von dem wirren Durcheinander dieser kunstvoll instrumentierten Katzenmusik, vollzieht sich seit Monaten langsam und feierlich der Massenübertritt der sechs deutschnationalen Abgeordneten ....

* * *

Wie verlautet, hat Graf Thun die Absicht gehabt, die Sprachenfrage im Wege des § 14 zu lösen; er gab aber diesen Gedanken wieder auf, als ihn die Tschechen an sein Versprechen erinnerten, ihnen keine Ueberraschung zu bereiten, ein Versprechen, das er als Cavalier jedesfalls einhalten würde. Es ist nun allerdings nicht bekannt, ob Graf Thun den Tschechen wirklich auf Cavaliersparole zugesichert hat, nichts zu unternehmen, was diesem schwer erschütterten Reiche möglicherweise den Frieden wiedergeben könnte. Fest steht bloß soviel, dass er bei seinem Amtsantritte geschworen hat, die ihm anvertrauten Angelegenheiten nach bestem Wissen und Gewissen zu besorgen.

Immerhin aber lässt sich aus diesen bisher in keiner Weise dementierten Gerüchten manches ent-

nehmen. Zunächst einmal, dass Graf Thun zwar der festen Meinung ist, im Wege des Nothparagraphen den Sprachenstreit schlichten zu können, dass er aber nichts dergleichen bisher unternommen hat. Darin scheinen wohl — es sei dies natürlich keine Gutheißung des § 14 — alle subjectiven Momente einer schweren Unterlassungssünde zu liegen. Weiters folgt daraus die Thatsache, dass auch die Würde eines Ministerpräsidenten gegen die Wirkung einer Schmeichelei nicht immunisiert, durch die sich sonst nur Hausherrnsöhne zu finanziellen Thorheiten verleiten lassen — selbst wenn das Epitheton »Gawlier« in den Augen des Schmeichelnden nicht mehr Wert hat, als in denen jungtschechischer Demokraten. Endlich, dass der Cavalier im Range dem Staatsmanne so weit vorgeht, dass eine Handlung, zu der sich der Staatsmann bereits definitiv entschlossen hat, dennoch unterbleiben muss, weil sie sich für den Cavalier nicht schickte.

Wenn es uns nun schon beschieden ist, dass nur ein Cavalier in diesen Landen Staatsmann sei, so könnten wir doch wenigstens verlangen, dass diese beiden Qualitäten sich in der Person des Erwählten völlig durchdringen, ohne Rest ineinander aufgehen, damit nicht im entscheidenden Moment der Cavalier dem Staatsmanne in den Arm falle. Sollten dennoch einmal die zwei Seelen, die in der Brust des Premiers wohnen, nach verschiedenen Richtungen streben, dann möge, wenn schon der Staatsmann durchaus nicht aufhören kann, Cavalier zu sein, der Cavalier wenigstens aufhören, die Stelle des Staatsmannes einzunehmen. Ich glaube nicht, dass die Völker verpflichtet werden können, die politischen Spielschulden zu zahlen, die der Ministerpräsident auf Ehrenwort contrahierte.

* *
*

»Österreich« ist bekanntlich kein Name, der für das gemeinhin darunter verstandene Ländergemenge politisch ausreichend wäre. Eine staatsrechtliche Definition muss immer zu der gewissen längeren Redensart Zuflucht nehmen, in der »Königreiche und Länder« und

etwas wie ein Reichsrath, in dem sie »vertreten« seien, vorkommen. Nun gibt es schon seit längerem keinen solchen Reichsrath. Der Österreicher hat zwar ein Vaterland, »er liebt's und hat auch Ursach', es zu lieben«, aber er ist in Verlegenheit, es zu benennen. In Zeiten, da die Gesetzgebung von den Kundgebungen der Parteien abgelöst ist und alles von der Stilisierung eines Communiqués abhängt, sei darum dem Patrioten, der doch endlich wissen will, was er eigentlich liebt, als prägnantester Name empfohlen: »Die von den Herren Mendel Singer und Penižek journalistisch vertretenen Königreiche und Länder«.



Uneingeweihte wissen, dass die Regierung eine große Action zur Hebung des österreichischen Actienwesens plant. Und so oft die »Reform« einen ihrer täppischen Schritte nach vorwärts that, schwellte Frühlingsahnen von einer neuen Gründungsschwindelära die Brust unserer M. Bauer und Taussig.

Das neueste in dieser Action, die durch ein banales Exposé und ein scheinwissenschaftliches, in Deutschland nicht wenig belächeltes Questionnaire eingeleitet war, ist ein höchst bezeichnender Rückzug. Wir sollen kein Gesetz bekommen, sondern ein Regulativ. Es sollen nicht gesetzlich die Bedingungen festgelegt werden, von denen die Gründung und der Fortbestand der Actiengesellschaften abhängt; ihre Rechtsverhältnisse sollen nicht codificiert, sondern es soll das alte Concessions- und Aufsichtssystem beibehalten werden. Dagegen wird die Regierung, sich selbst bindend und doch wieder nicht bindend, ein- für allemal verkünden, unter welchen Bedingungen sie die Bildung und den Fortbestand von Gesellschaften duldet. Sie wird vorschreiben, wie das Statut beschaffen sein muss und welche Rechte statutarisch — nicht gesetzlich — den

Actionären gegen die Gesellschaft und deren Organe zustehen. Wir wollen nicht von den Bedenken gegen eine derartige Regelung, von den Grenzen der bindenden Kraft eines Statuts, von dem Fehlen strafrechtlicher Drohungen, von dem Mangel des Einflusses einer solchen Reform auf bestehende Actiengesellschaften sprechen. Wir sind bereit, lieber gleich die Vortheile hervorzuheben, welche dieses Verfahren — seinen Urhebern bietet.

Also: Concession und Staatsaufsicht bleiben; der landesfürstliche Commissär geht uns nicht verloren. Wenn wieder einmal irgendwo acht Millionen verschwinden, wird wieder Sectionschef v. Froschauer oder ein anderer zugegen sein und die Autorität des Staates bei der zur Feier des Ereignisses stattfindenden Generalversammlung vertreten. Zur Erhöhung des Wertes staatlicher Bevormundung besteht bei uns auf verschiedenen Gebieten das gloriose Princip, die Controlorgane durch die Controlierten bezahlen zu lassen, — nicht etwa auf dem Umwege der Steuer, sondern durch ein — sagen wir — Honorar. Dieser Vorgang ist offenbar sehr geeignet, wenn nicht die Strenge, so doch die Gemüthlichkeit der Aufsicht zu erhöhen. Er ist sowohl bei der Controle gewisser Damen als der Börsen und Actiengesellschaften üblich. Wäre es nicht grausam, wenn der Finanzminister auf diese Regulierung der Beamtengehälter verzichten wollte? Eines ist hiebei merkwürdig. Wie gerne bezahlen unsere Directoren diese und ähnliche Gebüren und Ungebüren, während sie gegen jede legitime Besteuerung in ihrer Presse eifrig winseln; wie gerne vergibt Herr von Taussig Pfründen für Staatsbeamte, während er durch seinen Officiosus in der »Zeit« seine Eisenbahnen gegen die Steuerbehörde vertheidigen lässt; und die »Neue Freie Presse«, welche stets die hohe Besteuerung für die niedrige Entwicklung unseres Associationswesens verantwortlich gemacht hat, erhitzt sich ex offo für die Regulativpläne des Herrn Kaizl. Ja, unsere Actienreform wird eine Reform nach dem

Sinne der Herren Benedikt, Bauer und Taussig, und ein wohlmeinender Mann, der heute bemüht ist, bei dieser Reform zu retten, was zu retten ist, wird rechtzeitig in den Hintergrund gedrängt werden.

Ein weiterer Vortheil ist, dass man ein Regulativ ohne Parlament, in camera caritatis — in diesem Falle Enquête genannt — mit den erwähnten Herren und deren juristischem Anhang vereinbaren kann. Taussig, Bauer und Benedikt über die Verhütung von Actienmissbräuchen sinnend — welch ein Bild, des Pinsels eines Oberländer würdig! Ihre Beschlüsse sollen ein Surrogat des Gesetzes werden. Das Regulativ ist der § 14 dieser Staatserhalter.

Man beschönigt dieses Vorgehen mit der Actionsunfähigkeit des Parlamentes. In Wahrheit fürchtet man die parlamentarische Action. Freilich haben christlichsociale Parteigrößen längst von dem berühmten Giftbaum der Erkenntnis auf dem Schottenring genossen. Einzelne — Dr. Pattai an der Spitze, in zweiter Linie Leopold Steiner — haben aber bisher stets die Sachkenntnis und den Willen gezeigt, eine Spur anticorruptionistischen Einschlags in unsere Gesetzgebung zu bringen und die Ehrlosigkeit des Jobberthums an den Pranger zu stellen. Man verschone uns mit der Behauptung, man habe keine Zeit, auf ein Gesetz zu warten, man müsse »schleunig« die Industrie durch ein Regulativ retten. Was hindert denn die Regierung, ohne Regulativ solide Gründungen zuzulassen und alle sachlichen Garantien zu fordern? Aber freilich, so ein Regulativ, das die famose Staatsaufsicht bestehen lässt, ermöglicht die Drangsalierung jeder von der Börsenclique unabhängigen Gründung und die Protection der von der Bande ausgeheckten Pläne. Es überhebt gleichzeitig die Regierung scheinbar der Verantwortung für das, was da im Anzuge ist und unter den gleißnerischen Benediktionen der »Neuen Freien Presse« bald das Licht der Welt erblicken und verfinstern wird. Schon jetzt erhitzt der wirksamste aller antisemitischen Agitatoren planmäßig die Köpfe der Menge mit farbenglühenden Schilderungen der deutschen In-

dustriebewegung. Die Bedenken, welche diese Bewegung in Deutschland selbst erweckt, wiewohl dort weder Matadore, wie die unseren, noch ein Actienregulativ zu finden sind, werden kaum flüchtig gestreift, und ein erkünsteltes Gründungsvorfieber ist allenthalben zu spüren. Wie sagt doch Heine? »Und die Juden unterdessen wetzten die Beschneidungsmesser« — Juden aller Confessionen.

* * *

Die bei der letzten Sensalenwahl Durchgefallenen gehören wahrhaftig nicht zu den »Bedrängten«, deren sich dieses Blatt anzunehmen versprach. Ich bin mir keines Vorurtheils und keiner Schwäche bewusst, wenn ich die zahlreichen wehklagenden Zuschriften, die mir aus Börsekreisen in den letzten Tagen zugiengen, einfach unbeachtet lasse. Was sich da abgespielt hat, fällt ja schließlich nicht aus dem Rahmen finanzieller Alltagsgemeinheit, und die »verdienten Familienväter«, die sich heute zurückgesetzt fühlen, werden an irgendeinem Feiertage der Corruption umso reichlicher entschädigt werden. Immerhin sind aber die Vorfälle, die den Sturm im Wasserglase erzeugten, interessant genug, um für den Moment wenigstens festgehalten zu werden. An der Hand der Thatsachen lässt sich ganz hübsch aufzeigen, wie hierzulande auch nicht die kleinste Gelegenheit vorübergeht, ohne dass man es versuchte, alle Minen der Corruptheit springen zu lassen.

Von 41 Bewerbern um die Sensalenstellen konnten nur 8 berücksichtigt werden, und dass Protection die Hauptsache sei, wurde ja von den Börseräthen selbst zugegeben. Die stereotype Antwort, welche die meisten, und darunter die bestqualificierten, Candidaten bei ihrer ersten Vorstellung erhielten, war die Frage: »Mit wem sind Sie verwandt?« Doch auch mit einem anderen Factor musste gerechnet werden — mit der Qualität der Leute, die hier in der Lage waren, Versprechungen zu ertheilen. Es hat sich der Fall ereignet, dass ein sehr zuvorkommender Herr, der Bankdirector und Börserath ist, einem zudringlichen Candidaten sein Wort mit der Erklärung gab: »Warum sollte ich es gerade Ihnen nicht geben, da es schon 26 Herren besitzen?« Trotzdem hieß es alle Einpeitscher in Bewegung setzen und hintertreppenauf und -ab laufen lassen. Vor der Wahl hatten fast alle die Majorität der Stimmen glücklich gesichert. Die Ärmsten!

Eine kleine Wahrscheinlichkeitsrechnung hätte allen ihr Siegesbewusstsein nehmen müssen. Multipliciert man nämlich die Hälfte der Börseräthestimmen mit der Zahl der dem Durchfalle geweihten Bewerber, so erhält man ungefähr die Anzahl der brüchigen Eide.

Betrachten wir einmal die Gewählten:

Herr Bum ist mit Herrn Taussig verschwägert; Herr Schwarz ist der Bruder des Directors der Anglobank; Herr Goldberg hat eine Cousine des Unionbank-Directors Widmann geheiratet. Herr Emil Wolf erfreut sich der besonderen Gunst der Directoren Wollheim und Mauthner, Herr Lewinger wurde von den sogenannten Börserathsdemokraten Sobotka, Strisower und Steinhübel auf den Schild gehoben, und Herr Furcht ist langjähriger Procurist bei dem allmächtigen Börserathe Sig. v. Bauer, der fünf Minuten vor der Wahl eine bewegliche Rede zu Gunsten seines Candidaten hielt, an deren Schlusse er die Cabinetsfrage stellte. Herr Lemberger ist seit 16 Jahren Beamter im Bankhause Dutschka, und seine Ernennung zum Sensal bietet wohl die Compensation für die Zurücksetzung, die er im vorigen Jahre erleiden musste, als nicht er, sondern der Sohn des Directors Moriz Bauer die Procura erhielt. Über die Protectoren und Protectorinnen des Herrn König sind die abenteuerlichsten Gerüchte in Umlauf; aber es sei ferne von mir, in ein »Privatleben« hineinzugreifen, das zur Erreichung einer öffentlichen Function weidlich ausgenützt ward. Hat unser »Star« nicht Recht? »Die dummen Leute in der ersten Reihe des Parkets . . . .« Es sind größtentheils Börseräthe.

Dies die acht Gesalbten, die zunächst der Schar der mit allen Salben Geschmierten entnommen wurden, um dann aus einer engeren Wahl von 12 als Sieger hervorzugehen. Nach 41 noch 12? Die Erklärung hiefür ist einfach; denn am Tage vor der Wahlschlacht fand im Bureau des Herrn Moriz Bauer ein Conventikel statt, bei dem in Anwesenheit von 21 Börseräthen die 12 würdigsten, resp. bestprotegierten Candidaten vorgewählt wurden, auf die sich dann bei der Hauptwahl die Stimmen concentrieren sollten.

Erwähnenswert wäre noch, dass sich unter den vier in engerer Wahl Gefallenen ein Herr Wachtel befand, der bis zur Entscheidung als »sicher« galt: er hatte im vorigen Jahre eine Nichte des Sectionschefs Halban geheiratet. Wer österreichische Interna kennt, kennt auch die Bedeutung einer solchen Verwandtschaft. Das Nichtenthum hat ja oft schon auf den Lauf der öffentlichen Dinge in Österreich bestimmend

eingewirkt. Da aber anderseits hierzulande wieder das Unwahrscheinliche Ereignis zu werden pflegt, erwies sich die Fürsprache des Sectionschefs als zu schwach, und Herr Wachtel blieb der Neunte. Darob oben große Verstimmung. Wie die »Neue Freie Presse« am 21. April zu melden wusste, theilte der Präsident der Börsekammer in einer — ad hoc einberufenen — Plenarsitzung mit, dass es »mit Rücksicht auf die besondere Würdigkeit verschiedener Bewerber, die nicht berücksichtigt wurden, empfohlen worden sei, die acht Sensalstellen um zwei neue zu vermehren«. Zum Glück besaßen einige Mitglieder Rückgrat genug, um der Überzeugung Ausdruck zu geben, dass die mit so vieler Mühe Durchgebrachten nicht ihren fetten Erwerb mit noch zwei neuen Sensalen theilen dürften. Um jedoch die Sache halbwegs zu applanieren und nach keiner Seite anzustoßen, wurde beschlossen, mit der Ausschreibung der nächsten Wahl wenigstens nicht mehr so lange wie bisher zu warten.

Bis dahin wird sich hoffentlich die Verwandtschaft aller Maßgebenden vergrößert haben, im Schottenringpalaste werden alle Hintertreppen ausgebaut und neue, verbesserte Ehrenworte wieder hinreichend vorhanden sein. . . .

* * *

Unter dem Motto »Los von Galizien!« geht mir folgender Situationsbericht zu:

Ein Bankdirector scheidet zur rechten Zeit aus Amt und Leben, ein zweiter, dem einen Tag zuvor die oberen Zehntausend Lembergs ihr Vertrauen ausdrückten, erregt dadurch das Misstrauen der Behörden und wird eingesperrt, andere folgen seinem Beispiele, eine Bank lehnt sich an eine andere an, die sich selbst nicht halten kann, ein Curator eignet sich die Gelder seiner (physisch) blinden Mündel an, ein in Galizien und nächster Umgebung angesehener Advocat brennt durch — das sind im großen ganzen die in bezahlter Verdünnung (wehe, wenn die Bezahlung verdünnt gewesen wäre!) erschienenen Blätternachrichten der letzten Zeit aus Galizien. Zwischendurch ertönen die Signale der polnischen Rettungsgesellschaft: »Herr v. Marchwicki versichert, es sei alles in Ordnung«, »Fürst Sapieha garantiert« u. s. w. Und zum Schlusse die erlösende officielle Posaune: Alles gerettet!

So geht es zu, wenn Polen noch immer nicht verloren ist. Noch einmal gelingt es, die Risse — wer weiß, auf wie kurze Zeit —

zu verkitten. Was uns an Galiziens Sein oder Nichtsein gelegen ist? Gar viel; denn wir haben unsere Gelder in dieses Land gestopft und fürchten nun deren Verlust. Dies gibt uns das Recht, uns sozusagen auf einen höheren moralischen Standpunkt zu stellen. Darum der immer wiederholte und immer wieder verhallende Ruf nach einer österreichischen Verwaltung, die man dieser österreichischen Provinz geben möge. Darum die bange Frage, wann das Verschachern wirtschaftlicher Zugeständnisse an die polnische Schlachta gegen kleine politische Gefälligkeiten ein Ende haben wird. Darum immer lauter der Ruf: »Los von Galizien!«

Wir schreien, damit Galizien, erschreckt über seine Verwahrlosung, nicht vorher das Galizien in unserer Mitte bemerke. Zu diesem Zwecke leihen wir uns den ganzen politischen Sprachschatz der »Neuen Freien Presse« aus, die sich mit einem drangsalierten galizischen Barbier voll Empörung über den Bezirkshauptmann von Nadworna in den Leitartikel flüchtet, im rückwärtigen Theile des Blattes jedoch ob der gestohlenen Millionen der Galizischen Sparcassa nur Thränen sanfter Wehmuth findet — die über die Affaire des von Daszynski gebrandmarkten Beamten nichts schrieb, als dass die Untersuchung eingestellt sei, und die, um zu den Gräueln der Schlachta Stellung zu nehmen, erst des confessionellen Anreizes bedurft hat.

Wir in Wien haben wahrhaftig keine Ursache, Galizien — Galizisches vorzuwerfen. Unsere Banken haben vor den dortigen allein die Cultur der Seife voraus; die Fingerfertigkeit ist bei beiden die gleiche. Nur in der Methode liegt der Unterschied zwischen östlicher und westlicher Cultur. Ein Wiener Bankdirector wird nie so ungeschickt sein wie sein galizischer Bruder, das Depot eines Geschäftsfreundes einfach zu unterschlagen; am täppischen Zugreifen erkennt man die halbasiatische Ungeschliffenheit. Eine Wiener Gemüthsbank nimmt das Depot nicht ohne Entgelt weg, sondern zahlt dafür einen billigen Preis, legt ein anderes zu einem hohen Preise an dessen Stelle, nimmt dieses wieder billig ab, und so fort *in dulci jubilo,* bis der Betroffene kein Geld mehr und die Bank das Übrige hat. So bleibt man recht hübsch auf dem Boden des Gesetzes und umgeht es, wo es nicht ausreicht, mit »Geschäftsusancen«. Zwischen Stehlen und Nehmen, zwischen Lemberg und Wien liegt die Differenz von ein paar Culturbreitegraden. . . .

Galizien kann also noch von uns lernen und wird es müssen, damit das fortwährende Einsperren von Bankdirectoren endlich einmal aufhöre. Wir fürchten nur, wenn dort oben Ruhe eintritt, wird die Reihe an die unseren kommen. Die Saat ist reif und harrt des Schnitters.



CONCORDIABALLBERICHT.

Das Fest ist — sagen wir es gleich — glänzend ausgefallen.

Welcher Zeitungsleser erinnert sich nicht, diesen Satz in den letzten Tagen oft und oft gelesen zu haben? »Sagen wir es gleich«, damit uns die Lüge nicht in der Kehle stecken bleibt. Und wiederum hatten sich »Vertreter aller Gesellschaftskreise, Bürgerliche und Adelige, Diplomaten und hohe Staatsbeamte, Militärs und Industrielle, Gelehrte und Künstler eingefunden«. In den Zeitungen nämlich. Und »wer vermöchte alle Jene aufzuzählen, welche ....« Ja, wer es vermöchte!

Eine umfangreiche Absenzliste liegt uns vor, und sie wird mit jedem Concordiaballe umfangreicher. Ein Augenzeuge der Leere, die der Sophiensaal aufweist, wenn die Wiener Presse ihre Feste feiert, ist natürlich schwer aufzutreiben. Da die Herren Veranstalter diesmal beinahe unter sich blieben und, von keinem Lauscher geniert, Redactionsgeheimnisse austauschen konnten, ist eine objective Berichterstattung über den Verlauf des Abends fast unmöglich. Wenn ich mich nicht glücklicherweise auf die Indiscretion einiger der Herren selbst verlassen könnte, müsste ich meine Wissenschaft vom letzten »Concordiaball« rein aus der verklärten Darstellung schöpfen, die er in den einzelnen Journalen gefunden hat.

Von all den sagenhaften Vertretern der Gesellschaftskreise war also nicht einer erschienen, Adelige und Militärs, Gelehrte und Diplomaten bewiesen an diesem Abend eine besondere Anhänglichkeit an den häuslichen Herd, und selbst die armen Angehörigen der Bühnenwelt, die sonst jährlich einmal als Opfer auf die berühmte Estrade geschleppt werden, hatten ihr Ausbleiben entschuldigt. In früheren Jahren durften ein paar beneidete Nachtredacteure am Arme der hervorragendsten Choristinnen Wiens stolz die Reihen der harrenden Enthusiasten entlang schreiten. Manches Herz pochte schneller, manches Auge glühte zuversichtlicher, und Leute, die sonst nur Nachrichten über das Unwohlsein von Schauspielerinnen zu »bringen« pflegen, brachten diese leibhaftig jetzt in den von einer erwartungsfrohen Menge gefüllten Saal. Welche Aufregung unter den Comitémitgliedern, wenn verkündet ward, Frau Kopacsi-Karczag nahe. »Neue Freie Presse« und »Neues Wiener Tagblatt« vergaßen ihren alten Hass, und momentan vereint stürzten sie in die Garderobe — der gefeierten Künstlerin entgegen, die alsbald, mit dem schönsten Kalodontlächeln von der Welt, zur Seite irgendeines bevorzugten Leitartiklers im Saale erschien. Und endlich dies traute Gewimmel auf der blumengeschmückten Estrade, zu der sich, innigst verbunden, Ganzwien und Halbwelt drängte, und woselbst sich, von pflichtbewussten Ordnern geleitet, alles pünktlich einfand, was schon mehrfach vorbestraft unter Palmen zu wandeln beflissen war. Zwischen einer im Hintergrund kauernden Soubrette und der unvermeidlichen Excellenz ein langer Zug von Parasiten — Börsenjournalisten machen die Honneurs, und über dem Ganzen, gesunden Lungen unerträglich, eine erpresste Luft . . . .

Nichts von alledem mehr. Die drei Staatsanwälte, zwei Landesgerichtsräthe und vier Polizeicommissäre, mit deren Anwesenheit der Ballbericht prunkt, haben sich ziemlich vereinsamt gefühlt. Der Ausfall des letzten

Journalistenfestes hat den Herren bewiesen, dass ihre Macht über die Choristinnen Wiens im Schwinden ist. Die Choristinnen waren einfach nicht erschienen. Als es 11 Uhr wurde und das spärliche Publicum zu murren begann, stellten sich sämmtliche Mitglieder der Wiener Journale in der Mitte des Saales auf und hielten eine große, vereinigte Redactionsconferenz ab. Glücklicherweise zeigte sich Fräulein Fleuron am Horizonte, und für wenige Minuten schien die gute Laune der Gastgeber wieder hergestellt. Um Mitternacht wurden einige Vertreter des geistigen Wien ausgesendet, das Fräulein Pepi Weiss zu holen. Aber die wahre Festesstimmung konnte doch nicht mehr aufkommen. Ein paar Leute, die mehr aus Profession denn aus Neigung überall anwesend sind, reichen doch nicht aus, um die Ehre der »Concordia« unter der Präsidentschaft des Herrn v. Spiegl zu retten. Was nützte es, dass rechtzeitig die Herren Hofrath Kareis und Wrabetz im Kreise der Parlamentsreporter, freundlich sich nach allen Seiten verneigend, auftauchten? Selbst der Vorschlag des gleichfalls anwesenden Herrn Gabor Steiner, der »Concordia« als Entschädigung den Reinertrag vom Eröffnungstage des Etablissements »Venedig in Wien« zuzuwenden, brachte kein Animo mehr. Drückende Sorgen um die künftige Ausgestaltung der Theaterrubrik ließen die Veranstalter zwischen Saal und Comitézimmer unstät wandern, und auch des Publicums, das eben erst in der humoristischen »Damenspende« geblättert hatte, bemächtigte sich dumpfe Niedergeschlagenheit. Die Schauspieler, sich für einen Abend wenigstens ihrer Erniedrigung besinnend, waren daheim geblieben, und auf der »Estrade« sannen ihre Zwingherren über die nächste kritische Gelegenheit, bei der sie die Widerspenstigen ihre Rache fühlen lassen könnten. Rasch entschlossen stellten sie hierauf, um doch eine stattliche Reihe von Namen in die Morgenblätter zu bringen, eine Liste der Abwesenden zusammen. Welch tiefer Schmerz, welch hilflose Verzagtheit liegt in den Worten, die am

andern Tage in allen Zeitungen standen: Fräulein Jenny Schneider vom Raimund-Theater, Herr Crovetto vom Jubiläums-Theater — sie haben u. a. ihre Abwesenheit entschuldigen lassen. . . . Wie steht die »Concordia« da, wenn selbst die Ballettratten das sinkende Schiff verlassen?

Ein Gedanke hält alles im Banne: Es ist der erste Ball, dem Herr Edgar v. Spiegl präsidiert. Respectvoll blicken sie zu ihm auf, der es vom Fremdenführer in Budapest heute so weit gebracht hat, dass ihn die Fürstin Metternich als ihren Rathgeber bei allen Praterfahrtsactionen und als »Feldmarschall« bei ihren Blumenschlachten bezeichnet. Vertreter des freien Schriftthums gratulieren ihm. Er verspricht, den Pensionsverein durch den Zwang der Wohlthätigkeitsvorstellungen, den die »Concordia« den Wiener Theatern immerdar auferlegt hat, auch weiterhin kräftig zu fördern und ihm nichts entgehen zu lassen, was ein kunstvoll ausgearbeitetes Bettelsystem nur irgend hereinzubringen vermag. Ein paar Herren, die auf einmal vergessen, dass sie Mitglieder des Schriftstellervereins, und sich erinnern, dass sie Schriftsteller sind, stehen abseits und versuchen, sich zu schämen. Es fällt ihnen ein, dass dieser Herr Edgar v. Spiegl, den sie eben zu ihrem Oberhaupt erkoren, identisch mit jenem Spiegl ist, der sich seit zehn Jahren von einem Wiener Antisemitenblatt die entehrendste Beschuldigung gefallen lässt, ohne in diesem Zeitraum auch nur einmal mit der Wimper gezuckt zu haben. Zwar sei dies Blatt in einem so pöbelhaften Tone gehalten, dass seine Angriffe kein Mensch, der etwas auf sich hält, zu beachten brauche. Immerhin müsste aber, wenn nicht bloße Beschimpfungen vorgebracht, nein, grausame Facten behauptet werden, auch die letzte und infamste Zeitung einer Klage, einer Erklärung, irgendeiner Äußerung seitens des Beschuldigten wert sein. Wir empfangen — sagen sie sich schon ganz verschüchtert — als unseren Sprecher, Führer und Repräsentanten bei allen öffentlichen Ge-

legenheiten einen Mann, gegen welchen ein Vorwurf erhoben ward, den ungestraft kein Mensch zu wiederholen wagen sollte; wenn wir schon den langjährigen Vicepräsidenten bedenkenlos uns gefallen ließen, müssten wir nicht den Präsidenten endlich zu einem Schritte gegen die Verleumder zwingen? Dürfen wir die Verleihung des Adelsprädicats als ausreichende Rehabilitierung für all die schmähenden Attribute ansehen? Existiert für die »Concordia« in dieser ganzen schäbigen Angelegenheit nur jener andere Mantel, der der christlichen Nächstenliebe nämlich, mit dem sie Jugendsünden, sowie alle noch nicht verjährten Unanständigkeiten ihrer Angehörigen sorgsam zu bedecken bereit ist?

So erwogen, abseits stehend, die Mitglieder des neuerwählten Ehrenrathes der »Concordia«. Herr Rabensteiner aber rief zum Tanze, und alle Sorgen und Bedenken giengen unter in den Klängen eines von Herrn Weinberger zusammengestellten Walzers. Fort mit allen Zimperlichkeiten! Die »Concordia« hat einfach einen neuen Präsidenten gebraucht, und als es Frühling ward und Alle die Winterröcke ablegten, da traten sie zusammen und wählten Herrn Edgar v. Spiegl . . .

* * *

Herr Dessauer, der Director der Depositenbank, hat einen anonymen Roman geschrieben, und diesen haben, wie auf ein Commando, sämmtliche großen Blätter Wiens in mehreren Feuilletonspalten besprochen. Wahrhaftig, ich halte mich an Freund Hardens Mahnwort und »vergesse die wirtschaftlichen Zusammenhänge nicht«. Wenn die »Neue Freie Presse«, die für die Gaben der Strindberg, Garborg, Knut Hamsun nicht ein Wörtchen der Erwähnung übrig hat und überhaupt nur allmonatlich einmal den Literaturschutt ablagert, der sich auf dem Schreibtisch des Herrn v. Thaler angesammelt hat, nunmehr dem Romancier Dessauer einen 180zeiligen Essay am Sonntag widmet, so wird das niemandem be-

sonders auffallen. Zu wünschen wäre nur, dass, wenn schon die Pauschalien einer Bank auch den Büchermarkt beeinflussen sollen, die Anpreisung von Romanen à la »Götzendienst« künftighin wenigstens im »Ekonomisten« erfolge. Gewiss wäre es anständiger, die Wohlthat der Schweiggelder nicht zu missbrauchen und nicht plötzlich redselig zu werden, sobald der Bankdirector ein Buch geschrieben hat; aber die Vermengung von verschiedenen Ressorts sollte jedenfalls vermieden und im Literaturtheile nicht das protzig angezeigt werden, was unter den finanziellen Nachrichten ein bescheidenes Plätzchen verdiente. Auch der Stil, den der Autor des »Götzendienst« schreibt, weist ja nach der Warenbörse. Man erfährt da von einem Mann, der »ungeachtet er von Natur gut veranlagt war, nur sehr geringe Kenntnisse gesammelt hatte«, von einem Theaterdirector, der »alte Weine ganz entschieden jungen Talenten bevorzugte« und von einem dritten Herrn, der »seit der gehabten Begegnung« sehr aufgeregt war. Die Wiener Blätter hätten weit besser gethan, Herrn Dessauer »in Erwiderung seines Jüngsten« zu eröffnen, dass sie nicht in der Lage seien, »ihm mit Weiterem näherzukommen«, insolange er sich nicht ein besseres Deutsch angewöhnt habe.

Wenn das »Extrablatt« an der Spitze eines großen Feuilletons über den anonymen Verfasser dessen wohlgetroffenes Conterfei bringt, so ist das ohne Zweifel recht neckisch und ein Übermaß an Gefälligkeit seitens des Chefredacteurs, der im Hause des Herrn Dessauer ohnedies gratis Tischbänkel zum Besten gibt. Nur hätte der »vorsichtige Capitalist« — so ist die Börserubrik des Blattes überschrieben — es nie und nimmer zulassen sollen, dass die Beziehungen zwischen Autor und Zeitungsunternehmer so offenkundig im Feuilletontheil zum Ausdruck gelangen.

Banquier Dessauer hat den Wahrheitsmuth des Satirikers, und wenn er auch die gewissen Wiener Gesellschaftskreise, denen er selbst angehört, nur anonym

zu geißeln wagt, so sorgen doch sowohl sein Stil als seine journalistischen Götzendienstboten dafür, dass er nicht unerkannt bleibe.

* * *

Das Publicum des »Deutschen Volkstheaters« hat sich kürzlich nicht mit Unrecht gegen die Zumuthungen des Herrn Theodor Wolff zu Wehr gesetzt. Gedankenärmeres als das Märchenspiel »Die Königin« ist selbst an dieser Stätte bisher nicht geboten worden. Der Pariser Correspondent des »Berliner Tageblatt« breitet seine Geschichtsauffassung umständlich vor uns aus und entwickelt an der französischen Vorrevolutionszeit, die er zu schildern unternimmt, eine Romantik, die dem Gefühlskreise des Berliners Banquierviertels entsprossen scheint. Dass unsere Zeitungen aus ihrer geistigen Verwandtschaft mit dem dilettierenden Neffen Mosses kein Hehl machten, ist ihnen weiter nicht zu verargen und zeugt sogar von einer gewissen Ehrlichkeit. Läppisch ist dafür der Tadel, den sie dem zischenden Publicum für seine Haltung zutheil werden ließen. Soll darum, weil Kritiker meistens nicht das sagen dürfen, was sie über ein Stück denken, es auch dem Theaterbesucher, der kein Blatt zu Verfügung hat und sein Billet bezahlt, verwehrt sein, seiner Erbitterung in der natürlichsten Form Ausdruck zu geben? Die Herren mögen froh sein, dass die faulen Äpfel, die ein erzürntes Parket auf die Bühne wirft, heute noch über ihre Köpfe hinwegfliegen.

Freilich rächte sich unser Publicum bloß für die Langweile, zu der es Herr Wolff verurtheilt hatte. Der Geist, aus dem sie erfloss, wäre in anderer Form willkommen gewesen, und die Scene, in der der Verfasser die Handwerker und Abgesandten des nothleidenden Volkes mit schnöde dem »Sommernachtstraum« entlehnten Mitteln als komische Figuren hinstellt und schnodderig den »Utopismus« socialer Erhebung zu verhöhnen wagt, blieb natürlich ohne Widerspruch.

Das Ensemble des »Deutschen Volkstheaters« verwahrlost zusehends. Man denke sich Frau Odilon als Märchenkönigin. Neben ihr, unerträglicher denn je, Herr Kutschera und ein zwerghaftes Frl. Großmüller, das, von Herrn Bahr entdeckt, wie ein Alpdrücken über die Bühne schreitet. Frl. Annie Kalmar erwies sich in der langen Erzählung des ersten Actes als die beste, weil einzige Sprecherin dieses Theaters. Ich habe jüngst Frl. Kalmar als vor-

nehmes, natürliches, besserer Beschäftigung würdiges Talent zu loben mich erkühnt. Dies verhalf mir zu dem Anblicke etlicher breit grinsender Gesichter, und gewisse Leute konnten es nicht fassen, dass eine Schauspielerin, deren von Gott und der Direction gegebenes Amt es wäre, »bloß schön« zu sein, am Ende auch Begabung zeigen könne. Herrn v. Bukovics mag es freilich unbequem sein, wenn er einer Dame, die er ausschließlich als Augenweide für ein Stammpublicum von Lebemännern engagiert hat, allmählich auch Rollen wird zutheilen müssen; ich aber pflege mir aus grinsenden Gesichtern nichts zu machen.

*

Anders als Wolffs »Königin« wurde »Peter Kron« von Ernst Rosmer im Burgtheater von der zuständigen Kritik behandelt. Allerdings zeigt die Dichterin in geradezu erschreckend deutlicher Weise, wie der ganze schildernde Naturalismus, der in den Details einer philiströsen Häuslichkeit aufgeht, schließlich in L'Arronge'scher Gemütlichkeitsmeierei enden muss und sich nur Dank seiner schlechteren Mache als selbständiges Genre noch zu behaupten vermag. Dennoch hätte die sympathische Novellistin, der selbst in dem gründlich verfehlten »Peter Kron« mancher feine Zug gelang, nicht so hochmüthig und lümmelhaft abgethan werden müssen. Über den Zustand des heutigen Burgtheaters, den es anlässlich der letzten Neuheit wieder einmal entblößte, wird sich bald ausführlich sprechen lassen.

* *
*

In der Perosi-Woche haben uns einige Blätter genau geschildert, wie der »schlichte Mann im Priesterrock« isst und trinkt. Zugleich bezeichneten sie den schon lauernden Autogrammjägern das Gasthauslocal, in welches sich Perosi, der, wie sie selbst sagten, von niemandem behelligt werden wollte, aus dem Impresariolärm mittags zu flüchten liebte. Die liberalen Reporter feierten wahre Orgien der Zudringlichkeit und schleppten ganze Tonnen Weihrauchs herbei, um dem clericalen Musiker den Wiener Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Zumal die »Neue Freie Presse« ließ nicht ab, in der Beschreibung des »seltenen Anblicks« zu schwelgen, den »ein in aller Form geweihter Priester, der Schützling Leos XIII. und somit des katholischen Clerus der ganzen Welt, als Capellmeister bot«, und rief begeistert aus: »Wir gestehen, dass auch wir hieraus den größten Genuss des Abends gewonnen haben.«

Inzwischen schien der Musikalienhändler Gutmann in seinen neuerworbenen Beziehungen zum Clerus völlig aufzugehen und nahm die Gelegenheit wahr, am Schlusse des Concertes *coram publico* dem Fürsterzbischof Gruscha die Hand zu küssen.' »Wir gestehen, dass auch wir aus diesem seltenen Anblick den größten Genuss des Abends gewonnen haben.«



ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Niemand. Besten Dank! Sie könnten mir, der Ihnen allen »alten Institutsdamen« zum Trotz Verschwiegenheit zusagt, Ihren Namen doch nennen. Ihr Brief ist mit all seinen Ungerechtigkeiten einer der besten, die ich empfangen habe. Wenn Sie die Anonymität aufgeben, will ich gerne auf Ihre Vorwürfe im Einzelnen und brieflich erwidern. Dass das Blatt den Kritiker »entlasse«, habe ich doch nicht verlangt; meine Angriffe gelten dem System. Ihr Stil lässt mir übrigens die Mitarbeit des Frl. »Niemand« wünschenswert erscheinen.

Technikus. Beide Formen im Sprachgebrauch begründet. Siehe Sanders, der sogar die feminine voranstellt und Ihnen hoffentlich competent sein wird.

Ing. J. W. Besten Dank für die Verse, die mich sehr gefreut haben.

Schauspieler. Herzlichen Dank. Wie heißt der Autor?

S. M. Die Zustände vor den Cassen der Hoftheater sind gewiss kläglich. Man kann gelegentlich darauf zurückkommen.

R. B. Dass in Wien kein einziges Exemplar der Staatsgrundgesetze erhältlich, ist eine ergötzliche Erscheinung. Offenbar hat die Regierung alle aufgekauft.

A. R. Versuchen Sie es immerhin.

Zionist. Ihr Brief eignet sich nicht zur Veröffentlichung. Ich habe auch nicht ersehen können, nach welcher Richtung eigentlich Sie meinen Rath wünschen.

M. H. Was Sie mir als Entschädigung für den »Hass der Männer« in Aussicht stellen, ist ja nicht unangenehm. Die Photographie war leider nicht beigelegt.

Allen Anonymen, liebenswürdigen und schmähenden, Dank für die Bemühung.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.



Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.


DIE FACKEL
HERAUSGEBER:
KARL KRAUS.
ERSCHEINT DREIMAL IM MONAT.
PREIS 10 KR.
WIEN.

DIE FACKEL

NR. 4 — WIEN, ANFANG MAI — 1899

UNIVERSITÄTSBUMMEL.

Vor einem merkwürdigen Bilde, das kürzlich irgendwo ausgestellt war, konnte man Menschen, die aus den verschiedensten Lebensbezirken kamen und in die verschiedensten Richtungen strebten, nachdenklich und wie gebannt verweilen sehen. Es schien alle zusammenzuführen, und die populäre Symbolik, hinter der jeder Einzelne seine besondere Gegenständlichkeit schmerzlich entdecken durfte, wirkte auf Alle. Das Bild hieß »Vers l'abîme« und zeigte, nein, schrie, was Menschliches dem Abgrund zustrebe. Beschauer kamen und giengen, aber am stärksten war die Aufmerksamkeit einiger Herren gefesselt, die den gemalten Warnungsruf immer wieder für ihren eigenen Wirkungskreis reclamieren wollten. Was schien ihnen dem Abgrund zuzustreben? Waren es überzeugte Ankläger unserer Gesellschaftsordnung, bekümmerte österreichische Patrioten vielleicht, oder am Ende gar Mitglieder eines Trabrennvereins? In plötzlich aufdämmernder Erkenntnis konnten ja — so eindringlich klang das Allarmsignal — auch Angehörige der »Concordia« die Anmeldung des kommenden Debâcle auf sich beziehen. Nichts von alledem. Der lebhaft erregten Unterhaltung entnahm ich, dass es Mediciner seien. Der eine stieß etwas wie »Niedergang der Facultät« hervor, ein anderer sprach von Abgrundstrebern der Wissenschaft, ein dritter gedachte wehklagend der Zeiten, da Rokitansky, Skoda und Hyrtl gewirkt, beschwor den hellenischen Großgeist

Billroths und meinte schließlich, man könne die Zeitgenossen, welche die Wiener Universität heruntergebracht haben, nicht oft genug vor dies Gemälde und seine deutliche Weisheit führen.

Für mich, den weniger das Werk als seine Wirkung auf so vielerlei Betrachter anzog, hatte von allen Geständnissen, die es gepressten Herzen entlockte, das medicinische weitaus das größte Interesse. »Vers l'abîme« hat mir den Weg, auf dem man manches verstehen und nichts verzeihen lernt, gewiesen, und hätte so passend wie die »Fackel«, die ihn erhellt, als Titel dieser Zeitung dienen können. Dass und warum er der Weg ist, den bei uns Gesellschaft, Künstler und Politiker gehen, war mir bekannt; dass die Wissenschaft ihnen zu folgen sich entschlossen hat, musste ich erst erfahren. Ich forschte weiter und fand, dass auch hier sich manches bereite, das dem Cliquenthum auf allen anderen Gebieten unserer weiten Öffentlichkeit erschreckend ähnelt, dass auch hier die momentane Bereicherung Einzelner zum Ruin des Ganzen führen und dass unser Gelehrtenthum, wenn das erschlichene Ansehen vordringlicher Wissenshändler nicht bald zerstört wird, eines Tages das Verfallszeitliche gesegnet haben wird.

Muss ich mich vor den Lesern entschuldigen oder werden sie es selbst einsehen, dass mein Fachwissen in vielen Fällen hinter meiner Empörung zurückbleiben muss? Gewiss, eigene Erfahrung befeuert und lenkt den Hohn, gibt ihm Sporen und Zügel zugleich, und ich gestehe offen, dass ich an der medicinischen Facultät nie inscribiert war.

Wenn also auch meiner Kritik ihres Zustandes leider Gottseidank der Ingrimm des Erlebten fehlt, so brauchte ich darum den Sprengstoff, der mir von allen möglichen Sachkennern ins Haus getragen wird, nicht von der Hand zu weisen. Meine Sache war es, ihn zu sammeln und entsprechend zu formieren, an die Erbitterung, von der heute tausend Ärzte, unglückliche Stiefsöhne der Alma Mater, erfüllt sind, zu glauben

und all die Wunschrecepte, die oft in seltsamer Geheimschrift mir überreicht wurden, in die Apotheke publicistischer Erfüllung zu tragen.

Nicht nur in der medicinischen, auch in ihren anderen Häuslichkeiten hat Alma Mater ihren Protectionskindern warme Nester erbaut. Solch behaglichem Gethue wird die »Fackel« ihren Schein nicht vorenthalten; jener würdigen Matrone, die noch Spuren einstiger Schönheit zeigt, will sie alle schuldige Aufmerksamkeit erweisen. Vornehmlich wird die Abtheilung für medicinisches Gönnerthum berücksichtigt werden müssen. Dort herrschen noch die reinen Freuden professoralen Familienlebens, dort ziehen sich Väter, die zu Jahren kommen, blühende Söhne heran, dort ruht sich's am wohligsten. Nur darf man nicht erwarten, dass in einem einzigen Artikel gleich alle aufgezählt werden, die das Ansehen der Facultät von Tag zu Tag herabdrücken; aber noch bevor sie ihr die letzte Vers l'abîme-Ehre erwiesen haben werden, soll die Liste eine vollständige sein . . . .

Auf die grauenerregenden Zustände in den staatlicher Aufsicht unterstellten medicinischen Instituten hat heuer bereits die Gefahr einer Pestepidemie die allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt. Die »Fackel«, deren Auftreten in manchen Kreisen wie das einer Seuche empfunden werden mag — als wirksamsten Schutz empfehle ich eine moralisch und geistig geregelte Lebensweise — will, bevor sie weiter um sich greift, zunächst mit den in unseren Kliniken maßgebenden Persönlichkeiten sich beschäftigen.

In dem Momente, da die Professur des todten Billroth von einem Ausländer nach reiflicher Prüfung der hiesigen Verhältnisse schnöde zurückgewiesen ward, sind auch außerhalb der ärztlichen Kreise zahlreiche Wiener stutzig geworden. Soeben war man Zeuge des beschämenden Schauspiels gewesen, dass um die erste chirurgische Lehrkanzel des Reiches in umständlicher Weise gehandelt ward, bis endlich Einer Billroths

Erbe anzutreten sich herbeiließ. Da wollten denn die Fragen nach den Gründen für die Discreditierung der Wiener medicinischen Schule nicht mehr verstummen. Unsere liebe Tagespresse hat, wo es in gleicher Weise die vitalsten Interessen und den localpatriotischen Stolz ihres Publicums galt, im Drange der laufenden Culturgeschäfte geschwiegen. Auf all die immer beharrlicheren Fragen wusste sie höchstens mit der beruhigenden Versicherung zu antworten, dass Hofrath Nothnagel kein Antisemit sei. Von Bedeutung für unsere Blätter war vielleicht noch die Entdeckung des Professors Schenk, dessen agiler Forschergeist so rasch den Weg der Ankündigung durch die »Correspondenz Wilhelm« gefunden hatte, und sie gedachten des mehr den Inseratentheil als die Facultät zierenden Gelehrten auch nur, weil er immerdar ihrer gedacht hatte. Man kann wohl behaupten, dass erst unter dem Protectorat der Wiener Presse der Krämersinn seinen effectvollen Einzug in die medicinischen Hörsäle gehalten hat; Eingeweihte begannen sich das Bild eines von Herrn v. Spiegl arrangierten Festcorsos auszumalen, bei dem gleich hinter dem Wagen des Paprika-Schlesinger die Symbole des Geschlechtsbestimmers Schenk feierlich einhergetragen werden, und der Tag schien nicht mehr fern, da die Zeitungen neben anderen Specialitäten »auch brieflich« ordinierende Universitätsprofessoren in Schwang bringen könnten.

Aber wo eine jedem compacten Klüngel dienstwillig ergebene Presse schwieg, begann ein beredterer Frequentationskatalog klaren Aufschluß zu geben. Man erfuhr, dass die ausländischen Ärzte es sich längst abgewöhnt hatten, die Wiener Universität als vorbildliche Wissensstätte zu betrachten, dass sie nicht neugierig waren, eine Hochschule der Geschäftspraktiken aufzusuchen, von der sie, da die Machenschaften doch als Geheimwissenschaft geübt werden, nichts zu profitieren imstande wären. Hochmüthige Grobheit der Sesshaften hatte ihnen lange genug Auf-

enthalt und Studium in jenen Kliniken erschwert, wo selbst Einheimische infolge der kleinlichen Verhältnisse und der planmäßig betriebenen Monopolisierung des Materials übel genug daran sind.

Ein Fremder könnte hier höchstens bewundernd wahrnehmen, wie lebhaft die Praxis — nicht etwa bloß die Consiliar-, nein, die Kleinpraxis — vieler unserer Gelehrten gedeiht, wie zwischen Professoren und Sanatoriumsbesitzern eine innige Geschäftsfreundschaft sich entwickelt hat und wie eine Hand die andere in fünf- oder auch mehrpercentiger Carbollösung wäscht. Er könnte erfahren, wie die Concurrenz noch am Lager eines Sterbenden waltet und die rasch herbeigeholte Capacität den Hausarzt — sagen wir — überflüssig macht. Ist er Specialist in Krebsschäden, dann hat er allerdings reichliche Gelegenheit, hierzulande Studien zu machen; dann werden ihn Protectionswirtschaft und Nepotismus fesseln, und wie die Übel alle heißen mögen, die den garstigen Verwesungsprocess am Körper unserer Facultät verschuldet haben...

Sieht man die Liste der Tausende von klinischen Studenten und Frequentanten höherer Semester jedes Jahres durch, so erkennt man eine österreichisch-ungarische Mischung der Herkunft und Nationen mit einem gewissen, wenn auch heute nur mehr geringen ausländischen Einschlag. Vergleicht man damit die Liste der angestellten Herren — Demonstratoren und Assistenten — so stößt man immer wieder auf Namen, die Einem sehr bekannt vorkommen. Da aus Assistenten Privatdocenten zu werden pflegen, gilt diese auffallende Erscheinung geradeso, ja vielleicht noch mehr, für den hoffnungsvollen »akademischen Nachwuchs«. Dass unter den vielen, vielen Medicinern sorgfältige Auswahl getroffen werden soll, wenn es gilt, die Assistenten- und Privatdocentenschar zu ergänzen, ist eine einleuchtende Forderung. Dass aber bei dieser Auslese an Stelle der Tüchtigsten just immer nur die durch mächtige Väter oder Onkel Protegierten heraus-

kommen, ist einer der schwersten Schäden unserer medicinischen Facultät. Bei einem gemüthlichen »Tapper« wird die Zukunft der Facultät so ganz nebenbei versorgt: »Du nimmst meinen Sohn, er is a fescher Kerl, zu Dir auf die Klinik, ich schick' den alten Assistenten fort und mach so Platz für Deinen Neffen ....« So ungefähr mag das Programm für die Besetzung von Assistentenstellen lauten; ein Tarockspiel, bei dem seltsamerweise immer nur die Buben ausgespielt werden. Dass die sogenannten maßgebenden Herren dabei nicht zielbewusst vorgiengen, wird niemand behaupten können. Ist einmal den glücklichen Nachkommen durch die Assistentenstelle ein gelehrtes Mäntelchen der Forschung umgehängt, so beginnen sie alsbald mit den praktischen Cursen Geld zu verdienen und dann mehr oder weniger verschämt auch außerhalb des Allgemeinen Krankenhauses zu prakticieren. Dabei setzen sie sich alten Ärzten, die an der »güldenen Praxis« in Wien zu kauen haben, auf das Genick und schädigen sie im unlauteren Wettbewerb. Denn die Herren sind als Assistenten bestellt, um zu forschen und den Professor im Unterricht zu unterstützen, nicht aber, um den akademischen Titel als Aushängeschild zu verwenden. Assistenten dieser Art — doch ich habe heute Anderes zu sagen; nächstens will ich unter sie treten.

Gerechterweise wird man zugeben müssen, dass die privilegierten Professorensöhne und -Neffen mitunter auch fleißig und begabt sind und etwas Tüchtiges zu leisten vermögen. Ob jedoch unter der Masse der anderen Mediciner nicht noch fleißigere und leistungsfähigere Herren sich fänden, das ist die bange Sorge, die immer wieder aufsteigt. Und da zum Assistenten der Beste gerade gut genug ist, müsste es manchmal vorkommen, dass auch andere als Söhne und Neffen akademische Stellen erlangen. Ein gewisses Vorurtheil für eigene Verwandte wird man bei den klinischen und Abtheilungsvorständen — nichts Menschliches ist ihnen fremd — wohl voraussetzen dürfen. Nun wird aber die

Verordnung, welche dem Professor verbietet, den eigenen Sohn zu seinem Assistenten zu machen, von einigen Herren, deren Familiensinn mächtiger als alles Gesetz ist, einfach missachtet, und so tritt denn an der Wiener medicinischen Facultät regelmäßig in Erscheinung, was in — Budapest auf das Strengste perhorresciert wird. Wenn die sogenannten maßgebenden Factoren nur auch bedächten, dass sie wirklich befähigten jungen Leuten — es gibt in der Reihe ihrer Blutsverwandten solche — durch die Protection einen Judaskuß aufdrücken fürs ganze Leben. Der junge Herr ist und bleibt »Protectionskind«, bei dessen Facharbeiten man nie weiß, wo die Tüchtigkeit seiner wissenschaftlichen Amme aufgehört und seine eigene begonnen hat. Und wird er Professor, so weiß man nicht, ob Titel und Rang durch Fideïcommiss oder Arbeit erworben ward.

Die Wiener medicinische Facultät ist zum Schauplatz einer Feudalherrschaft sondergleichen geworden. Statt eine Gelehrtenpublik zu sein, in der die Fähigsten das Principat innehaben, ist sie eine auf zufällige Secundogenituren gestützte Oligarchie. Das Seltsamste ist, dass in dieser Welt noch die Todten für ihre Kinder sorgen. Wer an der Fernwirkung nach dem Tode gezweifelt haben sollte, wird auf sie schwören, wenn er die Verhältnisse an der Wiener Facultät von heute kennen gelernt hat.

Da es sich um gelehrte Herrschaften handelt, wird sich zum Beweise des Vorgebrachten die in wissenschaftlichen Arbeiten übliche Form der Tabelle empfehlen. Für das pünktliche Zusammentreffen von Blutsverwandtschaft und Talent sprechen folgende Fälle:

Tab. A. Onkel und Neffen.

Professor Salomon *Stricker* (†) war Vorstand des Institutes für Experimentalpathologie;	sein Neffe Dr. Jakob *Pál* ist Primararzt an der I. medicinischen Abtheilung.

Professor *Kundrat* (†) war Vorstand des pathologisch-anatomischen Institutes;	sein Neffe Dr. Rudolf *Kundrat*, gewesener Assistent an der chirurg. Klinik des Hofrathes Albert, derzeit Primarius am Landesgerichtsspital.
Hofrath Professor Dr. Ernst *Ludwig* ist Vorstand des pathologisch-chemischen Institutes;	sein Neffe Dr. Heinrich *Ludwig* ist Assistent an der geburtshilflich. Klinik des Hofrathes Chrobak.
Hofrath Professor Dr. Gustav *Braun*, Bruder des Hofrathes Professor Dr. Carl Braun Ritt. v. Fernwald, leitet die Landesgebäranstalt im Allgemeinen Krankenhause;	seine Neffen Egon und Richard sind Privatdocenten (siehe Tab. B).

Tab. B. Väter und Söhne.

Hofrath Professor Dr. Leopold *Schrötter* Ritt. v. Kristelli ist Vorstand der III. medicinischen Klinik;	sein Sohn Dr. Hermann *Schrötter* Ritt. v. Kristelli ist Assistent an derselben Klinik.
Professor Dr. Josef *Weinlechner* ist Vorstand der I. chirurgischen Abtheilung;	sein im Vorjahre verstorbener Sohn war Assistent an derselben Abtheilung.
Hofrath Dr. Carl *Braun* Ritt. v. Fernwald (†) war Vorstand der I. gynäkologischen und geburtshilflichen Klinik;	seine beiden Söhne: Dr. *Egon Braun* Ritt. v. Fernwald war Assistent an der Klinik seines Vaters, derzeit Privatdocent für Gynäkologie und Geburtshilfe; Dr. *Richard Braun* Ritt. v. Fernwald war Assistent an der Klinik seines Onkels, derzeit Privatdocent (siehe Tab. A).
Hofrath *Bamberger* (†) war Vorstand der Klinik für interne Medicin;	sein Sohn Dr. *Bamberger* jun. war Assistent an der Klinik für interne Medicin des Hofrathes Nothnagel und ist derzeit k. k. Primarius am Rudolfsspital.
Professor Dr. v. *Dittel* (†), war Vorstand der II. chirurgischen Abtheilung;	sein Sohn Dr. v. *Dittel* jun., emeritierter Assistent der Frauenklinik des Hofrathes Chrobak, ist derzeit Privatdocent für Frauenheilkunde.

Professor Dr. Josef *Gruber* war bis zum Vorjahre Vorstand der Klinik für Ohrenkranke;	sein Sohn Dr. Rudolf *Gruber* war Assistent an der Augenklinik des Hofrathes Schnabl, derzeit Privatdocent für Augenheilkunde.
Professor Dr. Carl *Stoerk* ist Vorstand der laryngologischen Klinik;	sein Sohn Dr. Oskar *Stoerk* ist Assistent am pathologisch-anatomischen Institute des Professors Weichselbaum.
Hofrath Professor Dr. Ritt. v. *Hofmann* (†) war Vorstand des gerichtlich-medicinischen Institutes;	sein Sohn Dr. Karl Ritt. v. *Hofmann* ist Assistent an der I. chirurgischen Klinik des Hofrathes Albert.
Regierungsrath Professor Johann *Schnitzler* (†), war Professor für Krankheiten der Athmungs- und Kreislaufsorgane und Director der Poliklinik;	sein Sohn Dr. Julius *Schnitzler* war Assistent an der chirurgischen Klinik Albert, ist Privatdocent für Chirurgie und k. k. Primarius am Franz Josefs-Spital.
Regierungsrath Professor Hermann Edler v. *Zeissl* (†) war Vorstand der Abtheilung für Geschlechtsleiden;	sein Sohn Dr. M. v. *Zeissl* ist Professor für Hautkrankheiten, Syphilis und venerische Krankheiten.
Professor Ferd. Ritt. v. *Hebra* (†) war der Begründer der wissenschaftlichen Dermatologie;	sein Sohn Professor Dr. Hans Ritt. v. *Hebra* ist Professor der Dermatologie und k. k. Primarius am Wiedener Spitale.

Es geht aus diesen beiden Tabellen hervor, dass an der Wiener medicinischen Facultät zwar nicht immer fachliche Begabung, sicher aber akademische Stellen erblich sind. Häufiger natürlich als in der Verwandtschaft Onkel-Neffe offenbart sich die Erscheinung der erblichen medicinischen Belastung in der Verwandtschaft Vater-Sohn. Hier ereignet sich wieder einmal das von den größten Philosophen noch nicht erklärte Wunder der Vererbung: wir sehen den Sohn Meister desselben Specialfaches werden, in dem sich der Vater hervorgethan hat. Ein Phänomen nach dieser Richtung ist das Haus Braun, sowohl in der bürgerlichen als in der

adeligen Linie. Jeder Braun ist ein geborener Geburtshelfer. Pflanzt sich die Familieneigenthümlichkeit fort, dann ist die Wiener medicinische Facultät auf Generationen hinaus mit Gynäkologen versorgt .... Vielleicht ist die wohlwollende Duldung aller Usancen des Professors Schenk einfach aus dem Wunsche unserer Universitätsprofessoren zu erklären, sich von ihm ihre Nachkommenschaft bestimmen zu lassen?

Ich werde ein andermal aufzeigen, wie das Verwandtensystem nicht bloß innerhalb der medicinischen Facultät wuchert, wie es vielmehr auch von anderen Facultäten Besitz ergriffen und zwischen den einzelnen zu einem regelrechten Tauschhandel geführt hat. Die theologische ist im Rahmen der durch wissenschaftliche Inzucht degenerierten Universität die einzige Facultät, bei der sich der Protectionismus zwischen Vätern und Söhnen bis heute nicht nachweisen lässt .... Es wäre angezeigt, auch unsere medicinischen Gelehrten zum Cölibat zu verhalten.



Die folgende Reihe von Studien vereinigt Vornehme und Geringe, Gute und Böse, Pauschalienzahler und Pauschaliennehmer. Gemeinsam ist ihnen allen, auch den Besten, ein Merkmal: Sie belügen sich selbst und andere über ihre Stellung in unserer Öffentlichkeit, und zwar mit Erfolg. Sie vertreten jenen Opportunismus, dessen Geißelung — wie gerne würde ich »Beseitigung« schreiben — zu den wichtigsten Aufgaben eines streitbaren Blattes gehört. Ihr häufig in sich widerspruchsvolles Wirken wurzelt in der Gedanken- und Gewissenlosigkeit der Menge. Der gelindeste ihrer Widersprüche scheint mir in jenem lieblich

unberührten Kinderglauben enthalten zu sein, man könne die »Neue Freie Presse« — wie der schamhafte Kunstausdruck lautet — »als Sprachrohr benützen« und daneben doch ein würdiger Universitätsprofessor, unverdächtiger Volksmann, Socialist oder Socialpolitiker sein.

Weitere effectvolle Contrastwirkungen liefert die Geneigtheit, sich von Herrn v. Taussig mit Pfründen, Ämtern und Betheiligungen versorgen oder sonstwie an verschiedene Krippen stellen zu lassen, gepaart mit dem Berufe, Güter zu verwalten, welche der allerreinsten Hände bedürfen. Der Eine bewahrt dem Zuckercartell gegenüber eine allzeit wohlwollende Haltung, so dass es ihm bald gelingt, Herausgeber eines unabhängigen Wochenblattes zu werden; denn — wer immer um Redlich sich bemüht, den werden wir erhören. Von der Corruption der Unabhängigen zu der eigentlichen ist nur ein Schritt. Der Andere ist für Geld und gute Informationen oder sonstige Gefälligkeiten zu haben; aber während er heute seine Bestechlichkeit förmlich annonciert und mit seinem noblen Zwischen-den-Zeilenhonorar ordentlich Staat macht, trägt er morgen die Märtyrerkrone des strammoppositionellen, man weiß freilich nicht ob Preußen- oder Palästinaseuchlers.

Gewiss, man kann die unerhörtesten Pauschalienforderungen ausstehen haben und doch mit pyramidaler Verachtung von den Elenden sprechen, welche nicht wissen, dass, wer die »Ehre genießt, am »Economisten« mitzuarbeiten, das größte materielle Interesse daran hat, die Wahrheit zu schreiben«. Und ein Anderer kann wieder der »Neuen Freien Presse« Schonung schädlicher Regierungen vorwerfen und gleichzeitig verrathen, dass er selbst dies weit schädlichere Blatt geschont und im Besitze urkundlicher Beweise von dessen Käuflichkeit es durch Jahre gegen das Wohl Österreichs ungestraft hat wüthen lassen. Ja, nichts wäre ungerechter, als wenn die »Neue Freie Presse« der »Zeit« ihre Unterstützung wegen beginnender Unbot-

mäßigkeit entzöge und alle Sorgfalt auf die folgsame »Wage« allein verwendete. Herr Kanner deutet an, dass er manches gegen das Mutterblatt auf dem Herzen habe; aber er spricht heute nur, um der »Fackel« zuvorzukommen, und wird, seine Schnelligkeit bereuend, wieder schweigen. Oder hat er vielleicht wirklich durch ein Interview mit dem Portier der »Neuen Freien Presse« herausgebracht, dass hin und wieder ein Minister in die Redaction kommt, so wie er einst durch einen anderen Portier erfahren hat, dass der Redacteur der »Reichswehr« zuweilen ins Ministerium kam? Ähnliche Enthüllungen pflegen niederschmetternd zu wirken, und bewundernd muss vor dieser seltenen Kundschaftergabe sich beugen, wem, wie mir, die einzige Quelle seiner Informationen über die »Neue Freie Presse« und über die »Zeit« diese Blätter selbst sind.

Von diesem oder jenem, der hier geschildert werden soll, wird manchermann sagen: Er ist ein Braver und verdient nicht, in solcher Gesellschaft abgethan zu werden. Darauf sei erwidert: Nicht ich habe ihn, nein, er selbst hat sich dort eingeführt. Und dass auch treffliche Männer der Fackel bedürfen, um der Schande gewahr zu werden — das eben ist das Schlimmste, was die »Fackel« beleuchtet . . . .

*

Moriz Benedikt, Herausgeber der »Neuen Freien Presse«; — er ist der kenntnisreichste, begabteste und rechtschaffenste, man kann sagen: der Idealist unter den Pauschalienmännern Wiens. Was ich gegen ihn zu sagen habe, muss ich mir immer erpressen. Wer ihn kennt, muss ihm gut sein; denn es sind alle guten Keime in ihm. Gemüth, Fleiß, Fachkenntnisse — außerhalb des Handwerks auch Charakterstärke, Ehrgefühl und Überzeugungstreue sind theils ausgeprägt, theils andeutungsweise vorhanden. Eine liebenswürdige, ja charmante Art des Umgangs, die all die Klagen ge-

peinigter Redactionssclaven einfach unglaubhaft erscheinen lässt; man sieht es dem freundlichen, wenn auch nervös lebhaften und rasch entzündeten Manne nicht an, dass er sich in der Bureauluft so plötzlich zum harten Brotherrn und grausamen Selbstherrscher aller Reporter wandeln könne, dessen Berserkerwuth im Setzersaal oft die Lettern zusammenstürzen lässt.

Eher weist sein Stil auf solche Laune hin. Die Hast und Ungeduld dieser Schreibweise sind ja sprichwörtlich, und manches seiner Worte, das dem eiligen Bemühen, den Curszettel mit Romantik zu verbrämen, seine Entstehung dankt, hat Flügel bekommen. Von dem berühmt gewordenen einleitenden Satz: »Der Zinsfuß ist mit uns! — rufen wir mit Gottfried v. Bouillon« geht es in jagendem, stoßendem Tempo vorwärts, und die galoppierende Stilsucht zeitigt die köstlichsten Blüten. Während aber die Börse »Gott, wie poetisch!« ruft und in ästhetischer Verzückung Hausse ansagt, erkennen nüchterne Beurtheiler, dass hier Mangel an Concentration ein starkes, bildhafter Schilderung zuneigendes Können verdorben hat. Ihnen wird es auch erklärlich, wie das überschüssige Temperament, wenn es einmal keine Gelegenheit hatte, in stilistischen Effecten sich zu entladen, naturnothwendig zu redactionellen Explosionen führen muss.

Ich sagte schon, dass er besser sei, als die andern. Gewiss, er ist vor seinen meisten Standesgenossen ausgezeichnet durch einen wirklich ehrenwerten Neid gegen die Leute, welche noch Aussicht haben, einen unbemakelten Namen zu hinterlassen. Beruf und Gesellschaft haben ihn auf den schlechten Weg gebracht, im Vereine mit einer höchst gefährlichen Gabe, die mit seinem Idealismus zusammenhängt. Es ist die Gabe der Autosuggestion. Er lebt geradezu von der Autosuggestion. Denn wenn er seine erniedrigende Rolle im öffentlichen Leben erkennte, wie sie ist, wenn er das Maß seiner bürgerlichen Stellung nicht in den unterwürfigen Mienen etlicher Hofschranzen der Öffentlich-

keit suchte, die sein Vorzimmer belagern, wenn er die Entschuldigungen hörte, welche seine geachtetsten Mitarbeiter wegen der Benützung »des Sprachrohrs« austauschen — ich glaube, sein Ehrgefühl ließe ihn kaum eine »Börsenwoche« leben. Wenn Minister bei ihm Audienzen nehmen oder ihn empfangen, so spiegelt ihm sein selbstgefällig Wesen Unabhängigkeit oder Herrschaft vor, wo unbefangener Sinn nur Sclaverei auf Gegenseitigkeit fände. Wenn er behauptet, dass im spanisch-amerikanischen Krieg das einzige Bild wahren Heldenmuthes die Königin-Mutter Christine geboten habe, da sie mit ihrem Sohne vor den Cortes erschien, oder wenn er den Grafen Goluchowski, der einen Vorwand für Marinesport sucht, officiös beschwört, nach China zu gehen, so hindert ihn das nicht, sich ganz ehrlich für einen freien Publicisten zu halten.

Die fixe Idee von seiner Unabhängigkeit ist nur eine von den brauchbaren und bequemen Überzeugungen, welche er sich zu suggerieren verstanden hat, die aber immerhin wirkliche Überzeugungen geworden sind. Alle die volkswirtschaftlichen Glaubenssätze, deren Grundzug ausbeutungfördерndes, veraltetes Manchesterthum ist und die trefflich zum Metier passen, gehören hieher. Einer der obersten dieser Grundsätze ist nun die Vermeidung staatlicher Bevormundung im Wirtschaftsleben, insbesondere die Beseitigung des Concessions- und Aufsichtssystems bei Actiengesellschaften. Aber so wenig Schwierigkeiten dies leichte Gepäck manchesterlicher Überzeugungen in der Regel macht, es gibt doch Momente, in welchen selbst eine solche Überzeugung unbequem zu werden vermag. So ein Moment kann z. B. kommen, wenn ein Minister Informationen oder Besseres bereithält, ihm die Hand drückt oder ihn vollends als wissenschaftliche Autorität im Wege einer Enquête, in absichtsvoller Weise um seine Meinung fragt. Ein Enquête-Mitglied, das einem freundlichen Minister widerspenstige Antwort ertheilte, ist an sich unerhört; um wieviel mehr, wenn solche Antwort

den guten Freunden, welche die Börse monopolisieren und die heute noch auf neuem freien Fuße sind, ungelegen wäre. Und so wird Benedikt, der Manchestermann, zum Anhänger von Staatsaufsicht und Regulativ, geradeso wie er sich, vom wissenschaftlichen Nimbus der Valutaregulierungs-Enquête umstrahlt, zur Überraschung seiner Anhänger mit Münzverschlechterung und leeren Versprechungen abfand und damit eine Wirtschaft herbeiführen half, welche sich den Volksgeldidealen des vielverhöhnten Professors Schlesinger wahrhaftig nähert.

Für all diese Wandlungen hat er sich die erforderlichen Überzeugungen suggeriert oder durch ministerielle Hypnose suggerieren lassen. Und als ich ihm jüngst das Spiegelbild seiner Haltung in der Actienregulativfrage vorhielt, schien er wie ein Nachtwandler zu erwachen und schrieb zum Schluss seiner Börsenwoche vom 30. April Worte, welche den Gehorsam gegen das Verbot der »Concordia«, die »Fackel« zu nennen, mit dem Bestreben, sich zu verantworten, seltsam vereinigten. Eine Regung, die — gerechterweise muss man es zugeben — dafür zu sprechen scheint, dass er bei der Präparierung der Gemüther für die Regulativexportpanzerschiffchinagründungsschwindelära — ein Wort, das ich Herrn Mark Twain zuliebe ersonnen — diesmal keinem überlegten Plane, sondern bloß seinen ausbeutungsfreundlichen Instincten folgt.

Die wichtigsten der sonst bei ihm vorkommenden Cursvariationen zeigt u. s. w., u. s. w.



Das Amtsblatt der »Wiener Zeitung« vom 2., 3. und 4. Juli 1896 verlautbart, dass mit Bescheid des k. k. Landesgerichtes Wien vom 23. Juni 1896, Z. 51949, die Vormundschaft über den am 13. Juli 1896 volljährig werdenden Oscar Friedmann (wegen gerichtlich erhobenen Schwachsinns) auf unbestimmte Zeit verlängert wurde.

*

Am 3. October 1898 schreitet Oscar Friedmann bei dem Bezirksgerichte Neubau um Aufhebung der verlängerten Vormundschaft ein.

*

Am 22. April 1899 äußern sich der als Personalvormund bestellte Hof- und Gerichtsadvocat Dr. Alfred Schmidt und die Curatoren Dr. Max Neuda und Dr. Emil Kohn über dieses Gesuch in zweifelndem Sinne, worauf das Bezirksgericht Neubau die neuerliche Untersuchung des Geisteszustandes Friedmanns durch die Gerichtsärzte Prof. Dr. Fritsch und Dr. Hoevel verfügt und eine Tagsatzung zu diesem Ende für den 24. Mai 1899, 11 Uhr Vormittags, Abtheil. I, Zimmer Nr. 6, anordnet.

*

Am 2. Mai verlautbart der Theaterzettel des Carltheaters:

Das Dreieck.
Lustspiel in drei Acten von Oscar Friedmann.

*

Die Zusammenstellung obiger Thatsachen und Kundmachungen gestattet dem Theaterpublicum einen Einblick in das hässlichste Capitel, das die Geschichte unseres literarischen Cliquenthums aufzuweisen hat. Ich weise den Verdacht von mir, als ob es mir darum zu thun wäre, ein der psychiatrischen Controle unterstelltes Menschenkind dem öffentlichen Gespötte preiszugeben; auch der Verfasser des »Dreieck« darf wie jeder, der von gerichtswegen des freien Verfügungsrechtes beraubt ist, meines schonungsvollen Mitleids versichert sein. Weit entfernt bin ich, dem Ereignisse,

das sich am 2. Mai im Carltheater vollzog, auch nur zwei Zeilen theaterkritischer Erwägung zu widmen, und ich hätte jenes, das sich am 23. Juni 1896 im Landesgerichte Wien abspielte, mit keinem Worte gestreift, wenn nicht beide zusammen mir einen so drastischen Beleg für die Erbärmlichkeit unseres Theatergetriebes an die Hand geliefert hätten. Wenn heute einige sonst der Clique bedingungslos ergebene Recensenten Herrn Friedmann angreifen und in ihrer Weise gegen den groben Unfug protestieren, den sich neulich das Carltheater mit seinem Publicum erlaubt hat, so mag die späte Entrüstung dem Eingeweihten ein Lächeln abgewinnen. Es gehört fürwahr ein trauriger Muth dazu, den armen Herrn Friedmann für seine täppische Freude an sexuellen Erörterungen oder für die scenische Unbeholfenheit, mit der er dergleichen auf dem Theater behandelt, verantwortlich zu machen. Auf der Bühne des Herrn v. Jauner ward in beziehungsreicher Weise von den »feschen Mädeln« gesprochen, die »der Jauner heuer engagiert« habe, und alles fühlte, dass sich hier schon etwas wie die Prostitution der Prostitution vorbereite. Das Publicum mochte mit Recht ob der plumpen Äußerungen erotischer Gier aufgebracht sein, und da es die Zusammenhänge nicht kannte, seinen Unwillen den bedauernswerten Verfasser fühlen lassen; der Curator hatte sich dem Proteste der Wiener Dramatiker gegen den Hervorruf nicht angeschlossen, und Herr Friedmann erschien vor dem Vorhang. Die Empörung hat sich in der Adresse geirrt; nicht ihn, der bleich und zitternd linkische Verbeugungen machte, — seine gewissenlosen Protectoren hätte das Publicum auszischen sollen, die den Kranken erst den Aufregungen einer Première ausgesetzt hatten und nun im Mittelgange rasch noch zwischen den Vertretern der Journalistik Stimmung zu machen suchten.

Die Herren Bahr, Bauer und Karlweiß haben in den Jahren, da sie die Hand auf den Wiener Bühnen halten, manche klägliche Impotenz, die liebedienerisch

sich ihnen attachiert hatte, in die Literatur gepresst und zur Höhe eines Premièrenerfolges emporgestapelt. Diesmal gelüstete es sie, mehr zu wagen. Die römischen Imperatoren der Decadenceepoche warfen gefesselte Christenmädchen wilden Thieren vor oder ließen sie als lebende Fackeln ihren Wollustmählern leuchten und fröhnten ihrem Machtkitzel in den ausgesuchtesten Grausamkeiten; unsere Bühnengewaltigen, ihrer Notizenprätorianergarde sicher, vermaßen sich, einen Schwachsinnigen dem Theaterpublicum vorzuführen. Der ewiglächelnde Herr Karlweiß, der mit seltenem Raffinement sich in die Allur̥en des harmlosen Urwieners hineingelebt hat, er thronte heute in seiner Loge und weidete sich mit perversem Behagen an der Hilflosigkeit, welche der junge Mann dort zur Schau trug, da er der entfesselten Wuth des Publicums ausgeliefert war .... Indes bearbeitete Herr Bahr die Kritiker, setzte es thatsächlich bei Herrn Herzl durch, dass am andern Tag in unserem Weltblatt der nur von Gerichtsärzten ernst genommene Autor »ein Talent, das noch der Klärung bedarf« genannt wurde, und erreichte es, dass in einem andern Blatte, neben einer heftigen Abfertigung von Ibsens »Stützen der Gesellschaft« ein volles Lob des Friedmann'schen »Dreieck« zu lesen war.

Während die Journalisten in Wonne schwammen und der für den »Berliner Börsencourier« correspondierende Kunstkenner Löwy sich bereits ein begeistertes Telegramm zurechtlegte, machten die im Saale verstreuten Curatoren und Sachverständigen angesichts des 24. Mai-Termins bedenkliche Gesichter und schienen einander zu bedeuten, dass, falls die Direction durch höheren Druck gezwungen sein sollte, das Stück auf dem Repertoire zu belassen, es zwar ein paarmal bei aufgehobenem Abonnement, nimmer aber bei aufgehobener Curatel in Scene gehen könnte ....

Was das Anwidernde dieses seltsamen Theaterabends ausgemacht hat, war die bedenkenlose Freimüthigkeit, mit der hier literarische Großgönner einem

Unmündigen seine stammelnde Gemeinheit an öffentlichem Orte zu entleeren erlaubten; und wenn es Ein Moment gibt, das für die — Abschaffung der Polizeicensur spricht, so mag es ihre Gleichgiltigkeit diesem Treiben gegenüber sein, welches sie ruhig duldet, nachdem sie vorerst durch »Streichungen« dem erklärten Schwachkopf eine Märtyrerkrone aufgesetzt hat.

Solange Herr Friedmann in engeren Kreisen missbraucht wurde, solange er, glückselig in der Nähe jedes Statisten, sein Theaterinteresse mit allerlei erniedrigenden Foppereien, deren Opfer er ward, büßen musste, solange blieb das eine Art Kurzweil, die höchstens seine Verwandten angieng. Der Menschenfreund mochte sich ins Mittel legen, wenn Provinzschauspieler, zu banalen Folterspässen aufgelegt, den linkischen Mann einen Kaffeehaustisch besteigen hießen und ihm befahlen, mit einem Spazierstock längere Zeit einen schweren Teller an den Plafond zu halten. Bedenklich erst wurde die Sache, als Herr Julius Bauer, geschmeichelt durch die Höflichkeit des jungen Mannes, der plötzlich ein paar Verse aus dem »armen Jonathan« vor ihm aufsagte, sich für ihn zu interessieren begann; er war überrascht von der kräftigen Lache, über die der homo novus — eine prächtige Acquisition für den Tisch der Humorsclaven — verfügte und protegierte ihn für die Literatur. Allmählich gieng Herr Friedmann in die Hände Hermann Bahrs über, der einen so treuen Nachhausebegleiter in ihm entdeckte, dass er ihn bald dem muntern Freunde Karlweiß zu allfälliger dramatischer Hauscorrectur übergeben konnte. So ward Herr Friedmann »gemacht« und die Wiener Öffentlichkeit um einen neuen Typus bereichert — den »dummen Kerl von Jungwien« . . . .

Am vierundzwanzigsten Mai ist Tagfahrt, und da wird überprüft werden, was sich am zweiten im Carltheater begeben hat. Leider wird es ein gerichtliches Nachspiel sein, das nur den armen Oscar Friedmann treffen wird, nicht die frevlen Förderer, die ihr Spiel

mit ihm getrieben und das Theatergewerbe so entsetzlich erniedert haben. Friedmann wird nach wie vor der einzige Wiener Schriftsteller bleiben, bei dem der Schwachsinn gerichtlich erhoben ist.

* * *

Concordiabankettbericht.

Um Herrn Edgar v. Spiegl für die dritte Nummer der »Fackel« theilweise zu entschädigen, erinnerten sich die Herren von der »Concordia«, dass ihr Präsident 60 Jahre alt geworden sei, und luden ihn zu einem Bankett. »Anwesend waren u. a.« ein paar Journalisten. Zwei Redacteure der »Neuen Freien Presse«, die auch an der Tafel gesessen und in allen anderen Blättern genannt waren, schämten sich nachträglich und ließen in der Notiz, die die »Neue Freie Presse« brachte, ihre Namen verschweigen.

Der Bericht, den die Herren selbst erscheinen ließen, lautete natürlich wesentlich anders als der, den einige unter ihnen mir anonym ins Haus schickten. Ich kann also aus bester Qnelle berichten, dass die Sache nicht besonders amüsant verlief und dass eine drückende Nachdenklichkeit sich schon nach der ersten Strophe des Bauer'schen Tischgesanges aller Theilnehmer bemächtigte. Zwischen jedem Gange wurde meine Wenigkeit verspeist, und auch das Bänkel, das von Herrn Julius Bauer beigestellt und von dem unvermeidlichen Herrn Udel vorgetragen ward, hat durchaus mir gegolten. Gerne will ich meine Leser damit verschonen, und begnüge mich, als den tiefsten Gedanken, den es enthält, die folgende neckische Charakteristik des Herrn v. Spiegl zu citieren: »Er ist ein Taschenspiegel für die »Concordia«, hinten voll Quecksilber, vorne hat er den besten Schliff.« Ich nehme an, dass dies Herrn v. Spiegl für die Unbilden, die seine quecksilberne Partie jüngst durch mich erfuhr, überreichlich entschädigt hat. Herrn Bauer will ich verrathen, dass sich über meine Klarlegung seines Treibens in der ersten Nummer der »Fackel« kein Mensch in Wien so sehr gefreut hat, wie — Herr Edgar v. Spiegl. Mich konnte der propagandistische Eifer, den dieser Herr damals für mein Blatt — natürlich jedem gegenüber »unter strengster Discretion« — entfaltete, nicht davon abhalten, auch über ihn die Wahrheit zu sagen. Herr Bauer aber hätte, wäre er rechtzeitig von der Gesinnung des Herrn v. Spiegl in Kenntnis gesetzt worden, es sich wohl vergehen lassen, ihn anzubänkeln.

Sonst hat das Bankett eine biedere Gesellschaft in heiterer Verträglichkeit gezeigt; ich freue mich, dass die Herren, ob sie nun über den Dramatiker Philipp Haas zu schreiben haben oder ob sie gegen mich etwas vorbringen wollen, immerdar zu essen bekommen. Einen Misston brachte nur der Toast, den Herr Chiavacci auf den gefeierten Präsidenten hielt. Es berührte peinlich und wie ein Kunstfehler in dem sonst tadellosen Ensemble, den liebenswürdigen Mann den düstersten Schmöcken zutrinken zu sehen. Hier sollte, wenn schon nicht »eine Würde, eine Höhe«, so doch jedenfalls Echtheit und Begabung die Vertraulichkeit mit der journalistischen Sippe entfernen.

Das Fest endete damit, dass einige Mitglieder der »Concordia«, die eben noch retten wollten, was zu retten ist, den Jubilar in eine Nische zogen und ihm das ehrenwörtliche Versprechen abnahmen, sich nie wieder von der Fürstin Metternich öffentlich »Feldmarschall« nennen zu lassen. Diese ungewöhnliche Härte gegen den »verdienten Präsidenten« wird ihren Stachel gegen die Herren selbst kehren. Es ist lächerlich, Herrn v. Spiegl seiner einzigen Würde und jener, der doch die »Concordia« so viel verdankt, mit einemmal entkleiden zu wollen. Wenn sie in literarischem Stolze ihm die Thätigkeit an der Seite der Fürstin Metternich verbieten, so bleibt von ihm nichts übrig, als ein Präsident der »Concordia«, der nicht schreiben kann . . . .

In gedrückter Stimmung war man gekommen und verdrießlich schied man. Herr Bauer hatte wie der umgekehrte Banquo in dieser Tafelrunde gewirkt; leibhaftig stand er da und nahm die Stelle des abwesenden Geistes ein. Enttäuschung folgte auf Enttäuschung, und zum Schluss kam gelegentlich der harten Worte, die Herr v. Spiegl hören musste, — der »Mantel christlicher Nächstenliebe« abhanden, den ich kürzlich noch an der »Concordia« bewundert habe. Er war allerdings bei Rothberger angefertigt und hatte nur einen geringen Wert.

* * *

[Personalnachrichten.] Die diesjährige Arbeiter-Maifeier war die erste, an der Herr Dr. Josef Kaizl nicht theilgenommen, die kürzlich abgehaltene Hofjagd die erste, an der er theilgenommen hat. — Das unglaubliche Gerücht bestätigt sich: der Statthalter von Niederösterreich, Graf Erich Kielmansegg, nimmt bei Herrn Kornau Unterricht im Coupletvortrag. — Herr Bahr ist von seiner »Zweiten Italienischen Reise« zurückgekehrt.

* * *

Herr *Richard Wengraf* sendet mir den folgenden Epilog zur »Saison«:

Jourbesuch.

Die Thür geht auf; in den hellen Schein
Des Glühlampenlusters tret' ich ein:
Flüstern und Flirten, Gebrumm und Gesumm —
Schon kommt die Hausfrau und führt mich herum.
»Sie kommen sehr spät!«
»Ja, gnädige Frau,
Ich konnte — ich wollte . . .«
»Herr Wengraf«
»Blau!«
»Fräulein Fischl und Pollak, Herr Doctor Kohn,
Fräulein Blum —«
»Ich glaube, wir kennen uns schon
— Unsicher bin ich —: von Bällen — vom Eis.«
»Ja, vorigen Winter, gewiss, ich weiß.«
Das Stubenmädel bringt Brödchen und Thee —
Zum drittenmal heute! mir wird ganz weh.
Die Schale in Händen, so werd' ich jetzt
Auf den Stuhl neben Fräulein Blum gesetzt.
Und ich beginne mit ernstem Gesicht:
»Ich glaub', diesen Winter friert es nicht.«
»Sie glauben? Schrecklich! ich kann's kaum erwarten,
Zu was nehmen wir unsere Eislaufkarten?«
»Fräulein, Sie dürfen das Wetter nicht tadeln,
Sie konnten dafür im December noch radeln.«
»Radeln? ich? Ich bitt' Sie, mein Vater
Ist so dagegen!«
»Aber im Prater
Kann dieser Sport doch nicht unpassend sein.«
»Mit wem soll ich fahren? Ein Mädchen allein!
Sagen Sie das einmal dem Papa!
Der spricht so wie so voll Ärger und Hohn
Über die Frauenemancipation.«
— — Gott sei's gelobt, nun sind wir da!
Kaum denk' ich mir's und schon sagt sie:

»Höchstens die Damenakademie
Erlaubt der Papa, und das nicht gern.«
Ich höre noch zu — doch ganz von fern.
Von der französischen Revolution,
Von Gerhart Hauptmann, der Secession,
Von Wagner und Nietzsche, von Marx und Lassalle
Dringt an mein Ohr nur ein schwacher Schall.
Auch andere reden: die Tochter vom Haus
Packt das letzte »Philharmonische« aus
Und gleich darauf den verflossenen Jour.
Ich sage manches — und seh' auf die Uhr:
»Pardon, meine Damen, es ist halb acht.«
»Sie geh'n schon?«
»Gnädige Frau verzeih'n,
Ich sollte schon längst in der Oper sein.«
»Also nächstens auf länger!«
»Gewiss — gute Nacht!«
Ein Händeschütteln im Kreis herum
Und wieder Geflüster, Geschwätz und Gesumm . . .
— — — — — — — — — — — — — — —
Am nächsten Morgen — ich lag noch im Bett —
Brachte der Bote ein kleines Billet:
Die Hülle zerriss ich mit hastiger Hand:
Ein Karte. Von wem?
— — Auf der Karte stand:
Familie Blum, Vater, Mutter und Kind,
»Jeden dritten Sonntag« zuhause sind.

* * *

Sehr geehrter Herr!

Da Sie es sich zur Aufgabe gemacht haben, den anmaßenden Cliquengeist aus allen Winkeln der Öffentlichkeit aufzustöbern, werden Sie vielleicht für die folgende Beschwerde ein wenig Interesse und Raum übrig haben.*)

*) Der Name der Einsenderin ist dem Herausgeber bekannt; er hat, vorurtheilslos, ihren heftigen Vorwürfen ebenso gerne Raum gegeben, als er bereit ist, im nächsten Hefte die eventuelle Erwiderung einer der allgemeinen österreichischen Frauen zu veröffentlichen.

Ich ward einmal — und ich werde den Anlass nennen — von der Präsidentin des »Allgemeinen österreichischen Frauenvereines« ausdrücklich ersucht, »mich nicht mehr für den Verein zu verwenden«. Das war also klar. Und wenn ich mich heute neuerdings mit diesem Wirkungskreis der Frauen befasse, so geschieht es nicht für den Verein. Möge mir also das Fräulein Präsidentin verzeihen — ich habe ihre mütterliche Warnung nicht vergessen.

Ich will nur einige Erfahrungen aus diesem die Frauenbewegung Wiens, Österreichs repräsentierenden Vereinsleben einem Publicum zur Verfügung stellen, das selten oder nie in die Lage kommt, sie unter moralischen Rippenstößen selbst zu sammeln.

Als der Verein seine constituierende Versammlung veranstaltete, da stellte ein Weib aus der Classe der Enterbten die Frage, ob auch Arbeiterinnen in den Verein aufgenommen würden, und die schlagfertige damalige Vorsitzende gab mit Pathos und in Pose die Antwort: »Unser Verein heißt allgemeiner österreichischer Frauenverein!«

*

In traulicher Comitésitzung ward bald darauf beschlossen, einer socialdemokratischen Rednerin die Aufnahme zu verweigern.

*

Die schlagfertige Vorsitzende von damals ist längst aus dem Vorstand hinausgeekelt worden, ebenso eine zweite sehr tüchtige Arbeitskraft. Nun blüht auch hier in Frieden und innerer Eintracht — die Clique.

In traulicher Comitésitzung — ich sage das schon zum zweitenmale? — oh, sie finden sehr oft statt! — also in traulicher Comitésitzung werden die Rollen für die Discussionen vertheilt, denn eine freie, fröhliche Debatte ist sehr nützlich. Wie schlagfertig doch dieser oder jener geistreiche Einwand zurückgewiesen ward! Ein unerwarteter Gast in der Debatte bringt so wie ein unerwarteter Gast zu Tische — wir sind ja doch unter Hausfrauen — Verlegenheit hervor. Eine junge Dame (ich kann mit Namen dienen) die Ähnliches arglos versuchte, machte sich sofort missliebig und ward im engeren Kreise, ach!, für einen »vorlauten Schnabel« erklärt.

Und ich wunderte mich, dass sich unter den Mitgliedern noch einige fänden, die etwas Anderes thäten, als den Beitrag schuldig bleiben und Bücher entlehnen. Ich selbst war nie Mitglied dieses Vereines;

anfangs war ich statutenmäßig zu jung, und später — ich weiß nicht, war es das Alter, das mich ausnahmsweise geschützt hat, oder der erhöhte Beitrag — kurz, ich bin's noch immer nicht. Daher meine Beobachtungen aus der Vogelperspective. Doch hatte ich Beziehungen zu dem Vorstande, da ich anfangs glaubte, meine Kräfte der guten Sache zu widmen, wenn ich sie im Centrum der Bewegung verwertete — daher meine Kenntnis des »Hinter den Coulissen«.

*

Es war einmal eine sehr gut besuchte Versammlung der »Fabier« im Ronachersaal, und die Anwesenheit eines so zahlreichen und so gewählten Publicums benutzte das ebenfalls anwesende Comité des Frauenvereines geschickt zur Propaganda für eine andere, eine Frauenversammlung, die demnächst stattfinden sollte, eine »ernste, dringende« Sache zur Tagesordnung hatte und bei der jede selbstständig denkende, vorgeschrittene Frau erscheinen sollte.

So wurden also Einladungen ausgetheilt, und eine Kameradin und ich übernahmen dies Amt mit Vergnügen.

Und auf jeder Einladung stand es mit Tinte unter der Tagesordnung geschrieben: »Mark Twain hat sein Erscheinen zugesagt.«

Damals hielt ich noch so viel von dem Vereine, dass ich dieses Mittel etwas »schofel« fand, und — ja, ja, pater peccavi — dies dem Fräulein Präsidentin auch erklärte.

Daraufhin stellte sie an mich das eingangs erwähnte Ersuchen. Dies vollzog sich in der Garderobe des Ronachersaales; nur damit man nicht denke: »in traulicher Comitésitzung« . . . .

Mit solchen, die Frauen und Mädchen, die man heranziehen will, beleidigenden Mitteln wird in Wien »bürgerliche Frauenbewegung« gemacht, sogar lächerlich gemacht von — ja, natürlich von einer Clique.

*

So sind denn bis heute Armuthszeugnisse die wichtigsten »Documente der Frauen« geblieben.



ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Frl. Niemand. Ihr Schreiben ist wieder klug und liebenswürdig; ich beginne an der Institutsvorsteherin, die hinter Ihrem Rücken stehen soll, zu zweifeln. Sie wollen nicht zu den Mädchen gehören, »die, freigebig und wahllos in ihrem Enthusiasmus, u. a. anwesend sind, wenn man Frau Palmay die Pferde ausspannt, die es mit ihren literarischen Grundsätzen sehr wohl vereinbar finden, Heyse um ein Bild und Hauptmann um ein Autogramm zu bitten, die Perosi andächtig schwärmerische Briefe schreiben und mit Bruno Wille womöglich den Märtyrertod sterben möchten«. Recht so! Treffend ist, was Sie über den Feuilletontheil der »Neuen Freien Presse« sagen: »Wir sind ja nicht verwöhnt. Dass aber an solcher Stelle, und von Herrn Herzl, für den Besuch der Bischari-Colonie Reclame gemacht würde, hätte ich denn doch nicht erwartet. Mag sein, dass meine Empfindung kindisch ist: Ich finde es geradezu schamlos und empörend, Menschen zur Schau zu stellen und gegen Entgelt zur Preisgebung und Verzerrung ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten zu verhalten; und das alles nur, um dem Wissensdurste »bequemer Forscher« entgegenzukommen und deren »ethnographische Theilnahme« zu befriedigen. Das sind die Herren, die, um ihre eigene Volkheit so besorgt, fremde Nationalität so wenig zu achten wissen! Herr Herzl thut sich offenbar etwas zugute darauf, dass er eine solche »Gelegenheit, primitive Völker im Urzustande kennen zu lernen«, nicht ungenutzt lässt. Er ist auch kein müssiger Gaffer oder gedankenloser Zuschauer bei derartigen Productionen; nein, ihn regen solche Schauspiele zu ernsten Betrachtungen, wissenschaftlichen Schlüssen an, mit denen eine naive Freude an Strampeln, Heulen, Herausstürzen seltsam contrastiert. Die betreffende Stelle stammt vielleicht gar aus der Feder seines Töchterchens, von dessen schönen Fortschritten im Schreiben Herr Herzl neulich so ausführlich berichtet hat. — — — »Die kleineren Menschenfresser der Literatur« gelten wohl Ihnen. Im Grunde ein recht nettes Geständnis der so übel zugerichteten Herren.« — — — — Ob Herr Herzl mich mit einem Bischari vergleichen wollte, weiß ich nicht; möglich ist es immerhin, dass ihm nichts Witzigeres einfiel. Sein Interesse für die Pratercolonie ist leicht erklärlich; er ist ja fest entschlossen, demnächst Europäer am Fuße des Libanon auszustellen. Nochmals herzlichen Dank und — seien Sie nicht zu stolz auf eine »ehrliche Anonymität«, der Sie es zuzuschreiben haben, wenn Sie heute trotz Ihrem Sträuben zu meiner Mitarbeiterin geworden sind.

N. Sie schreiben: »Eine Venus ist deshalb noch kein Talent«. Das ist ein Axiom, das jeder bedingungslos hinnehmen muss. Nur den Verdächtigungen möchte ich widersprechen, die Sie daran zu knüpfen sich erlauben. So kann nur eine geärgerte Collegin schreiben, die sich vermuthlich mehr über die andere unbestreitbare Wahrheit kränkt, dass nämlich »keine Venus deshalb auch noch kein Talent« ist. Ich will Ihnen also rasch mittheilen, dass einst ein sicheres Fräulein Wolter

Solodame am Carltheater war und dass der Blick der Leute nur an ihrer bekannten Schönheit haften blieb. »So schön und so talentlos!« riefen damals alle Theatersachverständigen ... Noch eines ersuche ich Sie und die Leute Ihresgleichen zur Kenntnis zu nehmen: die Dame, der Ihre ganze Missgunst gilt nnd mit deren Lob ich nach Ihrer Meinung ein Unrecht an der Theatermenschheit begangen habe, kenne ich nicht persönlich und habe nie mit ihr ein Wort gesprochen. Sonst bin ich mit einer Anzahl von Schauspielern und Schauspielerinnen persönlich bekannt, was aber die Unabhängigkeit meines Urtheils nie tangiert hat. Man müsste in Wolkenkuckucksheim leben, wollte man sich kritisch nur mit Leuten befassen, mit denen man nie zusammentrifft. Freilich wäre es am unverdächtigsten, die Nummern der »Fackel« mit Polemiken gegen unbekannte, wenn auch tobsüchtige Briefschreiber auszufüllen; aber auf die Dauer würde dies den Leser nicht minder als den Herausgeber ermüden.

Cordelia. Lieben Sie und — schweigen Sie!

Robert. Sie verlangen entschieden zu viel — und in einem Tone, als ob Sie meine Weltanschauung pfänden wollten. Was in der »Krone für Zion« gegen die Bewegung und ihre Führer gesagt ist, muss Ihnen vorläufig genügen. Es ist eben meine Sachlichkeit; das scurrile Gehaben gewisser Vorkämpfer bedarf keiner andern Behandlung. Auf Details werde ich gewiss oft noch zurückkommen; aber Sie werden mich doch nicht auf Herausgabe einer zweiten Broschüre, in der ich »alle meine Gründe gegen den Zionismus« darlege, klagen wollen?

L. Relieff. Vielen Dank. Wie kann man nur 16 Seiten mit Ungerechtigkeit füllen?! Die zahlreichen guten Einfälle haben mich theilweise entschädigt.

Ein mir Geneigter. Ich bitte mich zu verschonen.

A. J. G. Vielen Dank für Ihr freundliches Interesse.

R. B. Ist das scherzhaft gemeint?

Ignorant. Gewiss, mein Herr, der Satzbau ist »correct«. Sie sehen, ich, verstockter Sünder, halte alles aufrecht. Dem von den Klarheiten des Reporterdeutsch verwöhnten Ohr mochte der Satz allerdings nicht klingen. Ich wusste die Sache nicht bildhafter, conciser und sprachreiner auszudrücken. Aber warum sind Sie in der Wahl Ihres Pseudonyms so grausam gegen sich selbst? Sie ersparen mir so die passendste Kritik Ihrer Bedenken.

Austro-Americanus I.	Gleichzeitig eingelangt.	Sie überschätzen Mark Twain.
Austro-Americanus II.		Sie unterschätzen Mark Twain.

M. R. Gerne nehme ich zur Kenntnis, dass Herr v. Taussig die Generalversammlung der österr.-ungar. Staatseisenbahngesellschaft auch im »Kikeriki« annoncieren lässt. Dazu würde eine Illustration sehr hübsch passen, aber einer solchen hat Herr v. Taussig eben durch das Inserat ein- für allemal vorgebeugt.

J. L. Bielitz. 1., 2., 3., 4: Nein.

Alpha. Sie schreiben: »Ein Wiener Bankdirector hat sich über Ihre Abfertigung des Romans »Götzendienst« wörtlich geäußert: Recht geschieht's dem Dessauer. Immer will er sich auf den Cateau (spr. Cató) hinausspielen. Was heißt das? Entweder man ist ein Bankdirector oder man ist keiner; Aut Caesar aut nihil . . . .«

T., Prag. Nein, der normale Umfang der »Fackel« ist nicht 32, sondern, wie seit Beginn ausdrücklich auf der 2. Umschlagseite vermerkt ist, 16—24 Seiten. Stoffliche Überfülle kann mich zu willkürlicher Verstärkung des Blattes veranlassen.

Alle Verfasser anonymer Briefe und solche, welche es werden wollen, sind hiemit gebeten, sich in Hinkunft auf kurze Mittheilungen zu beschränken.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.


DIE FACKEL
HERAUSGEBER:
KARL KRAUS.
ERSCHEINT DREIMAL IM MONAT.
PREIS 10 KR.
WIEN.

Die Fackel

Nr. 5 WIEN, MITTE MAI 1899

Wie meinen Lesern bereits bekannt sein dürfte, wurde ich in der Nacht vom 10. auf den 11. d. M. überfallen und blutig geschlagen.

Solches geschah mir für einen Artikel, den ich geschrieben hatte, um an einem abnormen Einzelfall die fast groteske Verkommenheit unserer Theaterzustände aufzuzeigen. Seitdem ich mir in freier Selbstbestimmung — ich möchte sagen: Selbstverdammung — den undankbaren Beruf erwählt, als Rächer des wehrlosen und an jedem Tage insultierten Geschmackes der Wiener Öffentlichkeit einer von ihrer Allmacht trunkenen Clique die Wahrheit zu sagen, ist kein so rein sachlicher Artikel aus meiner Feder geflossen. Mit keinem glaubte ich so sehr dem allgemeinen Interesse zu dienen, in keinem war ich so peinlich bemüht, die Persönlichkeit, die durch ein theatralisches Wagnis der kritischen Behandlung überliefert wurde, von den grauenerregenden Zuständen, die solches ermöglicht, zu trennen.

Ich habe nur dem Entsetzen, wie herrlich weit wir es gebracht haben, Ausdruck gegeben und dem Unwillen des Publicums, der in den Tageszeitungen kein Echo mehr findet. Was uns ein erstes Wiener Theater zuzumuthen wagte, hat in diesem Blatte eine Charakteristik erfahren, die über das Maß des Erlaubten

in keinem Satze hinausgeht. Ich bedauere es, wenn die Zusammenstellung der Acten über gerichtlich erhobenen Schwachsinn und eines Theaterzettels drastisch und wie schneidender Hohn klingt, aber ich habe den von einer dreisten Clique Genarrten nicht für seine Thaten verantwortlich gemacht. Kein Wort ist zur Aufdeckung des Treibens dieser von den »Concordia«-Blättern gehegten Bande verschwendet, und ich gelobe es, dass ich mich durch die körperliche Revanche, die mir widerfahren, in der ferneren Bekämpfung eines das arme Geistesleben unserer Stadt und unseres Landes erdrückenden Journalistenringes nicht beirren lassen werde.

Für das, was ich ohne Rancune und ohne Nebenabsichten, bloß mit der Sprache der Erbitterung seit ein paar Wochen an dieser Stelle sage, hat Wiens Geistigkeit sich nicht anders zu rächen gewusst, als durch den verteufelt schlauen Einfall, dass sie mir drei Blutbeulen beibringen, die Lippen zerkratzen und mein Auge gefährden ließ. Wieder trifft — wie im Falle jener Theaterpremière — die öffentliche Entrüstung nicht den armen Missbrauchten, der vom Claqueur zum Bravo sich erniedern ließ, sondern seine Hintermänner. Was sie gethan oder veranlasst, harrt der gerichtlichen Überprüfung. Darum muss ich mir heute eine eingehendere Besprechung des Falles und seiner fünf bis sieben Begleitumstände versagen. Die Leser werden sich damit begnügen müssen, vorerst aus den entstellten Gerichtssaalberichten der Tagesblätter manches Detail zu erfahren; ich selbst werde wohl bald in der Lage sein, mit der Geheimgeschichte des Überfalls und zugleich auch mit einer Besprechung der Stellungnahme, die einem Theil der Wiener Presse beliebte, zu dienen.

Die Herren, die im Executor ihrer Wünsche Schwachsinn und Körperkraft glücklich gepaart fanden, haben nichts erreicht, als dass mein Kampf diesmal um ein paar Tage später, als kalendarisch in Ordnung wäre, fortgesetzt wird. Meine Leser verzeihen mir die kleine Unregelmäßigkeit. Nichts ist geschehen, als dass mir in der Nacht vom 10. auf den 11. d. M. ein Ziegelstein den Kopf streifte. Sollte er mir nächstens den Arm verstümmeln, so bleibt mir noch ein Mund, »auszusprechen, was ist,« laut zu sagen, dass die Versippung zwischen Theater und Presse bald zum Ruin beider Institutionen führen muss, und die Führerschaft, die sich die Herren Bahr und Bauer angemaßt, zu verfluchen.



ICH UND DIE »NEUE FREIE PRESSE«.

Ein Process, den kürzlich der Verleger meiner Zionssatire gegen die »Neue Freie Presse« vor dem Handelsgerichte geführt und in erster Instanz verloren hat, schafft mir die Gelegenheit, manches zu sagen, was früher oder später zur endgiltigen Absteckung der Distanz zwischen mir und der liberalen »Futterkrippe« hätte gesagt werden müssen. Dass ich zu ihr nicht zugelassen wurde und nur einem planlosen Rachebedürfnis zuliebe mir mein eigenes Blatt begründet habe, wird seit dem Erscheinen der ersten »Fackel« da und dorten positiv behauptet oder mindestens in Form höhnischer Anspielung unter die Leute getragen. Wo Verkleinerungssucht allein nichts ausrichten kann, macht sie bei der Dummheit

eine Anleihe und verbreitet aufs Gerathewohl, mein Kampf gegen die journalistische Verseuchung des Theaters, mein Protest gegen die Gewaltherrschaft, die eine witzhaschende Winzigkeit wie Herr Julius Bauer im Reiche der Wiener Geister aufgerichtet hat, kurzum die ganze Art meines Auftretens sei einfach aus meinem Ärger zu erklären, dass ich mit dem — »Extrablatt« »schlechte Erfahrungen gemacht« habe.

Bisher hatte mir immer nur das Gerücht geschmeichelt, ich sei nicht in den Redactionsverband der »Neuen Freien Presse« aufgenommen worden, und siehe da, nun erfahre ich zu meinem Entsetzen, dass es eigentlich das »Illustr. Wr. Extrablatt« ist, dessen Redactionsthüren meinem streberhaften Ehrgeize sich verschlossen zeigten. Was nützt jetzt alle Versicherung, dass ich mit diesem Blatte nie in meinem Leben andere »schlechte Erfahrungen« gemacht habe als die, welche jeder Zeitungsleser im Kaffeehause mit ihm macht, wenn der Marqueur es just auf den Tisch wirft? Lasst mich nachdenken: — Ist es nicht auch möglich, dass mir einmal die Aufnahme in das Ballcomité der »Concordia« verweigert worden ist? Vielleicht erinnere ich mich nur nicht .... Immerhin steht fest, dass ich mich hinter meinem Rücken bemüht habe, in irgendein Wiener Zeitungsbureau zu gelangen: »so schreibt nur einer«, den Herr Stern, Herr Löwy oder Herr Buchbinder lange Zeit unterdrückt hielt und dem von den Theatern alle Freikarten vorenthalten wurden, die jene Herren, seitdem sie nicht schreiben können, bekommen haben.

Ich kann mir heute nach all den Nachrichten, die mir über meine literarischen Anfänge zugekommen sind, so recht ein Bild von mir machen. Da stand ich, froher Hoffnung voll, im Mittelgange des Volkstheaterparkets, mein Auge erglänzte, meine Pulse flogen, und ich lauschte der Weisheit, die von den Lippen Landesbergs strömte und allen Wissenden zu sagen schien: das Stück geht sechsmal .... Zu Füßen Fischls bin ich gesessen, habe lernbegierig die Kunde, die Erfahrung

bot, in mich gesogen und wohl auch von einer schönen Doppelstellung dereinst — Tantièmenmann und Theaterrichter zugleich — in den Tagen argloser Jugend geträumt. Und dann . . . mit einemmal hinausgestoßen, vielleicht wegen einer unbedachten Äußerung, vielleicht weil ich auf einem Clubkränzchen der Tochter eines Localredacteurs auf den Fuß trat, geächtet; schwermüthig, wie der Dänenprinz, dem's »an Beförderung fehlt«, durch Wochenblätter irrend . . . . ein leises Anklopfen noch an der Thür des »Extrablatt«, und nach der Resultatlosigkeit dieses letzten Versuches — die Gründung der »Fackel« . . . .

Wie muss es meine guten Feinde kränken, wie unsanft ihren Glauben an meine Beziehungen zur »Futterkrippe« angreifen, dass die Schöpfungsgeschichte dieses Blattes denn doch etwas anders lautet.

Am Anfang war das Futter, und ich sahe, dass es nicht gut war. Man könnte fortsetzen: und er sprach, es werde Licht, und es ward »Die Fackel« . . . . Das Futter war nämlich wirklich nicht gut, und viele Esel sah ich, die sich um die Krippe drängten. Nicht weit aber standen andere Krippen, aus denen jene dort immerzu gefüllt wurde. Und ein Mann stand da, der hielt den »Economist« in Händen und sprach zu den Subventionen: Seid fruchtbar und mehret euch! Und es ward Morgenblatt und es ward Abendblatt: Ein Tag . . . .

— — — — — — — — — — — —

Ich habe keine Geheimnisse, und weil heute — schon nach vier Proben rückhaltloser Meinungsäußerung — ein Meer von Gemeinheit über meinem Haupte zusammenzuschlagen droht, muss ich noch weiter gehen und ungescheut den Leser auch zur Besichtigung meiner Jugendsünden einladen. Es gilt dem immer lauernden Verdacht zu begegnen; darum darf ich nicht zögern, auch rücksichtslos mich selbst — »persönlich anzugreifen«. Ich öffne die unterste Lade meines Schreibtisches und entdecke, dass ich seit den

Tagen meines literarischen Novizenthums über manches anders zu denken gelernt habe. Hier eine Visitkarte und dort ein Brief, die mir beweisen, dass ich einige der Leute, die ich heute bekämpfe, einst persönlich gekannt. Ich bin also im höchsten Grade undankbar. Oder nicht? Oder soll man die Kreise, von denen man sich in Zeiten besserer Erkenntnis mit Scham und Ekel wendet, überhaupt nie gekannt haben? Das sind logische Feinheiten, für welche die gute Gesellschaft jederzeit empfänglich ist; von meinen Hassern behende aufgegriffen, verdichten sie sich im Nu zu Lügenknüppeln, die dem Aufrechtschreitenden vor die Beine fliegen.

Nun also, — aber ich bitte nicht zu erschrecken: ich hatte im Alter von neunzehn bis dreiundzwanzig Jahren »Verbindungen«, das bedächtige Warmhalten neugewonnener »Beziehungen« war mein Sturm und Drang und ein feinsittsames Auskommen im liberalen Zeitungskreise der Inhalt meiner Flegeljahre. Ja, ich will es nicht leugnen, dass den literatursüchtigen, politisch völlig ahnungslosen Neuling ein Feuilletonistenplatz in der »Neuen Freien Presse« zuweilen verlocken mochte, dass mich von allen bestehenden Blättern dies eine mit den seither durchschauten Mätzchen der Vornehmheit getäuscht hat. Wenn heute ergraute Universitätsprofessoren, Socialpolitiker und wirtschaftskundige Publicisten durch einen Gnadenblick sich von der Höhe modernsten Wissens in die Fichtegasse locken lassen, so wird man die Verirrungen einer im liberalen Schulglauben befangenen Jugend nicht allzu hart beurtheilen. Ich verzeihe mir. Ich habe eingesehen, dass ich besserungsfähig bin. Aber ich will mir die Grausamkeit nicht ersparen, noch ein wenig in den Idealen meiner Vergangenheit zu wühlen.

Dass ich »früher oder später zu der ‚Neuen Freien Presse' komme«, galt bei den Wissenden als eine ausgemachte Sache. Redacteure des Blattes hatten wiederholt darauf angespielt und, wenn auch das Machtwort der Herausgeber noch nicht gesprochen war, aus dem

sorgsam gehüteten Thronsaal drang halbamtlich die Nachricht, dass man mein Talent schon seit längerer Zeit »beobachte«. Höfische Gebärdenspäher hatten mir den Wink vermittelt, mich gelegentlich mit kleineren Beiträgen einzustellen, und als vollends eine directe Einladung an mich ergangen war, zögerte ich nicht, zu thun, was sämmtliche jüngeren Literaten auch ohne formelle Aufforderung zu thun bereit sind. Ich bitte meine Leser um Verzeihung: ich habe damals ein paar Literaturkritiken, Plaudereien u. dgl. für die »Neue Freie Presse« geschrieben. Noch mehr: Auch an rein journalistischen Versuchen meine Kraft zu messen, begann ich von Ischl aus sommerliche Correspondenzen für das Blatt zu führen, depeschierte mit dem Eifer des werdenden Schmocks über Dinge, die nicht an sich, bloß durch die Art journalistischer Verwertung mich interessierten, und verlebte traurige Tage, als eine falsche Verlobungsnachricht, die ich in die Welt gesetzt, meiner Betriebsamkeit ein jähes Ende zu bereiten drohte.

Indes wurde ich, so oft der Sommer ins Land kam, immer wieder »aufgemuntert«, man schien an meiner Reporterbefähigung nicht zu verzweifeln und war froh, so billig sich einen Ischler Correspondenten zulegen zu können. Mein Ansehen stieg umso höher, je weniger ich mich durch die schlechte Bezahlung abschrecken ließ. Der Verbreiter des etwas übertriebenen Gerüchtes von der Verlobung einer Theaterdame durfte sich bald mit einem Bericht über die Begegnung Goluchowskis und Hohenlohes einstellen, und die Ereignisse in Ischl gehorchten fortan dem designierten Vertreter der »Neuen Freien Presse«. Ich hatte bei ihnen schon ein gewisses Prestige, und die große Überschwemmung, die vor zwei oder drei Sommern das Salzkammergut verheert hat, schien denn auch zu mir viel mehr Vertrauen zu haben, als zu Herrn Herzl, der als Fremdling nach Ischl gekommen war und mit stimmungsvollen Telegrammen der Katastrophe beizukommen suchte. Ich sehe ihn noch in der Loggia des fluthenumbrandeten Hotels, auf

Impressionen lauernd, einen Skizzenblock in der Hand, auf dem er jeden Baumstamm, der herangeschwommen kam, gewissenhaft vermerkte. Ich ahnte die Unzufriedenheit der Redaction, sprang ihm hilfreich mit »Thatsachen« bei und überbrachte ihm Bergrutschungen, verbogene Bahnschienen, eingestürzte Tunnels und zerstörte Brücken. Dafür sollte ich ihm eigentlich dankbar sein, und es ist hässlich von mir, dass ich ein Jahr später die »Krone für Zion« geschrieben habe.

Braven Correspondenten pflegt die »Neue Freie Presse« hin und wieder ermunternde Depeschen zu schicken, und ich besitze deren einige, die meine Thätigkeit eine »ausgezeichnete« nennen und von dem »Aufsehen« sprechen, das dieser oder jener von mir verfasste Bericht hervorgerufen habe.

— — Nach alledem darf man aber nicht glauben, dass ich je nach einer rein journalistischen Stellung gegeizt. Meine Neigung hatte mich längst auf ein anderes, mehr literarisches Gebiet gewiesen, und ich fröhnte dem Nachrichtensport, der mir fast wie eine Art sommerlicher Lustbarkeit bequem war, auch nur, um mich nicht zu weit aus dem Gunstkreise des Blattes zu verlieren. Es blieb mir auch ferner gewogen. Ich bitte meine Leser um Entschuldigung, dass ich diese lasterhaften Beziehungen so lang ausspinne, aber ich lasse den Zeitpunkt nicht aus dem Auge, wo mir die Pflicht erwächst, die »Neue Freie Presse« zu verachten . . . . .

Das Blatt hat durch mehr als dreißig Jahre die Vorsehung der Inneren Stadt gespielt, nicht aus Nummern setzte sich sein Dasein zusammen, sondern aus Offenbarungen, und es gibt nach alttestamentarischer Vorstellung keine irdische Möglichkeit, in directe Beziehungen mit den Herausgebern der »Neuen Freien Presse« zu treten, die, wie man sich in scheuer Bewunderung erzählt, selbst mit den Bankdirectoren nur durch Mittelsmänner verkehren sollen. Junge Literaten sind auf ein »Zeichen« angewiesen, und Engagements

scheinen ausschließlich durch Träume oder Visionen abgeschlossen zu werden. »Alles in der Natur vollzieht sich nach Maßgabe des dafür in der ‚Neuen Freien Presse' verfügbaren Raumes« lautet ein alter physikalischer Grundsatz, und der Begriff der Größe alles Irdischen wird erst durch Messungen an dem Größenwahn der Redacteure jenes Blattes festgestellt. Tritt einmal ein Ereignis ein, ohne dass die »Neue Freie Presse« etwas davon erfährt, dann ist dies immer von gewissen Unregelmäßigkeiten im Weltenraume begleitet, und man hat stets noch gefunden, dass gleichzeitig mit einer Blamage des Blattes irgendwo ein Komet oder Sternschnuppenfall beobachtet wurde. Gewöhnlich pflegt dann noch überdies Herr Benedikt auf das Ereignis, das ihm entgangen, sehr böse zu sein. Das Ende der Präsidenten und Minister der französischen Republik ist z. B. etwas, womit die »Neue Freie Presse« in der Regel Malheur hat. So lange sie leben, geht's ja noch nothdürftig, sind sie aber einmal todt, dann ist es aus mit der Gunst, und nicht der Correspondent, der die Gelegenheit versäumte, sondern die französische Republik hat sich's mit der »Neuen Freien Presse« verdorben. Herr Herzl erwies erst, dass er zu Höherem tauge, als er die Ermordung Carnots verschlief, und Herr Berthold Frischauer war es, dem Felix Faure zu früh gestorben ist. Gambetta ist wohl der einzige, mit dem die Sache noch halbwegs glückte; er hatte aber vorher, anlässlich seiner Anwesenheit in Wien, die Redaction — noch heute zehrt sie von dieser Ehre — besucht und den Herren versprochen, gegebenenfalls rechtzeitig ihren Pariser Vertreter zu wecken.

Doch dies nur nebenbei. Es sollte die mystische Größe, die das Blatt auch in seinen Irrthümern bewährt, illustrieren. Hochmuth, Feilheit, Stilschnitzer — alles wächst dort ins Lapidare. Ehrfurcht erfasst den Anfänger, den ein bedeutungsvoller Wink zum erstenmal in das Allerheiligste der öffentlichen Meinung führt. Für mich hatte sich der Schauer des Geheimnis-

vollen bald verflüchtigt, und geblieben war die von Druckerschwärze getränkte, ölige Athmosphäre, in der, hier nicht anders als anderswo, etliche nur besser organisierte und vor dem Augenrollen des Brottyrannen zitternde Stilbeamte zu vegetieren verdammt waren .... Man ließ mir Zeit, um ein paar Illusionen ärmer und um ein paar sociale Anschauungen reicher zu werden, und als ich dem Zwang eines »unabhängigen« Wochenblattes entfloh, wünschte ich mir alles eher denn — »in die ‚Neue Freie Presse‘ zu kommen«. Als Chroniqueur der »Wage« hatte ich allwöchentlich länger darüber nachdenken müssen, was ich schreiben dürfe, als alles das zu schreiben Zeit erfordert hätte, was ich nicht schreiben durfte. Ich dachte nicht daran, solche Berechnungen gar erst für einen Wirkungskreis innerhalb der »Neuen Freien Presse« anzustellen. Während die Leiter dieses Blattes noch immer an ein Talent glaubten, das ausschließlich für sie in der Stille reife, dessen Entwicklung man aber durch freundlichen Zuruf nicht stören dürfe, hatte ich längst entdeckt, dass nicht ich für die »Neue Freie Presse«, wohl aber die »Neue Freie Presse« für mich reif sei.

Mitten in dieser Erkenntnis traf mich ein Engagementsantrag eines der Herausgeber; die Herren hatten erfahren, dass ich Gründungspläne hege, und glaubten, mit einer directen Ansprache nicht länger zurückhalten zu sollen: Man habe schon längst mit mir »Absichten« gehabt; nun sei es an der Zeit, mit mir ein gerades Wort zu sprechen. Ein neues Blatt könne sich in Wien nicht halten. Ich möge für ein kurzes Intervall — etwa sechs Monate — zu meiner bisherigen Thätigkeit zurückkehren und dann völlig dressiert in den Zwinger der »Neuen Freien Presse« schlüpfen; die Unfreiheit, über die ich klage, sei untrennbar mit dem Besitzstand jeder Zeitung verknüpft, ich würde das bald einsehen und dann schlackenlos der »Neuen Freien Presse« angehören. Es sei »die seit dem Tode Daniel Spitzers verwaiste Rubrik«, die meiner harre und die heute

»keinem Besseren« übertragen werden könne. Der Antrag, gleißend und geeignet, die Sinne manches jungen Schriftstellers zu verführen — mich hat er nicht verlockt. Ich wollte ihn erst annehmen, wenn wir, ich und der Herausgeber, genau in Erfahrung zu bringen vermöchten, ob Daniel Spitzer heute in die Redaction der »Neuen Freien Presse« einzutreten gesonnen wäre. Mit voller Sicherheit war dies nicht zu eruieren, und als der Allgewaltige die redactionellen Streichungen aufzuzählen begann, »die selbst Spitzer sich gefallen lassen musste«, glaubte ich das Freiheitsbedürfnis des Todten nicht besser respectieren zu können als durch eine stricte Absage ... So nahe stand die vielcitierte »Futterkrippe«, aber bevor ich zugriff, hätte ich mein besseres Bewusstsein betrügen müssen, das mir in den Jahren, da mich die Herren von der ‚Neuen Freien Presse' »beobachteten«, zugewachsen war.

Die »Neue Freie Presse« hatte sich wieder einmal verspätet; ihr Antrag kam, als dem früher nur literarisch Beflissenen bereits der Sinn für die »ökonomischen Zusammenhänge« aufgegangen und so etwas wie politisches Gefühl in mir erwacht war ... Es gibt zwei schöne Dinge auf der Welt: Der »Neuen Freien Presse« angehören oder sie verachten.

Ich habe nicht einen Augenblick geschwankt, wie ich zu wählen hätte.

(Fortsetzung folgt.)



Ich komme wahrhaftig erst in zweiter Linie dazu, die öffentlichen Dinge zu betrachten, weil leider gar so viel Journalschmutz davor liegt, den wegzufegen eine penible, aber nothwendige Arbeit ist. Ich möchte über die Verhandlungen im Haag sprechen und

stoße auf die »Neue Freie Presse«. In der That: An der Abrüstungsconferenz scheinen mir vom Wiener Gesichtspunkt die frommen Reden am curiosesten, mit denen die »Neue Freie Presse« das Werk begleitet. Sie windet sich zwischen Verlegenheit und Verlogenheit bis zu dem Punkte, wo sie die Interessen des Auswärtigen Amtes mit den Pflichten eines für Humanität begeisterten Blattes nothdürftig verketten kann. Als das gefügige Organ der Herren Goluchowski und Krieghammer muss sie just jetzt für eine Vergrößerung der Wehrlasten Stimmung machen, und wenn sie als Fleißaufgabe einige Aufsätze für die Erhöhung der Officiersgagen liefert, so hat sie wahrlich bis zu der Herrn Pattai so sehr verübelten Begeisterung für das »gesunde Stahlbad« keinen weiten Weg mehr zurückzulegen. Daneben gilt es, bis an die Zähne mit Phrasen aus dem geistigen Zeughaus des Herrn Leopold Katscher bewaffnet, das Ideal der Friedensfreunde zu vertheidigen. Unter so erschwerenden Umständen mehrere Leitartikel über die Verhandlungen im Haag zuwegezubringen, ist gewiss keine Kleinigkeit. Zu alledem kommt noch das Malheur, dass der immer hilfsbereite Herr Dóczi eben jetzt eine Urlaubsreise angetreten hat; da ist denn guter Rath sogar theurer als ein dem Auswärtigen Amt zuliebe geschriebener Leitartikel.

Kein Wunder, wenn ein Unfall nach dem andern passiert und die dienstwilligste Feder auf Abwege geräth. Bemerkenswert in dieser Richtung sind schon die Ausführungen, die das Blatt vor der Conferenz gebracht hat. Eine heillose Verwirrung ist das journalistische Vorspiel der Friedensconferenz, und wir sehen die »Neue Freie Presse« sich zu einer solennen Verherrlichung des — Papstthums versteigen. Der holländische Minister des Äußern hatte nämlich erklärt, dass eine Einladung des päpstlichen Stuhles nicht erfolgen könne, weil dieser seit dem Jahre 1870 zu internationalen Conferenzen nicht herangezogen werde, und eine Abweichung von solcher Gepflogenheit wär mit Rücksicht

auf Italien diesmal unmöglicher denn je. Das Dreibundblatt ist nun ganz empört über das Vorgehen des Ministers Beaufort, das ja förmlich »die Streichung des päpstlichen Stuhles aus der Liste der weltlichen Mächte bedeute«, Herr Bacher fasst sich aber bald und begnügt sich damit, den Papst zu trösten und ihm beruhigend auf die Schulter zu klopfen. »Die Curie hat keinen Grund, die kleine diplomatische Widerwärtigkeit allzu tragisch zu nehmen.« Sie verfüge »trotz alledem über colossale Machtmittel«. Dem Papst, als dem »Beherrscher der Gemüther von circa dreihundert Millionen Menschen weisser Rasse«, sei die Grossmachtstellung sicher — betheuert hier einer, der zu jenen dreihundert Millionen nicht gehört. »Und ob ein päpstlicher Delegat unter den Vertretern der Mächte weilt oder nicht, der Schatten der Papstgewalt fällt doch über den grünen Tisch der Diplomaten und beeinflusst alle ihre Erwägungen.« Vielleicht weilt überdies als Correspondent der »Neuen Freien Presse« Herr Siegmund Münz im Haag, von dem ja bekanntlich Leo XIII. seit längerer Zeit protegiert wird, und Herr Bacher dürfte in diesem Falle gewiss nicht verfehlt haben, Herrn Münz einzuschärfen, dass er sich bei jeder Gelegenheit des päpstlichen Stuhles nachdrücklich annehmen solle.

So recht im Tone der Genugthuung schreibt das Blatt die Sätze hin: »Die sogenannte Gefangenschaft des Papstes hat seinem Prestige nicht geschadet, wenn man will, ihm eher genützt. Und die vom Heiligen Stuhle in ihrer Haltung inspirierten politischen Parteien haben auf die Geschicke der Länder, in denen sie thätig sind, einen Einfluss errungen, wie er Jahrhunderte hindurch geradezu undenkbar war. Von der brutalen Misshandlung eines Papstes durch einen Napoleon bis zur fast gebietenden Stellung des Heiligen Vaters in fast allen Fragen der inneren und äußeren Politik der Nationen, welch ein Abstand!« Und nachdem der sonderbare Schwärmer der Reihe nach die europäischen Regierungen aufgezählt hat, die alle dem vaticanischen

Einflusse sich beugen, kommt er zu dem Schlusse, dass »das Papstthum auch uneingeladen eine Macht« ist, vertröstet den greisen Leo auf das kommende Jahrhundert mit seinen Friedensconferenzen und ruft emphatisch aus: »Mag immerhin in einer Etikettefrage Italien den Sieg davongetragen haben über die Bestrebungen der Curie. Während der Vertreter des innerlich schwer leidenden Italien am Diplomatentische im Haag repräsentieren darf, wird die wahre Großmacht, die in Rom residiert, auf die Fragen, die den eigentlichen Hintergrund der dort zu erledigenden bilden, von entscheidenderer Wirkung sein, als ein gut Theil der berathenden Mächte zusammen.«

Ob zu diesem Gedankengang vom Vorzimmer des Auswärtigen Amtes eine Verbindung führt, soll hier nicht untersucht werden. Die Felonie an Herrn Goluchowski mag dem Blatte nicht schwerer angerechnet werden als der Verrath an den Interessen der Deutschnationalen, mit deren Bundesgenossenschaft die »Neue Freie Presse« sonst so gewaltig groß thut. Vielleicht ist im gegebenen Momente selbst dies auffallende Ausspielen der Curie gegen die Dreibundmacht Italien eine Art, dem Grafen Goluchowski oder am Ende gar dem Grafen Thun zu dienen; dass aber alle Wege los von Rom führen, wird uns der deutschradicale Herr Bacher schwerlich einreden.

Oder sollte der Artikel eigentlich in der Redaction des »Vaterland« abgefasst und nur infolge einer launigen Wette zwischen den Setzern dieses Blattes in die »Neue Freie Presse« eingeschmuggelt worden sein? Vielleicht war diese auf dem besten Wege, den Papst »todtzuschweigen«, und Herr Benedikt, der einen Leitartikel gegen »clericale Ubergriffe« für den Druck bestimmt hatte, musste am andern Morgen mit Schrecken wahrnehmen, was Setzertücke ihm für einen Streich gespielt. Anders ist der Hymnus auf das Papstthum, der am 6. Mai in der »Neuen Freien Presse« stand, kaum zu erklären. Man müsste denn annehmen, dass ein Redacteur

des Blattes, der an dem Presse-Congress in Rom theilgenommen und den Papst gesehen hatte, in plötzlicher Verzückung einen politischen Glaubenswechsel in sich verspürt hat, und dass er, der »in finsterm Hass des Papstthums aufgesäugt war«, nunmehr an sein Bureau die Worte Mortimers telegraphierte:

> Wie wurde mir, als ich ins Inn're nun
> Der Kirchen trat — — — — — — —
> Als ich den Papst drauf sah in seiner Pracht
> Das Hochamt halten und die Völker segnen.
> O was ist Goldes, was Juwelen Schein,
> Womit der Erde Könige sich schmücken!
> Nur er ist mit dem Göttlichen umgeben.
> Ein wahrhaft Reich, der Himmel ist sein Haus,
> Denn nicht von dieser Welt sind diese Formen . . . .

— — Worte, deren zügelloses Pathos in die Form eines Leitartikels gegossen ward. Unbekannt ist nur, welchen Special-Mortimer die »Neue Freie Presse« nach Rom geschickt hat.

* * *

Von mancher Seite ergeht an mich die Aufforderung, mich doch einmal auch über die Wiener Antisemiten herzumachen und endlich ob dem wüsten Treiben im niederösterreichischen Landtag empört zu sein. Ich gestehe, dass ich hiezu nicht die geringste Veranlassung finde. Was sich jetzt in Wien und im Erzherzogthum Österreich unter der Enns begibt, bietet mir nichts als das anziehende Schauspiel einer Überschwemmung, und der satirischen Betrachtung wert scheint mir nur, dass einer unausgesetzt über den vielen Schlamm klagt, den jene mit sich wälze. Ich begnüge mich in solchen Fällen, mir die Sache auf natürlichem Wege zu erklären, und meines Amtes ist es nicht, einem Elementarereignis wie Herrn Gregorig satirisch zu Leibe zu gehen. Ein langjähriger liberaler Schnürlregen hat alles verschuldet, und der meteorologisch geschulte Beobachter vermag vorauszusagen, dass sich die Wässer wieder verlaufen werden. Kaltblütig, ohne

parteimäßige Verantwortlichkeit, und im Bewusstsein, aller Pflichten eines politischen Opportunismus ledig zu sein, glaube ich die Ablösung Frischauers durch Bielohlawek, Szeps' durch Vergani mir keck als die Erfüllung eines ewigen Naturgesetzes erklären zu können. Die Schmutz- und Tobsucht eines Schneider, mehr noch die Beharrlichkeit, mit der ein Gudenus passive Assistenz leistet, mögen mir an sich und momentan einigen physischen Degout abgewinnen, aber ich fühle mich ganz und gar nicht berufen, den kläglich ungeschickten Abwehrversuchen derer von Matzenauer und Noske das Wort zu sprechen. Sonst ist es ein mehr wehmüthiger Eindruck, den die Verzweiflung der von einer Überschwemmung Heimgesuchten hervorruft. Mit den liberalen Brückenresten, die hier dem Anprall der christlichsocialen Kothwellen nicht mehr Stand zu halten vermögen, kann ich beim besten Willen kein Mitleid empfinden, und wenn Herr Kick auf dem Berge steht und wie ein verängstetes Bäuerlein das einzige, was ihm von seiner Habe geblieben, die Milch der frommen Denkungsart, zu bergen sucht, so gibt es ausnahmsweise einen komischen Anblick. In einer dreißigjährigen Herrschaft haben diese Leute alle Schleußen der Dummheit geöffnet, — wehklagend stehen sie jetzt der entfesselten Urgewalt gegenüber. Ich kann den Strom nicht satirisch nehmen, sondern nur die sorglosen Wächter, die, wo Entschlossenheit noththut, durch entsetztes Gesticulieren alles zu retten glauben.

* * *

Endgiltige Lösung des Räthsels, warum Graf Kielmansegg im niederösterreichischen Landtag kein Wort zum Schutze der obersten Richter fand, als die christlichsocialen Abgeordneten gegen die bekannte Entscheidung des Verwaltungsgerichtshofes Sturm liefen.

Er war der Meinung, dass sich der Drohruf, »Mir wern kan Richter brauchen!« nur auf den Taxameterstreit der Wiener Einspänner beziehen könne.

* * *

In ihrem Leitartikel vom 14. d. M. befasst sich die »Deutsche Zeitung« mit dem Phänomen, dass meine Angriffe von der jüdischen Clique viel stärker empfunden werden, als die der Antisemiten. Der Grund hievon sei, dass ich die »jüdische Gemeinbürgschaft« verletze und verrathe.

Eine solche Gemeinbürgschaft besteht wohl nicht; denn mit mir empfinden ungezählte Juden die unsägliche Gemeinheit jener Officiösen des Kapitalismus, die mit den angemaßten Alluren des Freisinns und der modernen Bildung einherstolzieren, weit schwerer als die Pöbelhaftigkeiten der Beherrscher des Landtags und der Gemeinde. Der Grund, warum die Pfeile der Herren Vergani und Wähner minder schmerzhaft treffen, ist ein ganz anderer. Sie befassen sich nicht ernst mit der Kritik der Thaten dieses Klüngels, sondern die Pointe ihres Angriffs ist das Wort »Jud«. Nun haben die so Bezichtigten einmal das unerschütterliche Bewusstsein, dass sie wirklich ganz unschuldiger- und jedenfalls unbeabsichtigterweise Juden sind. In diesem einen Punkte haben sie alle wirklich ein reines Gewissen. Sicher hätte Herr Szeps recht gerne mit dem stolzen Ritter Calderons im kritischen Momente seinem Erzeuger zugerufen: »Von Dir lasse ich mich nicht erzeugen!« Ich meine aber, Herr Vergani hätte sich in dieser Situation auch nicht heldenmüthiger und entschlossener benommen.

So bringt ihr unsinniges Aushängeschild die antisemitische Bewegung um die wünschenswertesten Erfolge. Im übrigen leidet die christlichsociale Presse an einem Übermaß von Gewissenhaftigkeit. Herr Vergani denkt zu meinem aufrichtigen Bedauern zu vornehm, um Anderen Schlechtigkeiten vorzuwerfen, die er jeweilig selber, wenn auch plumper begeht. Da muss er freilich die Ansicht verbreiten helfen, der größte Fehler der »Neuen Freien Presse« sei, dass sie ein Judenblatt ist. Und so hat sich denn, wenn man von den schon abgebrauchten Vorwürfen des Geburtsscheines absieht,

zwischen den beiden journalistischen Gruppen ein Verhältnis wohlwollender Duldung herausgebildet, und wir kommen bei näherer Betrachtung zu dem Resultat, dass die »Neue Freie Presse« und die Antisemitenhäuptlinge sich in die Herrschaft Wiens theilen und sozusagen von einander leben. Auf der Scene spielt man Ausweisung aus der Journalistenloge des Gemeinderaths, und hinter den Coulissen wird Eröffnung des Rathhauskellers gefeiert, bei der Vertreter der liberalen Blätter sich fetieren lassen, der Schmach des Jahrhunderts zutrinken und auf das leibliche Gedeihen des Herrn Strobach toastieren.

Bevor man von einer jüdischen Gemeinbürgschaft spricht, wird man gut thun, das Vorhandensein einer Gemeinbürgschaft der jüdisch-antisemitischen Wiener Corruption zu constatieren. Konnte sie sich dem Kennerauge besser enthüllen als in dem Tauschgeschäfte, das neulich sich zwischen »Extrablatt« und städtischem Museum vollzog? Herr Lueger hat die Spende etlicher Original-Photographien des Mörders Luccheni mit der ironischen Bereitwilligkeit beantwortet, sich zum Specialzeichner des Extrablatts zu degradieren, und durch Überlassung einer von ihm selbst angefertigten Skizze seiner Audienz beim Papste Herrn Julius Bauer erfreut.

* * *

Warnung.

Se. Excellenz Herr Dr. Eugen v. Böhm-Bawerk, Senatspräsident, hat kürzlich wieder die »Neue Freie Presse« als »Sprachrohr« benützt, um den neuen regierungs- und verwaltungsgerichtshoffähigen Socialismus Bernsteins zu begrüßen. Ich mache Se. Excellenz und alle anderen Anhänger der Sprachrohrtheorie darauf aufmerksam, dass es nöthig ist, den Apparat vor der Benützung gründlich zu desinficieren und genau acht zu haben, wer vor ihnen hineingesprochen hat. Ein Gesunder, der bedenkenlos jenen verseuchten Apparat

benützt, ist ansteckungsverdächtig und soll in Hinkunft von mir ärztlich untersucht und wenn nöthig unter moralische Quarantaine gestellt werden. Die Unbefangenheit, mit der selbst treffliche Männer sich dem Blatte in voller Kenntnis seiner Hintergründe nähern, muss aufhören. Wäre mir die Erreichung dieses Zieles versagt — und mancher ist schon an solchem Kampfe verblutet —, so müsste ich mir gestehen, dass ich mein bestes Können und redlichstes Wollen vergebens eingesetzt habe. Wenn ich aber fühlen werde, dass jeder mich unterstützt, der jemals trotz aller Gewöhnung entrüstet oder angeekelt dies Blatt von sich warf, dann lasse ich meinen Muth nicht sinken.

* * *

Herrn Kick ist die Benützung der »Neuen Freien Presse« hiemit ausdrücklich gestattet. Dem Epigonen des Herrn Noske würde ohnehin kein anderes Blatt für die Ablagerung seiner schwatzhaften Trivialitäten zur Verfügung stehen.



UNIVERSITÄTSBUMMEL.

Er wird nächstens fortgesetzt werden, und auf der schwarzen Tafel prangen schon neue Namen und neue Übelstände. Von vielen Seiten wird mir zur Vervollständigung meiner Tabellen Material zugetragen, das vorerst noch sorgfältiger Prüfung bedarf. Dem Vorwurf, man könne nicht von Machenschaften reden, wo die Begabung dieses oder jenes Assistenten oder Docenten außer Frage stehe, glaube ich gleich vor Eröffnung der Tabelle wirksam entgegengetreten zu sein. Schon da-

mals meinte ich, dass der Protectionismus nicht nur den Talenten, welche er abseits liegen lässt, sondern auch jenen, die er ausnahmsweise fördert, gefährlich sei, weil dann eben nicht die vorhandene Fähigkeit, sondern der Verwandtschaftsgrad das Stigma der Carrière bilde. Auch hier bestätigt die Ausnahme die Regel, und mag auch bei Manchen Fleiß und Können längst bemerkbar sein, just sie werden durch das System in ihrer Geltung am empfindlichsten geschädigt. Eingeweihte sind übrigens der Ansicht, dass man selbst zum Können protegiert werden kann: dass der beneidete Professorensohn durch fortwährende Beschäftigung mit dem viel besser veranlagten Ärzten unzugänglichen Material, durch Einführung in irgendeine Speciallehre, die den Anderen ewig eine Geheimwissenschaft bleibt, am Ende zum tüchtigen Fachmann heranzuwachsen vermöchte.

Der »Universitätsbummel« ist kürzlich in einer Sitzung des Landtags zur Sprache gebracht worden. Der Abgeordnete Leopold Steiner sagte laut stenogr. Protokolls vom 12. Mai:

.... Wenn Seine Excellenz der Herr Statthalter besorgt ist, dass durch die Errichtung einer medicinischen Facultät in Linz das Niveau der Wiener Universität herabgedrückt werden könnte, dann bitte ich ihn, die heutige Nummer der »Fackel« zu lesen, in welcher die ganze*) Corruption aufgedeckt und die ganzen*) Verschwägerungen, Verneffungen und Vernichtungen der Professoren an der Wiener medicinischen Facultät untereinander nachgewiesen werden. Jeder Professor hat einen Schwager oder einen Neffen, und wenn der alte Professor stirbt, so ist schon der junge Assistenzarzt da, welcher für diesen Posten prädestiniert ist. Das, meine Herren, sind ungesunde Verhältnisse, und sie haben auch soweit geführt, dass unsere Leute nicht mehr an unsere medicinische Facultät gehen wollen. Ich empfehle Ihnen, wie gesagt, meine Herren, den erwähnten Artikel in der »Fackel« zu lesen, denn er charakterisiert diese Zustände in trefflicher Weise.

---

*) Oho-Rufe des Herausgebers der »Fackel«.

Ich citiere diese Rede, weil sie in einigen Zeitungen völlig unterschlagen war, und schließe mit dem Versprechen, dass ich mich weder durch die Todtschweigetaktik der liberalen Presse, noch durch das Lob der Christlichsocialen beirren lassen werde.



Der Familiensinn der »Neuen Freien Presse« ist bekannt; sie vermittelt nicht nur auf dem Wege der Insertion die sogenannten »Einheiraten«, auch in ihrem Hauptblatte weiß sie durch Auffindung immer neuer zärtlicher Nuancen den Sinn für das traute Familienleben in ihren Lesern zu wecken oder zu stärken. In der letzten Zeit hatte sie wiederholt Gelegenheit, die Vorzüge eines solchen mit beispielhafter Deutlichkeit zu illustrieren. Ihr Druckereileiter, Herr Reinhold Geyer, feierte ein Jubiläum; die »Neue Freie Presse« brachte aus diesem Anlass vier schwungvolle Artikel, in deren einem sie dem Jubilar nachzurühmen wusste, dass er mit seiner Schwester »schon seit Jahren in echt geschwisterlicher Harmonie lebt«. — Dem Hofopernsänger Neidl passierte ein Unfall, und flugs war die »Neue Freie Presse« mit der Meldung zur Stelle, dass »Frau Neidl am Bette ihres Gemahls weilt und ihm Eisumschläge macht«. Mögen sich's die Gattinnen anderer Hofopernsänger merken, welche davonlaufen, wenn ihren Männern der eiserne Vorhang auf den Kopf fällt. — Herr Sonnenthal ist von seiner amerikanischen Reise zurückgekehrt, Wien steht im Zeichen dieses Ereignisses, und helle Freude lässt alle politischen und communalen Sorgen vergessen. Die »Neue Freie Presse« beeilt sich, dieser Stimmung in einem längeren Artikel Ausdruck zu geben. Damit man aber nicht etwa glaube, dass, wo alles jubelt, die Familie des Künstlers ob seiner Rückkunft verstimmt sei, versichert das Blatt in einer Nachtragsnotiz, dass Herr Sonnenthal »auf dem Bahnhofe von seiner Tochter und seinen drei Söhnen herzlichst begrüßt« wurde.

Gibt es gegen die zärtlichen Eingriffe in das Privat- und Familienleben, die sich die »Neue Freie Presse« gestattet, kein straf-

rechtliches Mittel der Abwehr? Satiriker müssen sich die abgeschmacktesten Vorwürfe gefallen lassen, weil sie oft dem öffentlichen Interesse nicht anders als durch die Bloßstellung des Einzelnen zu dienen vermögen. Freilich verfolgt auch die »Neue Freie Presse« mit der umständlichen Erörterung aller Personalien eine höhere ethische Absicht. Sie will in diesen Zeiten der Zerklüftung Gutzkows Wahrheit, dass »tief in unserm Volke die Familie wurzelt«, nicht aussterben lassen — besonders wenn diese Wahrheit nach dem tarifmäßigen Satze bezahlt wird.

* * *

Lapidarsätze der »Neuen Freien Presse«. Leitartikel vom 20. Mai: »Ein gütiges Geschick hat den Erzherzog Albrecht davor bewahrt, 1859 in Italien und 1866 in Böhmen an dem Kriege theilzunehmen.« — Feuilleton von Hugo Wittmann in der Pfingstbeilage: »Am 18. Mai 1799 starb in Paris Caron de Beaumarchais — zwei Tage später, am 20. Mai 1799, wurde in Tours Honoré de Balzac geboren .... Frankreich konnte also dieser Tage ein stolzes Doppeljubiläum feiern.«

* * *

[Personalnachrichten.] Die »Neue Freie Presse« vom 19. d. M. meldet in einer eigenen Notiz, dass beim Gartenfest im Volksgarten »auch Frau Auspitz Champagner verkaufen wird«. Das ist erfreulich, wird manchen Leser, welcher der Entwicklung der Dinge nur mit Besorgnis entgegensah, beruhigen, und schließlich beweist es auch, dass die ‚Neue Freie Presse' »doch noch« das bestinformierte Blatt ist. — Mark Twain ist von Wien abgereist.



ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Frl. Niemand. ?

Nur ein M. Für Sie erliegt ein dringender Brief. Wollen Sie ihn gefl. zwischen 2 und 3 Uhr bei mir beheben lassen. Ich bitte Sie darum. Der Bote erhält ihn aber nur gegen Ihre handschriftliche Anweisung ausgeliefert.

Ernst O. G . . . . . . d. a) Die Haltung dieses Blattes und dieser Blätter ist doch ein täglich erneuter Missbrauch der Gutgläubigkeit und des allgemeinen Vertrauens. *b)* Das Inserat, das Sie meiner Aufmerksamkeit empfehlen, ist mir nicht entgangen. *c)* Die citierte Schrift kenne ich nicht, aber mit dem Thema beschäftige ich mich seit Langem.

J. A. Für Sie gilt die vorstehende Antwort *c).*

Robert F. Ich bitte mich so bald als möglich zu besuchen.

Anna Mahr. Verzeihen Sie die verspätete Antwort, die keine ist. Ich hatte Ihr Schreiben verlegt und fand es erst nach Herausgabe des letzten Heftes. Jetzt habe ich leider nicht Zeit genug, auf alle Ihre Fragen zurückzukommen. Vielleicht haben Sie die Güte, mich später noch einmal zu erinnern.

Frau A. H., Anna M., Marie B., Brutus, S. S. Vielen Dank für die freundlichen Worte. Leider nicht möglich; weitere Versuche erwarte ich gerne.

Ohne Unterschrift. Ihnen ganz besondern Dank für theilnehmendes Gedenken. Sie gehören zu den vier Briefschreibern, die mir in das Einerlei der fortwährenden Sympathiekundgebungen die Abwechslung pikanter Schadenfreude gebracht haben. Ihr Bedauern, dass mir »nicht die Knochen gebrochen wurden«, und Ihren frommen Wunsch, dass dies bald nachgeholt werde, motivieren Sie mit dem Hinweis auf meinen »perfiden Angriff insbesondere gegen den Statthalter«. So machen Sie es mir recht bequem, den Ursprung Ihrer Entrüstung und die Aufgabestelle Ihres Kartenbriefes zu errathen. Ich weiß nicht, ob das dem Statthalter erwünscht sein kann. Was habe ich denn schließlich bisher gegen ihn vorgebracht? Dass er ein perfecter Radfahrer ist, im Coupletvortrag aber heute noch Unterricht nehmen muss. Ich gebe zu, dass in der zweiten Bemerkung ein Tadel enthalten ist. Aber ich habe ihn nicht rücksichtslos herausgesagt; bloß liebevolle Strenge und schonende Geduld war es, was mir die Feder geführt hat. Ich bin überzeugt, »wenn die Schwalben wiederkommen« — wird der Statthalter von Niederösterreich dies Couplet bereits ohne die Anleitung des Herrn Kornau singen können.

Leider ist es mir unmöglich, für die hunderte von Briefen, die mir jüngst theilnahmsvolle Liebenswürdigkeit ins Haus geschickt hat, anders als auf diesem Wege herzlichst zu danken.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.



Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Nr. 6 Wien, Ende Mai 1899



Die Fackel

Nr. 6 WIEN, ENDE MAI 1899

In unseren Redactionsräumen gährt es gewaltig, und im ersten Moment begreift man nicht, was die Beiträger der gutgesinnten Presse in so lebhafte Aufregung versetzt haben mag. Über das Ausbleiben der Orden am 2. December müssen sie sich doch längst getröstet haben. Meine Angriffe können nicht die Ursache sein; denn sie werden todtgeschwiegen. Die Lueger'sche Wahlreform und die Aussicht, fortan dem vierten Wahlkörper zugezählt zu werden, haben die Wortführer unserer Intelligenz mit kühler Gelassenheit hingenommen. Was also ist geschehen, dass heute sich selbst das Extrablatt auf die culturelle Mission der Journalistik berufen darf? dass ein anderes Annoncenorgan die Presse als eine Königin bezeichnet, die nichts dafür könne, wenn der »Saum ihres Purpurmantels hin und wieder den Straßenkoth« berühre? Fürwahr, das Ausbleiben einer »Betheiligung« vermöchte nicht ärgere Wuth hervorzurufen als das abfällige Wort, das sich Fürst Auersperg in einer der letzten Landtagsdebatten gegen das Institut der modernen Tagespresse erlaubt hat. Man nennt ihn unter den Nachfolgern des Grafen Thun, und er hat den unziemlichen Versuch gewagt, sich die Gunst der Zeitungen, die er sich in absehbarer Zeit erkaufen wird, vorher ein bischen zu verscherzen. Er hat — und niemand wird die Taktlosigkeit seines Auftretens bestreiten können — Zeitungen und Zeitungen durcheinandergeworfen, hat Pauschalverdächtigungen ausgesprochen, anstatt sich mit einem gerechten Pauschalien-

vorwurf gegen die bürgerliche Presse zu begnügen, und die moderne Journalistik als eine Schmach des Jahrhunderts bezeichnet, die man »wie so viele andere« hinnehmen müsse. Nun gibt es noch immer ein paar anständige Publicisten, die nicht geneigt sein werden, diese fürstliche Geberde des »Legt's zu dem Übrigen« ruhig hinzunehmen. Aber allgemeine Heiterkeit mag es hervorrufen, wenn sich die »Concordia«, die gegen den Zeitungsstempel keinen Finger gerührt hat und die sich seit Jahren ausschließlich mit jener andern »Schmach des Jahrhunderts« werkthätig beschäftigt, plötzlich zu einer Erklärung gegen den landtäglichen Zeitvertreib des Fürsten Auersperg aufraffen sollte. Wird man Herrn Edgar Spiegl, der von den Aufregungen des Blumencorsos und von den sonstigen Culturaufgaben der Wiener liberalen Presse noch ganz erschöpft ist, ernstlich zu einer politischen Stellungnahme verhalten und in eine kostspielige Feindschaft mit der Aristokratie hineinhetzen wollen? Bisher hat Königin Presse eines standesmäßigen Umganges nicht entrathen können, und wo man vom Saum ihres Purpurkleides spricht, wird man gerechter Weise auch an die Schleppe der Fürstin Metternich erinnern müssen . . . .

Man sucht den pressfeindlichen Fürsten an die liberalen Traditionen seiner Familie und an das Beispiel seines Oheims Carlos Auersperg zu mahnen, aber man verschweigt, dass auch im Hause Frischauer die einzelnen Mitglieder nichts von einander wissen wollen und in völlig verschiedener Weise die Belästigung unserer Öffentlichkeit durchführen. Am allerwenigsten aber dürfen die Herren allen Gegnern der liberalen Tagespresse den Vorwurf der »Rückständigkeit« entgegenschleudern.

Es gibt auch Großgrundbesitzer des Geistes, die der Journalistik entgegenzutreten wagten, und was dem Abgeordneten Auersperg als anmaßlicher Zwischenruf verübelt werden mag, gewinnt im Munde Richard Wagners höhere Bedeutung.

Von einem, der es mit eigenen Ohren gehört, wird mir ein Wort Wagners berichtet, das die Wiener Presse seit dem Tage, da es gesprochen ward, beharrlich vertuscht hat. Wagner selbst erwähnt in seinen Schriften den Ausspruch und die veränderte Wiedergabe durch die Wiener Blätter nur flüchtig. Die Begebenheit, die jenen veranlasst hat, verdient eine genauere Aufzeichnung.

Im November 1875 war Richard Wagner über Aufforderung des damaligen Directors der Hofoper Franz Jauner nach Wien gekommen, um eine seinen dichterisch-musikalischen Absichten möglichst treue Aufführung des »Tannhäuser« zu veranstalten. Es war eine glückliche Idee Jauners, der dem Schöpfer des musikalischen Dramas Gelegenheit geben wollte, zu zeigen, welch ein gewaltiger Unterschied zwischen der von ihm ins Leben gerufenen und einer mit den Mitteln der geaichten Bühnenroutine herausgebrachten Aufführung sich ergebe. Dies gelang denn auch so vollständig, dass selbst Eduard Hanslick, trotz seiner durch persönliche Motive gesteigerten, bourgeoisen Wagnerfremdheit, sich bemüssigt sah, die Vorstellung unbedingt zu loben. Am Schlusse der Aufführung unter beispiellosem Jubel vor die Rampe gerufen, sprach Wagner einige Worte an das Publicum, in denen er jener berühmten Lohengrin-Vorstellung im Mai 1861 gedachte, welche dem Wiener Publicum Anlass geboten, dem anwesenden Componisten in so warmer Art seine vorbehaltlosen Sympathien kundzugeben. »Es scheint,« fuhr er fort, »sich heute etwas Ähnliches wiederholen zu wollen, da ich den Versuch mache, soweit die vorhandenen Kräfte reichen, meine Werke Ihnen noch deutlicher zu machen. Haben Sie herzlichen Dank für Ihre Ermunterung!«

Das seither zum geflügelten Wort gewordene »Soweit die vorhandenen Kräfte reichen« fiel zunächst nicht auf und wurde von den Wellen der Begei-

sterung verschlungen. Einige Stunden später von Reportern bemängelt und gedeutet, den mitwirkenden Künstlern in verhetzendem Sinne in Erinnerung gebracht, erzeugte es Missstimmung im Personale, welches beschloß, durch Hans Richter von Wagner Aufklärung über die Bedeutung des Wortes zu verlangen. Um die Sache wieder zu ebnen, wandte sich Director Jauner sogleich an Wagner, der ihn bat, das Personal in die Oper einzuladen, wo er als Künstler zu Künstlern bald eine Verständigung herbeiführen werde.

Director Jauner lud nun die Mitwirkenden ein, sich am Vormittag des andern Tages im Regiezimmer der Hofoper einzufinden. Hier hielt Richard Wagner eine Ansprache, die in dem für uns interessanten Theile folgende Worte enthielt: »Niemals konnte es mir in den Sinn kommen, die vorzüglichen Künstler, die zum Gelingen meines Werkes beitrugen, herabzusetzen. Ich habe diese Gesinnung heute in einem Schreiben niedergelegt, welches ich an die Adresse des Herrn Directors Jauner gerichtet habe. Sie mögen es immerhin den Zeitungen übergeben. Aber — wenn Sie auf der Veröffentlichung bestehen, so stelle ich meine Thätigkeit ein, da ein solcher Wunsch von Ihrer Seite nur eine Fortdauer des Misstrauens gegen meine Person bedeuten könnte. Ich selbst kann mit den Zeitungen nicht in Verbindung treten, denn — ich verachte die Journalistik.« . . .

Herrn Director Jauner trat bei diesen Worten der Schweiß auf die Stirne. Er stellte sich an die Thüre und nahm jedem Abgehenden das Wort ab, dass er über die Äußerung Wagners unverbrüchliches Stillschweigen bewahren werde. Die Folge davon war, dass Wagners Rede ziemlich wortgetreu in sämmtlichen Abendblättern zu lesen war. Nur der Schluss erschien, wie auf ein gegebenes Nothsignal, in allen Blättern dahin geändert, dass Wagner statt der Worte: »Ich verachte die Journalistik« die unblutigeren: »Ich hasse die Journalistik« in den Mund gelegt wurden . . . .

Man wollte von einem Manne, dessen mit jedem Tage wachsende Autorität unliebsam deutlich erkennen ließ, dass er der Tagespresse gegenüber das letzte Wort behalten werde, doch lieber gehasst, als verachtet sein.

Keine Wiener Redaction bewahrt den Ausspruch in ihrem »Zettelkasten«, der sonst jede beiläufige Bemerkung auch kleinerer Berühmtheiten aufnimmt. Die Haltung des Fürsten Auersperg wird freilich erst, wenn er ans Ruder kommt, vergessen sein. Dann wird er seine Ansicht, dass die Journalistik »kein reinliches Handwerk« sei, mit vermehrter Erfahrung — bei sich behalten.



BRÜNN.

In einem Kreise kluger, edelgebildeter und hilfsbereiter Männer und Frauen, deren Gespräch die Geschehnisse der Woche sichtet und ihren Wert für die Förderung unseres Volkes und des Gemeinwesens zu finden bestrebt ist, sprach jemand unlängst den Namen der mährischen Hauptstadt aus. Da fand er ringsum verwunderte Blicke auf sich gerichtet. Diese klugen, gebildeten und hilfreichen Menschen, die den öffentlichen Angelegenheiten des Staates eine unablässige Aufmerksamkeit schenken, die gespannt die politischen Triebwerke von Wien und Prag belauschen, auf die Regungen Nordböhmens und Tirols horchen und die dem Unrecht, der Gewaltthat und der Noth in den Weg treten, um zu bessern, soweit der freie Verein guter Menschen zulangt, sahen rathlos den Sprecher an, der diese gleichgiltige Stadt mit Bedeutung genannt hatte. Ein von Schloten umsäumtes, rauchverdüstertes Häusermeer, dem man kaum einen Blick aus dem Coupéfenster gönnen will, wenn man im Schnellzug

gegen Norden fährt, die industrielle Vorstadt von Wien, in die sich die Invaliden des österreichischen Liberalismus zurückgezogen haben, am Fuße des Spielberges gelegen, in dessen Kasematten das alte Österreich seine freien Geister folterte — was sollte das neue von diesem Brünn zu erwarten haben? — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Einen vollen Monat stehen die 12.000 Weber und Spinner von Brünn im Streik. Nicht eine Lohnerhöhung ist es, was ihre socialistische Begehrlichkeit verlangt. Zwar ist die Geschäftslage in der Textilindustrie wieder eine glänzende geworden, aber die Arbeiter fordern keinen Antheil an den gesteigerten Profiten der Unternehmer. Sie wollen mit den 2 bis 7 Gulden auch weiter vorlieb nehmen, die ihnen allwöchentlich ausgezahlt werden, also weder an der capitalistischen Ordnung überhaupt, noch an der Gewinnrate der Herren Strakosch, Löw-Beer, Schoeller rütteln. Ihr Kampf gilt allein der Erlangung der zehnstündigen an Stelle der jetzt bestehenden elfstündigen Arbeitszeit. Da sie jedoch auf die Frühstückspause verzichten wollen, beträgt die Einbuße an Arbeitszeit, die die Unternehmer erleiden würden, nicht mehr als 3³/₄ Stunden in der Woche. Die Arbeiter behaupten auch, dass diese Einbuße an Arbeitszeit keine Einbuße am Gesammtproduct bedeute, dass die gesteigerte Intensität und Sorgfältigkeit der Arbeit, die Ersparung an Heiz- und Beleuchtungsmaterial die Verminderung der Arbeitsstunden reichlich wettmachen müsste, und die Erfahrungen bei den drei Brünner Firmen, die den Zehnstundentag schon eingeführt haben, bestätigen diese Ansicht. Obendrein haben die Arbeiter ursprünglich nicht einmal die definitive Einführung der Zehnstundenarbeit gefordert, vielmehr nur das Verlangen gestellt, dass sie probeweise auf ein Jahr bewilligt werde, weil inzwischen die Vortheile der Neuerung auch dem Unternehmer offenbar würden.

Wenn die Brünner Arbeiter heute, in einer Zeit, die vor allem der Erhöhung der Löhne günstig er-

scheinen müsste, den Kampf allein für den Zehnstundentag führen, beweist dies, dass er für sie eine größere Bedeutung haben muss, als die Ziffer von drei und dreiviertel Arbeitsstunden ausdrückt. In der That machen erst die besonderen Verhältnisse des Brünner Industriegebietes den Nachdruck begreiflich, den die Arbeiter auf diese Forderung legen. Denn so weit sind unsere ausgemergelten Industriesclaven noch lange nicht, dass sie etwa gleich den stolzen englischen Proletariern principielle Kämpfe ausfechten könnten, um den Unternehmern Achtung vor den Ansprüchen und Vorschriften ihrer Gewerkschaft beizubringen. Ein nacktes, verzweifeltes Ringen um eine nothdürftig menschliche Existenz ist es, was in Brünn sich gegenwärtig vollzieht.... Das Flugblatt, das die Streikenden an die Bevölkerung gerichtet haben, spricht in seinen thatsächlichen, unanzweifelbaren Angaben eine furchtbare Sprache. Wir erfahren, dass die Mehrzahl der Brünner Arbeiter nicht in der Stadt wohnt. Aus Dörfern, die sechs Stunden entfernt sind, fahren sie täglich zur Werkstatt, drei Stunden gehen sie zu Fuß. Sechs Stunden täglicher Marsch neben elfstündiger Arbeit, das ist das Glück, das unsere Gesellschaft, das unsere Industrieblüte ihren eigentlichen treibenden und tragenden Kräften beschert hat. Spät abends sind diese Armen heimgekommen und früh um 5, ja um 4 und um 3 Uhr müssen sie aufstehen, Sommer und Winter, um den Arbeitsbeginn nicht zu versäumen. Es sind zumeist Frauen, und viele von ihnen sehen ihre Kinder nur Sonntags wachend und beim Tageslicht. Die Woche über mag sie der Zufall pflegen und betreuen, denn noch schützt der Staat das Palladium der Familie, dieser natürlichen Erzieherin .... Andere, die in entfernteren Orten zuhause sind, leben die ganze Woche hindurch in Brünn, in dumpfigen, schmutzigen Quartieren. Männer, Frauen und Kinder durcheinander, fünf bis zehn Personen in einem Zimmer zusammengepfercht, ausnahms-

los zwei in einem Bett, wenn nicht zur Erde auf einem Strohsack gebettet, und manchmal mit einer merkwürdigen Anpassung an das Schichtsystem, so dass der Nachtarbeiter sich morgens in das noch warme Bett legt, welches der Tagarbeiter eben verlassen hat. Die Krankenstatistik mit ihren furchtbaren Ziffern, der entsetzliche Percentsatz der an Tuberculose Hinsterbenden beleuchten den Zustand einer Verelendung, an der die traurigen Lohn- und Wohnungsverhältnisse, der Mangel an Schlaf und Ruhe und die Wanderungen durch Winterfrost und feuchten Nebel gleichermaßen mitgewirkt haben.

Der Zehnstundentag soll den Arbeitern um eine Stunde mehr Ruhe und Schlaf gewähren, soll sie von einer Stunde des Aufenthaltes in der verderblichen Luft der Werkstatt befreien. Er soll Mütter instand setzen, auch an Wochentagen mit ihren Kindern zu sprechen, und es Frauen ermöglichen, ihre Wohnung morgens rein zu machen. Die Fabrikanten nennen dieses Ziel die »Unterjochung der Unternehmerschaft«. Man muss nicht gerade Socialist sein, um den Vorwurf ungerecht und lächerlich zu finden. Er wäre es auch dann, wenn die Unternehmer mit ihrer Behauptung recht hätten, dass die Einführung des Zehnstundentages gegenwärtig eine wirtschaftliche Unmöglichkeit sei. Aber denselben Einwurf haben sie auch erhoben, als der gesetzliche Normalarbeitstag in Österreich eingeführt wurde, und sie haben ihn jedem socialpolitischen Fortschritt, ob er nun auf dem parlamentarischen Wege oder durch die freie Vereinbarung erreicht werden sollte, entgegengesetzt. Der Hinweis auf die nothwendige internationale Gleichstellung der Arbeitsdauer will ebensowenig verfangen. Denn wenn die Leistungsfähigkeit der Arbeiter durch die Verkürzung der Arbeitszeit gesteigert wird, wie neben den Arbeitern die hervorragendsten Theoretiker und zahlreiche Praktiker behaupten, wenn durch sie Ersparungen im Productionsprocess bewirkt werden, wenn sie endlich die Veranlassung gibt, zeitgemäße Verbesserungen des technischen Apparates anzubringen,

die die Menge und Qualität der Producte mehren und fördern, wie würde da die Concurrenzfähigkeit unserer Industrie geschädigt? Gerade die Berufung auf das Ausland führt der Sache der Unternehmer wenig Argumente zu, während sie die bitteren Anklagen der Arbeiter glaubhafter macht, die österreichischen Fabrikanten hätten die Kosten für ihre wirtschaftliche Unfähigkeit und Indolenz, für ihre politische Feigheit und Kurzsichtigkeit von der Arbeiterschaft aufbringen lassen. Die unvergleichlich höhere Lebenshaltung und kürzere Arbeitszeit der englischen Arbeiter hat die englische Textilindustrie nicht gehindert, die Welt zu erobern, sie hat im Gegentheil durch die Vervollkommnung der Geschicklichkeit des Arbeiters diese Eroberung erst ermöglicht.

Doch wir wollen hier nicht untersuchen, wie groß der Antheil ist, den ernste ökonomische Erwägungen, und wie groß jener, den Eigensinn und hochmüthiger Herrendünkel an der Haltung der Unternehmer haben. Auch die dem Unparteiischen sich aufdrängende Frage mag hier unerörtert bleiben, ob das Zugeständnis der Zehnstundenarbeit auf ein Probejahr nicht einem Conflicte vorzuziehen gewesen wäre, welcher — abgesehen von einem Ausfall an Arbeitsstunden, der heute schon den des geforderten Probejahres um die Hälfte übersteigt — die Brünner Industrie in die gefährlichste commercielle und finanzielle Verwirrung stürzt. Aber selbst die Prognose des Streiks scheint uns verhältnismäßig unwichtig gegenüber der Thatsache, dass in Brünn sich zum erstenmale Kräfte durchringen, von denen die Regierer und Politiker dieses Staates bisher nichts wissen wollten, deren da und dort emporspringende Quellen sie verächtlich und gehässig zuzuschütten bemüht waren.

Wenn man die eigentliche Bedeutung des Brünner Streiks erkennen will, wird man einen Blick in die Sammellisten thun müssen, welche die Arbeiter-Zeitung jeden Tag veröffentlicht. Über zwanzigtausend Gulden sind hier gezeichnet, nicht von »angesehenen Firmen«,

wie sie sich in dem für diese unentgeltlichen Reclame-inserate großmüthig geopferten Theile der Tages-blätter als Wohlthäter so gerne dem Publicum ins Gedächtnis bringen, sondern von armen Arbeitern und noch ärmeren Arbeiterinnen, die ihre im bittersten Sinne vom Munde abgesparten Kreuzer zusammen-legen. Weil aber der Streikenden so viele sind und selbst die ans Hungern gewöhnten Weber wöchentlich einen Gulden und ein paar Pfund Erbsen und Brot zum Leben brauchen, hat die organisierte Arbeiter-schaft sich jetzt eine Parteisteuer auferlegt. Fünf Kreuzer wöchentlich zahlt nun jeder Arbeiter, möge er wie immer entlohnt sein, für den Streikfonds der Brünner. Wer drei und vier Gulden verdient, gibt nicht minder gern und freudig, als der qualificierte und besser bezahlte, der freilich seine größere Leistungsfähigkeit außerdem in der freiwilligen Gabe zu bethätigen strebt. Die reicheren Gewerkschaften haben überdies ihren Steuerantheil nach oben abgerundet. So haben die Eisenbahner gleich tausend Gulden an den Streikfonds abgeführt.

Ist diese Bereitschaft, um eines großen, wenn auch vielleicht unzeitgemäßen Zweckes willen, für die Genossen einer idealen Gesammtheit Entbehrungen zu leiden, etwas in unserem Staate der wildesten Parteiung, des chauvinistischen Hasses, des vergifteten Streites überreizter Fractiönchen gar so Gewöhnliches, dass es an dem Auge des berufsmäßigen Richters der öffentlichen Ereignisse unbeachtet vorübergehen dürfte? Wir hören über unsere culturelle Rückständigkeit so oft Klage erheben, über unsere Unthätigkeit und Gleichgiltigkeit und einen Mangel an Gemeinsinn, welcher uns zu den großen civilisatorischen Werken unfähig macht, mit denen die Bürger anderer Staaten ihren Besitz befe-stigen und mehren. Im Brünner Streik sehen wir die sittlichen Mächte lebendig, die allein den ausgetrockneten Boden unserer Cultur verjüngen könnten. Aber die Gesell-schaftskritiker der »angesehenen« Tageszeitungen haben

für sie nur jenes giftige Schweigen, das glücklicherweise heute nicht mehr tödtet. Wir verlangen wahrhaftig von unseren Journalisten nicht, dass sie sich auf die Seite der Arbeiter stellen und die Meinung ihrer Leser gegen die Verweigerer des Zehnstundentages wenden sollen. Aber selbst ein »Economist« wäre der wirtschaftlich so bedeutungsvollen Thatsache einige Aufmerksamkeit schuldig, dass die Productivkraft von 12.000 Menschen durch Wochen lahmgelegt ist, dass unsere industrielle Erzeugung einen täglichen Verlust von 80- bis 100.000 Gulden erleidet und die drittgrößte Stadt des Reiches in die Gefahr einer furchtbaren gewerblichen und kaufmännischen Krise gerathen ist. Sollte man weiters darüber hinweggehen dürfen, dass im österreichischen Proletariate Kräfte des Mitleidens und der Solidarität rege sind, die von fünfzigtausend Menschen einen Monat lang die Verzweiflung des Hungers fernhalten können? Und wäre es nicht eine der Aufzeichnung würdige Erscheinung, wenn eine Anzahl der von den feiernden Arbeitern bewohnten Gemeinden ihre Verköstigung für die Streikzeit auf sich nimmt und so dem communalen Verband eine — wir wollen hier nicht entscheiden, ob gerechte oder ungerechte — Theilnahme an der Auseinandersetzung zwischen der Bourgeoisie und dem Proletariat vindiciert?

Man vergleiche einmal die Berichterstattung über die gewerblichen Classenkämpfe in den großen englischen Blättern von den conservativen »Times« angefangen bis zum radicalen »Daily Chronicle« mit der unserer gesammten bürgerlichen Presse. Dort ausführliche, der ökonomischen Bedeutung des Ereignisses angemessene Berichte und die vollkommene Redefreiheit eines Sprechsaals, hier dürftige Bulletins, die das Unternehmercomité ausgegeben und das officiöse Depeschenbureau befördert hat. Ein Streik, und mag er noch so viel Heroismus und thatfreudigen Gemeinsinn freimachen, dünkt unserer Presse nicht des Eigenberichtes würdig, der einem Schulvereinstag nicht versagt bleibt, und der Arbeiter ist ihr

so lange uninteressant, als er nicht jüdische Schnapsschänken plündert. Diese brutale Gleichgiltigkeit der bürgerlichen Zeitungen ist aber für den socialen Frieden eine viel größere Gefahr als das tirolisch-unentwegte Sprüchlein vom Ausharren, das Herr Dipauli den Fabrikanten beschert hat und das er vielleicht ebenso den Arbeitern zum besten gegeben hätte, wenn sie früher bei ihm vorgesprochen hätten. Diese Gleichgiltigkeit wird trotz Bernstein und Böhm-Bawerk die gläubigen Vorstreiter der socialen Katastrophe mehren müssen und die Hoffnungen vernichten, welche Idealisten von einem friedlichen Zusammenschluss aller arbeitsfrohen Volkskräfte noch wahren mögen. Unserer liberalen Presse genügte es, den gehässigen Ausfall der Berliner Kreuzzeitung commentarlos wiederzugeben, die deutschen Gewerkschaften, weil sie den tschechischen Brünner Webern 25.000 Mark zugewiesen haben, der »Schädigung des Deutschthums« zu beschuldigen und so die nationale Sache mit der Sache der industriellen Ausbeuter zu identificieren. Sie hat nicht einmal das Ehrgefühl aufgebracht, einen Mann wie Dr. Lecher, den sie vor einundeinhalb Jahren als den besten Deutschösterreicher gefeiert hat, vor den Angriffen der Fabrikantenblättchen zu schützen, welche, mit einer Übersetzung Gregorigs ins Manchesterliberale, den »von den Unternehmern bezahlten Handelskammersecretär« wegen heimlicher Sympathien für die Arbeiter um seine Stellung bringen wollen. Sie trägt die schwerste Schuld an der die bürgerliche Cultur immer höher umfluthenden Barbarei, an der Hoffnungslosigkeit, mit der das junge Geschlecht in die Zukunft sieht. So wird jenes »J'accuse«, das die Geschichte einst den zerstörenden Mächten dieses Staatswesens zurufen wird, vor allem jene heuchlerischen Anwälte treffen, die den Verklagten und Verletzten der Welt ihr Pathos geliehen haben und an den Bedrückten des eigenen Landes gleichgiltig vorübergegangen sind.

XX



DAS PROVISORISCHE ÖSTERREICH.

Die rapide Culturentwicklung der slavischen Nationalitäten hat Österreich und die Deutschen in Österreich nicht zur Ruhe kommen lassen. Jeder Fortschritt zu Gunsten einer Gruppe von Staatsangehörigen vollzieht sich auf Kosten der anderen und vor allem jener, welche die Macht besitzen. So kam es, dass die Deutschen aus ihrer zu Beginn der constitutionellen Ära ausgeübten Vorherrschaft in jahrelangem Kampfe auf das Niveau gleicher Berechtigung mit den anderen Nationalitäten gedrängt wurden und dass endlich die Entwicklung bis zur slavischen Coalition, zur slavischen Übermacht in Parlament und Verwaltung gedieh. Jedem dieser drei Stadien entsprang ein Provisorium: dem ersten ein centralistisches, dem zweiten ein theilweise autonomistisches und dem dritten die provisorische Auflösung des Staatsverbandes. Es sind eben in Österreich Probleme gestellt, die einem parlamentarischen Staatswesen unlösbar sind, die nur lösbar waren einem Absolutismus des 18. Jahrhunderts. Es lässt sich keine Majoritätsherrschaft von Nationalität gegen Nationalität aufrechterhalten, kein Volksstamm lässt sich vom andern in seiner Entwicklung auch nur behindern. Und so trat an die Deutschen in Österreich die Frage heran: was sollen wir in diesem namenlosen Lande beginnen?

Da versammelten sich die conservativen unter den deutschen Abgeordneten mit den verfassungstreuen Großgrundbesitzern und den Handelskammer-Abgeordneten, hielten peinlich die paar Radicalen ferne, deren Stimme in zahlreichen Volksschichten der Deutschen vernommen wird, und beschlossen die »nationalpolitischen Forderungen der Deutschen«.

Was sollen die Deutschen in diesem namenlosen Lande beginnen? — Dem Land einen Namen geben: In Punkt 3 fordern sie ausdrücklich, dass »dieser Staat die Gesammtbezeichnung Österreich erhalte«.

Wie wollen die verfassungstreuen Großgrundbesitzer die Verfassung schützen? — Indem sie einen

Paragraphen des Staatsgrundgesetzes aufheben, — um ihn übrigens bei einem Hinterthürchen sofort wieder einzuschmuggeln: In Punkt 4 verlangen sie die Beseitigung des § 14 und eine »neue Bestimmung für wirkliche Nothfälle«. Als ob der § 14 ursprünglich etwas anderes als »wirkliche Nothfälle« vorgesehen hätte und als ob nicht auch die »neue Bestimmung« jederzeit ein Ministerium verlocken könnte, mit ihrer Hilfe außer der Noth auch dem eigenen Triebe zu gehorchen.

Wie endlich fangen es die deutschen Vertrauensmänner an, »durch den Druck der Verhältnisse gezwungen, ihr eigenes Haus zu bestellen«? — Sie klammern sich an den utopischen Plan eines wirtschaftlichen Zusammenschlusses der festländischen Staaten Europas. (Siehe Punkt 8).

Halb Staatsprogramm und halb Kleinigkeitskrämerei, halb prahlend und halb feig, halb revolutionär und halb hofdienerisch, halb gescheidt und halb dumm, liegt dieses Stück Papier als ein classisches Document des österreichischen Liberalismus, des leider nur als Scheintodten so oft begrabenen, vor uns.

Das Programm ist dumm:

Punkt 2 lautet: Wir verlangen den Bruch mit dem System, die Ansprüche aller anderen Nationalitäten auf Kosten der Deutschen zu befriedigen. — So lange eine vordringende und eine besitzende Nationalität in einem Staate zusammenzuleben gezwungen sind, so lange wird es keiner Regierung, und wäre sie selbst so gescheidt wie die des Grafen Thun, gelingen, die Ansprüche der einen anders als auf Kosten der andern zu befriedigen. Punkt 8 lautet: Es soll zum Schutze der einheimischen Production ein engerer Zusammenschluss der festländischen Staaten angestrebt werden. Dazu vgl. Punkt 3: »Was wir fordern, ist ein Mindestmaß.« Wenn also Frankreich oder Dänemark dieser ob ihres Alters ehrwürdigen Utopie nicht beistimmen, dann sind die Deutschen in Österreich wie gelähmt, weil sie sich in § 1 verpflichten: ... unsere

nationalpolitischen Forderungen festzustellen und für dieselben gemeinsam einzutreten.

Das Programm ist feig:

Punkt 6 (zu lang, um hier ganz citiert zu werden) knüpft an die Sonderstellung Galiziens an, um auch für die Deutschen im Wege der Gegenseitigkeit eine Art nationaler Autonomie zu begehren. Gab es, wenn man schon Galiziens gedachte, nicht einen Menschen in dem Subcomité, der die Sehnsucht, dass Österreich und Galizien wenigstens puncto Geld- und Verwaltungssachen eine reinliche Scheidung eingehen, mit so vielen Österreichern theilte? Und Dalmatien wurde ganz vergessen?

Das Programm ist verlogen:

Punkt 3: Unter Abweisung aller staatsrechtlichen Bestrebungen anderer Nationalitäten halten wir an der Verfassung und an dem Einheitsstaate fest. — Das ist die Frucht eines vieljährigen Kampfes .... Sie waren immerdar conservativ, staatserhaltend und verfassungstreu, waren es in einem Lande, das keinen Conservatismus verträgt, weil es in Österreich nichts zu conservieren gibt.

*

Und so stehen wir in einem neuen Provisorium. Österreich ist schon lange schwer krank; ursprünglich meinte man, es liege an den Ärzten, an den Professoren und liberalen geldmachenden Advocaten, an den Feudalen und Agrariern, an »Säbel und Weihwedel«; jetzt aber ist alles erprobt und alles erschöpft; nicht einmal mehr der § 14, das dem Staate angelegte Verfassungsbruchband, kann Österreich helfen. Und da wartete man auf die Erklärungen der Deutschen; aber sie wurden nicht von weitblickenden Politikern, sondern von Abgeordneten geschrieben, nicht von Männern, sondern von wildgewordenen Beschwichtigungshofräthen. Es ist ja keine Frage, dass Österreich mit seiner Lebenskraft, unterstützt durch seine Dynastie und durch das Gesetz der Trägheit, manche Stürme überdauern kann; aber man wird nicht leugnen können, dass kein Provisorium so

sehr nach seinem Definitivum verlangt, als just das kürzlich entrierte der Staatsauflösung....

*

In Österreich trägt der Frühlingswind Gespenster ins Land. Am Pfingstsonntag sind die nationalpolitischen Forderungen veröffentlicht worden; viel besser wären sie im Herbste erschienen. Sie bringen keine neue Hoffnung und keinen neuen Glauben, keine Zuversicht und keine Einsicht. Was so oft mundtodtgemacht wurde, die öde Staatsrechtlerei unter Verkennung und Geringachtung aller wirtschaftlichen Verhältnisse, das liberale Gespenst ist wieder auferstanden. Wir hatten bloß auf ein »Communiqué« gerechnet und sind mit einem Programm überrascht worden. Jetzt braucht man uns nur noch anzudeuten, welchen Weg wir einschlagen müssen, um in Österreich zum Frieden und zur Eintracht zu gelangen, um diesem namenlosen Land endlich die primitivste Consolidation zu geben. Hatte man zu neun »nationalpolitischen Forderungen der Deutschen« Zeit gehabt, so hätte man auch noch die zehnte und unwiderruflich letzte bequem anschließen können: »Die Deutschen und die Czechen und die Slovenen haben als culturell selbständige Nationalitäten und nicht als Staatspensionäre der österreichischen Bureaukratie, als Culturkämpfer für *ihre eigene* und nicht als solche *gegen jede fremde* Cultur aufzutreten.«



Gegenüber den ungarischen Aspirationen in der Ausgleichsfrage scheint, nach der Haltung der Presse der verschiedenen Parteien zu schließen, etwas wie Patriotismus in Österreich platzzugreifen. Mildernder Umstand: Nothwehr.

* * *

Im offenkundigen Einverständnis mit der Regierung und unter passiver Assistenz jenes Schwachsinnes, der der liberalen Pressclique zwar nicht in vermögensrechtlichen, dafür aber in politischen Dingen seit jeher eigen

war, hat Dr. Lueger der Bevölkerung von Wien ein neues Gemeindestatut beschert. Wes Geistes Kind es ist, darüber könnte man im Zweifel sein, wenn nicht der Statthalter Graf Kielmansegg in wohlbedachter Rede das Geheimnis seiner Herkunft verrathen hätte. Die brüske Offenheit des Grafen hat zwar in Concordiakreisen Verstimmung erzeugt und die bis vor einigen Tagen gesicherte Thronfolge Frau Anastasias im Gschnasfürstenthume Metternich arg gefährdet, aber man weiß jetzt wenigstens, dass die christlich-sociale Gemeindewahlreform vom Liberalismus abstammt. Mit Volksrechten so wirtschaften, wie es der Vortheil der herrschenden Partei heischt, ist ein alter liberaler Grundsatz, und da Herr Kielmansegg ihn öffentlich pries, hat er sich nur als principienfester Liberaler bewährt, der unentwegt die Fahne des Freisinnes hochhält und das große Fortschrittsdogma von der »Wahrung des Besitzstandes« auch dann nicht preisgibt, wenn es der Gegner sich mit Vortheil zueigen gemacht hat. Solche Charactere sind selten und man nennt sie mit Bewunderung — Idealpolitiker. Zu ihnen gehört Graf Kielmannsegg, und es ist plumpe Geschichtsfälschung, zu behaupten, dass der Ausgleich des »Hanoveraners« mit den Christlichsocialen ein bloßer Compensationsact sei, da es als einseitige Parteinahme aufgefasst werden könne, wenn man sich — blos mit Juden ausgleicht .... Mit jenen banausischen Materialisten, die der Ideologie in der Politik gar keinen Wirkungskreis zuerkennen und selbst die erhabensten Römertugenden in den Staub der wirthschaftlichen Zusammenhänge ziehen, haben wir nichts gemein.

Wenn aber bei dem einen Contrahenten die idealen Motive nicht bezweifelt werden können, so lässt sich allerdings nicht leugnen, dass in den Erwägungen des andern die wirthschaftlichen Zusammenhänge offen zu Tage liegen. Es ist ein großer Complex von kleinen Interessen, die sich da zur Geltung bringen wollen. Die Christlichsocialen sind als eine sozusagen

radicale Partei groß geworden und deshalb streben sie den Principien, die sie von den Liberalen entlehnen, einen Zug ins Radicale zu geben. Die conservative Wahrung des Besitzstandes wird bei ihnen zur radicalen Mehrung des Besitzstandes, an Stelle des trägen Geizes der Liberalen soll thatkräftige Raubgier treten.

* * *

Wer Nachts die Fichtegasse entlang schreitet, ist in der Lage, ein eigenthümliches Geräusch zu vernehmen, das er natürlich den in vollem Gang befindlichen Druckmaschinen zuschreiben möchte. In Wirklichkeit rührt es von den Lanzen her, die um diese Zeit noch von den Herren Bacher und Benedikt gebrochen werden. Die letzte Sonntagsnummer der Neuen Freien Presse hat das so recht wieder deutlich bewiesen. Sie brachte — aus purer Originalitätssucht natürlich — einen Artikel über die Affaire Dreyfus, in welchem die Rettung der höchsten Güter der Menschheit als bereits in der nächsten Zeit bevorstehend angekündigt wird. Es war eine Lanze für Freiheit, Wahrheit und Gerechtigkeit, zu deren Brechung wohl das ganze Redactionspersonale, insoweit es nicht nach Haag oder zur Tröstung des Papstes nach Rom entsendet ist, aufgeboten worden war. Die kleineren Lanzen, die in den letzten Jahren in Österreich-Ungarn selbst zu brechen gewesen wären — man erinnere sich nur an Ostrau und Falkenau, an die Behandlung der ungarischen Feldarbeiter, an den Lohnkampf der Brünner Weber, an die Zwangsaufnahme von Socialisten in das Verbrecheralbum der Budapester Polizei, an die galizischen Wahlen u. dgl. — hat das Blatt bekanntlich links liegen lassen und sein ganzes unverbrauchtes Pathos den Leiden des nach der Teufelsinsel verbannten französischen Hauptmanns zugewendet. So hatte es für die Ausweisung Berthold Frischauers aus Paris fast nichts mehr auszugeben ....

Lange haben wir die Neue Freie Presse nicht auf ihrer alten Höhe gesehen. Sie hat sich wieder gefunden.

Seit Herr Benedikt sein classisches »Reisst die Thore auf!« ausrief, hat sich in Wien nicht mehr eine so nachhaltige Rührung aller Gläubigen eingestellt, wie am letzten Sonntag, der uns eine übersichtliche Recapitulation des Dreyfusmartyriums brachte. Es war, als ob Herr Sonnenthal eine Bußpredigt hielte, von Alfred Grünfeld am Clavier begleitet, während Herr Neuda schluchzend den historischen Griff in die Brusttasche exequiert. Von den »Insulten der fanatisierten Brutalität« bis zu den »Thaten, die alle Verbrechen der Borgias in Schatten stellen«, von der »Beule, die, am Leibe der Culturwelt aufgebrochen, eine ungeheure universelle Blutvergiftung« verräth bis zu den »Adern des ganzen Erdtheils, in denen das in Frankreich schon entleerte Gift noch immer fiebererregend kreist«, von der Befürchtung, dass »das Opfer der Scheußlichkeit ohnegleichen in seinem Kerkerkäfig dem gewissen Tode entgegensiechen« könne, bis zur sicheren Erwartung, dass bald »ein neuer Beethoven die Großthat Picquarts in unsterblichen Tönen verewigen« werde — — — — eine Scala von bebenden Empfindungen und tobenden Leidenschaften. Alles war erschüttert, und der Curszettel musste sich beeilen, »die wichtigsten der vorgekommenen Cursvariationen« anzuzeigen. Da blieb kein Auge thränenleer, und die Bankdirectoren, die bisher nur auf die Actionäre schlecht zu sprechen waren, begannen drohend die Faust gegen die Reactionäre zu ballen. Die Neue Freie Presse hatte prophezeit, dass sich das Gute doch Bahn brechen werde, wiewohl sie von dieser Bahn keine Betheiligung zu erhoffen hatte und im Gegensatz zur Nordbahn z. B. die Verlängerung ihres Privilegs wirklich nur idealen Lohn abzuwerfen vermöchte. Das war es, was allgemein so sympathisch berührt hat. Dazu das bestimmte Versprechen, ein neuer Beethoven werde die Thaten Picquarts in unsterblichen Tönen besingen. Für einen Tag fast zu viel. Man hatte bisher nur gewusst, dass die eine Front der Neuen Freien Presse dem Comptoir der

Gebrüder Gutmann gegenüberliege und während der Lectüre des Blattes nie an das der anderen Front zugekehrte Beethovenmonument gedacht. Aber vielleicht lag doch eine Verwechslung vor. Auf dem Weg von der Besingung durch Benedikt bis zu der Besingung durch Beethoven dürfte ein Poëm des Dichters Moriz v. Gutmann der Neuen Freien Presse noch immer als die passendste Verherrlichung jedweder Ruhmesthat erscheinen.

* * *

An dem Tode des Hofschauspielers Robert hat sich wieder einmal die Fixigkeit des journalistischen Apparates bewährt. Die neue Construction, die neben biographischer Bereitschaft auch auf Stimmung und zarte Impressionen bedacht nimmt, hat sich sehr zweckdienlich erwiesen. Im Laufe des Vormittags langte in Wien die Trauernachricht ein, und schon in den Abendblättern waren sinnige Beziehungen zwischen dem Sterben Roberts und seiner oftgespielten Rolle des Sorgenlösers im »Meister von Palmyra« geknüpft. Die Neue Freie Presse hatte gar aus sicherer Quelle erfahren, dass Robert auch ein »letztes Wort« gesprochen habe.

Heute gibt es kein besseres Bureau in Wien, das nicht seinen eigenen Stimmungsmenschen hätte. Einst musste der Setzerlehrling vor Schreibtischen warten, heute holt er den Redacteur von Irrgängen verlorener Schwermuth heim. Die in der Redactionsconferenz beschlossene Empfindsamkeit gehorcht den Regeln der technischen Herstellung; was will im Auge des Herrn Dr. Herzl die einsame Thräne, wenn die übrigen schon durch die Druckmaschine rollen? . . . .

Immerhin wird sich noch eine wesentliche Vereinfachung des Verfahrens erreichen lassen. Schon findet sich in fast allen Nekrologen für Hofschauspieler der Satz: »Nun er todt ist, bleibt eigentlich niemand zurück, der jene Traditionen noch vertritt, welche er verkörperte,« alle Feuilletonisten versichern, wenn »der Besten Einer« gestorben ist, auch »am Grabe des Burgtheaters« zu stehen, und alle fragen sich, nachdem sie eine Handvoll Phrasen auf den Sarg geworfen haben: »Was soll noch werden? . . . .« Auch der neue Stil wird allmählich zu einer Clichierung führen, und die Zeitungsherausgeber werden sich gegebenenfalls die Wehmuth von einer Localcorrespondenz besorgen lassen.

* * *

Lapidares aus der Neuen Freien Presse. Das Abendblatt vom 23. Mai bringt zwei Beschreibungen des Erzherzog Albrecht-Monumentes. Im Feuilletontheil erscheint der Kopf des Reiters als »mit einer knappen Wendung nach rechts gerichtet«, während nach der Versicherung des Localberichterstatters der Kopf des Erzherzogs »mit einer leichten Wendung nach links schaut«. Sogar einem Standbild gegenüber vergißt die Neue Freie Presse ihre alte Fähigkeit nicht, auf Wunsch nach rechts und nach links zu schreiben.



VON DEN AUTOREN DER MISSHANDLUNG.

Noch einmal muss ich — die Leser, die es erwarten, werden darob sehr böse sein — von der ganz persönlichen Angelegenheit sprechen. Ich bin schwer genug gestraft durch den Ekel, den ich vor der Berührung eines gerichtsordnungsmäßig erledigten Factums empfinde; aber ich darf die Rücksicht, die ich Anderen versage, nicht mir selbst in ungewöhnlichem Maße spenden. Und Rücksicht bedenklichster Art wäre es, wollte ich mich einfach dem schmierigen Handel, in den ich zu meinem Leidwesen verwickelt ward, nun, da ein Richterspruch gefällt ist, entziehen .... Ihm durfte ich das letztemal nicht präjudicieren, und leichtfertig behielt ich mir vor, auf die »Geheimgeschichte des Überfalles«, auf seine »fünf bis sieben Begleitumstände« zurückzukommen. Nun rücke ich mit dem Geständnis heraus, dass mir inzwischen die Lust vergangen ist, ein derartiges Versprechen zu erfüllen. Den Nachrichter spielen dünkt mir heute misslicher fast als das, was ich angesichts des Gerichtstages unterlassen. Bis zum Überdruss hat man sich an dieser Affaire delectiert, und man weiß heute in Wien, dass unsere literarischen Souteneure und Zuhälter in zehnstündiger Gerichtsverhandlung zwar jede Beziehung,

die sie untereinander so zart geknüpft, verleugnet haben, dass aber alle sich in dem Stolze einigten, Vollstrecker, Zuseher oder Mitwisser der Kratzwunden, die ich erhielt, gewesen zu sein. Es gab ein liebliches Bild von der Structur, den Zusammenhängen, den Gewohnheiten und den Bestrebungen unseres geistigen Wien, und ich gestehe, dass mich, wenn ich nicht zufällig »Privatbetheiligter« wäre, die Gelegenheit locken würde, es noch einmal zu zeichnen.

Aber ich habe meine Leser unlängst auf die noch zu entstellenden Berichte der Tagesblätter verwiesen, und ich verweise sie heute auf die bereits entstellten. Dennoch kann ich nicht leugnen, dass alles, was die von mir aufgestöberten Coterien durch den beredten Vertheidigermund der Herren Neuda, Brix und noch zweier Anderer gegen mich vorbringen ließen, ziemlich lückenlos von den Zeitungen wiedergegeben war, und dass ich mich, was den Abdruck von Schmähungen und Verdrehungen anlangt, über Unvollständigkeit eigentlich nicht zu beklagen habe. Es wäre mir heute ein Leichtes, durch die Publication eines Verhandlungsprotokolls, das ich durch drei Kammerstenographen aufnehmen ließ, genau die Stellen aufzuzeigen, wo einige unserer Zeitungen gelogen, wo andere unterschlagen haben. Aber ich habe mich, um die Gerechtigkeit ihren vom Staatsanwalt vorgezeichneten Lauf nehmen zu lassen, gegen die Widerwärtigkeiten eines mehrstündigen Aufenthaltes in der gepressten Luft eines Verhandlungszimmers, in der physischen Nähe der Vertreter des literarischen Wien, nicht gesträubt. Und so mag ich auch nicht nachträglich den Revanchegelüsten einer von mir gezeichneten Presse in den Arm fallen und den Herren die einzige Gelegenheit, die ihnen ein Abweichen von ihrer Todtschweigetaktik zur Pflicht machte, schmälern.

Ich will heute nicht einmal auf das Benehmen der Presse anlässlich des Uberfalls selbst zurückgreifen, nicht ausführlich erzählen, wie von den Dienstmännern

der »Concordia« und von den ihnen attachierten Correspondenten auswärtiger Journale dreist gelogen und entstellt wurde, wie meine Reinigungsarbeit des Journal- und Theaterstalles flink in einen »persönlichen Angriff« verwandelt, wie ich zum Pamphletisten und »Herausgeber eines Schmähblättchens« erniedert, der andere zum »Bühnenschriftsteller« erhöht ward. Nicht einer hat das bischen Ehrlichkeit aufgebracht, von dem äußeren Geschehnis zu abstrahieren, meine Bestrebungen der Sphäre rüder Kaffeehaushändel zu entrücken und dort eine objective Prüfung vorzunehmen, wo eine aufs Allgemeine gerichtete, socialkritische Absicht zu persönlichen Consequenzen geführt hatte. Nicht einer schien zu begreifen, dass ich auch in dem Artikel, der die Attaque auf meine Person verursachte, nichts weiter gewollt, als das hoffnungslose System von Corruption, welches zwischen Kritik und Bühnen waltet, aufzeigen, und es war klar, dass die Autoren der Misshandlung sich in der Gunst vorsichtigerer und bequemerer Wiener Geister nur befestigt hatten.

Am wenigsten hat noch — ich muss es diesmal ausdrücklich anerkennen — die Neue Freie Presse gelogen. Sie war sogar so ehrlich, die ganze Begebenheit aus der Welt hinauszufälschen. Sie hat in ihrer Vornehmheit wieder einmal — in der letzten Zeit mehren sich die Fälle — gratis geschwiegen. Besorgt muss man sich fragen, wie sich die »Concordia« als Interessenvertretung der Wiener Journalistik zu einer derartigen beständigen Entwertung des Schweigens stellen wird? Es liegt etwas Stimmungsvolles in diesem großen Schweigen, dessen künstlerische Wirkung von Goethe in seinem »Über allen Wipfeln ist Ruh'« und von Böcklin in seinem »Schweigen im Walde« auch nicht annähernd erreicht wurde. Man muss nur bedauern, dass ein Börsenblatt so seine ganzen Kräfte für ein Schweigen aufbraucht, welches entschieden einer besseren Sache wert wäre. Ich bin nämlich überzeugt, dass es sich hier um einen Act der Selbstlosigkeit handelt. Die

Neue Freie Presse verfolgt keine Nebenabsichten, wenn sie meinen Namen nicht nennt, sie riskiert es sogar, ihren Misscredit bei ihren Lesern zu vermehren, wenn sie über eine Affaire, die immerhin symptomatischer ist als ein Trunkenheitsexcess im Rathhauskeller, kein Wörtchen berichtet. Sie war die einzige Zeitung, die so glücklich war, bei dem Überfall selbst durch ihren Localredacteur vertreten zu sein, und hätte ich ihn als Zeugen vorladen lassen, so wäre sie schier in die Lage gekommen, den eigenen Mitarbeiter todtzuschweigen. Sie kann aber nun einmal von ihrem alten Aberglauben, dass das Bekanntwerden ihrer Feinde einzig von ihr abhänge, nicht lassen, und hätte sicherlich auch den Ringtheaterbrand ignoriert, wenn sie damals den verkohlten Leichnam eines politischen Gegners hätte erwähnen müssen. Die Ereignisse werden bei den schlechten Erfahrungen, die sie mit der Neuen Freien Presse gemacht haben, gut daran thun, künftig über das Blatt besser informiert und vorsichtiger in der Wahl ihrer Opfer zu sein.

Im Allgemeinen habe ich die feindselige Haltung gewisser Journale als die beste Genugthuung empfunden. Gibt es ein höheres Glücksgefühl, als nach einer in banger Sorge verbrachten Sonntagsnacht am Montagsmorgen mit einem Angriff des Herrn Alexander Scharf überrascht zu werden? Ich hatte gefürchtet, der abgeklärte Greis, der heute, ein Erz—vater der Journalistik, Generationen von corrupten Jüngern in scheuer Ehrfurcht zu sich aufblicken sieht, werde mich am Ende als Bundesgenossen für seine Zwecke reclamieren. Aber der Kampf gegen die Neue Freie Presse ist durch ihn noch nicht compromittiert und — zur Bekämpfung des Herrn Scharf bedarf es der »Fackel« nicht.

Von den freiwilligen zu den bestellten Vertheidigern der Übelthat ist nur ein Schritt. Herrn Neuda, dessen veraltetes Pathos für einen Schwachsinn aus den Sechziger-Jahren einzutreten schien, will ich hier aus

dem Spiele lassen. Er hatte mit seinen Anwürfen gegen mich fast ebensowenig Glück, wie mit der Vertheidigung seines Clienten, und hätte besser gethan, diese meinem Anwalt zu überlassen; heute mag er es bereuen, dass er ihm, der so nachdrücklich auf mildernde Umstände für das verführte Mündel plaidierte, ins Wort fiel. Während Herr Neuda nur die Gehässigkeit der Concordiakreise vertrat, sprach Herr Brix auch in eigener Sache, oder, wie ich mich einmal ausdrückte, »mit dem Ingrimm des Erlebten«. Ich werde Herrn Brix auch jetzt noch nicht die Gefälligkeit erweisen, ihn als liberalen Gemeinderath ernst zu nehmen, und ich schätze in ihm nach wie vor den Angehörigen der Verbindung »Markomannia« höher als den Politiker. Ich habe über diesen unentwegten Fortschrittstänzer der Wiener Börsensalons seinerzeit — es stand die confessionelle Trennung der Volksschulclassen auf der Tagesordnung — etwa Folgendes geschrieben: »Herr Walter Brix schlug als der Sprecher der liberalen Gruppe muthig wie ein Löwe den clericalen Vorstoß zurück. Natürlich wie ein Balllöwe. Ein überzeugter Veranstalter von Costümkränzchen, der alljährlich auf dem Gschnasfeste das Deutschthum hochhält, den Fortschritt wie eine Quadrille liebt und seine politische Carrière damit begann, dass er einst als Amtsdiener verkleidet im Künstlerhause erschien, war berufen, den Wiener Freisinn zu repräsentieren. Er sprach von Adern, in denen deutsches Blut rolle, und plätscherte behaglich in den parlamentarischen Untiefen. Herr Brix mag ja Recht haben und man kann den vereinigten antisemitischen und zionistischen Bestrebungen gewiss nichts weiter als immer wieder den Assimilationsstandpunkt entgegensetzen. Aber wäre es nicht für die Partei angezeigter und politisch klüger gewesen, die toleranzige Weisheit von einem andern Gesinnungsgenossen vortragen zu lassen? Es ist eine Erbsünde der Liberalen, dass sie in einer entscheidenden Frage anstatt tüchtiger Losgeher seichte Provocateure ins Treffen schicken. Gegen das Lob, das Herr Brix der

Assimilationstheorie spendete, lässt sich nichts einwenden; aber er hätte besser gethan, sich ihrer langsamen Erfolge in stiller Beschaulichkeit zu freuen ....«

Kein Billigdenkender wird sonach Herrn Brix die Ausfälle gegen meine Thätigkeit verübeln können, nicht einmal die dreisten Drohungen und Wünsche für meine weitere körperliche Unsicherheit, die ihm am Schlusse seines Plaidoyers beliebten. Wenn sie so ernst gemeint sind, wie die Versicherung, die Herr Brix einmal — eine Viertelstunde nachdem er der Ausschließung durch den Gemeinderathsdiener gefügig Folge geleistet — in einer liberalen Tischgesellschaft abgegeben hat, nämlich, dass er »bis aufs Messer kämpfen werde«, dann kann ich ruhig schlafen — fast so ruhig wie während der Gerichtssaalrede des Herrn Brix.

Manche Hoffnung hat sich am Tag des Gerichtes trügerisch erwiesen — nicht zuletzt die des Herrn Julius Bauer, der da gewähnt hatte, es werde auch über seine definitive Berufung als »Wiener Aristophanes«, die ich ihm streitig gemacht, entschieden werden. Aber die Lachsclaven saßen auf der Anklagebank, und kein Richter hätte zugegeben, dass diese zum Anklagebänkel missbraucht werde. »Wer lacht da nicht?« schienen seine verzagten, ängstlich schweifenden Blicke zu sagen, und er musste die Enttäuschung erleben, dass er mit dem einen Witze, den er seit Empfang der Vorladung sorgfältig gehegt und mitgebracht hatte, vom Gerichte abgewiesen wurde. Was den Zeugen Bahr anlangt, so muss ich mir für heute einige Reserve auferlegen. Er hat ausgesagt, dass meine consequenten Angriffe seine Carrière nur gefördert hätten. Greife ich ihn noch einmal an, so ist er vielleicht tags darauf schon am Ziel seiner Wünsche, also beim Neuen Wiener Tagblatt, angelangt. Schweige ich ihn aber todt, erbarmt sich am Ende die Neue Freie Presse seiner. Aus diesem Dilemma vermag ich nur herauszukommen, wenn ich beide Methoden abwechselnd an ihm versuche. Im übrigen scheint Herr Bahr meine Angriffe zu überschätzen; ein einziger Toast,

den er auf Herrn Wilhelm Singer ausbringt, bedeutet für sein Fortkommen mehr, als meine jahrelange Abwehr seines den letzten Ernst unserer Literatur verludernden Treibens. Er wird sich auch weiterhin nicht so sehr auf meine böse als auf seine gute Zunge verlassen müssen.

Während der eine für Angriffe dankbar zu sein vorgibt, datiert der andere seine Carrière von deren Abwehr. Ein längst verblasster Ruhm ist neulich im Gerichtssaale aufgefrischt worden. Ein Journalist, der solange mit der deutschen Grammatik gekämpft hatte, bis er endlich durch eine resolute Attaque auf meine Person das Terrain gewann, hat Wert darauf gelegt, seine Überfallspriorität festgestellt zu sehen. Der Vorkämpfer, der nahe daran war, in Vergessenheit zu gerathen, wollte sich von dem Epigonen nicht beschämen lassen.

Es war eine Orgie des Faustrechtsbewusstseins, die das junge Wien gefeiert hat.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Frl. Niemand. Diesmal erlaube ich mir, Ihre hübsche Definition des Jours zu citieren. Jour ist also »eine prächtige Gelegenheit, Tänze im Vorverkauf an den Mann zu bringen, die gewöhnlich an der Abendcassa viel billiger zu haben sind«. Ich zeige Ihre Briefe niemandem, aber ich veröffentliche sie zum Theile. Wenn Sie mir solche Indiscretionen ersparen wollen, dann wagen Sie es doch endlich, mir einen kleinen Beitrag zu schicken. Sie können ja nach wie vor mit Ihrem vollen Pseudonym für das, was Sie schreiben, eintreten.

Michael Georg C., dzt. Karlsbad. Vielen Dank für das Lebenszeichen und die zutreffende Bemerkung, dass »so für das literarische Wien nach der Dekadenz die neue Heldenepoche anbricht«.

Hubert L. Nachträglich besten Dank! Es würde mich freuen, Sie kennen zu lernen.

Dr. Wolfgang M. Vielen Dank für den hübschen Vergleich!

C. H. II. Eventuellen neuen Daten sähe ich gerne entgegen; natürlich wird der »Universitätsbummel« fortgesetzt.

Socialpolitiker. Sie beweisen mir, dass Herr Benedikt ein Anhänger der Goldwährung und dass unsere Valutapolitik keine Münzverschlechterung sei. Ich bin der letzte, das erste zu bezweifeln. Über den zweiten Punkt denke ich anders. Wenigstens ist unsere Valutapolitik das, was Herr Benedikt, wenn er unabhängig wäre,

Münzverschlechterung nennen würde. Und d a r a u f a l l e i n kommt es mir an. Der Unglückliche steht eben unter dem permanenten Einfluss so vieler einander widersprechender Liebenswürdigkeiten. Hier die Liebenswürdigkeit der Banken, über deren zu hohe Besteuerung er mitleidsvolle Thränen vergießen muss, dort die Liebenswürdigkeit des Ministers, der sich nach Panzerschiffen sehnt. Wie nun den Hass gegen Steuern und die Liebe zu den Banken mit der Liebe zu den Panzerschiffen vereinigen? Dafür gibt es zwei Mittel. Die Steuern sollen eben Andere zahlen, und diesen Anderen wird weisgemacht, unser Export wage sich nur wegen der fehlenden Bedeckung durch Kriegsschiffe nicht hinaus. Was verschlägt's, wenn ein paar Tage zuvor zu lesen war, dass wir infolge des Steuerdrucks nichts zu exportieren haben.

R. H . . . . . t. Das angezeigte Thema interessiert mich. Bitte sich bald zu melden, resp. das Material zu senden.

H. R . . . . r. Bitte nur einzusenden.

Dina M. 1. An Schnitzler habe ich nie »missmuthig herumgezerrt«. 2. Ich bin bereit, mit Ihnen »schrecklich zu streiten«.

Lady Mischief. Auch Sie anonym?

Robert F. Ich wiederhole mein Ersuchen. Ihre Furcht ist unbegründet.

Dr. E. F. Ich habe nie b e h a u p t e t, dass Herr S. M. im Haag weile.

Landsmännin. Warum sollte ich böse sein?

„Seemann.“ Sehr gerne.

Leopold P. in Wildon, Dr. Victor F. in Prag, Leopold N. in Klosterneuburg. Dank und Gruß!

Anonyme Briefe, die eines sachlichen Inhalts und positiver Anregung entbehren, können nicht berücksichtigt werden.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: K a r l K r a u s.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Für den Inhalt der Inserate übernimmt die Redaction keine Verantwortung.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Nr. 7 Wien, Anfang Juni 1899



DIE FACKEL

NR. 7 WIEN, ANFANG JUNI 1899

Der »größte »Wiener« ist vor einigen Tagen zugrabe getragen worden und anstatt der Wiener gab ihm eine Gesellschaft von Premièrenbesuchern das letzte Geleite ... Auf einem Zeitungsinserat war neulich der Stefansthurm zu sehen, von dessen Höhe ein speculativer Schuhwarenhändler seine Ware der Wiener Menschheit feilbietet. In seiner einfachen Symbolik hat dies Annoncenbild das Schicksal aller Volksthümlichkeit schmerzlich ahnen lassen. Lange vorher war das andere Wahrzeichen Wiens, Johann Strauß, entwertet. Im Takte seiner »Schönen blauen Donau« begann sich eines Tages eine Gesellschaft von Jobbern und Reportern zu wiegen; ein Ring von Tarokspielern und Theateragenten hielt seitdem fast mit physischer Gewalt die Schöpferkraft des Genius umschlossen. Damals starb Johann Strauß, heiratete und ward Ehrenmitglied der »Concordia«. An dem Tage, da das geistige Wien sich den Zwischenträgern der Cultur zu eigen gab, da der naivste und echteste Schöpfer auf die Bahn hastigen Tantièmenerwerbs geführt ward, hat die Tragödie Johann Strauß' ihren Anfang genommen. In einem Zeitraum von zwanzig Jahren, in welchem die Erhaltung aller künstlerischen Ursprünglichkeit dem Volke so nothwendig gewesen wäre, wurde der musikalische Inbegriff des Wiener-

thums zum Gebrauche der Börsensalons hergerichtet. Heute betrauert Herr Julius Bauer den Verlust eines Tarokpartners, Herr Bernhard Buchbinder tröstet sich mit dem Ausrufe: »Er war unser!« und Herr Siegfried Löwy stellt sich mit einem sinnigen Kranz ein, auf dessen Schleifen er und die Gattin einen »letzten Gruß von den Donaunixen« entbieten....



Bald reichlicher, bald spärlich, aber ununterbrochen floss der Tintenstrom über die »Affaire«. Seit dem 13. Januar vergangenen Jahres lieferten die Correspondenten alltäglich einige Spalten, und das Pathos der weisen Nathans des Leitartikels umbrandete die Teufelsinsel. Trotzdem schleppte sich die Sensation etliche Monate mühsam in Havas- und »eigenen« Depeschen fort. Dann gewannen die Revisionisten die Oberhand, der Zusammentritt des Cassationshofes brachte die größte Spannung, und sein Urtheil rief den höchsten Jubel auf der einen, die höchste Erbitterung auf der andern Seite hervor, deren Wiederhall und erneuerter Ausbruch noch oft aufeinanderstoßen dürfte. »Dreyfusard« und »Antidreyfusard« bleiben wohl für die erregte Parlamentsdebatte Schmähwörter wie das immer wieder auftauchende »Panama!«. — Der Capitän aber wird bis zu seiner vollständigen Acclimatisation an Paris und bis tüchtige Correspondenten sein Einleben in den Schoß der Familie nach allen Richtungen ermittelt haben, seinen Stammplatz in den Zeitungsspalten behaupten — ein Dauererfolg, um den ihn selbst gekrönte Häupter von der Rührigkeit Wilhelms II., selbst die modernsten Helden der activen Reclame be-

neiden können. Dann kommt noch die journalistische Ausmalung wiedergewonnener Familienfreuden, und all die actuelle Gerührtheit mag erst durch den Weltausstellungsrummel verdrängt werden. Er wird dem »Frankreich der Industrie, der Arbeit und des Fortschritts« den hocherwünschten internationalen Geldzufluß bringen, dessen Erwartung mit dem Sieg der Gerechtigkeit vielleicht in einem gewissen Zusammenhang stehen mag. Damit soll der ökonomischen Kraft und Einsicht der Franzosen nur das Wort gesprochen sein. Der ideale Standpunkt, welcher von dem an den Chancen eines militärischen Panama unbetheiligten Ausland vertreten wird, ist auch von braven Männern der Republik nicht sogleich eingenommen worden. Jene Forderung, die Kant in Sachen der Gerechtigkeit irgendwo aufstellt: noch drei Tage vor dem sichern Weltende müsse der letzte Verbrecher, wenn er auch der letzte Mensch sei, — um des idealen Rechtes willen — justificiert werden, sie konnte von dem Ausland viel leichter und bequemer auf die Acteure des Dreyfushandels übertragen werden, als von denen, die den Untergang, wenn auch nicht der Welt, so doch der Republik befürchten mussten. Der Anstifter der Sache, der in seiner Annäherung an die Säbelquaste schon sprichwörtlich gewordene Weihwedel, hatte wiederum ein engeres Interesse, die Untersuchung und Revision zu verhindern. So musste die Wahrheit, beeinträchtigt auch durch die freundliche Unterstützung der capitalistischen Presse, ein strapaziöses Hindernisrennen bestehen. Aber wird ihr Sieg mehr sein als eine Errungenschaft für Frankreich, theuer bezahlt durch eine zweijährige Beunruhigung des Landes? Wird er in einer Zeit, da die Friedensconferenzen geheimer als die Kriegsgerichte sind, wirklich eine »moralische Reinigung Europas« und nicht am Ende bloß eine Reinigung der Leitartikelspalten herbeiführen? Bleibt nicht, trotz dem schwunghaften Austausche von Friedensphrasen im Haag, der Militarismus aller Lande ein Baals-Heiligthum, dessen furchtbaren Geheimnissen zu nahe

zu kommen sich auch der Unschuldige hüten mag? Und werden unsere freigesinnten Streiter, die für den Triumph der bürgerlichen Gerechtigkeit in Frankreich so begeistert eintreten, nicht mit dem gleichen Opfermuthe nach wie vor einer Erhöhung der Wehrlasten im eigenen Staate zustimmen? —

Das von unserer liberalen Presse so gütig berathene Frankreich kann und konnte in aller Wirrnis noch ein Vorbild sein. Und wenn seit zwei Jahren die Leitartikel, in denen es aus der Vogelgehirnperspective der Fichtegasse gehofmeistert wurde, mit solchen wechselten, die aus den Herren Gregorig und Schneider wichtige Parlamentarier machten und communale Mostschädel als Robespierres behandelten, so vergaß man häufig, dass Frankreich ein lebendiges Parlament besitzt und uns an Cultureinrichtungen jeder Art um ein gutes Stück voran ist. Nur in Frankreich vermochte der Schrei eines Verurtheilten durchzudringen, ohne erstickt zu werden. Dies haben die Revolutionäre auf Entfernung — in Wien und Berlin — vergessen oder höchstens mit theoretischer Leblosigkeit anerkannt.

Dass den Anderen der Jude Dreyfus schon an und für sich ein Hochverräther ist, an solch offenem Bekenntnis wird auch die Revision nichts ändern. Es bleibt die Frage, ob das dogmatische Interesse der Jüdisch-Clericalen — es gibt auch eine solche den Größenverhältnissen nach nicht minder regierungslüsterne Partei — nicht am Ende größeres Unheil bewirken könnte als aller Antisemitismus. Bestrebt, die Juden nach den vier Jahrtausende alten Anweisungen als »ein auserwähltes Volk zu erhalten, das sich mit anderen Völkern nicht mischt«, ja ihnen in nichts zu ähnlich werden darf, erläutern sie an Dreyfus den Fingerzeig ihres Gottes gegen die Assimilation. Denn über das Dogma »vom auserwählten Volk« scheint trotz allem Rationalismus die rechtgläubige Judenheit nicht hinauskommen zu wollen.

Wer von all dem und zugleich vom Rassen-Antisemitismus frei ist, kann die leidige Affaire nicht beiseite schieben, ohne daraus ein richtigeres Urtheil über die Judenfrage zu gewinnen. Der Antisemitismus, der in Frankreich so rasch und fast unerwartet emporlohte, hat bewiesen, dass selbst einer social vorgeschrittenen Nation die von einem Theil der Juden mit vielem Eifer getriebene psychologische und gesellschaftliche Assimilation nicht genügt — vielleicht beim besten Willen nicht oder selbst dort nicht genügt, wo jede Agitation fehlt, wo aber der Percentsatz der jüdischen Bevölkerung ein gewisses Maß übersteigt. Mag sein, dass der Socialismus diese Anpassung, die sich bis jetzt doch nur auf die oberen Schichten erstreckt, in der ganzen Bevölkerung und gründlich durchsetzen wird, mag sein, dass selbst die elementarste gesellschaftliche Gewalt dies ohne natürliche Nachhilfe nur unvollständig erreicht. Jedenfalls hat sich für die gegenwärtige Geschichts- und Gesellschaftsperiode die Assimilation ohne physiologische Blutmischung als unzureichend erwiesen.



In der kürzlich eröffneten politischen Portraitgalerie darf heute — nach Schließung der Landtagssession und nach Beschwichtigung aller »taktischen Bedenken« — Herr Eugen v. Philippovich sina ira et studio betrachtet werden. Die »taktischen Bedenken« sollten einen Mann, der so wacker an der Seite des Herrn Noske gegen den Herrn Gregorig kämpft, in so harter Zeit vor Angriffen bewahren. Aber Herr v. Philippovich hat einen Schutz, der eventuell den Freiheitskämpfern Kick und Benedikt gesichert werden müsste, nicht nöthig oder hoffentlich noch nicht nöthig.

Er hat sich zwar in den Dienst einer sogenannten guten Sache gestellt, indem er die Verpflichtung auf sich nahm, den Grobheiten des Herrn Gregorig einen lahmen Widerstand entgegenzusetzen und sich gemeinsam mit den liberalen Verbündeten von Fall zu Fall gegen irgendein Elementarereignis zu »verwahren«. Aber ich nehme an, dass er, der Professor der Nationalökonomie, in den landtäglichen Auseinandersetzungen seine wissenschaftliche Lebensaufgabe vorläufig noch nicht erblickt.

Betrachten wir ihn als Führer der Wiener Socialpolitiker. Ich weiß nicht, ob er den Namen erfunden hat, der seither einem Häuflein von Bewohnern der Inneren Stadt, die mit der Dictatur des Herrn Matzenauer nicht einverstanden waren, gestattet, sich als Partei zu fühlen. Er dagegen wird schwerlich wissen, dass diese gemeinsame Abneigung gegen die Tischgesellschaft, die als Verein der Fortschrittsfreunde im Vereinsregister verzeichnet steht, den eigentlichen geistigen Zusammenhang seiner Partei ausmacht. Es wäre nicht uninteressant, von ihm zu erfahren, worin er selbst ihn findet. Der Verein der Fortschrittsfreunde hat doch kürzlich wenigstens einen Ausflug gemacht, auf den die Liberalen »als auf einen Erfolg zurückblicken können« — wie die Blätter versicherten, da die Theilnehmer von der Fahrt nach Deutsch-Altenburg an ihren Stammtisch heimgekehrt waren. Wo bleibt bis heute der Ausflug der Socialpolitiker? Man sollte meinen, dass es dem Machtgefühl einer politischen Partei schmeicheln müsste, wenn es ihr gelänge, ein separiertes Coupé bei der Bahnverwaltung durchzusetzen ....

Wissenschaftlich und politisch ist Philippovich Meister in allen Dingen, welche man messen, zählen und wägen kann, weit schwächer in allem, was energisches Denken oder feinen Instinct erfordert. Ganz unzugänglich ist seiner vornehmen Natur die Psychologie der Gemeinheit, ohne die doch unser politisches Leben schwer verständlich ist. In der Beurtheilung des Liberalismus

täuscht ihn die Phrase, und das Medusenhaupt des Antisemitismus versteinert ihn völlig. In Fragen der praktischen Nationalökonomie ist er unser erster Fachmann, aber auch den Landtagskämpfer führt Entrüstung immer wieder zu hochmüthiger Sachlichkeit zurück. So hat ihn der Wille, alles zu verstehen und alles zu verzeihen, trotz seinen unzweifelhaft redlichen Absichten leider zu einer dem Zweibund Schottenring-Fichtegasse nicht unsympathischen Figur gemacht. Zolas Saccard vergleicht die Agiotage mit der Wollust; jene sei erforderlich zur Erhaltung der Werte. wie diese zur Erhaltung der Gattung, und Philippovich — persönlich gewiss ein rechtschaffener Mann — lässt sich solche Weisheit einblasen und glaubt damit noch höheres professorales Verständnis für das Wesen moderner Credit- und Industrieentwicklung zu bewähren. So stärkt er in ganz objectiv denkenden Leuten die Meinung, dass jene volkswirtschaftliche Ueberzeugung, die sich in dem Zwischenruf »Jud« concentriert, wenigstens in Börsenfragen noch immer unschädlicher sei, als das verständnisvolle Besserwissen des Gelehrten. Wie wenig er die politische Situation und die Beschaffenheit der Leute erfasst, auf welche er im Landtage wirken will, bewies er, als er sich dort einmal auf »ausgezeichnete Artikel« berief, die über Ausgleichsfragen in der — Neuen Freien Presse erschienen wären. Wenn man den Christlichsocialen eines zugestehen muss, so ist es der negative Vorzug, dass sie dem Economisten endgiltig misstrauen gelernt haben. Herr v. Philippovich und der Mann, der die ja wirklich ausgezeichneten Artikel schrieb, gehören zu jenen, die bei uns noch immer in völlig reiner Absicht sich eines unreinen Sprachrohrs bedienen. Die Herren mögen sich einmal einen Jahrgang der Neuen Freien Presse in der Hofbibliothek geben lassen und unbefangen, durch die persönliche Liebenswürdigkeit des Herrn Benedikt nicht geblendet, in stiller Welt- und Weltblattabgeschiedenheit die Fülle von gleißnerischer politischer und finanzieller

Niedertracht würdigen, die ihnen entgegendampfen wird. Und dann mögen sie sich die Frage beantworten, ob der moralische Schaden, den sie durch ihre Mitarbeiterschaft stiften und nehmen, von dem Nutzen aufgewogen werden kann, den »ausgezeichnete Artikel über den Ausgleich« zu bringen vermögen.

Philippovich war früher Mitglied der nationalliberalen Partei im Großherzogthum Baden, wo er an der Universität Freiburg lehrte; er steht also am Ende des rechten Flügels der Liberalen. Seiner alten Stellung in politicis getreu, war er in Wien ein Gegner des allgemeinen Wahlrechts. Als aber ein Wahlreformentwurf der Stellung der Socialpolitiker zu der Frage, die damals unsere innere Politik beherrschte, Ausdruck geben sollte, zeigte es sich, dass kaum zwei Männer der Partei hierüber gleicher Meinung waren. So entstand jenes komische Monstrum, das eine ergötzliche Mischung der reactionären Velleitäten des Herrn Professors und der überradicalen seines Freundes Dr. Ofner darstellte, das allgemeine, gleiche und directe Wahlrecht verfrüht fand, jedoch die Einführung des Frauenstimmrechtes für dringlich hielt. Aber auch gegenüber der Socialgesetzgebung hat die Partei keine Stellung. Das einzige Mitglied, das sie ins Parlament brachte, der brave alte Dr. Kronawetter bekämpfte das Heimatsgesetz, das immerhin einen Fortschritt bedeutete, vom Standpunkt des Wiener Magistratsrathes aufs schärfste.

Philippovich scheint neuestens in die Fußstapfen des Herrn Noske treten zu wollen. Er kann mit Sicherheit darauf rechnen, dass die Beschimpfungen, die er einheimst, ihm nicht nur die Stimmen seiner bisherigen Landtagswähler sichern, sondern ihn für künftige Reichsrathswahlen als prädestinierten Candidaten der Inneren Stadt oder der Leopoldstadt erscheinen lassen. Und da er ohne Frage in seinem Fache ein tüchtiger Mann ist, könnte man die Wähler der Herren Noske und Kareis zu dem Tausch nur beglückwünschen.

* * *

Zur Exportaction der österreichischen Regierung. Professor Mitteis verlässt die Wiener Universität. Dass deutsche Universitäten durch die günstigeren ökonomischen Bedingungen, durch die größeren Wirkungsmöglichkeiten, die sie den Forschern bieten, die besten unserer Lehrer an sich ziehen, sind wir längst gewohnt. Freih. v. Gautsch hat in einem Anfall von Witzigkeit diese beschämende Verarmung unseres wissenschaftlichen Lebens als »active geistige Handelsbilanz« bezeichnet, und thatsächlich scheint jetzt die Regierung, die fortwährend von einem Export reden hört, die systemisierte Ausfuhr von geistiger Nahrung als die vornehmste Staatsnothwendigkeit zu betrachten. Aber der Fall Mitteis hat noch ein specielles Interesse. Der Gelehrte ließ sich durch ein ganz unösterreichisches Feingefühl zum Abschied von der Wiener Lehrkanzel hinreißen. Die Facultät hat nämlich als Nachfolger des Hofraths Siegel primo et unico loco den Münchener Amira vorgeschlagen, der Minister jedoch lässt sich durch solch ein fachliches Votum von seinen fest vorgezeichneten Protectionsidealen nicht abbringen und octroyiert — ob auf dem Wege einer Verordnung oder mit dem § 14, ist unbekannt — seinen Grazer Günstling. Da findet es Professor Mitteis geboten, sich freiwillig aus einer Gesellschaft zurückzuziehen, von der er störende Eindringlinge nicht mehr fernhalten kann. Er bedenkt nicht, dass kein Mann unentbehrlich ist, dass das Protectionskind, welches an seine Stelle kommt, nicht schwer zu finden sein wird und dass sogar der Unterrichtsminister Graf Bylandt eines Tages ersetzt werden kann. —

Der Privatdocent der Nationalökonomie an der Brünner technischen Hochschule, Dr. Stephan Bauer, hat eine Berufung als außerordentlicher Professor an die Baseler Universität erhalten. Er nahm sie an, weil er in Oesterreich keine Aussichten hatte und weil infolge seiner Bewerbung um die außerordentliche Professur in Brünn augenblicklich — ein begünstigter Herr Schullern

v. Schrattenhof als ordentlicher Professor nach Brünn geschickt ward. Auch dieser jüngste Fall gemahnt uns, dass der wichtigste österreichische Exportartikel die unabhängige Intelligenz ist. Nunmehr kann die Regierung alle Vorwürfe wegen der eingeschlafenen Exportaction mit gutem Gewissen von sich abwälzen.

* * *

UNIVERSITÄTSBUMMEL.

Kochajme się! Auch für die Wiener medicinische Facultät ist Polen noch nicht verloren. Die große sarmatische Springflut, die unter des hochseligen Taaffe Regierung ihre mehr oder minder gehaltreichen Sedimente auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens abgesetzt hat, spülte ihre trüben Wässer auch über das Allgemeine Krankenhaus. Es war einmal eine Familie Blumenstock in Krakau und Umgebung, die sich zuerst schamhaft Blumenstok ohne c, dann Blumenstok von Halban und schließlich Halban ohne Blumenstok nannte. Auf der düstersten Seite der österreichischen Parlamentsgeschichte finden wir den Namen des Sectionschefs und Kanzleidirectors des Abgeordnetenhauses Heinrich Ritt. v. Halban verzeichnet, der merkwürdigerweise noch immer nicht ganz abgethan und noch immer Hausherr von Nr. 1 am Franzensring ist. Er ließ die Polizisten ins Parlament und die Verwandten in die Facultät einrücken. Er hat den Völkern Österreichs die lex Falkenhayn und der Krakauer Universität einen Bruder und Docenten der gerichtlichen Medicin geschenkt. Die Wiener medicinische Facultät verdankt der Familie Halban nicht weniger als zwei hoffnungsvolle klinische Assistenten: Dr. Josef Halban an der I. geburtshilflichen und Dr. Heinrich v. Halban an der psychiatrischen Klinik des Professors Dr. Richard Freih. v. Krafft-Ebing. Man sieht, wie hier, analog dem Falle Braun, die akademische Eignung die schon geadelte und die noch bürgerliche Linie Halban gleichermaßen auszeichnet. Was sonst die polnische Invasion,

das aus der Theorie in die ärztliche Praxis übersetzte Kochajme się, in dem Hause angerichtet hat, das der zweite Josef »saluti et solatio aegrorum«, keineswegs aber »protectioni invalidorum« gestiftet hat, soll für heute nicht untersucht werden.

Protectionswirtschaft und Nepotismus haben wir in unserem vielbemerkten ersten »Universitätsbummel« als die Krebsschäden der Wiener medicinischen Facultät bezeichnet, für die vorläufig kein wirksames Heilserum erfunden ist. Die Hunderte von Zuschriften, die der Artikel an den Herausgeber zufolge gehabt hat, geben Zeugnis davon, dass diesmal mit der Aufdeckung der Krankheiten im Hause der Kranken einem — wie die Tagesblätter einmal ausnahmsweise nicht constatiren — »längstgefühlten allgemeinen Bedürfnis Rechnung getragen wurde«. Das Material ist uns durch diese liebenswürdigen Einsendungen ganz gewaltig emporgewachsen. Da wir aber nur die Thatsachen für sich sprechen lassen und vorläufig bei dem Schmerzenskinde, der medicinischen Facultät, bleiben wollen, schließen wir den Tabellen A (Onkel und Neffen) und B (Väter und Söhne) in Nr. 4 der »Fackel« diesmal als Fortsetzung an:

Tab. C. Söhne einflussreicher Väter.

Hofrath Dr. Karl Ritt. v. *Czyhlarz* ist Professor des römischen Rechtes an der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät;	sein Sohn Dr. Ernst Ritt. v. *Czyhlarz* war Assistent an der Klinik für interne Medicin des Hofrathes Nothnagel und ist jetzt Privatdocent für interne Medicin.
Dr. Josef *Breuer*, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, hervorragender Internist, aber zugleich auch Hausarzt fast aller unserer Universitätsprofessoren;	sein Sohn Dr. *Breuer* jun. ist Assistent an der Klinik für interne Medicin des Hofrathes Nothnagel.
Hofrath Professor Dr. Max *Büdinger* lehrt Geschichte an der philosophischen Facultät;	sein Sohn Dr. Konrad *Büdinger* war Assistent an der chirurgischen Klinik und ist jetzt Privatdocent für Chirurgie.

Dr. L. Ritt. v. *Karajan*, emeritierter Landes-Sanitätschef von Niederösterreich, Regierungsrath etc.;	sein Sohn Dr. v. *Karajan* jun. ist Assistent der chirurgischen Klinik des Hofrathes Albert.
Dr. August Ritt. *Bielka v. Karltreu* ist k. und k. Leibarzt, Ritter des Ordens der Eisernen Krone III. Cl., Ritter der französischen Ehrenlegion, Arzt des Witwen- und Waisenvereines der k. und k. Hofbeamten und -Diener und des Tonkünstlervereines »Haydn«;	sein Sohn studiosus medicin. *Bielka v. Karltreu* ist Assistent am Institute für allgemeine und experimentelle Pathologie des Hofrathes Knoll.
Hofrath Professor Dr. Richard *Heinzel* lehrt deutsche Philologie an der philosophischen Facultät;	sein Sohn Dr. Karl *Heinzel* ist Assistent an der II. Augenklinik des Hofrathes Fuchs.
Franz Ritt. v. *Stejskal* (†) war Polizeipräsident von Wien;	sein Sohn Dr. Karl Ritt. v. *Stejskal* ist Assistent an der II. medicinischen Klinik des Hofrathes Neusser.
Professor Dr. Karl *Rabl* lehrt Anatomie an der deutschen Universität in Prag;	sein Sohn Dr. Hans *Rabl* ist Assistent am histologischen Institute und Privatdocent in Wien.

Man sieht, wie auch die anderen Facultäten in freundnachbarlicherweise für die prompte Besetzung der Assistenten- und Privatdocentenstellen an der medicinischen Facultät sorgen. Und da nun diese in erster Linie eine große Versorgungsanstalt ist, wird sie auch für außerhalb der Alma Mater Vindobonensis stehende Väter zum Ziele der heißesten Protectionswünsche. Je mächtiger der Vater, desto sicherer wird der Sohn Assistent eines medicinischen Faches. Der freie Wettbewerb der Talente, aus dem in jedem Falle die Befähigtesten hervorgehen müssten, wird hiedurch illusorisch gemacht und das Niveau der Facultät systematisch herabgedrückt.

Mit dem tabellarischen A-B-C der Protection an der Wiener medicinischen Facultät sind freilich die verwandtschaftlichen Zusammenhänge noch lange nicht

erschöpft. Eine Ausdehnung unseres harmlosen Universitätsbummels auf die österreichischen Plätze außerhalb Wiens lässt uns dem Gynäkologen Lumpe, Sohn des tüchtigen Wiener Lumpe (†) und Schwager des Vorstandes der II. geburtshilflichen Klinik in Wien Hofraths Dr. Rudolf Chrobak (der übrigens in Dr. Eduard Regnier einen Assistenten und Schwiegersohn hatte) in Salzburg, dem Professor der Geburtshilfe und Schwiegersohn des Professors Weinlechner Dr. Ehrendorfer in Innsbruck, dem Geburtshelfer und Schwiegersohn des verstorbenen Hofraths Dr. Karl von Braun Dr. Welponer in Triest etc. etc. begegnen. Und damit uns niemand den Vorwurf der »Protection« von Israeliten auf Kosten der strammen Arier mache, constatieren wir in aller Form, dass Hofrath Professor Dr. Moriz Kaposi, der Vorstand der dermatologischen Klinik, einst als strebsamer Kohn aus dem Dorfe Kapos, Comitat Ungh, nach Wien kam, hier die Tochter des berühmten Hebra heiratete und dann in der akademischen Carrière langsam aber sicher von Staffel zu Staffel emporstieg. Welcher Weg von dem gedrückten jüdischen Studenten Moriz Kohn von einst zu dem Christen, med. und chir. Dr., Universitäts-Professor, Vorstand der Universitäts-Klinik und der Abtheilung für Hautkranke, Mitglied der kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher, Hauseigenthümer (das bedeutet das »E« in Lehmanns liebenswürdig indiscretem Wohnungsanzeiger), Ritter des österreichischen kaiserlichen Leopolds-Ordens, Commandeur des griechischen Erlöser-Ordens, Officier der französischen Ehrenlegion, correspondierenden Mitglied der königlich ungarischen Gesellschaft der Aerzte zu Budapest, der Akademie der Wissenschaften zu Bologna, der New-York Dermatological Society, der Dermatological Society of London, der Société française de Dermatologie etc. etc.! Welch ein Weg von dem gedrückten Studenten zu dem berühmt schroffen, im Verkehr mit ärmeren Patienten oft ungewöhnlich harten Abtheilungsvorstand! Kaposis Sohn

hat sich selbstverständlich der verheißungsvollen medicinischen Laufbahn zugewendet. Dermalen wirkt er im Auslande . . .

* * *

Sehr geehrter Herr! Am 3. d. M. meldete ein Wiener Blatt die Entgleisung eines Zuges in Vlissingen und nur wenige Linien weiter — bloß der »Absturz eines Touristen« trennte oder verband die beiden Meldungen — war die Ernennung, beziehungsweise Versetzung dreier Amtsärztinnen in Bosnien zu lesen. Die räumliche Nachbarschaft dieser Notizen war gewiss eine zufällige, aber der »blinde« Zufall traf hier, wie so oft, wieder einmal das Richtige. Auch die drei, zu Amt und Würde gelangten Frauen sind — im bürgerlichen Sinne — entgleist. Die Unglücklichen sind vom einzig richtigen, traditionellen »Rosenpfad der Liebe« abgekommen, haben ehrwürdige Dämme durchbrochen und Schranken gestürzt, um schließlich auf den »Dornenweg der Wissenschaft« zu gerathen; hiebei wurden, zur Verzweiflung der bürgerlichen Weichenwächter, Anstand und Sitte mehr oder minder verletzt, Herkommen und Ueberlieferung mit Füßen getreten.

Man darf billigerweise der verantwortlichen Unterrichtsbehörde das Lob nicht versagen: Sie strebt nach Kräften, eine Häufung derartiger Unfälle hintanzuhalten, und es ist wahrlich nicht ihre Schuld, dass sie überhaupt in Oesterreich möglich geworden sind. So hat man es bis jetzt ängstlich vermieden, von staatswegen eine gymnasiale Mädchenschule zu errichten — das »Mädchengymnasium« ist Privatinstitut — und als die Frauen Zutritt zur Universität forderten und dies Begehren nicht länger unberücksichtigt bleiben konnte, da schloß die fürsorgliche Hausfrau Alma Mater rasch die gute Stube der medicinischen Facultät ab und empfieng ihre Gäste in der chemischen Hexenküche und den anderen Räumen der philosophischen Facultät. Wohl überreichten die gebildeten Frauen Wiens dem Reichsrath eine durch zahlreiche Unterschriften unterstützte Petition um Zulassung weiblicher Hörer zum medicinischen Studium. Da die Petenten es aber unterlassen hatten, irgendein nationales oder confessionelles Moment geltend zu machen, so fand das Parlament auch keine Veranlassung, sich der Sache anzunehmen, und die Frauen Oesterreichs, die nach Erlangung und Bethätigung medicinischen Wissens streben, erreichen bis heute dieses Ziel bloß auf dem einzigen Wege Hegelgasse—Zürich—Sarajewo. †



Ich hatte immer geglaubt, dass einer, der im Deutschen Reiche heute eine Majestätsbeleidigung begeht, Gefahr laufe, von Wilhelm II. zum Duell gefordert zu werden. Man hat es ja dort mit einer Krone zu thun, die sich selbst fortwährend in die Debatte zieht, und Maximilian Harden wurde sogar gewarnt, des abends allein ein Kaffeehaus zu besuchen, weil eine Ueberraschung durch den deutschen Kaiser geplant sei. Nun gibt es gewiss dort draußen subjective Verfolgungen, bei denen sich der subjective Monarch als »Privatbetheiligter« gerieren mag. Glücklicherweise ist es aber bis heute zu den oben angedeuteten Excessen nicht gekommen. Wilhelm II. verschmäht die Brachialgewalt und ist vornehm genug, seine Rancunen literarisch zu vertreten. Wer wie er die Feder zu führen und andere Federn zu commandieren gewohnt ist, kann sich damit begnügen, seinen Gegner, nachdem er ihn auf die Festung geschickt hat, in einem Theaterstück anzugreifen. Er inspirierte den gewissen Lauff-Burschen seiner literarischen Wünsche, ließ in das Drama »Eisenzahn« ein paar gehässige Verse gegen den wehrlos gemachten Herausgeber der ‚Zukunft' einflechten und gab seiner unbändigen Freude ob der gelungenen Revanche durch Aufschlagen der Hand auf den Schenkel so lauten Ausdruck, dass Harden diese bekannte Beifallsbezeugung seines Kaisers von Wiesbaden bis nach Weichselmünde gehört haben mag. Wahrhaftig, ein erfreuliches Culturbildchen: Hier ein geistiger Arbeiter, der dafür, weil ihm von Gott ein edles Können und der Muth, nichts zu verschweigen, gegeben ward, an ein Festungszimmer gebannt, durch ein halbes Jahr körperliche Entbehrung leiden muss — dort von Gottesgnaden ein Kaiser, der angesichts eines Parketts von Lakaien den Wehrlosen verhöhnt und von seiner Theaterloge aus jeden Moment Schwarze Adler-Orden auf die Bühne zu werfen bereit ist.

Dass unter den gutgesinnten Zeugen dieser Scene sich diesmal auch der Berichterstatter eines sogenannten

»radicalen« Blattes befand, ist nur geeignet, das Ensemble der Seltsamkeiten, das dieser Theaterabend bot, zu vervollständigen. Der biedere Demokrat Mamroth wälzt sich in seiner ‚Frankfurter Zeitung' förmlich vor Vergnügen über die Anrempelung, die dem verhassten Harden von oberster Stelle zutheil ward. Wiederholt hat er früher den Hauptmann Lauff ob seiner höfischen Poetasterei verspottet; aber er ist weit entfernt, sich daran zu erinnern, und nimmt heute die schäbigste Gelegenheit wahr, um seinem Privathass gegen Harden zu fröhnen. Herr Mamroth ist wohl von Wilhelm II. nie persönlich angegriffen worden; er braucht also kein Bedenken zu tragen, sich an den Interessen eines so eigenartig verfolgten Schriftthums zu vergreifen und die kaiserlichen Gefühle der Genugthuung zu theilen.

Was übrigens die ‚Frankfurter Zeitung' freiwillig unternimmt, das besorgt ihr Wiener Correspondent, Herr Kanner, ex officio. Er übernimmt den Hass seines Bureaus und richtet ihn mit dem ganzen Aufgebot seiner Nüchternheit, mit seiner unsäglich dürftigen Polemik, für die ‚Zeit' ein. Zu solchem Treiben schweigen andere »Unabhängige«, deren Blatt Harden durch einen Vortrag als Erster und nachdrücklich in den Abonenntensattel geholfen. Dies alles vollzieht sich zu einer Zeit, da dem Herausgeber der ‚Zukunft' auf Weichselmünde die Bewunderung der Initiative Wilhelms II. beigebracht wird. Herr Mamroth und seine Wiener Anhänger haben jetzt noch etwa fünf Monate Zeit, darüber nachzudenken, wem unter ihnen Harden, sobald er freien Fußes, den ersten Tritt versetzen wird.

* * *

Die Serie der Robert-Nekrologe hat Herr Bahr in seiner Weise vervollständigt. Er behauptet am 3. Juni in der ‚Zeit', dass »vom Munde Roberts ein schwerer zorniger Schmerz herabhieng«; jedoch schon wenige Zeilen später will er »schwarze Bäche« entdeckt haben, die »von Roberts Munde rannen«. Und da soll sich der Leser auskennen! Herrn Bahr scheint die Freude über seinen bevorstehenden Eintritt in den Redactionsverband des ‚Neuen Wiener Tagblatt' ganz confus gemacht zu haben.

* * *

Unter den von ihrer Administration redigierten Tagesblättern hat jüngst bezüglich eines Vorfalls lebhafte Uneinigkeit geherrscht. Die einen ließen sich aus einem nahen Curort die Explosion eines Benzin-Automobils berichten, bezeichneten genau den Lenker des Gefährtes und wussten zu melden, dass er schwere Verletzungen erlitten, sein Kind den Tod gefunden habe. Ort, Zeit und Name, alles war peinlich angegeben. Andere schrieben anders. Sie bestritten den Unfall hartnäckig und versicherten die Oeffentlichkeit, das Ganze sei auf ein falsches Gerücht zurückzuführen.

Geübte Leser, die sich von den Ereignissen nicht so sehr erschüttern lassen, dass sie sie nicht auf ihren Zusammenhang mit dem Inseratentheile der Wiener Blätter zu prüfen imstande wären, wollen herausgefunden haben, dass jene Zeitungen, die den traurigen Unglücksfall vorne dementierten, im Inseratentheile umso beredter die Vorzüge der Erzeugnisse einer Benzinmotorenfabrik anpriesen. So erfährt man, dass selbst alles Unglück in der Welt respectvoll vor der sechsmal gespaltenen Nonpareillezeile halt macht. Das Schulbeispiel einer tragischen Ironie wäre es dann, wenn gleich neben einer Annonce der Automobilfabrik ein Partezettel stünde. Die dazwischenliegende Localnotiz muss sich der Leser hinzudenken. Ist nicht der Inserent genug geschädigt, wenn das Blatt in einem Dementi auch nur auf die Möglichkeit eines Automobilunfalls aufmerksam macht? Das Publicum, das ein Interesse daran hat, sich über ein Verkehrsmittel, das bald die Sicherheit unseres Straßenlebens bedrohen wird, auf das genaueste zu informieren, und die Zeitung, die ein Interesse daran hat, in diesem Falle möglichst schlecht informiert zu sein, sie können einander nicht verstehen. Ob Vater und Kind leben, ob sie, die in einigen Blättern namentlich angeführt waren, überhaupt nie existiert haben, wer weiß es? Eine Erklärung seitens der Verwandten der angeblich Verunglückten erfolgt nicht, und die Blätter, welche die Nachricht gebracht, unterlassen es, den Ursprung zu bezeichnen oder den Correspondenten zur Verantwortung zu ziehen. Die anderen versichern, dass in der besten aller Welten auch ein Benzinmotor noch nie explodiert sei, und entschädigen im übrigen durch den diesmal besonders reichhaltigen Inseratentheil. Wenn sie aber betheuern, dass »von einem solchen Unfall weder der dortigen Polizei noch einer andern Behörde etwas bekannt« sei, so sollten sie offenherzig doch auch die Bemerkung beifügen: »Nähere Auskünfte ertheilt die Administration.«

* *
*

Lapidares aus der Neuen Freien Presse. Der Economist vom 30. Mai beginnt mit den Worten: »Unter ungewöhnlich starker Betheiligung wurde heute die Generalversammlung der Südbahn abgehalten.« — — —

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Frl. Niemand. Sie fürchten, dass ich nicht imstande sein werde, den Strom der »sachlich anregenden« Anonymen einzudämmen. Mit dem Papierkorb drohen ist erstens veraltet, und zweitens habe ich keinen. Im übrigen vergessen Sie, dass ich nicht bei jedem Briefe so lange genießend verweile, wie bei den Ihren . . . . Die Einsendung hat mich erfreut, die beigeschlossene Bitte verstimmt. Also dünkt Ihnen bereits Ihr Incognito unsicher? Ist es denn nicht genug, dass ich nicht weiß, wer die Verfasserin ist, und wollen Sie am Ende vor sich selbst versteckt bleiben? Gewiss, es hätte unabsehbare Folgen, wenn Sie einmal Ihr Pseudonym im Schlafe verriethen; aber eine andere Signatur ist vor Ihren Träumen nicht minder unsicher.

Käthe K. Das Kleeblatt bedeutet ebensogut wie die Fackel ein einfaches Abtheilungszeichen, keine Unterschrift. Das Fackelzeichen hält verschiedene Rubriken auseinander; das andere wurde (innerhalb einer Rubrik) angewendet, weil drei Sterne nach einem ohnehin mit Sternen besäeten Artikel gestört hätten. Nähere Auskunft verbietet mir Ihre Discretion; sie könnte erst nach Bekanntgabe Ihres vollen Namens und der Gründe Ihres freundlichen Interesses erfolgen.

E. S. E. Eine Antwort auf die gegen den Frauenverein gerichtete Zuschrift in Nr. 4 müsste nicht bloß sentimentale Vorwürfe an meine Adresse, sondern auch Sachliches enthalten. Einer derartigen Entgegnung würde ich jederzeit Raum gewähren. Die allgemeinen österreichischen Frauen haben von meinem Anerbieten bisher keinen Gebrauch gemacht, sich vielmehr auf eine ärmliche Erklärung in ihrem Blatte beschränkt.

Antizion. Besten Dank für Ihre Freundlichkeit! Ich werde vielleicht gelegentlich auf das Thema zurückkommen. Aber ich bedarf nicht erst der Enthüllungen, die eine Gerichtsverhandlung bietet, und der Kenntnis interner Unreinlichkeiten im Zionistenlager, um mir ein Urtheil über das Treiben der »Führer« zu bilden und es zu wiederholen.

Ein Nörgler. 1. Der Satzbau war einwandfrei. — 2. »bloß« wird nach dem Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung bloß mit ß geschrieben. Dies gilt für beide Bedeutungen. Sollten Sie zu bequem sein, um das Büchlein zur Hand zu nehmen, so mag Ihnen eine kurze Ueberlegung sagen, dass »bloß« auch dort,

wo es die Stelle des »nur« vertritt, den ursprünglichen Sinn des »nackt« bloß adverbial verändert hat, und Sie werden sich in Zukunft müßige Recriminationen versagen. Ich weiß ganz gut, dass meine lieben Feinde auf der orthographischen Lauer liegen; aber in sechs Heften, die ich schrieb, haben sie bisher nichts zu erschnappen vermocht.

M. B. »Trotz« wird richtig mit dem Dativ verbunden. Die genetivische Anwendung ist eine ehrwürdige Schlamperei des Sprachgebrauchs, der aber logischerweise auch »trotzdessen«, statt »trotzdem« sagen müsste.

Victor K. Besten Dank! Aber ich kann doch nicht alles auf einmal besorgen.

D. H. G. Leider nicht möglich, aber gut genug, um auf weiteres neugierig zu machen.

Ing. J. W. Welche »unabhängige Presse« meinen Sie eigentlich? Besten Gruß!

F. P. (Chiffre für P. E.). Ganz hübsch. Das Thema soll gelegentlich eine durchgreifende Behandlung erfahren; dann wird auch Ihre Anregung benützt werden. Weitere Einsendungen erwarte ich gerne.

Eifriger Leser. Sie beklagen sich, dass nach dem Morgenblatte vom Pfingstsonntag die nächste Nummer der Wiener Tagesblätter »erst« am dritten Tage Nachmittag erschienen sei. Sonderbarer Schwärmer!

„Ein Narr, weil Abonnent der Neuen Freien Presse." Sie klagen, dass Ihr Leibblatt seinen Roman nicht in täglichen Portionen bringe und dass kein Leser imstande sei, »diese zerfleischten Theile und zerstreuten Gebeine zu einem Ganzen zu sammeln«. Gerne gebe ich Ihrer Beschwerde an dieser Stelle Raum, verweise sie aber im übrigen auf die Antwort, die ich dem vorstehenden »eifrigen Leser« ertheilt habe.

A. R., Wien, II., Am Tabor. Sie und zahlreiche andere »Abonnenten der Neuen Freien Presse« bitten mich um Aufnahme von Beschwerden über die Haltung des Blattes. Diese Zuschriften sind, wo sie, wie in Ihrem Falle, die Zeichnung des vollen Namens nicht scheuen, Beweise einer wahrhaft erfreulichen Verminderung des Autoritätsglaubens, der heute noch die einzige Existenzbedingung der Neuen Freien Presse bildet. Sie wagen es, dem Blatte »Rücksichtslosigkeit gegen seine Leser« vorzuwerfen, und sind bereit, dies ohne Incognito selbst in der »Fackel« zu wagen. Ihre Zuschrift nun ließe ich gerne erscheinen, wenn sie nicht meine eigene Sache beträfe. Ich will nicht annehmen, dass Ihre und anderer Leute Unzufriedenheit erst durch die bornierte Haltung des Blattes in meiner Affaire geweckt wurde. Sie haben ja ganz recht, wenn Sie der Meinung sind, es sei »für das Recht des Abonnenten völlig irrelevant, dass Einer der an einer öffentlichen Angelegenheit Betheiligten zufällig derjenige ist, welcher die Neue Freie Presse aus Ueberzeugung

bekämpft«. Zutreffend ist auch Ihre Constatierung, dass das Blatt keine »Gerichtsverhandlung, in der ein Einspännerkutscher wegen Schnellfahrens zum soundsovieltenmale verurtheilt wurde«, den Lesern vorenthält. Sie können jedoch versichert sein, dass die Neue Freie Presse solche Ereignisse, nicht weil sie allgemein interessieren, berichtet, sondern lediglich aus dem Grunde, weil sie bisher nichts davon erfahren hat, dass die schnellfahrenden Einspännerkutscher ihre politischen Verächter seien . . . . Im übrigen gibt es für Abonnenten der Neuen Freien Presse ein wirksameres Mittel, ihre Unzufriedenheit geltend zu machen, als Zuschriften an meine Adresse.

Dr. National. / *Sufficit.* } Vielen Dank. Aehnliche Mittheilungen jederzeit erwünscht.

M. H. S., Floridsdorf, L. Etinsaur (?), R., J. St . . . . . r, Wien XVI., Renée (ich glaube Sie zu kennen), *Graf G. in Brixen, Alois M. in Steyr, „Eine müde Seele“, Sigbert E. z. Zt. Baden.* Dank und Gruß!

Melanie F. Die Neue Freie Presse konnte doch nicht den Ueberfall auf Loubet todtschweigen!?

C. H. H. Besten Dank für die Anregung!

Richard Sch., Crescenzago bei Mailand. Nach Ihrem ersten Brief dachte ich: errare humanum est. Nach Ihrem zweiten: turpe in errore perseverare. Nach Ihrem dritten habe ich verziehen und grüße Sie herzlichst.

Ein Jünger Themis'. Kommt alles an die Reihe! Für nähere Information sehr verbunden.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Nr. 8 Wien, Mitte Juni 1899



DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monate im Umfange von 16–24 Seiten.

Einzelne Nummern sind in den meisten **Tabaktrafiken** und allen **Buchhandlungen** erhältlich.

Abonnementspreis bis Ende December 1899

mit portofreier Zustellung:

für Österreich-Ungarn . . . . **fl. 2.25**
für das Deutsche Reich . . . . **M. 4.50**
für die Länder des Weltpostvereines . . . . **M. 5.25**

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 10 kr. = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der »Fackel«:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:
Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der **»Fackel«** und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: 1/1 Seite fl. 35.–, 1/2 Seite fl. 18.–, 1/4 Seite fl. 10.–. Bei grösseren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

DIE FACKEL

NR. 8 WIEN, MITTE JUNI 1899

UNIVERSITÄTSBUMMEL.

Als der Herausgeber der ,Fackel' sich anfangs Mai allein auf den Universitätsbummel begab, da ahnte er nicht, welch stattliche Corona sich alsbald um ihn sammeln werde. Studenten, Doctoren und unverkennbar auch Herren, die eine Stunde vorher dem lieben Collegen zu den »grundlosen und unerhörten Angriffen« condoliert hatten, überschütteten den Herausgeber mit Beiträgen zum Capitel der Protectionswirtschaft und des Cliquenwesens an der Wiener Universität. »Reißt die Thore auf!« Es war, wie wenn dieses große Wort aus der Fichtegasse zum Motto im Feldzuge gegen die akademische Misswirtschaft geworden wäre .... Der Herausgeber hatte, man darf ihm dies glauben, nicht geringe Mühe, das eingelaufene Material zu sichten und zu prüfen. Zunächst das medicinische. Denn er hält vorerst an der Aufgabe fest, zu zeigen, wie das Ansehen der vormals glänzenden Wiener Schule durch die beispiellosen Missstände herabgemindert wurde.

Die Wenigsten, die den Muth hatten, Angaben zu machen, bekannten in den Zuschriften ihre Namen. Da blieb nichts übrig, als fallweise nachzuforschen, was richtig, was falsch sei, und statt Erleichterung erfuhr der Herausgeber durch die freiwilligen Helfer nur Erschwerung in seinem akademischen Augiasamte. Wer ihn kennt, der wird wissen, dass er seinen Stolz nicht darin findet, ein fixer Rechercheur zu sein, wie ihn die Chefredacteure der Wiener Tagesblätter sich als schwer

zu erreichendes Ideal eines Redactionskuli wünschen. Ja, wo sind die großen Zeiten der großen Reporter! Wo sind die Zeiten, da ein Wiener Journalist den Eröffnungsact der Wiener Weltausstellung in seiner Weise festlich begieng, indem er einen der weißen Ordnerstäbe an sich nahm, um dann unentwegt Sr. Majestät beim Eröffnungsgange voranzuschreiten. Die »Findigkeit« desselben Reporters, der bei einem andern traurigen Anlasse sich den Bratenrock eines Provinzbürgermeisters anzog und mit einem Kranze zu einer »höchsten Leiche« gieng, um dort weinend das duftige Blumengewinde niederzulegen und so nebenbei zu erfahren, welches die letzten, letzten Worte Ihrer kaiserlichen Hoheit gewesen, diese »Findigkeit« hat in beiden Fällen dem Blatte »Originalberichte« eingebracht, die sich sehen lassen konnten.

Nun denke man, dass dem Herausgeber der ‚Fackel' dieser von Detectivelist nicht mehr entfernte Spürsinn ganz und gar abgeht. Und vollends glaubte er, die undankbare Aufgabe, Familienzusammenhängen nachzuspüren, nicht selbst übernehmen, sondern geschulteren Kräften überlassen zu sollen. Zwar, wo Protectionstreiben und Gevatterschaften aufgedeckt werden, wo also gerade die »Familie« den Ursitz allen Uebels darstellt, scheint mir der vielberufene »Eingriff ins Privatleben« eine höhere ethische Weihe zu erhalten. Dies mögen sich die heuchlerischen Vertheidiger der Privatlebenslüge gesagt sein lassen, die, wo sich unablässig ein Betrug an der Oeffentlichkeit vollzieht, die zärtlichen Gefühle eines Vaters für seinen Sohn respectieren möchten. Ihnen freilich ist es bequemer, allerorten ein Sacrosanctum aufzustellen und in schadenfroher Erwartung dann zuzuschauen, wie sich hier und dort — dem Muthigern zuleide — Heiligthümer in Wespennester wandeln. Dennoch war auch er, der sich bedenkenlos auf den Universitätsbummel begab, von der herkömmlichen Scheu vor den fatalen »Familiensachen« nicht völlig freizusprechen. Er hatte den Begriff redlich erweitert und — wollte

dennoch nicht intimer werden, als zur Feststellung der Wahrheit unumgänglich nothwendig erschien. Peinlichere Gewissenhaftigkeit in der Controle des zugetragenen Materials wäre ihm gewiss wieder zum Vorwurf gemacht worden, und überdies hätte er eine telephonische Anfrage bei den Herren Professoren, welchen Sohn, Neffen oder Schwiegersohn sie wohl in der letzten Zeit protegiert haben, nicht einmal als das zur Erforschung der Wahrheit geeignete Mittel ansehen können.

Diese Reserve einerseits, anderseits die an der medicinischen Facultät schon zur suggestiven Selbstverständlichkeit gewordene Annahme, dass jeder Assistent und Docent, der den Namen eines Hofrathes von der gleichen oder einer nahen Facultät trägt, auch dessen ehelicher Sohn ist, hat nun im letzten »Universitätsbummel« zur Aufstellung von zwei thatsächlich nicht begründeten Paternitäten geführt. So sei denn constatiert, dass der frühere Assistent an der II. Augenklinik Herr Dr. Karl Heinzel nicht der Sohn, sondern ein Neffe, des Hofrathes und Philologieprofessors Dr. Richard Heinzel*) ist, den übrigens sein vornehm wissenschaftliches Wirken dem Verdachte bewusster Machenschaften entrückt. Was den Privatdocenten und Assistenten am histologischen Institut Dr. Hans Rabl anlangt, so ist zu bemerken, dass er nicht der Sohn des Prager Universitätsprofessors gleichen Namens ist, dass sich aber all die freundlichen Berichtiger, die meine doch kaum böswillige Aufstellung in Harnisch brachte, noch nicht darüber geeinigt zu haben scheinen, ob und in welchem Verwandtschaftsgrade beide Gelehrten zusammenhängen. In der Familiensache Halban hinwiederum sei eine Version verzeichnet, die dem bekannten Krakauer Gelehrten, der schon im Jahre 1869 gerichtliche Medicin docierte,

---

*) Herr Prof. Dr. Richard Heinzel macht mich in einer Zuschrift auf den Irrthum aufmerksam und ehrt mich dabei durch die objective Anerkennung, dass ich in meinem »Universitätsbummel« »in der That auf eine wunde Stelle des Universitätslebens den Finger gelegt habe.« Anm. d. H.

die Einflusspriorität vor dem Sectionschef zuschreibt, und mit Bezug auf den Schwiegersohn des Hofrathes Dr. Chrobak, Dr. Regnier, bringe ich gerne zur Kenntnis, dass er zuerst Assistent an der geburtshilflichen Klinik seines späteren Schwiegervaters war und erst nach dem Scheiden von der Klinik dessen Verwandter wurde.

Die soeben veröffentlichten medicinischen Personalnachrichten werden hoffentlich von den jüngeren Generationen Braun, Schrötter etc. nicht als Wink verstanden werden, die Väter zu verleugnen. Wenn schon ein Vater gleich dem grimmen Saturn seinen eigenen Sohn verschlungen hat, wenn Minister gehen, Minister kommen mussten, damit die Bestellung des eigenen Sohnes zum eigenen klinischen Assistenten Thatsache werde, dann soll das Ereignis oft und laut verkündet werden. Glaubt aber der Sohn und Erbe, dass er selbst etwas bedeute, dass er nur ein Opfer der Protection seines mächtigen Vaters sei, dann steht es ihm ja frei, die väterliche Klinik zu verlassen. Man hat viel darüber nachgedacht, wie Hofrath Schrötter die ordnungs- und verordnungswidrige Ernennung seines Sohnes zum Assistenten erreicht habe. Die Sache ist sehr einfach, wenn man nur die vielberufenen verwandtschaftlichen Zusammenhänge vom Krankenhaus bis zum Minoritenplatz weiterverfolgt. Der verstorbene Phytopaläontolog und Professor der Botanik in Graz Constantin Freih. v. Ettingshausen war mit Pauline Schrötter v. Kristelli, des Hofrathes Schrötter Schwester, verheiratet. Der Ehe sind mehrere Kinder entsprossen, von denen Johanna Freiin v. Ettingshausen, geboren den 30. März 1854, am 7. Juli 1881 Normand Mac Leod of Mac Leod, Herrn auf Dunvergan-Castle in Schottland heiratete. Nach dem Tode des schottischen Edelmanns blieb Johanna Witwe, bis sie am 7. November 1897 den damaligen — durch seine verständnisvolle Förderung des österreichischen Kunstlebens mit Recht gerühmten — Sectionschef im Unterrichtsministerium Vincenz Grafen Baillet-Latour ehelichte. Anfangs December desselben Jahres

war Graf Latour, der Gemahl der Nichte des Hofrathes Schrötter, — Unterrichtsminister im Cabinet Gautsch. Hofrath Schrötter war mit einem Schlage dem Manne verschwägert, der, wenn auch nur für einige Monate, die Geschicke der österreichischen Universitäten zu leiten und über alle Besetzungsangelegenheiten zu entscheiden hatte ....

Von einigen Begleitern auf dem Universitätsbummel ist dem Herausgeber der Einwand gemacht worden, dass ein tüchtiger Vater auch einen tüchtigen Sohn haben dürfe, ja haben könne. Wer den ersten akademischen Aufsatz in diesem Blatte aufmerksam gelesen, der muss zugeben, dass sich der Verfasser diesen Einwand selbst entgegenhielt. Er meinte damals, dass der »Judaskuss der Protection« solchem unter anderen Umständen hochachtungswerten Nachwuchs wie ein Brandmal anhafte für die ganze Laufbahn. Es gibt einsichtige Väter an der Facultät, die dies fühlen. Hofrath Kaposi hat einen strebsamen Sohn Hermann, der derzeit Doctor der Medicin und Assistent an der chirurgischen Klinik Czernys in Heidelberg ist. Für das, was hier bezweckt wird, ist nicht ausschlaggebend, ob der junge Schrötter, der übrigens vor kurzem eine in Fachkreisen ernst genommene Arbeit über die Bergkrankheit veröffentlicht hat, seine Wiener Stellung ausfüllt. Wir haben hier bloß danach zu fragen, ob nicht noch würdigere, das heißt wissenskräftigere Bewerber um die Assistentenstelle da waren und die menschlich nur begreifliche Voreingenommenheit des Vaters eines Tages für den eigenen Sohn entschieden hat. Für solch subjectives Verfahren ist aber eine Klinik, die den Ruhm der Facultät und den Ruhm der Universität über In- und Ausland verbreiten soll, nicht der passende Ort. Dass die Fähigsten die Facultät verlassen müssen, weil sie zufällig keinen Hofrath oder Professor zum Vater oder Onkel haben, ist ein beschämendes, immer und immer wiederkehrendes Schauspiel, welches die Unbill und Schädlichkeit des herrschenden Systems aller Welt und

nicht zuletzt dem schadenfrohen Ausland offenbart. Wo ist, um von Vielen nur Einen zu nennen, der Doctor K. Koller, der im Jahre 1884 an der Wiener medicinischen Facultät das Cocaïn für die Augenheilkunde einführte und damit eine neue Aera dieses Heilzweiges inaugurierte? Wenn er nicht Assistent und Privatdocent für Augenheilkunde wurde, so kann dies nur so zu erklären sein, dass ihm nicht Bessere, aber Besserprotegierte die Stelle raubten. Unseres Wissens hat nach Koller keiner der jüngeren Herren, die sich im Allgemeinen Krankenhause mit Augenheilkunde beschäftigen, eine medicinische Errungenschaft von gleicher Bedeutung wie die Cocaïnisierung des Auges aufzuweisen gehabt. Und doch sind so viele Assistenten und Privatdocenten, manche sogar schon Professoren geworden. Es gibt derzeit wohl keinen rationellen Augenarzt auf der Welt, der sich nicht des Cocaïns bediente, das eingreifende Augenoperationen für den Operateur leichter, für den Patienten schmerzloser macht als etwa die Extraction eines Zahnes. Die Staaroperation, die neulich an dem greisen Gruscha, natürlich mit Cocaïn, vorgenommen und von der so viel in unseren willfährigen Zeitungen geredet wurde, ist ein Eingriff, den jeder Mediciner bei der Prüfung vollkommen beherrschen muss, wenn er vor dem Prüfer bestehen soll. Und Dr. K. Koller, dem eine schon jedem Praktiker geläufige Neuerung zu verdanken ist, hat es an der Wiener medicinischen Facultät nicht einmal zum Assistenten gebracht. Er musste Wien verlassen, während Andere, die mit leichterem wissenschaftlichen Gepäck versehen waren, auf der akademischen Himmelsleiter immer höher stiegen . . .

Ihn wie manche Andere haben die glücklicheren Protectionskinder — wie träge Reptilien bedürfen sie der Sonne, um vorwärtszukommen — auf dem Gewissen. Er ist ein Typus, und seine Geschichte ist nur eines der vielen Capitel in der Leidensgeschichte der Wiener medicinischen Facultät . . . . Dass sie von der Höhe

ihres einstigen Ansehens herabgezogen ward, dafür bietet gerade ein dieser Tage vorgekommener Fall, an sich kein Ereignis, eine vielsagende Illustration. Der Tochter des Erzherzogs Karl Stephan muss eine Lymphdrüse herausgenommen werden — eine Operation, die jeder praktische Arzt hundertmal macht. Erzherzog Karl Stephan begibt sich, damit das Große geschehe, mit seiner Tochter — nach Berlin. Welchen Eindruck muss dies in der Stadt hervorrufen, die zur Zeit der Skoda, Rokitansky, Hyrtl, Brücke und Billroth noch ein medicinischer Vorort Wiens war und mit Verehrung zu unserer alles beherrschenden Facultät emporschaute! O quae mutatio rerum!



Die Ausgleichsschlacht ist geschlagen; wie üblich, lassen beide Theile das Tedeum anstimmen. Das Eljen, das den Szell und Kossuth gilt, wird von den Hochrufen derer, die an Thun, Kaizl und Dipauli glauben, übertönt. Nur ein wesentlicher Unterschied: in Ungarn jubelt die Opposition mit, bei uns wüthet sie.

Noch ist kein Monat vergangen, seit die Blätter der österreichischen Opposition den ungarischen Ministerpräsidenten als den Garanten der österreichischen Verfassung priesen. Der Scharfsinn des Taktikers, der von der Redactionsstube der ‚Zeit' die Politik dieser Reichshälfte zu dirigieren wähnt, hatte herausgebracht, dass die Szell'sche Formel eine Prämie auf die Verfassung Cisleithaniens bedeute, während sie auf die Anwendung des § 14 die schwersten Strafen setze. Die Anderen beteten es nach. Dann kommt Szell nach Wien, brüskiert den Grafen Thun, conferiert mit dem Staatskuppler Chlumecky, und die Zeitungsenten vom Sturz des diesseitigen Ministeriums flattern lustig auf. Als Herr Kanner

sich am 1. Juni hinsetzte, um sein Wochenpensum an Humorlosigkeit zu leisten, mag er besorgt haben, dass sein mörderischer Witz von den »Thunheiten«, am 3. Juni erschienen, eine schon todte Regierung treffen werde. Die ‚Neue Freie Presse' wusste bereits Näheres über die Unglücklichen, die die Erbschaft Thun-Kaizl anzutreten haben würden, und die Reichsraths-abgeordneten packten die Koffer, um nach Wien zu fahren, wo jeden Tag der Reichsrath zusammentreten musste. Plötzlich wechselt die Scenerie. Herr v. Chlumecky verreist in Geschäften, Thun und Szell verhandeln, der Ausgleich mit dem Nothverordnungsparagraphen wird perfect; alle Betheiligten werden hohe Auszeichnungen erhalten: der Demokrat Kaizl kommt in das Verzeichnis der freiherrlichen Familien und wird bald zu lebenslänglichem Herrenhaus begnadigt werden ....

Was ist da vorgegangen? Die Deutschen sind aus den Wolken gefallen. Die ‚Bohemia' weiß zwar nichts, meint aber: »Wenn die Geheimgeschichte der letzten Wochen jetzt schon geschrieben werden könnte, würde die Oeffentlichkeit mit Staunen vernehmen, wie es kam, dass Herr v. Szell, anstatt das Ministerium Thun-Kaizl zu stürzen, der Retter dieses Cabinets wurde.« Nun, diese Geheimgeschichte hat Herr v. Szell ganz ausführlich im ungarischen Parlament allen denen erzählt, die den Inhalt seines Pactes mit der Opposition so rasch vergessen hatten. Dieser Pact besagte erstens, dass das Ministerium Szell den Inhalt des Banffy-Badeni'schen Ausgleichs intact erhalten müsse, zweitens dass, falls Ungarn wegen der gestörten Verfassung Oesterreichs sich auf sein Selbstbestimmungsrecht zurückziehen müsste, der Endtermin der selbständigen Verfügungen über die Zoll- und Handelsgemeinsamkeit mit dem Ablauftermin der Handelsverträge übereinstimmen solle.

Wenn nun Herr v. Szell in Wien festgestellt hatte — und darüber muss er von Herrn v. Chlumecky unzweideutig belehrt worden sein —, dass der Sturz

des Ministeriums Thun, die Berufung einer deutschen Regierung und die Einberufung des Parlaments den Banffy-Badeni'schen Ausgleich nicht nur nicht sichern, dass vielmehr der Reichsrath unzweifelhaft den Ausgleich verwerfen würde, so kam diese Combination für ihn überhaupt nicht mehr in Betracht, und er hatte sich mit Thun und Kaizl auseinanderzusetzen. Dem stellten sich aber bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Sie lagen nicht, wie die Börsenpresse aller Parteien unermüdlich betheuerte, in den verschiedenen Terminen des Bankprivilegiums und des Zoll- und Handelsbündnisses; daran hatte man beim Abschluss des Pactes zwischen Szell und der ungarischen Opposition einfach nicht gedacht, und die Discrepanz war leicht zu beseitigen. Die allzeit willfährigen Generalräthe der Bank hätten schließlich selbst ein Privileg bis 1904 nach einigem Feilschen angenommen. Aber in diesem Punkte der Szell'schen Formel war die unzweideutige Absicht Ungarns ausgesprochen, im Jahre 1904 die Zolltrennung entweder thatsächlich zu vollziehen oder durch die Drohung mit ihr eine gefährliche Pression auf die Neugestaltung der Handelsverträge auszuüben. Wenn die österreichischen Minister sich schon dazu verstanden, den schlechten Ausgleich Oesterreich aufzuzwingen, so schien es doch unmöglich, dass sie mit dem § 14 den Staat auch für die Zukunft binden würden.

Wie nun alles gekommen ist: dass die Concessionen, die der ungarische Minister seinen österreichischen Collegen gemacht hat, nur eine ärmliche Hülle bedeuten, die hässliche Blößen bedeckt; dass der Termin 1903 unverändert feststeht; dass der neue autonome Zolltarif, der »die landwirtschaftlichen und industriellen Interessen beider Staaten« schützen soll, in Wahrheit bloß ungarische Interessen schützen kann, da Ungarn entscheiden wird, was beiden Staaten frommt; dass wir im Jahre 1903 beim Abschluss des definitiven Zoll- und Handelsbündnisses und bei den neuen Handelsverträgen mit dem Ausland die schwersten Verluste

erleiden dürften — —, das werden die oppositionellen Tagesblätter, vor allem der Economist der ‚Neuen Freien Presse', dem jetzt keine officiösen Nebel den Blick trüben, gewiss richtig darlegen. Uns bleibt noch eine Frage: Ist also Graf Thun von Szell dupiert worden, hat Dr. Kaizl die Tragweite von Bestimmungen nicht verstanden, die jeder flüchtig mit den Dingen Vertraute beim ersten Lesen erfasst? Ich erlaube mir, daran nicht zu glauben; ich glaube überhaupt nicht an den obersten politischen Grundsatz des Herrn Kanner und vieler anderer »Unabhängiger«, der da lautet: Wem Gott ein Amt gibt, dem nimmt er den Verstand. Und so bleibt mir nur eine Erklärung des Vorgehens der österreichischen Minister: sie haben sich, wie alle ihre Vorgänger, nicht als die verantwortlichen Hüter dieses Staates, sondern als treue Diener ihres Herrn gefühlt, der nicht nur Kaiser von Oesterreich, sondern auch König von Ungarn ist. Es ist selbstverständlich, dass dem Herzen des Monarchen die gesammtstaatlichen Interessen, der Einheits- und Großmachtsgedanke des Reiches näher als alle anderen Gedanken liegen. Es ist ebenso selbstverständlich, dass der Monarch sich nicht zwingen lassen kann, für oder gegen eine Reichshälfte zu entscheiden. Aber minder selbstverständlich ist es, dass es immer bloß die österreichischen Minister sind, die dafür ein so feines Verständnis zeigen, und seltsam, dass sie dieses Verständnis bethätigen, indem sie die schwere Last auf ihre Schultern nehmen, statt sie jenen zu überlassen, die sie von rechtswegen tragen müssten — den erwählten Mandataren des Volkes.

* * *

Wenn sich die Socialdemokratie mit dem »freisinnigen Bürgerthum« verbündet, übernimmt dieses freiwillig das Amt des Regierungsvertreters.

In sechsundfünfzig Protestversammlungen der Arbeiter wurde jüngst eine Resolution gegen die Lueger'sche Wahlreform angenommen, die »im Interesse

der Weiterverbreitung durch die liberalen Blätter« maßvoller gehalten war, als viele Theilnehmer gewünscht hätten. Nach dem Bericht der ‚Neuen Freien Presse' nun muss die Erbitterung der Socialdemokraten eine so große gewesen sein, dass es ihnen an den entscheidenden Stellen der Resolution die Rede verschlagen hat. Wir erfahren da, dass die Arbeiterschaft nicht gesonnen sei, »sich um das Wahlrecht von den christlichsocialen . . . .«, »der vierte Wahlkörper sei erfunden, nicht um den Arbeitern das Wahlrecht zu geben, sondern um sie darum zu . . . .«, und »die fünfjährige Sesshaftigkeit zur Bedingung des Wahlrechtes zu machen, sei eine . . . .«

Ein Blick in andere Blätter belehrt uns nun, dass erfreulicherweise nicht der Arbeiterschaft, sondern der ‚Neuen Freien Presse' das Wort in der Kehle stecken geblieben ist. Das Blatt ist kürzlich vom Staatsanwalt ob seiner Bravheit ausdrücklich belobt worden und revanchiert sich jetzt, indem es ihm ganz einfach einen Theil seiner Agenden abnimmt und einen Versammlungsbericht stellenweise confisciert. Dieses ausnahmsweise objective Verfahren der ‚Neuen Freien Presse' wird von den Lesern des Blattes wohl entsprechend gewürdigt werden. Mögen sie in sechsundfünfzig Versammlungen folgende Resolution beschließen: »Wir sind nicht gesonnen, uns um eine wahrheitsgetreue Berichterstattung von den liberalen . . . ., die ‚Neue Freie Presse' ist dazu da, um uns alle wichtigen Vorkommnisse zu melden, nicht, um uns darum zu . . . ., und einzelne Stellen willkürlich unterschlagen, ist eine . . . .«

* * *

Aus dem Handelsministerium.

Thatsache 1: Dr. Baernreither hat als Handelsminister ein »K. k. Arbeitsstatistisches Amt« errichtet, damit dieses jene arbeitsstatistischen Daten erhebe und verarbeite, deren die wirtschaftliche und socialpolitische »Gesetzgebung« möglicherweise bedürfte. Zur Unterstützung dieses Amtes dient ein Beirath, be-

stehend aus drei Curien: Unternehmern — Arbeitern — unparteiischen Sachkennern. (Vgl. ‚Wiener Zeitung' vom 27. Juli 1898.)

Thatsache 2: Man weiß allgemein, dass die knorrigsten Fabrikanten Oesterreichs, denen Selbstbewusstsein und Unbeugsamkeit eigen ist und die von den Arbeitern am heftigsten bekämpft werden, in Reichenberg hausen. Ihren ständigen Ausschuss bildet die Reichenberger Handelskammer.

Thatsache 3: Obzwar »dermalen alle Gesetzgebung ruht«, ist der arbeitsstatistische Beirath, der in seinem ersten Lebensjahr noch nicht recht zu sprechen vermochte, verstärkt worden. (‚Wiener Zeitung', 9. Juni 1899.) Nach dem officiellen Status hat nun die Reichenberger Kammer diese neue socialpolitische Behörde wie folgt besetzt:

ihr gewesener Concipist Dr. Heinrich Bach ist Vorstandstellvertreter des Arbeitsstatistischen Amtes,

ihr gewesener Secretär Dr. Hallwich ist Unternehmervertreter im Beirath, desgleichen ihr Rath Wilhelm Riedel und der von ihr vorgeschlagene Aussiger Fabrikant Karl Wolfrum. Neben ihnen wirkt aber auch

in der Curie der unparteiischen Sachkenner Dr. Carus, der jetzige Secretär der Reichenberger Kammer.

Im Beirath sind Hofräthe aus allen Ministerien versammelt, nicht aber Gewerbeinspectoren, deren Lebensaufgabe und Beruf das Studium der Arbeiterverhältnisse ist. Der Central-Gewerbeinspector selbst tritt nur als Ersatzmann eines Hofrathes des Handelsministeriums ein. Wozu auch Beamte jener Art? Versorgt doch die Reichenberger Handelskammer den Beirath. Wenn dank ihrer Fürsorge die »praktische Socialpolitik« jetzt nicht Riesenschritte macht, dann ist wirklich guter Beirath theuer ...

Herr Hofrath Hallwich und kais. Rath Carus, der gewesene und der jetzige Secretär der Reichenberger

Handelskammer, waren in letzter Zeit ungeberdig; die vom weinbauenden Baron versuchte Kaperung der liberalen und industriellen Kreise: die »Exportaction« des Handelsministeriums wurde vornehmlich durch sie zufalle gebracht. Baron Di Pauli hat nun zwar nicht den Industrierath einberufen, um die Exportfrage in das richtige Geleise zu bringen, wohl aber die beiden Widerspenstigen zu — arbeitsstatistischen Beiräthen ernannt. Der Handelsminister hat die an ihm geübte Praxis einfach übertragen; nur dass er nicht gerade Weinbauer, sondern Handelskammersecretäre auf den unrechten Platz stellt.

* * *

Mir gehen unaufhörlich Briefe zu, die über das Treiben des Herausgebers der ‚Sonn- und Montags-Zeitung' in beweglichen Worten Klage führen. Angesichts derartiger Mahnungen und Erinnerungen muss ich rückhaltlos ein Bekenntnis meiner Schwäche ablegen und die Versicherung aussprechen, dass ich mir wohl die Beherztheit eines Augiasstallreinigers, niemals aber das satirische Talent eines Canalräumers zugetraut habe. Es ist ja wahr, ich werde mich früher oder später auch zu diesem hygienischen Amt verstehen müssen; denn allmontäglich kommen die inficierten Ratten der Journalistik aus, und die längs den beiden Ufern des Donaucanals erblühten Culturen sind durch sie von einer argen Gefahr bedroht. Wenn die Piraten des Tages blauen Montag machen, sehen wir Herrn Scharf und seine edlen Mitbetheiligten im vollen Zwielicht der Oeffentlichkeit am Werke, und manchemmann mag die bange Frage aufsteigen, wie lange wir uns noch von einer Plage heimsuchen lassen werden, die in anderen Großstädten höchstens zu sporadischem Auftreten gedeihen konnte.

Die diesjährige Maifeier der Arbeiter hat, weil der 1. Mai zufällig auf einen Montag fiel, uns für eine Woche wenigstens die lästigen Montagsbesucher vom Halse geschafft. Welch angenehme Perspectiven haben

uns doch die feiernden Setzer eröffnet! Glücklicherweise ist nicht alle Tage Montag und leider nicht alle Montag Maifeier. Immerhin wäre es erhebend, wenn die Setzer nicht nur sich, sondern auch uns manchmal Festtage bereiten wollten. Eine solidarische Weigerung, an der technischen Herstellung eines Montagblattes mitzuwirken, müsste geradezu imposant wirken. Gewiss, eine solche Kundgebung würde die von keiner österreichischen Regierung eingeschränkte Erpressfreiheit bedrohen; dennoch wage ich es, so reactionäre Maßregeln in Vorschlag zu bringen.

Man wird einwenden, dass es ja einen österreichischen Ministerpräsidenten gegeben hat, der sich nicht scheute, mit dem Eigenthümer eines berüchtigten Montagblattes in der Rotunde oder beim Derby Arm in Arm zu spazieren. Man vergisst jedoch, dass der Regierung einem Revolverjournalisten gegenüber, der den Pressfonds bloß einmal in der Woche in Anspruch nimmt, eine gewisse Pflicht dankbaren Entgegenkommens obliegt. Wie aber kommt ein rechtschaffener Setzer dazu, soviel Kehricht wöchentlich ans Tageslicht befördern zu helfen? Mindestens sollte in den Officinen der Herren Scharf, Herzog u. s. w. — sträubt sich der Setzer nicht, so sträubt sich die Feder, hier andere Namen noch zu nennen — mit Gesichtsmasken und Handschuhen gearbeitet werden. Es geht nicht an, dass ein Setzer sich bloß die Nase zuhält und dann, halb ohnmächtig schon, die Worte stöhnt: Herr Scharf, geben Sie mir lieber alles das zu setzen, was Sie verschweigen, als diesen einen Artikel!

Arbeiter, die nicht nur auf Reinlichkeit, sondern auch auf guten Geschmack halten, werden z. B. an den allmontäglich erscheinenden »Localzugstudien« nicht mitschuldig sein wollen. Sie werden sich hüten, den Christlichsocialen weiter so in die Hände zu arbeiten. Ist es denn nicht wahr, dass die Massen, welche die Lectüre des ‚Deutschen Volksblatt' dem Antisemitismus entfremdet hat, diesem durch Herrn Scharf mit verstärkter Ueberzeugung wieder in die Arme geführt werden?

Und zeugt es nicht von einem Mangel an Geschäftssinn im christlichsocialen Lager, dass bisher kein Parteimann auf den Gedanken kam, eine Sammlung der »Localzugsstudien« als wohlfeile Agitationsbroschüre herauszugeben? Seit drei Jahrzehnten wirkt nun Alexander Scharf in Handel und Wandel, in Ton und Geberde, in Wort und Schrift als thatkräftiger Helfer der antisemitischen Bewegung und hat sich bis heute die Unzufriedenheit seiner jüdischen Abonnenten nicht zuzuziehen vermocht. Wenn er sich vorne aufdringlich ihrer annimmt, Nothnagels These, dass es keine jüdischen Unarten gibt, in alle Winde mauschelt, und rückwärts eine Eisenbahnunterhaltung zwischen Wien und Baden förmlich für antisemitische Zwecke präpariert, so hat er darum bis heute keinen einzigen Anhänger verloren .... Ich rufe die Setzer zum Widerstand auf, weil ich weiß, dass die Juden auch fernerhin Herrn Scharf als ihren berufenen Sachwalter dulden werden und dass sie sich von ihren Lieblingsschmöcken nicht einmal am Montag zu befreien imstande sind.

* * *

Der politische Phrasenschatz ist längst des Volkes kostbarstes Gut, und die freisinnigen Bürger, die jüngst im Etablissement Ronacher die Reaction durch Langeweile zu verscheuchen suchten, dürfen sich nicht einbilden, dass sie heute noch die ausschließlich privilegierten Pächter parlamentarischer Gemeinplätze sind. Man lese nur einmal den folgenden Appell, der jüngst in einer Versammlung die Zuhörer in flammende Begeisterung versetzt hat: »Es wird noch einmal sehr nothwendig sein, ruhige und besonnene Männer, die treu zu Kaiser und Vaterland halten, im Lande zu haben; die Zeit ist nicht mehr ferne, wo man derselben bedürftig sein wird.« (Stürmischer Beifall.) Ist dies die Sprache der verzweifelnden Deutsch-Oesterreicher, die oft und oft von den linken Bänken des Hauses gegen die heraus-

fordernd bequemen Platzhalter der Ministerbank vernommen ward? .... Da erhob sich ein anderer Redner und rief: »Organisieren Sie sich! Sie werden den Schutzwall gegen jene Elemente bilden müssen, welche das arme Oesterreich zu dem gemacht haben, was es heute leider ist. Also nochmals, organisieren Sie sich! Sie werden nothwendig sein in dem Kampfe, der in kurzer Zeit zu führen sein wird.« (Stürmischer Beifall.) Bei diesen Worten muss man der Obstructionsstürme gedenken, jener unruhvollen Zeiten, da von gereizten Rednern der Opposition die stündlich fortschreitende Slavisierung Oesterreichs constatiert wurde, die »Vergewaltigung« auf der Tagesordnung stand und ieder Zwischenruf einen körperlichen Zusammenstoß der Reichsboten befürchten ließ. — — Aber diesmal hat es sich weder um die Aufhebung der Sprachenzwangsverordnungen, noch um das böhmische Staatsrecht gehandelt, weder um Ministeranklagen, noch um den Staatsstreich. Die citierten Sätze sind nämlich dem Berichte über eine Versammlung entnommen, die die Fiaker- und Einspännerkutscher einberufen hatten, um gegen die Einführung des Taxameters und die häufige Verfügung des Fahrverbotes zu protestieren. Der Fiaker Hawelka nannte das Fahrverbot »eine Strafe, die nicht einmal in den rohesten und dunkelsten Zeiten des Mittelalters vorgekommen ist«, und Herr Himmelmayer versicherte, dass »die Wiener Fiaker ruhige und besonnene Elemente sind«. Nur patriotische Begeisterung vermöchte sie zu einer Taxüberschreitung zu veranlassen, und für den Fall, dass das Vaterland ihrer als eines »Schutzwalls« bedürfte, haben sie sich bereits gerüstet. Schon heute umgibt eine Wagenburg von »Unnumerierten« das Gebäude des Jockeyclubs.

* * *

Das ‚Neue Wiener Tagblatt' berichtete kürzlich über die Eröffnung des Radfahrweges Wien—Bockfließ. Mehr als 600 Radfahrer hätten sich bei dieser Ge-

legenheit eingefunden, »darunter Statthalter Graf Kielmansegg und Landmarschall Baron Gudenus«. Der Präsident des W. B. C. ließ den Statthalter hochleben, »dem die Radfahrerschaft allein Radfahrerrechte und Radfahrerfreiheit verdanke«. Hierauf erwiderte Graf Kielmansegg, und zwar, wie ausdrücklich constatiert werden muss, viel schlagfertiger und vor allem ungleich energischer als auf die Schmähungen, die jüngst im Landtage gegen Richter und Justizbeamte gebraucht wurden. Unter allgemeiner Spannung bestieg sodann, wie das Blatt erzählt, der Statthalter »als der erste seine Maschine« und »zeigte sich als prächtiger Tourenfahrer, der sofort eine gute Pace anschlug«. Doch »ließ sich der Landmarschall nicht spotten, und es gab kleine Spurts, die bald die eine bald die andere Excellenz an die Spitze brachten« — ein Schauspiel, das sich von dem »Spurt« der trägen Indolenz, der dem Grafen und dem Baron noch vor kurzem im Landtag beliebte, überaus angenehm abhob. Der treffliche und für die Interessen seines Standes thätige Bicyclist Kielmansegg hat unter seinem Regime der Freiheit mehrere Gassen eröffnet, wenn ich nicht irre, vor allem die Herrengasse und die Kärnthnerstrasse —, und man kann wohl behaupten, dass er es in der Zeit seiner Amtsthätigkeit bis zum Kunstfahrer gebracht hat. Selbst das in Sportsachen maßgebende ‚Neue Wiener Tagblatt' muss zugeben, dass der Statthalter im Wettfahren »an die Spitze« gelangte. Wer umblättert, findet eine Meldung aus Prag, die sich mit den Nachfolgern des Grafen Thun beschäftigt; in den Kreisen der tschechischen Parteiführer gelte es nämlich als ausgemacht, dass Graf Kielmansegg an die Spitze der — Regierung gelangen werde.



Johann Strauß ist todt, und mit ihm sind die Hoffnungen aller Ruhmesparasiten, die seit zwanzig Jahren sein Notenpult und seine Tafel umschwirrten, ins Grab gesunken. Aus den Trauerkundgebungen und Condolenzen, von denen man in den Tagesblättern lesen konnte, ward es so recht erst klar, welche Einflüsse es gewesen sind, die dem arglosen Verschwender so vieler Glückseligkeit bald die Schwingen lähmten, bald ihn zu Unnatur und später Productivität zwangen, immer vom Boden seiner Volksthümlichkeit wegzogen. Seine Umgebung war durch ihn zu solchem Ansehen gelangt, dass er es der Erhaltung ihres Ruhmes schuldete, im Greisenalter alljährlich einmal seine künstlerische Lebenskraft und die Erinnerung an bessere Tage zu verwüsten. Dem Siebzigjährigen waren die heiteren Genien mühelosen Schaffens längst davongeflogen, und die Inspiration kam jetzt von Lieferanten, die drängend um den Schreibtisch standen, Textbücher von »Jabuka«, »Göttin der Vernunft«, »Fürstin Ninetta« anboten und im Dreivierteltakt zu feilschen begannen. Das sind die »Wiener«, die neulich, wie eine Zeitungsmär wissen wollte, wehklagend das Trauerhaus umstanden. Sie haben bei dieser Gelegenheit gleich die Chancen des »Nachlasses« ausgespäht. Sie brachten Kränze, deren Schleifentext sie vorher den Journalen bekanntgaben; sie giengen hinter dem Sarge und ihre Namen wurden U. A. genannt. Weil aber die undankbare Mitwelt so rasch vergisst, werden sie sich bald nach anderen Verbindungen umsehen müssen. Nur Einer, der »Biograph«, wird seinen Namen noch längere Zeit mit dem Andenken Johann Strauß' verknüpfen. Der Kummer, den er in allen Blättern zur Schau trägt, ist fast so groß wie der, den einst Strauß empfand, als er die ihm gewidmete Monographie zu Gesicht bekam. Der Mann scheint der Ansicht zu sein, dass der Walzerkönig, wie er ohne ihn nicht leben konnte, auch ohne seine gefällige Assistenz nicht sterben kann. Schon zwei Tage nach dem Tode Johann Strauß' überrascht er

die nunmehr ganz auf ihn angewiesenen Wiener mit dem Vorschlage, man solle die Straße, in der der Meister gelebt, gewirkt hatte und belästigt wurde, »Johann Strauß-Gasse« benennen. Solch ein Künstler brauche zwar »keine sichtbaren Erinnerungszeichen«, dennoch möge man nicht säumen und den Wunsch des Biographen erfüllen. Ist doch Johann Strauß zunächst ihm gestorben und dann erst den Buchmachern, Theateragenten und Pokerspielern, die das Parket einer Première bevölkern. Dem Todten noch möchten sie sich als »sichtbare Erinnerungszeichen« aufdrängen ..... Ich aber schlage vor, es möge, wenn Wien schon einmal daran ist, »seine besten Söhne« zu ehren, nicht nur die Igelgasse »Johann Strauß-Gasse«, sondern auch der Kahlenberg fortan »Eisenberg« genannt werden.

* * *

Lapidares aus der ‚Neuen Freien Presse'.

Der Leitartikler meint am 9. Juni, »gleich der Frau am Meere müsse auch eine Regierung es verstehen, schön zu sterben«. Ganz abgesehen davon, dass nicht die Frau am, sondern eigentlich die vom Meere, nicht die Frau vom Meere, sondern eigentlich Hedda Gabler, nicht schön, sondern eigentlich »in Schönheit« stirbt, stirbt sie eigentlich gar nicht in Schönheit, sondern stellt dies nur als eine Art »idealer Forderung« auf und begnügt sich, durch einen einfachen Schuss in die Schläfe, aber ohne »Weinlaub im Haare«, zu sterben. Es ist ja gewiss erhebend, wenn die ‚Neue Freie Presse' an die Regierung und vielleicht nächstens auch an die Bankinstitute nur mehr »ideale Forderungen« im Ibsen'schen Sinne stellt; aber sie ist eben darin noch so ungeübt, dass sie bei dem ersten Versuche gleich viermal fehlgreift. Mit den Betrachtungen über Regierungen und Regierungswechsel scheint die ‚Neue Freie Presse' auch sonst kein Glück zu haben. Im Abendblatt vom 14. Juni klagt sie, dass in Frankreich das neue Ministerium noch immer nicht

zustande gebracht sei, jede Stunde bringe andere Combinationen. Zum Schlusse lässt sie sich zu der schwermüthigen Betheuerung hinreißen, dass »für Ministerkrisen das Wort des französischen Philosophen gelten könne: ‚Alles fließt'.« Abgesehen davon, dass man hier nicht weiß, was eigentlich fließt, galt es bisher so ziemlich als ausgemacht, dass der citierte Ausspruch nicht so sehr einem französischen Philosophen, als eigentlich dem alten Weisen Heraklit zuzuschreiben ist. Die ‚Neue Freie Presse' hätte ja, wenn sie ihn schon durchaus todtschweigen wollte, Heraklit nicht nennen müssen; sie hätte einfach von einem »griechischen Pnilosophen« sprechen können. Aber auch die ältesten Abonnenten werden ihr nicht glauben, dass *πάντα ῥεῖ* — oder um es für die ‚Neue Freie Presse' deutlicher zu machen: panta rei — ein französisches Citat sei. So sehen wir denn von Heraklit bis Ibsen eine Reihe von Regierungen, vergleichbar der Frau am Meere, in dem Alles fließt. Gewiss, Alles fließt und fest steht leider nur, dass sich die ‚Neue Freie Presse' noch immer als die Generalpächterin der Bildung in unserer Mitte aufspielen darf.

*

Die Vermählung in der russischen Botschaft gab der ‚Neuen Freien Presse' Gelegenheit zu einem Berichte, der mit zu den poetischesten Erzeugnissen der neueren Literatur gehört. Was ihn so anmuthig macht, das ist nicht die liebevolle Beschreibung der Toiletten, die uns ja auch schon in Berichten über einen Concordiaball oft und oft erquickt hat; nicht der Hinweis auf die »kühn gebogenen Nasen«, deren sich angeblich die russischen Aristokratinnen erfreuen sollen und die wir eigentlich auch vom Concordiaball her in Erinnerung haben. An der Hand des Dichters betreten wir von Andacht schauernd die Kirche, wo uns sogleich der ganze Zauber einer leuchtenden Scenerie umfängt: Das anziehende, farbenprächtige Bild, die Mysterien eines fremden Cultus, und dies alles umwebt,

von einem eigenthümlichen Reize, der durch das Zusammenwirken fürstlicher Pracht und zudringlichem Reporterthum noch erhöht wird. Auch unser Führer kann sich des mächtigen Eindruckes nicht erwehren. Er sieht die Gestalten poetisch verklärt — — russische Botschaft — Tolstoi — — innige Liebe — »Kitty und Lewin«. Doch wie wird uns? Sollte dieser Vergleich nicht am Ende einer jener Missgriffe sein, die in der ‚Neuen Freien Presse' seit dem Tage, da der Börsenberichterstatter zum Ritt ins alte romantische Land ausholte, und bei jedem Versuch zu einem Citat sich wiederholen? Kitty liebt ja, wenn wir uns recht erinnern, ihren Lewin gar nicht; entschließt sie sich doch zu der Ehe mit dem etwas vierschrötigen, unbeholfenen Landjunker erst nach heftigen seelischen Kämpfen und einem schweren Nervenfieber ... Gewiss, ein Blatt, das jeden Tag in seinem Annoncentheil »Einheiraten« vermitteln muss, mag der poetischeren Verlockung schwer widerstehen. Dass jedoch beim Flimmern der Altarkerzen auch gleich falsch citiert werden muss, ist nicht einzusehen. Aber vielleicht war der Vergleich mit feiner Absicht gewählt, vielleicht wollte die ‚Neue Freie Presse' hinter der aristokratischen Pracht, in deren Beschreibung sie schwelgte, ein nüchternes Schicksal, das an Stelle der Neigung zwei Menschen bindet, ahnen lassen? Unseren quälenden Zweifeln macht sie selbst wenige Tage später in einem Leitartikel, also von bedeutsamer Stelle aus, ein Ende. »Auch ein Prinz und eine Großfürstin können durch Motive, welche nicht in ihren Herzen wurzeln, zusammengethan werden.« Und wenn, wie im andern Falle, die Braut nur eine Gräfin ist, so ist die ‚Neue Freie Presse' gewiss loyal genug, ein Auge zuzudrücken und jene aufschlussreichen Worte, die heute dank ihrer lapidaren Wahrheit schon von Mund zu Munde gehen, auch dort gelten zu lassen. In den höchsten Kreisen Zutritt haben und dabei den tiefsten Problemen menschlicher Erkenntnis nachgrübeln —

dies hat bis heute den Mitarbeitern der ‚Neuen Freien Presse' vor allen anderen Journalisten den Vorrang gesichert.

*

Am letzten Sonntag brachte das Blatt eine Neuerung, die sich vermöge ihrer Zweckmäßigkeit bald in allen Redactionen eingebürgert haben wird. Man lässt die Verwandten eines Todten, die ehedem nur auf dem Partezettel in flüchtigen Worten ihrer Trauer Ausdruck geben durften, von nun an auch die Nekrologe schreiben. Dies ist im Falle Robert namentlich für Herrn Speidel bequem, von dem das Lesepublicum seit vier Wochen vergebens ein Wörtchen über den verstorbenen Freund und Künstler erwartet. Während die anderen Burgtheaterkritiker längst ihr vorschriftsmäßiges Wehmutspensum abgeliefert haben, begnügt er sich, seiner Pietät für den einstigen Tischgenossen bei Grinzinger Weinen die Zügel schießen zu lassen und bestellt die Schwester des Hofschauspielers zu seiner Vertreterin. Es ist ja begreiflich, dass die ‚Neue Freie Presse' in ihrem angeborenen Familiensinn mehr noch der Geschwisterliebe, als dem todten Künstler ein Denkmal setzen will. Kindes- und Elternliebe wird sie in Zukunft nicht besser demonstrieren können, als dass sie dem Frl. Hermine Sonnenthal, sobald ihr Vater wieder in einer Bonvivantrolle auftritt, und Herrn Wittmann anlässlich einer Operettenpremière Weinbergers das Theaterreferat überträgt. »Papa war wieder bezaubernd!« und »Mein Sohn ist unberufen ein Talent!« wird als sachliche Kritik den Leser ebenso fesseln, wie ihn die Erinnerung an einen Todten, niedergeschrieben von der eigenen Schwester, neulich gerührt hat. Robert soll in seiner Jugend einmal ausgerufen haben: »Sieh' Mutter, wenn du befiehlst — denn mein Leben, gehört ja Dir — so öffne ich dieses Fenster und mache meinem Leben ein Ende. Willst Du aber, dass ich lebe, so lass' mich leben für die Kunst.« — — — »Dennoch bangte es dem Mutterherzen für die Zukunft des Sohnes. ‚Weißt

Du auch, Emerich, ob Du Dich durchringen wirst zum echten Künstler, hast Du Dein Talent auch schon von einem berufenen Beurtheiler prüfen lassen?' Da leuchtete es auf in den Augen des Jünglings; es kam wie eine Verklärung über sein Antlitz, als er der Mutter antworten konnte: ‚Lewinsky sagt: ich werde ein Künstler.' ‚Lewinsky? Er selbst hat Dich empfangen, hat Dich geprüft?' ‚Ja, er, der Einzige von allen, bei denen ich vorsprach, er hat mich angehört.' Und abermals wiederholte die Mutter: ‚Lewinsky, der große Darsteller, hat Dich also angehört?' ‚Ja, und er will mich unterrichten und für die Bühne ausbilden.' Da fasste die Mutter den Sohn stolz in ihre Arme.« — — Wie man sieht, spielt in diese rührende Jugendgeschichte auch das Motiv der Mutterliebe hinein. Den erwachsenen Lesern des gefühlvollen Blattes wird eine solche Erinnerung an die im Bannkreise der Nieritz und Hoffmann verlebte Kindheit gewiss willkommen sein.

*

Vor kurzer Zeit starb Professor Hugo Weidel, der hervorragende Chemiker. Von ihm, der sich nie vorgedrängt, wusste das Blatt fast nicht mehr auszusagen, als was eine Localcorrespondenz an Daten herbeigeschafft hatte. Lapidar wie immer blieb sie auch bei dieser Kürze; sie begnügte sich, ihn »den soeben vorzeitig abgerufenen verdienstvollen Universitätslehrer« zu nennen.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Frl. Niemand. Beehre mich Ihnen mitzutheilen, dass ich mich für alle Fälle doch mit einem Papierkorb versehen habe. Ich beginne nämlich Ihre Besorgnisse zu theilen und sehe nicht ein, warum ich mir die »Einrichtungen« anderer Redactionen nicht in jenem einen Punkte wenigstens zum Muster nehmen soll. Es ist einfach erschreckend, bloß anzusehen, was mir die letzten Stürme auf den Schreibtisch gewirbelt haben. Fraglich bleibt jetzt nur, ob nicht am Endc auch der Papierkorb die anonymen Zumuthungen und all den begehrlichen Hochmuth unbeschäftigter Besserwisser verschmähen wird. Dass auch Sie neuestens — treten Sie nie aus Ihrem Versteck hervor! — ein gut Theil des Hasses zu tragen haben, bedeutet für

mich keine Erleichterung. Nothwehr mag es entschuldigen, dass ich zu jener kurzen Erklärung meine Zuflucht genommen, die Sie weiter unten finden werden. Die sachlichen und — ach! — die orthographischen Querulanten werden Augen machen und dem »neuen Curse«, der in einen Papierkorb mündet, fluchen. Dass ich ihnen nicht antworte, ist mein Sommerurlaub.

Lady Mischief in Velden. Besten Dank! Ich antworte im nächsten Hefte.

Abbazia. Ich erinnere mich oft und gerne.

S. E., Baden. Wenn es mir irgendmöglich sein wird. Gruß!

Dr. K. M. Besten Dank. Ich bitte um Ihren Besuch.

J. L. Stellenweise ganz hübsch; bitte, sich bald, mit Namen und Adresse, zu melden.

Jox (?). 1. Sprachgefühl, verstärkt durch die Erwägung, dass es sich hier um eine Ellipse handelt: »Trotz (biete ich) dem . . . . .« In guten Büchern fast ausschließlich, in der Tagesliteratur nie zu finden. 2. Bitte um Einsendung.

Frater Nosocomialis. Sie werden einsehen, dass eine Unterredung rascher zum Ziele führen kann als eine anonyme Randbemerkung. Praktischen Vorschlägen werde ich jederzeit zugänglich sein! Vielen Dank!

„Badener Freund"; Leopold Z.; Outos; A. O.; J. K—c, stud. jur.; K. L. 77, stud. phil.; „Schadenfroh"; M. G. Sch., Floridsdorf; J. R.; Rolph H.; Leser in „Weißer Hirsch"; A. K.; „Haben wir uns gestern gefreut . . . ."; A. Star. Besten Dank!

Einige Anfragen werden wegen Raummangels erst im nächsten Hefte beantwortet; ich bedauere, den Anonymen, Damen und Herren, von nun an nicht mehr dienen zu können.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Nr. 9 Wien, Ende Juni 1899



Die Fackel

erscheint dreimal im Monate im Umfange von 16–24 Seiten.

Einzelne Nummern sind in den meisten Tabaktrafiken und allen Buchhandlungen erhältlich.

Abonnementspreis bis Ende December 1899

mit portofreier Zustellung:

für Österreich-Ungarn . . . . **fl. 2.25**
für das Deutsche Reich . . . . **M. 4.50**
für die Länder des Weltpostvereines . . . . **M. 5.25**

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 10 kr. = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der »Fackel«:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:

Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der **»Fackel«** und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: 1/1 Seite fl. 35.–, 1/2 Seite fl. 18.–, 1/4 Seite fl. 10.–. Bei grösseren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

Die Fackel

Nr. 9 WIEN, ENDE JUNI 1899

Lieber Freund,

Sie wollen von mir etwas über das Zuchthausgesetz hören, wollen wissen, wie man in Deutschland die Einbringung eines Gesetzentwurfes ertragen konnte, der das ungeheuerlichste Ausnahmegesetz der Neuzeit darstellt und dem gegenüber das Bismarck'sche Socialistengesetz als wahres Palladium der Gerechtigkeit erscheint. Richtete sich doch dieses nur gegen eine politische Partei, das Zuchthausgesetz jedoch gegen eine ganze Bevölkerungsclasse, gegen die überwiegende Mehrzahl des deutschen Volkes. Ich gestehe Ihnen offen, dass ich wenig erfreut war, als ich Ihre Aufforderung las, Ihnen hierüber jetzt noch einige Zeilen zu schreiben, da bereits in einer viertägigen Reichstagsverhandlung der Cadaver noch tödter geschlagen war. Hatte ich doch erwartet, dass die bloße rühmende Erwähnung meines Namens in dem offenen Briefe Brentanos an die von Ihnen so geliebte ‚Neue Freie Presse' genügen würde, um mich bei Ihnen als unqualificiert für die mir zugedachte Aufgabe erscheinen zu lassen; aber Sie wollen trotzdem, nun wohlan — schon um Sie von dem Gedanken zu befreien, den Sie erst jüngst in dem Artikel »Brünn« Ausdruck gaben, als ob die socialpolitische Einsichtslosigkeit, die brutale, lebensfremde Nichtachtung der Existenzbedingungen der arbeitenden Classe in Oesterreich größer sei, als anderswo. Harden hat recht: Sie überschätzen bisweilen die Reichsdeutschen.

Als vor einigen Jahren das Ministerium Plener-Windischgrätz den österreichischen Völkern einen jetzt glücklich eingesargten neuen Strafgesetzentwurf*) als Geschenk brachte und darin bestrafen wollte, wer jemanden mit Verletzung an Körper, Freiheit, Ehre oder Vermögen bedroht, damit er den auf Einstellung der Arbeit gerichteten Bestrebungen Folge leiste — brach bei Ihnen ein Sturm der Entrüstung ob dieser vollkommen einseitigen Classengesetzgebung los. Wie kann es, so fragte man sich, wirklich jemand ernsthaft wagen wollen, den Arbeiter zu bestrafen, der seinem Unternehmer mit Einstellung der Arbeit droht, wenn er ihm nicht gewisse Vortheile gewährt, die Arbeitszeit abkürzt, den Lohn erhöht u. s. w.? Ein solches Delict, sagte Verkauf damals, existiert bis heute noch nirgends; darauf dürfe der österreichische Gesetzentwurf den Prioritätsanspruch erheben. Das einfache Unterhandeln mit dem Unternehmer würde dadurch nicht mehr möglich sein. Hier irrt sich Verkauf, der österreichische Gesetzentwurf war nicht der glückliche Erfinder dieses Gedankens. In Deutschland ist man längst schon soweit, — bereits auf Grund des geltenden Rechtes. Wenn der Arbeiter seine Existenzbedingungen über das Maß, auf das ihm ein civilrechtlich einklagbarer Anspruch zusteht, zu verlassen trachtet und diesem Verlangen die Drohung hinzufügt, dass er andernfalls die Arbeit niederlegen werde, so ist wiederholt der Erpressungsparagraph auf ihn zur Awendung gebracht worden. Man erklärt: Da der Arbeiter ein gesetzlich verfolgbares Recht auf höhere Lohnbedingungen nicht hat, so ist der von ihm erstrebte Vermögensvortheil ein rechtswidriger.

Man denke: Was versteht das gesunde, unverfälschte Rechtsgefühl des Volkes unter einer »Er-

*) Vgl. Stenogr. Prot. der 313. Sitzung der XI. Session, 5. Nov. 1894: Rede des Abg. Pernerstorfer, der die Heinemann'sche Kritik des § 141 Strafgesetzentw. aus dem Braun'schen »Archiv für sociale Gesetzgebung und Statistik« citiert. Anm. d. Herausg.

pressung«? Es ist dies das gemeinste, niederträchtigste Delict, welches das Strafgesetzbuch kennt. Jeden, der in die Nähe eines Erpressers kommt, überläuft das intensivste körperliche und psychische Unbehagen. Und mit einem solchen Subject stellt das Gesetz strafrechtlich den mit Energie für eine Verbesserung der Lebenshaltung und damit für eine erhöhte Bildung seiner Classe kämpfenden Arbeiter auf eine Stufe, wenn er sich einmal etwas ungeschickt oder mit einem jener derben, in seinem Milieu ganz gebräuchlichen Worte ausdrückte. Der Zuruf eines Maurers an seinen Unternehmer: »Wenn Sie nicht pro Stunde 45 Pf. Lohn zahlen, sorgen wir dafür, dass vier Wochen lang kein Maurer auf den Bau kommt!« wurde erst jüngst mit sechs Monaten Gefängnis und drei Jahren Ehrverlust geahndet. Die Bedeutung solcher auf Grund des bestehenden Rechtes nicht anfechtbarer Urtheile geht weit über den einzelnen Fall hinaus. Sie drängen gebieterisch zu einer Abänderung der Gesetzgebung, welche es unmöglich macht, unter denselben Delictsbegriff Thaten von ethisch und social völlig verschiedener Bedeutung zusammenzufassen. Dass dies geschehen kann, haben uns einige neuere Strafgesetze, der schweizerische Strafgesetzentwurf und das norwegische Strafgesetzbuch, gelehrt, — Gesetze, welche von den Motiven zu dem deutschen Zuchthausentwurf vornehm ignoriert werden, wie denn überhaupt für diesen die Forderungen der Wissenschaft und die Erfahrungen der Praxis nicht existieren. Beide haben übereinstimmend zu dem Ergebnis geführt, dass das, was wir brauchen, eine Erweiterung der Coalitionsfreiheit wäre, die anzugreifen nach geltendem deutschen Recht straflos ist: eine Aufhebung der die Auswüchse bei Streiks gesondert behandelnden Paragraphe, durch welche Handlungen hart bestraft werden, die, wenn sie sich nicht auf Arbeitercoalitionen beziehen, straffrei bleiben oder wenigstens milder bestraft werden, — Beseitigung dieser crassen, durch nichts gerechtfertigten, unter

dem Scheine des gemeinen Rechts daherwandelnden und darum doppelt gefährlichen Ausnahmegesetzgebung. In anderen Ständen, z. B. dem Officiersstand, wird, worauf jüngst Brentano in einer glänzenden Arbeit über den Schutz der Arbeitswilligen hingewiesen hat, die Verrufserklärung sogar dann nicht bestraft, wenn sie sich gegen denjenigen richtet, der sich weigert, eine gesetzlich verbotene Handlung, ein Duell, zu begehen. Nach geltendem deutschen Recht muss der Arbeiter dagegen, der dem Streikbrecher mit der gesetzlich berechtigten Handlung droht, der ihm Worte zuruft, die sein Classengefühl zu stärken geeignet sein sollen, unter allen Umständen ins Gefängnis wandern.

Dies alles aber ist dem Entwurf nicht genug. Er legt dem Coalitionsrecht soviel Fußangeln, soviel Worte er enthält. Der deutsche Arbeiter soll das Coalitionsrecht, dieses Natur- und Grundrecht aller Menschen, haben, aber bestraft werden, sobald er davon Gebrauch macht. Die Vorlage ist ein abgrundtiefer Giftbrunnen. Wer das juristische Rothwälsch nicht kennt und damit täglich zu arbeiten nicht gewohnt ist, der ahnt nicht, wie viele Fallstricke hinter den so harmlos scheinenden kautschukartigen Worten des Entwurfs sich verbergen. Da soll z. B. ganz besonders hart angefasst werden, wer es sich zum »Geschäft« macht, Arbeitswillige von der Arbeit abzuhalten. Nicht unter drei Monaten und bis zu fünf Jahren sind, um die lieblichen Ausdrücke der Motive zu wiederholen, solche »geschäftsmäßige Agitatoren und Hetzer« unschädlich zu machen, solche »gemeinschädliche Streikreisenden, welche von außen her die Unzufriedenheit in eine ruhige Arbeiterbevölkerung hineintragen und, indem sie zu Ausschreitungen anstacheln, über viele Arbeiterfamilien schweres Unglück bringen«. In der That, wer sollte sich nicht vor Entsetzen von einem so drastisch geschilderten Individuum abwenden, das aus einer rein teuflischen Freude am Unglück der Arbeiterfamilien ein »Geschäft« macht? Doch mit Ver-

laub — sehen wir uns einen Augenblick einmal näher an, was die Juristenlogik unter einem Geschäftmacher versteht. Nach feststehender Rechtsprechung braucht, in dem einzigen Falle, in dem der Begriff bisher im Strafgesetzbuch vorkam, der Verleitung zur Auswanderung, nicht etwa ein fortgesetztes Handeln vorzuliegen, um Geschäftsmäßigkeit anzunehmen. Dieser Thatbestand kann schon in der ersten und einzigen Handlung gefunden werden, wenn sie nur nach freiem richterlichen Ermessen auf die Absicht schließen lässt, dieser Handlung weitere derselben Art folgen zu lassen. Wir fragen, wird es, unter Zugrundelegung dieser Definition, wohl irgend eine Ausstandsausschreitung geben, bei der das Geschäftsmäßige nicht angenommen werden kann? Da der streikende Arbeiter, der den zuziehenden Collegen die Mittheilung von dem Bestehen eines Streiks macht, kein anderes »Geschäft« zur Zeit hat, so gehören gar keine juristischen Seiltänzerkunststücke dazu, um fast regelmäßig die Geschäftsmäßigkeit anzunehmen. Damit bekommt aber die harmlose Ausdrucksweise des Entwurfes sofort ein verteufelt ernstes Gesicht.

Und weiter, was soll uns in einem Gesetz, welches dem Arbeiter denjenigen Theil des Vereinsrechts, der für ihn allein Wert hat, das Coalitionsrecht, nimmt, plötzlich die rührende Sorgfalt für das Glück der Arbeiterfamilien? Timeo Danaos — —. Gegen das Treiben der Unternehmer, die mit Hilfe der zum höchsten Scandal ausgearteten schwarzen Listen tagtäglich zahllose Arbeitswillige an der Verwertung ihrer Arbeitskraft hindern und so unnennbares Elend über diese und ihre Familien aus verwerflichem Eigennutz bringen, sagen der Entwurf und seine Motive kein Wort. Damit aber musste auch dem blödesten Auge klar werden, dass nicht der Schutz der Arbeitswilligen, sondern der Schutz des Profits das Ziel des Entwurfes ist.

Oder ein anderes Beispiel: Das bisherige Recht bestrafte nur Drohungen, die einen andern veranlassen

sollten, an bestimmten concreten Verabredungen zum Zwecke der Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen beizutreten; jetzt dagegen tritt schon Strafe ein, wenn es sich um Vereinigungen handelt, die eine Einwirkung auf Lohn- und Arbeitsverhältnisse bezwecken. Der neue Vorschlag wendet sich also nicht nur gegen Streiks, sondern gegen das gesammte Vereinsrecht der Arbeiter. Wer z. B. in der Presse oder einer Versammlung darauf hinwiese, dass jener Arbeiter sich an der Arbeiterclasse versündigt, der keiner gewerkschaftlichen Organisation beitritt, der geräth in die Fänge des Zuchthausgesetzes. Und man beachte die Ausdehnung auf die gesammten »Arbeitsverhältnisse«, also über den Kreis der materiellen Interessen hinaus. Auch dies zeigt deutlich den Geist des Entwurfes, sein Streben, alles zu unterdrücken, was das Classengefühl der Arbeiter zu stärken geeignet ist. Die persönliche Arbeitskraft soll wieder vergegenständlicht, der Arbeiter nicht in die Lage versetzt werden, seine Ware, d. i. hier seine Arbeitskraft, zu ihm beliebigen Bedingungen, wie jeder andere Warenverkäufer, zu verwerten.

Diese wenigen Beispiele dürften Ihnen genügen. Die Zuchthausvorlage ist todt, nicht einmal einer Commissionsberathung hat der Reichstag dieses wirtschaftliche wie juridische Monstrum gewürdigt. Dennoch hat die Einbringung dieses Gesetzentwurfes ihr Gutes gehabt. Die parlamentarischen Debatten erreichten eine im deutschen Reiche lange nicht gesehene Höhe. Die Reden des Nationalliberalen Bassermann und des Socialdemokraten Heine erinnerten an die besten Zeiten des deutschen Reichstags. Die arbeitenden Classen aber wird der Entwurf, wie einst das selig entschlafene Socialistengesetz, mit eisernen Klammern zusammenhalten.

Mit herzlichen Grüßen Ihr

Berlin. Dr. Hugo Heinemann.



Wieder können die Fortschrittsfreunde auf einen Erfolg zurückblicken. Diesmal war es ein Ausflug nach Nussdorf und von dort zurück bis zum Thiergarten. Zulange hatte man den Liberalen vorgehalten, dass sie sich in ihrem Kampfe gegen die Gemeindewahlreform an die socialdemokratische Partei anbiedern. Nun wollten sie zeigen, dass sie auch selbständig vorzugehen vermögen, und veranstalteten. da ja in der warmen Jahreszeit der Stammtisch nichts Verlockendes hat, eine solenne Donaurundfahrt. »Schöner und erfolgreicher konnte der Verein der Fortschrittsfreunde« — so heißt es in den Blättern — »seine Thätigkeit im Sommer nicht beginnen.« Herr Noske, dessen Anhänger über die ganze Welt zerstreut und durch den Donaucanal voneinander getrennt sind, war der Steuermann des Schiffes, auf dem die freisinnigen Bürgerkreise sich energisch gegen die Reaction zusammengeschlossen hatten. Mit dem gewissen Siegerblicke nahm er die Ovationen des Franz Josefs-Quai entgegen, dessen Bewohner aus allen Fenstern mit den Tüchern winkten, und schien entschlossen, keine einzige Phrase über den diesmal doch so nahen Bord zu werfen. Die Stammgäste des Café Folly waren herbeigeeilt, um dem kühnen Schiffer ein beherztes »Ahoi!« zuzurufen. Als sich die ersten Häuser des Schottenring zeigten, musste der Dampfer behufs Entgegennahme einer Vertrauenskundgebung halten. Dann aber gieng es ohne Unterbrechung flott bis Nussdorf.

»Hier« — so berichten uns die Zeitungen — »harrte der Theilnehmer eine schöne Ueberraschung.« Auf dem Landungssteg hatten dreißig weiß gekleidete Mädchen aus den besten Häusern — lauter gute Partieen — Aufstellung genommen und bekränzten den gefeierten Volksmann mit Rosen. »Die Schriftstellerin Frau Löwenberg« — sie trat bei diesem Anlasse zum erstenmal in die Oeffentlichkeit — »hielt eine zündende Ansprache,« in der sie Herrn Noske in bedeutungsvoller Weise die Anerkennung zollte, dass er »heute

stromaufwärts gefahren« sei, und die Rosen nur als Vorläufer des zukünftigen Lorbeers bezeichnete. Abgeordneter Noske erwiderte hierauf, dass der Empfang durch so zahlreiche Frauen »ein günstiges Zeichen« sei. Unter den Jubelrufen der Anwesenden bestieg Herr Noske wieder das Schiff, und wer mit der liberalen Partei bis Nussdorf gegangen war, der zögerte auch nicht, die Rückfahrt bis zum Thiergarten mitzumachen.

Dort fand nun, unter neuem freien Himmel, eine Protestversammlung statt, zu der sich die Ausflügler mit Rücksicht auf die vielen zündenden Reden, die noch gehalten werden mussten, entschlossen hatten. Herr Noske meinte, der Ueberfall auf den Franzosen Rousseau sei »ein leuchtendes Monument neben den verschwendeten dreißig Millionen für die Gaswerke«, die liberale Partei aber habe Werke geschaffen, »welche auf Jahrhunderte hinaus dem Wohlstand der Gesammtbevölkerung dienen und nicht Unfrieden und Zwietracht säen, bei denen ein einzelnes Individuum seine Rechnung findet». Die Versammlung finde unter freiem Himmel statt, »damit sich auch Andere ein Urtheil bilden können«. Den Kampf der Socialdemokratie gegen die Wahlreform begleite er mit seinen Sympathien —, »vorausgesetzt« — so fügte Herr Noske mit einem Blick auf den Regierungsvertreter hinzu —, »dass sich die Arbeiter in gesetzlichen Grenzen bewegen«. Auch Herr Mittler hielt eine »von großen politischen Gesichtspunkten ausgehende Rede« und die Begeisterung der Ausflügler wollte sich nicht legen. Sie alle vermissten jedoch den Volksmann Brix, der seine Abwesenheit entschuldigt und mitgetheilt hatte, dass er bei einem andern Ausflug »bis aufs Messer kämpfen« müsse.

Zum Schlusse trat die gesellige Unterhaltung und mit ihr Fräulein Lanius in ihre Rechte. Es ist zwar nicht ganz einleuchtend, wie das Fräulein Lanius zum Protest gegen die Wahlreform kommt, und man mag es bezweifeln, ob gerade der Vortrag Baumbach'scher Gedichte die Regierung abhalten wird, das neue Ge-

meindestatut zur Sanction vorzulegen. Es ist eine echt liberale Halbheit, in einer so hochpolitischen Angelegenheit, wie es ohne Frage die Sanction der Wahlreform ist, das Fräulein Lanius vorzuschieben, — eine Dame, deren Einfluss nicht weiter reicht, als dass sie eine Zeitlang in Censursachen das letzte Wort hatte und hin und wieder etwas in Niederösterreich durchgesetzt hat.

* * *

Unsere politische Discussion bewegt sich bekanntlich seit mehreren Jahren ausschliesslich zwischen Krugerstraße und Spittelberg. Auf den Höhepunkten der parlamentarischen Debatte wurde Herrn Schönerer, der sich eben anschickte, eine Ministeranklage dringlich einzubringen, von christlichsocialer Seite das Wort »Krugerstraße!« zugerufen, worauf die Deutschradicalen nicht ermangelten, sich mit einem Hinweis auf den »Spittelberg« oder mit dem Wörtchen: »Purscht« zu revanchieren. In der Mitte standen zögernd die liberalen Abgeordneten und thaten so, als ob sie die bedeutungsvollen Schlagworte, die von rechts und links über ihre Häupter flogen, nichts angiengen und als ob ihre politische Reinheit selbst zu einem Verstehen jener Zwischenrufe nicht verhalten werden könnte.

Wenn im Herbste die Regierung Indemnität für all das, was sie bis dahin mit dem § 14 ins Leben gesetzt, verlangen wird, dann dürfte die Phraseologie unserer Parlamentarier um ein vielsagendes Merkwort vermehrt sein. Es wird ein Hinüber und Herüber von »Krugerstraße!«, »Spittelberg!« und »Sodawasser!« geben, den hadernden Deutschen wird von jungtschechischer Seite der schadenfrohe Zuruf »Cultura!« entgegenschallen und wenn dann momentan Ruhe eingetreten ist, — wird plötzlich aus dem Munde eines christlichsocialen Abgeordneten das Wort »Pleban!« laut werden. Es gilt den Liberalen, die noch vor kurzer Zeit nicht ahnten, dass ein schweres Schicksal von der Guttenberggasse her droht. Einer von ihnen

wird unklugerweise »Purscht!« sagen und ein Hagel von »Pleban!« wird auf sein Haupt herniedersausen; einer von ihnen wird finden, dass der Spittelberg eine schöne Gegend sei, und sofort wird ihm bedeutet werden, dass auch die anstoßende Guttenberggasse ihre Reize habe — — — — — — — — — — — — — — — —

Den Sinn aller dieser Worte dürfte Einer. der nicht nach den im Reichsrath vertretenen Königreichen und Ländern zuständig ist, schwerlich erfassen. In Kürze: es handelt sich darum, dass unsere Volksvertreter im leidigen Sprachenzwist die großen Probleme socialen Lebens nicht vergessen haben und dass z. B. die Frage der Prostitution immer wieder parlamentarisch aufgerollt wird. Der Parteigeist ist auch in die entlegensten Gebiete menschlichen Mühens eingedrungen: wir haben Fractionsbordelle. Die freisinnige Mietherin des Plebanschen Hauses lässt ihre Abwesenheit von der Gerichtsverhandlung entschuldigen und drückt ihr Bedauern aus, dass »die Herren derartige Dinge in das politische Leben hineinziehen«, und wenn an die Liberalen heute in unzähligen Versammlungen, in denen gegen die Wahlreform demonstriert wird, die Aufforderung ergeht: »Gehen wir auf die Straße!«, so gewinnt dieser Ruf einen etwas anrüchigen Nebensinn.

Herr Pleban, der liberale Ortsschulrath und Bezirksvorstandstellvertreter der Innern Stadt, rief einst, als er für das Gemeinderathsmandat candidirte, den Wählern zu: »Meiner Initiative war es zu verdanken, dass der Rudolfsplatz ein neues Gitter bekommen hat!« Nunmehr ist es seiner Initiative auch zu verdanken, dass die parlamentarischen »Lasterhöhlen« um eine freisinnige vermehrt wurden. Von einer verfassungstreuen ist vorläufig noch nichts bekannt. Sollte auch sie eines Tages entdeckt werden, dann wird sich für Minister, die aus »Venedig in Wien« kommen, im hohen Freudenhaus zwangslos eine Majorität finden.

* * *

Deutsche, die während der Iglauer Festtage in Verwendung standen: Popelak (Bürgermeister), Inderka (Vicebürgermeister), Molinek (Bezirkshauptmann), Honsik (Realschuldirector), Haluschka (Stationsvorstand); deutsche Schützen: Budischowski, Konetschni, Dobrawski, Miklaucic, Horak, Jelinek, Janota und Kudielka; im Festspiel wirkten mit die Damen Machatsch und Wawra, Verfasser war Herr Professor Prochaska; die Iglavia verkörperte Frau Machatschek und die Gruppierung der lebenden Bilder hatte bereitwilligst Herr Schulinspector Viskozil übernommen.



Wer in diesen Tagen um zwölf Uhr an den Thoren unserer Gymnasien vorübergeht, sieht von der Schar der Knaben, die da balgend und schwatzend die in vier öden Stunden aufgespeicherten Spannkräfte entladen, eine Anzahl von »Großen« sich abtrennen, eilig und still den Weg nach Hause einschlagen. Sie fühlen sich, wenn sie auf die Straße treten, vom Druck nicht erleichtert, der wieder einen Vormittag lang auf ihnen gelastet hat. Eine andauernde Angst treibt sie nach hastig verschlungener Mahlzeit sofort wieder an den Studiertisch, an dem der Riesenwust von Daten, die in Jahren längst vergessen wurden, in den armen, blutleeren Schädel mit Gewalt hineingepresst werden soll. Mit stupidem Fleiß wird in ewigem Wiederkäuen der Wissensstoff der disparatesten Gebiete während heißer Nachmittagsstunden aber- und abermals durchgenommen.

Die Verschwörerconventikel, in denen vor wenigen Wochen in erregten Debatten die neuen Arten des »Schwindels« berathen wurden, durch welche die gewitzigten Professoren, wie alljährlich, auch diesmal wieder bei der schriftlichen Prüfung hintergangen

werden sollten, haben sich aufgelöst. Noch kennt niemand den Erfolg all der complicierten Veranstaltungen, durch die trotz strenger Ueberwachung eine Verständigung der Arbeitenden vielfach gelungen ist. Manches ist gänzlich fehlgeschlagen. Die beiden Schüler, denen die Aufgabe zugefallen war, die deutsche Uebersetzung der Hellenika des Xenophon mitzubringen, haben die Stelle, um die es sich handelte, trotz einstündigem angestrengten Suchen nicht finden können, und die Correctheit der Uebersetzung, die einer der besten Griechen der Classe durch die Bänke wandern ließ, wird bezweifelt. In der Mathematik sind die »Beispiele«, deren Auswahl aus den eingesandten vom Professor erwartet worden war, und die er mit Veränderung der Buchstaben und Zahlen drei-, viermal mit der Classe durchgearbeitet hatte, nicht gegeben worden. Jeder sucht jetzt aus Mienen und Worten des Lehrers zu errathen, wie es mit ihm steht. Und mit aller Macht wird auf die gefürchtete »Mündliche« hingearbeitet, bei der zum erstenmal der Einzelne ohne die Hilfe, die der Corpsgeist acht Jahre lang bereitwillig durch Einsagen und Abschreibenlassen geboten hat, dem Spruch der Richter sich preisgegeben sieht.

Wenn er wüsste, wie es im Innern dieser Richter aussieht, vor die er jetzt nach achtjähriger Untersuchungshaft hintritt! Welche Farce ist diese Prüfung, deren Stoff kaum einer der Geprüften wirklich beherrscht und bei der die Prüfenden rathlos und hilflos den Nachweis zu erbringen trachten, dass die Noten, die sie während der letzten Semester, da dieser Stoff stückweise durchgeprüft ward, ertheilt haben, auch den gerechten Urtheilsspruch über das Gesammtkönnen bilden. Denn darum handelt es sich vor allem, dass das Ergebnis der Reifeprüfung nicht wesentlich das Urtheil verändere, das aus den Semestralzeugnissen der Prüflinge sich ergibt. Jahraus, jahrein haben die Lehrer den löblichen Brauch geübt, eine halbe Stunde vorzutragen und dann den Inhalt des halbstündigen Vortrags vom

letztenmale durchzuprüfen; nun sollen sie plötzlich die Fähigkeit zeigen, durch wenige Fragen, die dem in vier Lehrjahren des Obergymnasiums durchmessenen Wissensgebiete entnommen sind, ein Bild der Beherrschung des Gebietes durch den Schüler sich selbst und dem Vorsitzenden der Commission zu entwerfen. Da waltet der blinde Zufall. Denn trotz der Gepflogenheit, jedem Schüler Fragen zu stellen, die gelegentlich der Wiederholung des Stoffes im letzten Lehrjahre bereits an ihn gerichtet worden sind, ist es unsicher, ob er nicht versagen werde, ob nicht die vielfachen Wahrscheinlichkeitsberechnungen über die Fragen, die er erhalten könnte, ihn auf falsche Fährte gebracht haben. Vollends mag die unerwartete Einmischung des fremden Vorsitzenden der Commission alle Ergebnisse, die aus dem stillschweigenden Einverständnis von Lehrer und Schüler zu erhoffen waren, zerstören.

Dieser Vorsitzende! Mit welchen Erwartungen und Befürchtungen ist in der Octava seit Monaten die Frage erörtert worden, wer das sein werde. Wie gut erinnern wir Aelteren, längst dem Gymnasium Entwachsenen uns noch des Schreckens, den der gefürchtete Name Maresch hervorrief. Zwar, von den realen Fächern verstand er nichts. Aber auch da liebte er es, dreinzufahren, und es war dem Prüfling, der in der Mathematikaufgabe nicht weiter konnte, wenig erwünscht, wenn ihm der wohlwollende Rath ertheilt ward, in einer Formel Dinge zu kürzen, die man nicht kürzen kann, oder sonst etwas Unmögliches zu versuchen. Die philologischen Fächer dagegen hat er beherrscht, und alle Schrecken der Syntax drohten, wenn man bereits glücklich die Klippe der Uebersetzung umschifft hatte. Da schien das Einfachste, Selbstverständliche zur unüberwindlichen Schwierigkeit zu werden, überall lagen Fangeisen und Schlingen verborgen, bis endlich der arme Gehetzte sich irgendwo verfieng. Es ist mir nicht bekannt, dass einer der Nachfolger des Mannes, der statt Fragen Fallen stellte, gleich

ihm zum Typus des »Holzinger des Gymnasiums« geworden wäre. Alle sind, wie er, classische Philologen; aber wenige von ihnen haben sein Wissen oder, wie er, Lust und Fähigkeit, als Richter den Ankläger zu spielen. Und in die Prüfung der Realfächer, die ihnen fremd sind, mengen sie sich nicht ein. Der Lehrer der Mathematik und Physik fällt sein Urtheil, ohne dass ein Einspruch erhoben werden könnte. Ein zweiter Sachverständiger, der ihn controlieren würde, ist nicht anwesend.

Nun, in wenigen Tagen werden wieder die Freigesprochenen sich zur herkömmlichen Schlusskneipe versammeln. Diejenigen, denen infolge der Durchschnittsnote »lobenswert« die Prüfung aus Physik und Geschichte erspart blieb, werden mit Zufriedenheit feststellen, dass sie wenigstens zwei Lehrgegenstände bereits vergessen haben. Die anderen werden sich geloben, es ihnen raschestens nachzuthun und auch mit dem Rest von unnützem Zeug baldigst fertig zu werden. Nieswurz her, um das Gehirn reinzufegen!

Und Bier! †

* * *

Von den Bemühungen des Professors Schenk um die russische Thronfolge.

Herrn Schenks Theorie von der künstlichen Beeinflußung des Geschlechtes der Kinder hat einen majestätischen Krach erlitten. Es ist dem Wiener Professor der Embryologie und Vorstand des Institutes für Embryologie, der sich zu einer Art von wissenschaftlichem Beichtvater und intimen Conferencier für Mütter und solche die es werden wollen, herausgebildet hat, es ist Herrn S. Schenk nicht gelungen, die Zukunft der Dynastie des Hauses Romanow-Holstein-Gottorp durch einen männlichen Erben zu stützen. Die Kaiserin Alexandra hatte ohne Schenks Vorwissen am 15. November 1895 die Großfürstin Olga und am 10. Juni 1897 die Großfürstin Tatjana geboren. Da ließ sich denn Herr Professor S. Schenk herbei, einem ehrenvollen

Rufe — Samuel hilf! — an das Petersburger Hoflager zu folgen, und siehe da, der Czar wurde am 26. Juni mit einer dritten Tochter überrascht. Der zu so schönen Hoffnungen berechtigende Wiener Fachmann verließ ein enttäuschtes Herrscherpaar, das er von der bangen Sorge um einen Kronprinzen nicht zu erlösen vermocht hat. Demnach dürfte es ihm auch nicht gelungen sein, die Classe des russischen St. Annenordens, den frühere Verdienste ihm verschafft haben, um einen Grad zu erhöhen.

Man wird sich wundern, warum Schenks selbstlose Antheilnahme an den Schicksalen des Czarenhauses bisher ein Geheimnis geblieben ist und die ‚Correspondenz Wilhelm' nicht zeitweise Bulletins aus dem weltverlorenen Studio des im Dienste der Menschheit sich aufreibenden Professors der spannungsvoll wartenden Oeffentlichkeit mitgetheilt hat. Schenks Mitwirkung an einer Staatsaction, von der ein Weltreich seinen Manneserben erwartet, wäre allein imstande gewesen, den schon sehr geminderten Ruf der Wiener medicinischen Facultät auf den alten Glanz zu bringen. Beiden Theilen wäre also geholfen worden: der sinkenden Facultät und der steigenden Sensationslust des Publicums. Einst hat die ‚Correspondenz Wilhelm' mit anerkennenswerter Fixigkeit zwischen den Notizen »Aus dem Sumpfe der Großstadt« und »Brandwunden erlitten« Schenks epochale Errungenschaft gemeldet und der verschämte Forscher zögerte auch sonst nicht, eingeweihten Localreportern seine süssesten Geheimnisse ins Ohr zu flüstern. Hat nunmehr dies krampfhafte Verschweigen des Vertrauens, das die Krone Rußlands in den Meister der Wiener Facultät gesetzt hat und das doch an sich geeignet erscheint, den argverfolgten Diener der Wissenschaft zu rehabilitieren, einen bestimmten Zweck gehabt? Wollte sich Herr Schenk gegen das Odium eines vielleicht möglichen und nun auch fatalerweise nicht ausgebliebenen Misserfolges diesmal wenigstens durch Discretion schützen?

Zwar, in ausländischen Zeitungen durfte man immerhin Manches andeuten, was hierzulande nach einem glücklichen Ausgang der Sache als Ueberraschung wirken sollte. In einem Berliner Localblatte war Ende Mai dieses Jahres nach einer Auslassung über die unverdienten Angriffe, die der eifrige Wissensmann hat erdulden müssen, wörtlich zu lesen: »Mit gespannter Erwartung blickt man einem in nächster Zeit zu erwartenden freudigen Familienereignisse entgegen, durch das mit Hilfe der Schenk'schen Theorie einem Weltreiche ein Thronerbe bescheert werden soll. Qui vivra verra!«

Nun bedenke man den umgekehrten Fall. Das Corriger la fortune wäre dem Bahnbrecher der embryologischen Forschung gelungen, Rußland hätte zufällig einen Großfürsten erhalten. Was hätten da die Correspondenzen zu thun bekommen, wie viel Extraausgaben hätte der kaiserliche Rath Wilhelm hectographieren oder die Correspondenz Kohn, entsprechend dem modernen Zuge der Zeit, sogar schapirographieren müssen! Und wie hätte der Königsmacher von der Wiener medicinischen Facultät in diesem großartigen Erfolge, in diesem experimentum crucis »einen erneuerten mächtigen Ansporn gefunden, seine Forschungen nachzuprüfen und weiter auszubauen«!

Nichts von alledem .... Der Czar harrt noch immer des Thronerben, der kaiserliche Rath Wilhelm muss sich enttäuscht nach anderen interessanten Meldungen umsehen, und der Professor Schenk macht sich allmählich mit dem Gedanken vertraut, seine Privatpraxis fortan nur mehr auf solche Gebiete auszudehnen, wo er nicht Gefahr läuft, mit der Vorsehung in einen unlauteren Wettbewerb zu treten.

* * *

Die ‚Ostdeutsche Rundschau' fühlt sich in einer Brünner Notiz veranlasst, die im 7. Hefte der ‚Fackel' verzeichnete Berufung des Dr. Stephan Bauer an eine ausländische Hochschule zu dementieren. Sie will mein Bedauern nicht theilen, dass unserer

Wissenschaft durch Rancünen und zwischen Collegium und Behörde gesponnene Intriguen abermals ein tüchtiger Helfer entzogen ward, und thut Herrn Dr. Stephan Bauer einfach ab, indem sie ihm seinen Vornamen in Gänsefüßchen setzt. Ob er mit diesen rascher ins Ausland kommen wird, weiß ich nicht; dass er aber als Professor der Nationalökonomie vom Herbste an in Basel wirken wird, ist eine Thatsache, an der weder meine neuerliche Constatierung noch die Ungläubigkeit der ‚Ostdeutschen Rundschau' etwas ändert. Der Lehrfähigkeit des nunmehrigen Brünner Docenten Schullern wollte ich nicht nahetreten und an eine Reclame für Herrn Stephan Bauer, den ich persönlich nicht kenne, habe ich nicht gedacht. Dass es sich mir um die Vertretung »jüdischer Interessen« nicht handeln kann, dürfte die ‚Ostdeutsche Rundschau' bereits öfter mit innerer Wehmuth eingesehen haben, und das »Schonungsgebiet«, auf das ich ein paar Leute eigens gesetzt haben soll, entrückt sich allmählich ihren Augen. Meiner Abneigung gegen die Wiener Kunstparasiten muss sie auf Schritt und Tritt zustimmen, und der Erkenntnis, »dass ich nicht bin, wie jene«, gibt sie in Leitartikeln und Notizen schmerzlichen Ausdruck. Es wird nichts übrig bleiben, als endlich den schon längst versprochenen »Hammer Thors« gegen die ‚Fackel' zu schwingen. Freilich kann man selbst mit diesem gegen die Thatsache, dass Herr Dr. Stephan Bauer einen Ruf ins Ausland erhalten hat, schwerlich ankämpfen.

* * *

Sprachrohrbenützer. Von namhaften Juristen und Nationalökonomen, fachkundigen Volksmännern u. dgl. haben in den letzten Wochen der ‚Neuen Freien Presse' ihr Wissen und Ansehen geliehen oder ihre reinen Absichten in den Dienst des »Economisten« gestellt: Lexis (Göttingen), Lecher (Brünn), Tezner (Wien), Krall (Wien), Liszt (Halle) — bewilligter Nachdruck —, Brentano (München) . . . Ich habe den Herren je ein Exemplar der Nr. 5 dieses Blattes (»Warnung«) zuschicken lassen.



Wien hat dieser Tage seinen pietätvollen Dank für all das, was ihm Johann Strauß und es durch ihn war, in erhebender Weise abgetragen. Eine Todtenfeier in »Venedig in Wien« .... Unsere Operettenbühnen gehören bekanntlich den Lebenden, die Herren Weinberger und Taund haben schon zu seinen Lebzeiten wiederholt das Erbe Johann Strauß' angetreten, und so sehen wir denn Herrn Gabor Steiner, der die günstige Conjunctur ausnützt, sich um die tantièmenfreien Manen des Walzerkönigs bemühen. Immerhin einige Abwechslung, die in das Einerlei jenes concessionierten Lupanars gebracht wurde. Wer wäre des stillen Lagunenglücks mit Spülwasser und billigem Parfum nicht endlich überdrüssig geworden, dieser Sänger, die unter dem Vorwande, dass Neapel so schön sei, unendliches Trinkgeld verlangen, dieses Stammpublicums von Zuhältern und Jobbern, das hier — o bella Napoli! — im Gassenhauertakt seine Sommernächte todtschlägt, dieser Athmosphäre von geheuchelter italienischer Glut und wirklich verschuldeter Crida? .... Oh, ich kann mir ganz gut vorstellen, wie hier Johann Strauß geehrt ward. Das »Café Opera« besetzt von lauter »Wienern«, die nicht müde werden, »ihren« Gabor Steiner wieder und wieder hervorzujubeln. Wie immer steht er mit vorgestreckten Armen hinter den Coulissen, damit man ihn bequemer packen könne, wenn er »widerstrebend« sich dem jubelnden Publicum zeigen will. Der maître de plaisir, den ein tobender Ehrgeiz aus dem Administrationslocal einer Zeitung trieb, weil er die Cultur Oes budavars in die Praterauen verpflanzen wollte, — Cagliostro von Wien, allerdings von jenem Wien, dem Julius Bauer zum Heine emporwuchs — — — — —

Inzwischen haben die Theaterwucherer den ersten Schritt gethan, das Andenken Johann Strauß' zu verzinsen. Partituren werden angekündigt, die »echt Strauß'sche Motive« enthalten. Aus dem Archivstaub sehen wir bisher unaufgeführte Erstlingswerke des Verstorbenen zauberhaft ans Licht getandelt. Hastig werden

ein paar Noten, die sich vielleicht in seinem Nachlasse finden mögen, zusammengerafft und jenen Librettis unterlegt, die Johann Strauß bei Lebzeiten weit von sich wies. Die Buchmacher und Buchbinder rühren sich, die Zeitungen verlicitieren ein Erbe und alles, was bei uns eine Pokerpartie um den Rest von Cultur spielt, ist auf den Beinen. Schließlich wird Victor Léon gewinnen. Seiner Sache sicher, erscheint der Taussig der Operettenbörse auf dem Plan; der todte Johann Strauß wird ihm nicht entkommen ... Es lag etwas wie Größe darin, als am vorigen Sonntag die Coulissiers der Blätter berichten konnten: »Heute treffen Victor Léon und Leo Stein in Unterach am Attersee zusammen, um über die Wahl der Handlung des Librettos schlüssig zu werden.« — — —

* * *

Von der Qual der »Schlierseer«, die uns allsommerlich mit ihrer abgetragenen Natürlichkeit heimsuchen, werden wir in ein paar Tagen erlöst sein. Die Truppe hat nach den ersten Proben frischer Heimatwüchsigkeit eine pikante »Specialität« repräsentiert, die man sich eine Zeitlang gefallen lassen durfte. Dann aber sind diese Bauern in Schlichtheit gereist, und ihre mühelose Art, die eben noch den Ansprüchen der primitivsten oberbayerischen Dramaturgie genügt, ward als Offenbarung des höchsten Kunstgefühls ausgeschrieen. Der beständige Aufenthalt in Coulissenluft und Impresariolärm hat bewirkt, dass uns die Schlierseer heute als farblose Durchschnittsschauspieler gegenübertreten, die erst wieder »interessant« werden, wenn wir uns auf dem kalten Wege der Erinnerung vorzustellen versuchen, dass die Leute, die uns hier Bauern vormimen, ja selbst einmal wirkliche Bauern waren.

Die in der Geschichte des Theaters immerhin bemerkenswerte Episode agierender Bauern ist seit jeher stark überschätzt worden. Aus den tiefsten Niederungen

der Literatur vermag sich diese primärste Natürlichkeit nie und nimmer zu erheben, und dass sie uns noch als Natürlichkeit erscheint, hat sie eigentlich auch nur dem Dialect, diesem argen Vorschubleister aller darstellerischen Minderwertigkeit, zu danken. Herr Neuert und Fräulein Schönchen, Meister alpiner Schauspielerei, sind als Ehepaar Miller in »Kabale und Liebe« einst grimmig verlacht worden, und die Schlierseer, die alle nicht minder »natürlich« sind, würden in ähnlicher Lage ähnliches Missgeschick erfahren. Wahrlich, die Bauernspieler vom Münchener Gärtnerplatztheater haben von ihren ländlichen Collegen, die Theaterkunst hat von beiden nichts zu fürchten. Herr Konrad Dreher, der Bärenführer der Schlierseer Truppe, hat sich vom gemüthlichen Biertrinker zum Factor im deutschen Bühnenreiche entwickelt, aber seine schätzenswerten Eigenschaften werden, wie einst, bald wieder nur in engeren Kreisen Geltung finden. Der »unverwüstliche Terofal«, dessen Humor in peinlich wirkender Agilität besteht, wird, falls er den Anschluss nicht schon versäumt hat, zu den heimischen Penaten der Fleischhauerei zurückkehren, und den »herrlichen Meth« mag Herr Hermann Bahr bald nur mehr im Schlierseer Dorfwirtshaus »Haxen schlagen« sehen.

Die komische Begeisterung für die Bauernspieler hat übrigens nicht Herr Bahr, sondern die ‚Neue Freie Presse' in Schwang gebracht. Sie war es, die das Wiener Publicum an einem Sonntagmorgen des August 1894 belehrt hat, dass der modernen Schauspielkunst alles Heil nur von Schliersee und seinen Holzknechten und Kuhmägden kommen könne. Freilich wurden — und dies muss gerechterweise anerkannt werden — am Schlusse des sonst albernen Artikels der Schlierseer Kunst ihre Grenzen gezogen. Sie ward ausdrücklich als ein Genre bezeichnet, das für alle Zukunft nur auf dem heimatlichen Boden erträglich bleibe, und der Verfasser warnte, die Truppe reisen zu lassen und so die »Specialität« mimender Bauern auf das Niveau der »Orpheumpikanterie

einer neunjährigen Soubrette« zu bringen. Ich erinnere mich an den Artikel ganz genau, da ich ihn selbst geschrieben habe.

* * *

Herr Nordau, der in Zusammenhang mit der Art, wie unser Intelligenzblatt moderne Literatur betreibt, wohl eingehenderer Betrachtung wert ist, sei heute nur als Autor eines überraschenden Wortes erwähnt. Der literarische Metzger hat wieder einmal das Bedürfnis gefühlt, seine tiefinnerliche Kunstfremdheit mit medicinischen Floskeln zu verbrämen, und die Wiener Börseaner diesmal vor der Lectüre der Maupassant, Edmond de Goncourt und Baudelaire gewarnt. Er empfiehlt uns dafür einen Essayisten, namens Lhomme, der in Paris plötzlich aufgetaucht ist und von Herrn Nordau den grobschlächtigen Stil, die Oberflächlichkeit und pathologische Gier gelernt zu haben scheint. Herr Lhomme ist nun gewiss kein Revolutionär, dem das solidarische Schweigen, das seinem Auftreten die bourgeoisen Blätter entgegenbringen, zur Ehre gereichte, und sein tempelschänderisches Beginnen hat mit dem Kampf gegen die literarische Versippung und die von Klüngels Gnaden geschaffenen Kunstmoden nichts gemein. Sieht man aber von der Person ab, der Nordaus Anerkennung gilt, so mag diese im Rahmen der ‚Neuen Freien Presse' doppelt bemerkenswert erscheinen. Nordau erwähnt, dass keine Pariser Zeitung den Titel des Buches, den Namen des Bilderstürmers nenne, und findet hiefür eine Erklärung, die er in höhnisch bitterem Tone also vorträgt: »Er gehört zu der unbequemen Classe von vorlauten Störern, die laut ausrufen: ‚Der König läuft ja in Unterbeinkleidern umher!', wenn der ganze Hof entzückt ein prachtvolles Staatsgewand an den erlauchten Beinen zu bewundern vorgibt. Solche Leute bekämpft man nicht; dies würde auf sie aufmerksam machen; man schweigt sie todt.« Herrn Nordaus Feuilletons werden nicht redigiert. Den einen Satz hätte

ihm die ‚Neue Freie Presse' streichen müssen, — wenn schon ihre Selbstachtung nicht so weit geht, dass sie Herrn Nordau für seine epileptischen Anfälle, die er angesichts jedes Dichters pünktlich bekommt, die feuilletonistische Gelegenheit überhaupt verweigert.



Lapidares aus der ‚Neuen Freien Presse'.

Abendblatt vom 20. Juni: »Schließlich fuhr noch das Geschoss dem Capellmeister Johann Valek durch den Ellbogen der rechten Hand.«

Ebenda: »Heute morgens war das Nachlassen der Schmerzen so weit fortgeschritten, dass der Kaiser das Bett verlassen konnte und sich, wie er gewohnt ist, vollkommen ankleiden ließ.«

*

Am 24. Juni schreibt sie: »Wirkliches Verdienst zu ehren und nach Gebühr zu belohnen, ist eine der erprobten Eigenschaften, die Kaiser Wilhelm II. von seinem Großvater und seinem Vater geerbt hat«. Die ‚Neue Freie Presse' denkt hier offenbar an Bismarck und die Weinflaschen, die ihm Wilhelm II. nach Friedrichsruh geschickt hat. Einst hat der dem Maler Menzel angeheftete Schwarze Adler-Orden, jetzt der Grafentitel, den der Kaiser seinem Staatssecretär v. Bülow verlieh, das Blatt zu einem Hymnus auf die Regententugenden Wilhelms II. begeistert. Der Mann, der heute als der einzige Pro-Redner für die Zuchthausvorlage im deutschen Reiche dasteht, hat sich nach der ‚Neuen Freien Presse' »als durch und durch moderner Herrscher erwiesen, indem er einen bürgerlichen Maler in den Capitelsaal des Schwarzen Adler-Ordens einführte«. An der plötzlichen Beförderung Bülows in den Grafenstand versucht

unser Blatt jetzt die kraftvolle Initiative des deutschen Kaisers nachzuweisen. Das Hochgefühl, das den Staatssecretär beseelen mag, wird hiebei mit einer Herrn Stettenheim abgelauschten Wendung folgendermaßen geschildert: »In dem Bewusstsein, dass die gethane Arbeit des Lohnes wert ist, darf Bernhard v. Bülow zur Feder greifen, mit der er zum erstenmale seinem Namenszuge den neuen Grafentitel voransetzt.«

*

(Die ‚Neue Freie Presse' und der Orang-Utang.)

Sonntag den 25. Juni brachte sie einen 110zeiligen Artikel über einen neuen Orang-Utang, der sich seit mehreren Wochen in der Schönbrunner Menagerie befinden soll. Dass ein Weltblatt selbst den Einwohnern von Sumatra gebürende Beachtung widmet, ist nicht weiter verwunderlich. Kein Mensch hätte etwas dagegen eingewendet, wenn die ‚Neue Freie Presse' die Ankunft des exotischen Gastes kurz verzeichnet hätte, — etwa in der Reihe jener »Personalnachrichten«, die uns seit Jahrzehnten die flüchtige Bekanntschaft von Leuten vermitteln, von deren Leben wir nachher nichts wissen, als dass sie irgendeinmal in irgendeinem Hotel abgestiegen und mit der frohen Hoffnung, den Zug nicht zu versäumen, von Wien wieder abgereist sind. Und nunmehr 110 Zeilen über einen Orang-Utang.... Aber am Ende ist die ‚Neue Freie Presse' ein »großes politisches Blatt«, und man darf es nicht einmal absurd finden, wenn ein solches das Bedürfnis fühlt, sich aus dem Wirrsal der Ausgleichsconflicte und Wahlrechtskrakehle Sonntags zum »neuen Affenhaus« zu flüchten, von den Blamagen, die aus dem journalistischen Ententeich just in den letzten Tagen so reichlich aufflogen, zeitweise vor dem Ententeich des Schönbrunner Parkes auszuruhen. So wird wohl auch das lesende Publicum all dem sinnverwirrenden Parteiengezänke entrückt und auf ein neutrales Gebiet geführt, die Gemüther, die man schon trostloser Verbitterung

anheimgefallen wähnte, werden vom politischen Getriebe abgelenkt, und der neue Orang-Utang, der rechtzeitig aus Sumatra eintraf, ist vielleicht ausersehen, dem zerfallenden Staatswesen jenes »einigende Band«, das von den Regierungen immer noch gesucht wird, zu ersetzen.

Bei solchen Aussichten scheint das Wort eines Ministers, man könne in Oesterreich nicht ohne die ‚Neue Freie Presse' regieren, nicht allzu vorschnell ausgesprochen. Jedenfalls gibt das Blatt den in unnützem Hader verstrickten Völkern ein gutes Beispiel. Die ‚Neue Freie Presse' war letzten Sonntag ganz und gar in die Betrachtung des Affen vertieft; sie beschrieb sein Tagewerk und folgte jeder seiner Bewegungen, sie schilderte seine Gewohnheiten und brachte Darstellungen aus seinem Privat- und Familienleben, die fast ans Peinliche streiften. Sie begeisterte sich an der beschaulichen Idylle eines Affenkäfigs, erklärte rundweg, der Orang-Utang werde »voraussichtlich bald ein Liebling der Wiener« werden, und betrieb das vormärzliche Werk der politischen Entwöhnung so leidenschaftlich, dass zahlreiche Leser spontan erklärt haben sollen, ihr Abonnement auf die ‚Neue Freie Presse' werde »voraussichtlich« bloß bis zum Vormärz reichen. Man wird nämlich nicht leugnen können, dass ein Theil der »Wiener«, der mündigere, über die Auslassungen des Blattes recht verstimmt war. Es mag sie unangenehm berührt haben, das Leben und Wirken ihres Lieblings bis in seine intimsten Heimlichkeiten bloßgelegt zu sehen — »Er hat sich während der letzten Tage nicht ganz wohl befunden, wahrscheinlich infolge eines Diätfehlers, und deshalb ist er ein wenig zur Melancholie geneigt« —, es mag sie verdrossen haben, dass die ‚Neue Freie Presse' den Orang-Utang mehreremale plötzlich und ohne jeden Grund einen Gorilla nannte.

Oder waren sie mit Recht verstimmt, weil das Blatt bei seinen seltsamen Bemühungen um den österreichischen Völkerfrieden die Person des Monarchen anzurufen wagte? »Auf den ausdrücklichen Wunsch

des Kaisers,« schrieb es, seien die neuen Thiere, darunter der Orang-Utang, nach Oesterreich gebracht worden, der Kaiser »nehme an ihnen reges Interesse und verfehle bei seinen täglichen Spaziergängen niemals, ihnen einen Besuch abzustatten«. Es gehört wohl die ganze Geschmacklosigkeit eines um jeden Preis loyalen Blattes dazu, dem Monarchen in den Tagen der Ausgleichswirren derartige Interessen zuzumuthen. Glaubt aber die ‚Neue Freie Presse' ernstlich, dass der Orang-Utang eine politische Mission in Oesterreich zu erfüllen habe, dann wird sie den Berichten über sein persöhnliches Befinden fortan an leitender Stelle und in ernsterer Form, als es bisher geschah, Raum geben müssen. Diesmal scheint sie einen Mitarbeiter des »Economisten« nach Schönbrunn entsendet zu haben. Und da hat sich denn etwas Merkwürdiges begeben. Die Affen sind bekanntlich durch ihren hochentwickelten Sinn für Nachahmung ausgezeichnet, und das Benehmen des Orang-Utang wird von der ‚Neuen Freien Presse' in folgender Weise geschildert: »Er schlägt die Lider auf, und schon hat er einen glänzenden Gegenstand erspäht und etwas wie Begierde drückt sich in den Augen aus .... Er hält den Arm mit der Handfläche nach oben gerade vor sich hin. Das ist bei ihm die Geberde des Begehrens .... Bekommt er nichts, so verschränkt er die Arme oder legt sich eine Hand auf die Stirne .... Die Hand ist erschreckend lang .... Seine Augen drücken Vieles aus, was der stumme Mund verschweigt ....«

* * *

Die Ursache einer Zugsverspätung.

Ich erhalte folgende Zuschrift:

Vor einiger Zeit hatte ich in Steyr zu thun. Nach beendeter Arbeit begab ich mich auf den Bahnhof, um die Heimreise anzutreten. Der Perron zeigte ein ganz ungewohntes Bild. Die Bahnhofbediensteten schossen hin und her, der Herr Stationsvorstand ertheilte aufgeregt laute Befehle und auf dem Geleise stand ein prunkvoller Salonwagen, wie solche bei Reisen von allerhöchsten Persönlichkeiten in Gebrauch stehen. Ich glaubte daher auch, dass ein Mitglied des Kaiserhauses mit uns reisen werde. Wie sehr erstaunt war ich nun, zu erfahren, dass

dies nicht zu erwarten, dass vielmehr der bereitstehende Salonwagen bestimmt sei — den gesammten Verwaltungsrath der Waffenfabrik, der von einer seiner »wichtigen« Sitzungen kam, nach Wien zu befördern.

Und richtig, es dauerte keine fünf Minuten und unter Vorantritt des fürstlichen Präsidenten der Waffenfabrik erschien der Verwaltungsrath auf dem Perron. Die Bahnbediensteten und das anwesende Publicum, das die Bedeutung der abreisenden Personen offenbar kannte, machten Spalier. Mittelpunkt der Gesellschaft: Herr v. Taussig — ehrfurchtsvoll begrüßt, nach allen Seiten freundlich grüßend .... Nun verstand ich auch, wieso der Salonwagen der Oesterreichisch-ungarischen Staatsbahn auf die Linie der k. k. Staatsbahn kam. Herr v. Taussig ist Präsident der oberwähnten Eisenbahngesellschaft und hatte als solcher, um sich seinen armen Collegen vom Verwaltungsrath der Waffenfabrik gefällig zu zeigen, den Waggon nach Steyr dirigiert.

Der Zug fährt ein, und nun wird der Salonwagen angeschoben. Verspätung von 10 Minuten. Salutierend stehen die Herren Beamten auf dem Perron, als der Zug ausfährt, was uns bürgerliche Passagiere sehr feierlich stimmt.

In St. Valentin muss Alles aussteigen, um den Schnellzug von Salzburg abzuwarten; auch der Salonwagen wird abgekoppelt, und die hohen Persönlichkeiten begeben sich mit der nöthigen, dem Kellner imponierenden Grandezza in die Restauration, um eine Jause einzunehmen. Die Gesellschaft gruppiert sich um einen Tisch, auch der Secretär des Herrn Präsidenten der Oesterreichisch-ungarischen Staats-Eisenbahngesellschaft setzt sich über leutselige Aufforderung seines Chefs, allerdings respectvoll einen halben Meter vom Tisch entfernt. Der Kaffee wird gebracht, auch Gebäck. Da winkt Herr v. Taussig seinen Secretär zu sich, flüstert ihm einige Worte ins Ohr, und dieser entfernt sich mit Windeseile, um alsbald wieder mit dem Kammerdiener zurückzukehren, der Bisquits und Cigarretten herbeiträgt. Die Herren Verwaltungsräthe verschmähen selbstverständlich das plebejische Bahnhofsgebäck und acceptieren die ihnen angebotenen Bisquits, die den schlechten Bahnhofskaffee genießbarer zu machen scheinen. Auch die Cigarretten werden angezündet, und nun — es ist ja noch Zeit bis zur Abfahrt — entwickelt sich ein lebhaftes Gespräch, das sich, wie es nach den bekannten vorhergegangenen Ereignissen selbstverständlich ist, um die Actionäre, die Angriffe dieser und der Journalisten dreht. Nur einen Ausspruch des in unbegreiflich rosiger Stimmung befindlichen Herrn v. Taussig will ich hier citieren. Herr v. Taussig sprach mit verächtlich gekräuselter Lippe von den Bemühungen der Actionäre, schien der Ansicht zu sein, dass mit den Angriffen eines unbefriedigten Montagsjournalisten die Opposition gegen seine Praktiken erschöpft sei, und sagte wörtlich: »Es ist ein Glück, dass es weniger Scharfs als Schafe gibt!« — —

Endlich kommt der Zug aus Salzburg, und nun beginnt die Procedur mit dem Salonwagen der Verwaltungsraths-Gesellschaft. Sie

dauert so lange, bis glücklich eine Verspätung von 20 Minuten erreicht ist, die bis Wien nicht mehr eingebracht werden kann.

Ich frage nun: wie kommen die Passagiere I., II. und III. Classe dazu, Herrn v. Taussig und seiner Bequemlichkeit zuliebe verspätet in Wien anzukommen?

Zu dieser Beschwerde erlaubt sich der Herausgeber zu bemerken, dass es sehr betrübend ist, wenn das Einstellen der Untersuchungen gegen Herrn v. Taussig rascher vor sich geht, als das Einstellen seiner Salonwagen. Der Verfasser obenstehender Zeilen ist ein bekannter Staatsanwalt, der für alle Fälle mitfuhr und sich angesichts der Unnahbarkeit des Herrn v. Taussig darauf beschränken will, ihn wegen Zugsverspätung zu belangen.

* * *

Rechenschaftsbericht.

Mit diesem Hefte schließt das I. Quartal der ‚Fackel'.

Anonyme Schmähbriefe 236
» Drohbriefe 83
Ueberfälle 1

Am 13. Mai schrieb ein »beliebter Plauderer«, Mitglied der »Concordia« oder dgl., in edler Auffassung des kritischen Berufs die Worte nieder: »Zum Satiriker und Pamphletisten gehört eine sehr robuste Constitution, und Herr Kraus wird seine Schreibweise etwas ändern müssen, wenn er Wert darauf legt, das erste Quartal seiner ‚Fackel' zu erleben«.

30. Juni, 12 Uhr Nachts: Im Befinden des Herausgebers ist keine Veränderung eingetreten.*)

*) »Warten wir das zweite Quartal ab!« Anm. der »Concordia«.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Frl. Niemand. Ihr Miniaturpapierkorb kam zu spät. Sie scheinen von den Dimensionen, die jene einseitige Correspondenz angenommen, doch keine rechte Vorstellung zu haben. Jedenfalls danke ich verbindlichst, auch für das Gedicht, das mir leider an einigen Stellen — was soll der »Onkel«? — unverständlich blieb.

Lady Mischief in Velden. Ob Frl. Niemand nicht ein männliches Wesen ist? Die »Definition des Jours« war doch kein Beweis, sowenig

wie die Handschrift ein Beweis für das Gegentheil ist. — Größere Gebiete und kleinere Dosen Wahrheit? Ja, wie macht man das? Im übrigen will ich mich gerne Ihres wegweisenden Rathes bedienen. Sprechen Sie immerhin aus, welchen Stoff Sie behandelt sehen möchten, und deuten Sie mir's nicht bloß durch die — Sonnenblume an. Ihr Briefpapier ist so hübsch wie Handschrift und Stil. Warum solche Gaben ungenützt lassen?

Socius. Das zuerst Angeführte scheint mir doch etwas zuweit zurückzureichen. Für ähnliche Anregungen jederzeit dankbar. Zum 2. Brief: Für die Zusendung des Blattes wie auch genauer Daten wäre ich Ihnen sehr verbunden. Es geschieht nur im Interesse der Sache, wenn Sie für diese und eventuelle spätere Unterstützung Ihre Anonymität ablegen; meiner Discretion können Sie versichert sein. Jedenfalls herzlichen Dank!

H. L. Leider verhindert. Vielen Dank!

Berthold F. Seite?

Anton B.; Fritz K. in Saaz; Alexander R.; F. B.; *J. Fr.* (»Nur Muth!«); *H. Ö., P. K., R. R.* und *J. L. in Pressbaum*; *R.-R. St.* Besten Dank!

Druckfehlerberichtigung.

In Nr. 7 lies auf S. 2, Zeile 11 von unten statt »dürfte«: *dürften*; S. 5, Zeile 8 von unten statt »sina«: *sine*; S. 10, Zeile 1 von oben statt »Schrattenhof«: *Schrattenhofen.*

In Nr. 8 lies auf S. 20, Zeile 1 von unten und auf S. 21, Zeile 1 von oben statt »dies alles umwebt, von einem«: *dies alles umwebt von einem*; S. 21, Zeile 2 von oben statt »Zusammenwirken fürstlicher Pracht«: *Zusammenwirken von fürstlicher Pracht.*

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **Karl Kraus.**
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Nr. 10 Wien, Anfang Juli 1899



Die Fackel

erscheint dreimal im Monate im Umfange von 16–24 Seiten.

Einzelne Nummern sind in den meisten Tabaktrafiken und allen Buchhandlungen erhältlich.

Abonnementspreis bis Ende December 1899

mit portofreier Zustellung:

für Österreich-Ungarn . . . . fl. 2.25
für das Deutsche Reich . . . . M. 4.50
für die Länder des Weltpostvereines . . . . M. 5.25

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 10 kr. = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der »Fackel«:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:
Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der »**Fackel**« und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: $^1/_1$ Seite fl. 35.–, $^1/_2$ Seite fl. 18.–, $^1/_4$ Seite fl. 10.–. Bei grösseren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

Die Fackel

Nr. 10 WIEN, ANFANG JULI 1899

Vergangenen Donnerstag hat auf der Ringstraße eine Demonstration der Wiener Polizei für die Lueger'sche Wahlreform stattgefunden.

* * *

Das Volk von Wien, ein neuer Kronos, droht sein eigenes Kind, den Dr. Lueger, zu verschlingen. Und mit der Angst eines Kindes kreischt der Bedrohte, der Worte, die er ausstößt, kaum mehr sich bewusst, nach Hilfe. Die Polizei soll ihn schützen, die Regierung soll ihm beistehen. Er wird dafür in aller Zukunft brav sein, niemals mehr die Wächter der Autorität verhöhnen, ein ordentlicher, friedfertiger Sohn der patriarchalisch regierten Volksfamilie werden. Sein Angstrufen hat Erhörung gefunden. Jetzt sichert ihn die Polizei so gründlich, dass in den Straßen von Wien kein Ruf gegen ihn laut werden darf, dass jeder Angriff gegen den Bürgermeister einem Frevel an der staatlichen Ordnung gleich erachtet wird. Und wie ein Junge — »Bube« ist etwas Anderes —, welcher, den Fäusten der kräftigeren Gegner entzogen, hinter dem Rücken des Starken, der zwischen ihn und seine Angreifer getreten ist, diese mit Schimpfworten und Drohungen bewirft, so schmäht jetzt Dr. Lueger die organisierte Arbeiterschaft in Ausdrücken, in denen alle ohnmächtige Wuth eines Gedemüthigten und der hässliche Triumph des augenblicklich Gesicherten laut wird.

Neben der Socialdemokratie aber, die in ehrlichem Zorn auf ihren Feind losschlägt, steht händereibend unser »freisinniges Bürgerthum« und secundiert den Kämpfenden mit lautem Zuruf. Den langjährigen Verderbern unseres Stadtwesens missfällt es aufs äußerste, dass die Antisemiten als ihre gelehrigen Schüler sich das bequeme Schlagwort von der »Wahrung des Besitzstandes« so gründlich zu eigen gemacht haben. Reformen à la Prix, von einem Lueger durchgeführt, würden ihnen jede Möglichkeit, künftig wieder im Rathhause Einfluss zu gewinnen, benehmen. Und dieselben Leute, die vor wenigen Monaten, als der Bürgermeister den Eintagsentwurf des allgemeinen Wahlrechtes einbrachte, die Regierung anflehten, gegen das Recht der Arbeiterschaft aufzutreten, sind jetzt darüber entrüstet, dass dieses Recht zu Gunsten der Christlichsocialen escamotiert werden soll. Immerhin ist es begreiflich, dass die Socialdemokratie in der schwierigsten Phase des Kampfes keinen Beistand von ihrer Seite weist und nach den Beweggründen wenig fragt, aus denen er geleistet wird; hoffen wir, dass die Früchte des Sieges denen zufallen werden, die ihn errungen haben.

Es ist richtig, auch vom Standpunkte des ehrlichen Liberalen ist die Vorlage, deren Sanction verhindert werden soll, in jeder Hinsicht verwerflich. Das Spiel mit dem Intelligenzwahlrecht, das jedes vernünftigen Sinnes entkleidet wird, kann nicht geduldet werden. Allerdings, darin, dass »Angestellten der Actiengesellschaften, auch wenn sie gar keine Steuer zahlen, das Wahlrecht verliehen wird, das man ihren Arbeitgebern, den Actionären, verweigert«, kann ich ein so schlimmes Uebel nicht finden; mich dünkt, die Leistung der niedrigsten Angestellten setzt eine höhere Qualification voraus als jene ist, die zum Couponabschneiden erfordert wird, und ich finde die Heuchelei des Lueger'schen Entwurfes vielmehr darin, dass er das privilegierte Wahlrecht nicht bloß den Beamten, sondern auch allen anderen Bediensteten der Gesellschaften, die gewiss

keine Intelligenzwähler sind, verleiht. Auch der Einwurf: »Die Angestellten der Handels- und Gewerbekammer erhalten das Wahlrecht kraft ihrer Stellung in der Kammer; der Präsident dieser Kammer erhält es nicht, wenn er es nicht aus irgendeinem anderen Titel besitzt« — erscheint mir nicht zwingend; denn da der Präsident der Kammer doch wohl stets den Kreisen der in Industrie, Gewerbe oder Handel selbstständig Thätigen entnommen wird, besitzt er eben das Wahlrecht; zudem aber müssen die Beamten der Handelskammer eine Befähigung für ihre Stellung nachweisen, die vom Präsidenten nicht gefordert wird und vielleicht auch kaum von jedem Präsidenten erbracht werden könnte. Eingefleischt freisinnigen Wiener Bürgern und Actionären mögen aber gerade diese Argumente maßgebend erscheinen. Und so will ich mit Herrn Professor v. Philippovich nicht darüber rechten, dass er sich ihrer bedient, wenn er durch das gewisse Sprachrohr sich hören lässt, dem jene Ohren lauschen. Man ist eben bei der Sprachrohrbenützung Ansteckungsgefahren leicht ausgesetzt; und Schutzmittel, wie sie eine unternehmende Gesellschaft neben dem Telephon angebracht hat, damit man es vor dem Gebrauche reinige, sind bei der ‚Neuen Freien Presse' bisher nicht erfunden worden.

Wie verhält sich aber die Regierung im Parteienstreit? Der arme Graf Thun war in schlimmer Verlegenheit, als die Herren vom »Donauclub« ihn darüber befragten. Dass er die Leopoldstädter Gesellschaft, in der er sich nicht recht wohl fühlte, gern los werden wollte, ist begreiflich; aber was sollte er ihnen sagen? Nun denn, er hat als ehrlicher Mann die volle Wahrheit gesprochen; er hat den liberalen Herren mitgetheilt, dass er nur zwei Möglichkeiten vor sich sehe: Die Vorlage entweder der Sanction zu unterbreiten oder sie nicht zu unterbreiten. Und er bewies die Voraussicht, die das Wesen des Regierens ausmacht, — indem er erklärte, er wisse wohl, dass in jedem der beiden

Fälle eine Partei unzufrieden sein werde. Nun möchte aber Graf Thun niemanden kränken; seine Einsicht und sein Gewissen verbieten ihm also jedes Handeln. Er wartet. Nicht etwa, weil er einen Modus zu finden hofft, Beides zugleich zu thun, die Sanction zu erwirken und die Sanction zu versagen, oder Liberale und Christlichsociale gleichzeitig zufriedenzustellen, sondern weil er den Streit zunächst anderweitig zu schlichten versuchen will, — durch die Isolationsmethode. Darin liegt nämlich der tiefe Sinn der Polizeimaßregeln der letzten Tage: Graf Thun betrachtet Herrn Lueger und die Socialdemokraten gleicherweise als Buben. Wenn nun Buben streiten, so ist es das Beste, zunächst nicht zu fragen, wer Recht hat, sondern sie zu trennen, zu isolieren; vor allem darf nicht weiter gerauft werden. Die Polizei tritt dazwischen; nachher erst wird Graf Thun die Sache studieren. Zum Studium braucht ja ein Ministerpräsident wie jedermann Ruhe. Und dabei besorgt er gar nicht, dass ihm schließlich geschehen könnte, was bei Raufereien zwischen Buben oftmals demjenigen geschieht, der sie gewaltsam auseinanderreisst, um Frieden zu stiften; nämlich, dass beide Theile über ihn wegschlagen und dabei schließlich die Schläge, die jeder dem andern zudachte, auf den Buckel des Mittlers niedersausen. Wenn schon nicht ein Ministerpräsident stürzt, ein Monocle geht dabei jedenfalls in Splitter.

* * *

Den Coburgern lächelt das alte Glück noch. Fürst Ferdinand von Bulgarien sitzt ruhig im Lande; der Versuch, den Satz des Staatsverbrechers Börne an ihm zu erfüllen, dass ein Volk seinen Fürsten verjagen könne, wenn ihm dessen Nase missfällt, ist gescheitert. Und der königliche Schlossherr von Laeken? Er kann sich demnächst wieder in Brüssel zeigen, wenn sein Herz ihn nicht nach Paris treibt. Die Nachgiebigkeit der Clericalen, die sich wieder einmal als Stützen des Thrones be-

währt haben, hat es dem Manne, von dem Cléo mehr zu berichten weiß als Klio, erspart, eine geschichtliche Rolle zu spielen. Solch Spiel, bei dem eine Krone der Einsatz war, hätte ihn bass verdrossen. Er ist nicht gewohnt, mehr als 10.000 Francs auf einmal zu wagen. Das ist der Höchsteinsatz an den Roulettetischen von Paris.

* * *

Herr v. Chlumecky ist vom Unglück verfolgt. Ehedem war er an allen faulen politischen Geschäften betheiligt; aber die politischen Handelsgesellschaften, die er gegründet hat, haben rasch Bankerott gemacht. Einiges von den Gründergewinnen hat er zwar ins Trockene gebracht: er ist Excellenzherr, Mitglied des Herrenhauses, Besitzer des Großkreuzes des Leopolds-Ordens und, wie der Lehmann constatiert, Ehrenbürger mehrerer Städte, Märkte und Ortschaften. Aber mit seinem politischen Credit ist es aus; man traut keinem Unternehmen mehr, in dem er die Hand hat. Seither hat er sich ganz der finanziellen Thätigkeit gewidmet. Und seltsam: auch da geht es ihm und denen, deren Geschäfte er führt, nicht besser als in der Politik. Die Südbahnactionäre sind mit ihrem Präsidenten unzufrieden und überhäufen ihn mit Vorwürfen, die eigentlich der früheren Verwaltung gebüren; und ihm bleibt nicht einmal der Trost, den anständige Tantièmen einem arg verlästerten Präsidenten bieten können. Der gesammte Verwaltungsrath der Südbahn bezieht, wie Herr v. Chlumecky der staunenden Mitwelt erzählt hat, nicht mehr als 50.000 fl.; davon dürfte auf ihn selbst nicht viel mehr als ein Ministergehalt entfallen. Bei so kläglicher Bezahlung noch die energischen Angriffe reichsdeutscher Actionäre, die das österreichische Verfahren bei Generalversammlungen nicht anerkennen wollen, dulden zu müssen, ist mehr, als billig verlangt werden kann. Herr v. Chlumecky hat sich denn auch entschlossen, eine Wiederholung solcher Dinge nicht zuzulassen. Und

als kurz nachher in der Generalversammlung des »Janus«, dessen Obercurator er ist, einige Mitglieder ihm unangenehm werden wollten, hat er die Debatte kurzweg geschlossen und die En bloc-Annahme von Statutenänderungen, die wichtige Rechte der Versicherten verletzen, erzwungen. Der Vorgänger des Abrahamowicz hat von seinem Nachfolger gelernt, wie man Versammlungen leitet. Aber die Geschädigten haben einen Protest eingebracht, und die Sache kann noch fehlschlagen. Man sieht, die Stellungen des armen Chlumecky sind wirklich keine Sinecuren.

* * *

Ein Leser hat die Freundlichkeit, mir ein Coursblatt zu übersenden, aus dessen Tendenzbericht hervorgeht, dass das Herannahen eines Börsenartikels der ‚Neuen Freien Presse' auch schon zu den den Markt beeinflussenden Ereignissen gezählt wird. Das Coursblatt ist vom 9. Juli datiert und versichert in der gewissen Gaunersprache, dass »sich im Schranken Tramway lustlos aussprachen«, »Valuta steif blieb«, dass aber Creditactien zum Schlusse »animiert« waren, u. zw. »auf die Version hin, dass die morgige Börsenwoche der ‚Neuen Presse' sehr günstig gehalten sein werde«. Der Einfluss des »Economisten« wird also, wie man sieht, bereits escomptiert. ... Zur Zeit als der eine Tendenzbericht erschien, war der andere noch nicht einmal geschrieben. Ja, werden denn in den Banken die Redactionsgeheimnisse der ‚Neuen Freien Presse' nicht entsprechend gewahrt?

* * *

Die ‚Neue Freie Presse' vermag auch, wenn es sein muss, zünftlerischer zu sein als die Zünfte selbst. Jahrzehnte lang pries sie den Segen der uneingeschränkten wirtschaftlichen Freiheit; deren Hemmnissen schrieb sie schulmeisterlich den Niedergang des Kleingewerbes zu. Jetzt tritt sie aber plötzlich, mit einer Verspätung von 15 Jahren, für Organisierungsversuche im Gewerbe ein. Die Erklärung der Schwenkung: Ihr Gönner und Informator, Baron Di Pauli, hat das Institut der »Genossenschafts-Instructoren« geschaffen — eine neue Variation

der kleinlichen Gewerbepolitik seiner Vorgänger. Und nun bietet sich das Schauspiel, dass die Kleingewerbler jeglicher Färbung diese Maßregel energisch ablehnen, weil sie ihnen selbst ganz belanglos und unerheblich dünkt, während der eines Besseren belehrte »Economist« plötzlich vom »Jammer unseres Gewerbestandes« spricht, das Fehlen einer »führenden Hand« beklagt und die »wichtige Aufgabe« der neugeschaffenen Bureaukraten hervorhebt.

Für einen Gnadenblick und mehrere Informationen bringt es ein volkswirtschaftlicher Journalist selbst zuwege, die Weltanschauungen von Manchester und Kaltern zu vereinen.

* * *

[Confiscation.] Der in Nr. 9 der ‚Fackel' enthaltene Artikel »Die ‚Neue Freie Presse' und der Orang-Utang« ist in seiner ganzen Gefährlichkeit erst vom Troppauer Staatsanwalt gewürdigt worden. Das in der schlesischen Hauptstadt erscheinende agrar-politische Wochenblatt ‚Der österreichische Agrarier' verfiel wegen Nachdrucks des Artikels der Beschlagnahme. Der Redacteur des Blattes theilt mir diese curiose Thatsache mit und ist so freundlich, mir die zweite Ausgabe zu übersenden. Aus ihr ersehe ich, dass die Stelle von »*So wird wohl auch*« bis »*zu ersetzen*« eliminiert werden musste. Die einem Affen zugemuthete Mission, in das zerfallende Oesterreich staatserhaltend einzugreifen, ist etwas, worüber kein Troppauer Staatsanwalt hinwegkommt.

* * *

Goethe, Matzenauer, Lessing und Noske. Die ‚Neue Freie Presse' ließ sich in diesen Tagen als stimmungsvolle Randbemerkung zur Wahlreformcampagne ein politisches Glaubensbekenntnis Goethes mittheilen. Goethe habe einmal zu Eckermann gesagt: »Dumont ist ein gemäßigter Liberaler, wie es alle vernünftigen Leute sind und sein sollen und wie ich es selber bin und in welchem Sinne ich während eines langen Lebens mich bemüht habe. Der wahre Liberale sucht mit den Mitteln, die ihm zugebote stehen, soviel Gutes zu bewirken, als er nur immer kann; aber er hütet sich, die oft unvermeidlichen Mängel sogleich mit Feuer und Schwert

vertilgen zu wollen. Er ist bemüht, durch ein kluges Vorschreiten die öffentlichen Gebrechen nach und nach zu verdrängen, ohne durch gewaltsame Maßregeln zugleich oft ebensoviel Gutes mit zu verderben. Er begnügt sich in dieser stets unvollkommenen Welt so lange mit dem Guten, bis ihn das Bessere zu erreichen Zeit und Umstände begünstigen.« Diese förmliche Vertrauenskundgebung Goethes an den Gemeinderath Matzenauer soll in den Kreisen der freisinnigen Bürgerschaft ungemein beifällig aufgenommen worden sein. Schon vorher war dem Abgeordneten Noske eine ähnliche Ehrung widerfahren, und zwar gleichfalls durch eine Bemerkung der ‚Neuen Freien Presse'. Das Blatt hatte anlässlich einer Neuinscenierung des »Nathan der Weise« den »wackeren Lessing« gerühmt und so dem Dichter einen Ehrentitel verliehen, der sonst immer nur in Verbindung mit dem Namen Noske gebraucht wird.

* * *

Die officiöse ‚Wiener Allgemeine Zeitung' vom 11. Juli enthält folgende Notiz: »Das ‚Fremdenblatt' bestätigt in seiner heutigen Abendausgabe vollinhaltlich die bereits heute früh von uns gebrachte Meldung, dass die Regierung der Vereinigten Staaten das von Oesterreich-Ungarn gestellte Verlangen, die Hazleton-Angelegenheit durch ein Schiedsgericht entscheiden zu lassen, abgelehnt hat.« Der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung' ist es kürzlich seltsamerweise widerfahren, dass sie — freilich wegen eines Gedichtes — confisciert wurde. Jetzt rächt sich das officiöse Blatt, indem es stolz darauf ist, eine Blamage der Regierung, der es dient, »vor allen anderen Blättern« gemeldet zu haben.



UNIVERSITÄTSBUMMEL.

Es wäre um die Wiener medicinische Facultät zwar arg genug, aber noch immer nicht hoffnungslos schlimm bestellt, wenn die Dii minorum gentium, die jungen Herren der Protection, die sich als Assistenten

und Privatdocenten breitmachen, ihre einzigen Schädlinge wären. Auch unter ihren Herren Vätern und Onkeln, den »Säulen der Facultät«, ist Manches faul und brüchig. Ruiniert von den »Zierden der Facultät« gegenwärtig Der und Jener ihren Ruf und ihr Ansehen, so vererbt er die fatale Vers l'abîme-Befähigung sicher auch auf Söhne und Schwestersöhne. Von der zeitweiligen Krise könnte sich die Facultät allenfalls noch erholen. Wie die Dinge aber stehen, ist sie auf Generationen hinaus mit Unfähigkeit versorgt. Fast könnte man es tragisch nennen, dass selbst von gutem Willen beseelte, fleißige und biedere Männer, die jetzt zu den Ersten an der Facultät zählen und ihren Protectionskreis bestrahlen, den akademischen Posten nicht auszufüllen imstande sind. Hofrath Vogl zum Exempel; kann man sich einen braveren, liebenswürdigeren und eifrigeren Mann denken? Jede Ehrenstelle des bürgerlichen Lebens scheint wie geschaffen für ihn. Was könnte das für ein Notarius. Bürgermeister, Oberphysicus sein! Leider aber ist er, seinem Lehramt nach, der privilegierte Pharmakolog der Facultät. Er ist ein ganz ausgezeichneter Pharmakognost, ein gelehrter Lambertuccio, der die Droguen nach der alten Schule erkennt und unterscheidet, dass einem Apotheker darob das Herz im Leibe freudig hüpfen muss. Damit ist aber noch lange nicht gesagt, dass er künftigen Aerzten Arzneimittellehre vortragen kann. Denn von der Wirkung der Medicamente weiß er selbst nicht viel. Nun ist aber die physiologische Pharmakodynamik, nicht aber die dürre Pharmakognosie das für den Mediciner erstrebenswerte Ziel . . . Und Hofrath Ludwig, dieser Ehrendoctor der Wiener medicinischen Facultät! Er ist ein ganz geschickter Anorganiker. Den Medicinern aber trägt er — organische Chemie vor. Wie über dieses par nobile fratrum an der Facultät selbst gedacht wird, ohne dass man sich gegen die Consequenzen zu wehren den Muth fände, das mag folgende aus der nächsten Nähe der beiden Herren stammende Darstellung zeigen.

ad Vogl: Dieser persönlich herzensgute Mann lastet wie Alpdruck auf der Brust der studierenden Jugend. Er ertheilt ihr einen saftlosen Unterricht, und anstatt den Medicinern die Wirkung der Arzneikörper vorzuführen, zwingt er sie durch die Strenge seiner Prüfungen zur Aneignung von Kenntnissen, die für den künftigen Arzt fast wertlos sind. Was er lehrt und prüft, mag für Apotheker, Dürrkräutler und Droguisten von Bedeutung sein, für den Arzt bleibt es überflüssiger Gedächtniskram.

ad Ludwig: Er ist an der Wiener medicinischen Facultät Professor der medicinischen Chemie. Als Anorganiker fand er die einzige Beziehung zur Medicin in der — Mineralwasseranalyse. Er betreibt diese Specialität mit einer Gründlichkeit, die einer besseren oder für die Wissenschaft bedeutungsvolleren Sache würdig wäre. Die P. T. Herren Quellenbesitzer, allen voran Herr Mattoni, die unserem Gelehrten seit Jahr und Tag die Anregung und das Material zu seinen Arbeiten liefern, wissen gar wohl, was sie thun. Sie brauchen die chemische Analyse des Herrn Herrenhausmitgliedes und Hofrathes und Ober-Sanitätsrathes und landesgerichtlichen Chemikers und Vorstandes des chemischen Laboratoriums in der pathologisch-anatomischen Anstalt des Allgemeinen Krankenhauses für Reclamezwecke. Denn dass derartige Untersuchungen für ihre tadellose Ausführung keinen Universitätsprofessor verlangen, ist ihnen ebenso bekannt, wie dem persönlich durchaus achtungswürdigen Professor Ludwig selbst.

Vogl, der kräuterkundige Bruder Lorenzo, und Ludwig, der Mann mit dem schönen Alchemistenkopfe, verdienen indes das Mitleid noch eher als den Spott. Ultra posse nemo tenetur .... Sache der Facultät und der vorgesetzten Unterrichtsbehörde wäre es aber, dafür Sorge zu tragen, dass die gähnenden Lücken ausgefüllt und ehebald eine Kraft zur Pflege der vernachlässigten Pharmakodynamik und eine Autorität für

physiologische Chemie bestellt werde. »Ist es nicht,« stoßseufzert unser lieber Mitbummler, »traurig, dass eine Facultät, die einen Ordinarius (Professor Puschmann) und zwei Privatdocenten (Dr. Robert Ritt. v. Töply und Dr. Max Neuburger) für Geschichte der Medicin besitzt, keinen Fachmann in ihren Reihen aufweist, der die chemischen Vorgänge im menschlichen und thierischen Körper verstünde, keinen, der die Wirkung der Arzneikörper studieren und durch das allein entscheidende Thierexperiment nachprüfen würde?!« Vogl und Ludwig müssten nicht fürchten, kaltgestellt zu werden, wenn andere kämen, die das können, was die zwei ausgezeichneten Männer nicht zu leisten vermögen. Und weil beide, auf ihrem eigentlichen Arbeitsfelde unzweifelhaft verdiente Professoren auch ehrliche Männer sind, hoffen wir, dass sie selbst für die Berufung der fehlenden Forscher und Lehrer eintreten werden. Den schätzenswerten Ludwig möchten wir überdies weniger oft, als uns hiezu die marktschreierischen Etiketten auf den Mineralwasserflaschen Gelegenheit geben, gedruckt lesen. Gewiss gegen den Willen des bescheidenen Mannes, kaum aber ohne sein Wissen, prangt er mit vollem Titel, bei dem sogar das »o. ö.« vor Professor und »k. k.« vor Ober-Sanitätsrath nicht fehlt, auf den Flaschen und in den Reclamebücheln der Firma Mattoni. Wenn heutzutage ein um die Existenz kämpfender praktischer Arzt ein neues Mittel entdeckt und mit seinem Namen hinausgibt, riskiert er, von der Aerztekammer wegen standeswidriger Reclame in Acht und Bann gethan zu werden. Wozu lässt Herr Hofrath Ludwig seinen Namen und seinen Geist über den Mineralwässern schweben? Es widerspricht gewiss dem Denken und Fühlen des Hofrathes Ludwig, dass seine Autorität zu mercantilen Zwecken missbraucht wird. Warum wehrt er sich nicht dagegen? Ihn in einem Zusammenhange mit irgendeinem Mineralwasser genannt zu hören, berührt den Unbefangenen nicht anders, wie wenn Bicyclefirmen zur Anpreisung ihrer Räder

bekannte Fahrer anführen. Die Fahrer sind — das ist kein Geheimnis — von den betreffenden Firmen bezahlt; sie verhelfen den Specialmarken zum Sieg, den Geschäften zu schwunghaftem Absatz, und dafür werden sie gegendienstlich honoriert. Von Hofrath Ludwig sind wir aufrichtig überzeugt, dass er, als wissenschaftliche Autorität sich in den Dienst einer Firma zu begeben, für niedrig und gemein hält. Umsomehr ist es zu bedauern, dass die Händler seinen Namen und seine Würden nach Belieben ausspielen dürfen.

Die furchtbarsten Schädlinge der Facultät sind gewisse Extraordinarii, die ihren Titel man weiß nicht wie erlangt haben und lächelnd zuhören, wie die capitalskräftige und dabei blöde Menge den »außerordentlichen Professor« für noch mehr hält und besser bezahlt, als den »ordentlichen«. Einer von ihnen benützt die kurze Ruhepause, die sich »der erste Kliniker des Reiches« in seiner goldenen Praxis gestattet, um die dummen Provinzler mit ernster Nothnagelmiene zu empfangen. Die Leiden dieses Theiles der leidenden Menschheit werden durch die Abgaben, die sie in Wien an geschäftsmäßige »Zubringer« entrichten müssen, um je 2 fl. per Kopf — das ist die Taxe! — erhöht. Solche Zubringer stehen auf den Wiener Bahnhöfen in wilder Concurrenz mit den eifrigen Kupplern, die die besser gekleideten Provinzler gewissen »Salons« für ein etwas höheres Kopfgeld zuführen. Und es gibt Professorsgattinnen, die es gar nicht erbärmlich finden, im Vorzimmer der Wohnung ihres berühmten Mannes die Verrechnung mit den Zutreibern zu führen. Dass Professoren, für die der akademische Titel nur als Geschäftsschild dient, überhaupt möglich sind, kann nur durch Leichtfertigkeit bei den für höheren Ort erstatteten Vorschlägen erklärt werden. Wie es mitunter bei diesen Vorschlägen zugeht, sei durch den folgenden Stimmungsbericht illustriert.

Wie alljährlich, so arbeiten auch jetzt zu Ende des Universitätsjahres die Professoren-Collegien mit

Dampfkraft. Unter den sie beschäftigenden Agenden nimmt die Schaffung von diversen Extraordinariaten Zeit und Kraft der Referenten in den Commissionen und das Plenum selbst in Anspruch. Im medicinischen Professoren-Collegium wurden wieder eine Reihe von Docenten zur Würde von Extraordinariis vorgeschlagen, ohne Rücksicht darauf, dass noch viele, früher gemachte Vorschläge bisnun unerledigt geblieben sind. Auch dieses Mal hört man, dass manche berechtigte Hoffnungen und verdienstvolle Bestrebungen unberücksichtigt bleiben dürften und dass der Gunst oder Ungunst der spendenden Götter ein grosser Spielraum eingeräumt werden soll. Chirurgen von praktischer und theoretischer Befähigung, Autoren verdienstvoller Publicationen und Vertreter verwaister Specialitäten werden gar nicht erwähnt; dagegen soll die Facultät nicht nur um einen, sondern um zwei Extraordinarii der Ophthalmologie bereichert werden. Das Scherzhafte bei der Geschichte (bei der ja, wie in den meisten öffentlichen Angelegenheiten, der Antisemitismus auch sein Wörtchen mitspricht) ist, dass der semitische Candidat von einem arischen, und der arische Bewerber von einem semitischen Gönner gefördert worden sein soll. Und da zweifelt man noch an einer ausgleichenden Gerechtigkeit! Von dem einen Candidaten behaupten manche Eingeweihte, er sei ein Anatom; von dem andern, er sei ein Mathematiker, und deshalb sollen beide Professoren der Ophthalmologie werden. Derlei Curiositäten sollen noch mehrere vorgekommen sein. Man ist nun gespannt, wie sich die Dinge bei den competenten Instanzen gestalten werden, namentlich mit Rücksicht auf noch frühere, unerledigte Vorschläge. Es wäre denn doch noch an höherer Stelle sehr zu erwägen, ob diese Ertheilung des Ehrentitels eines Extraordinarius fortan als Reclametafel für Ausübung und Fructificierung der Praxis an gewisse Schützlinge statthaft, ob dies dem Interesse der Facultät förderlich ist, oder ob in erster Linie wissenschaftliche, aber

ehrliche und originelle wissenschaftliche Leistungen und nicht Plagiate hiezu berechtigen. — Betheiligte Kreise bauen auf den bisher nicht angezweifelten Gerechtigkeitsinn der Fachreferenten. Es wird sich hoffentlich zeigen, dass diese sich gegen den Bacillus nepoticus immun zu halten verstehen, und dass die allgemeine Ansicht unter der Wiener medicinischen Jugend eine ungerechtfertigte ist, die dahin geht: es sei ein Unsinn, seine Zeit mit wissenschaftlichen Arbeiten und Forschungen zu verbringen, denn ohne Protection bringe es der strebsamste Arbeiter zu nichts und dem Protectionskind gelinge alles, auch ohne Leistungen von Wert.

Wer weiß, ob das Malheur des Vorschlages nicht schon geschehen ist, wenn diese Zeilen vor den Leser kommen. Doch wollen wir Ereignissen, wenn sie auch leider im Bereich der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit liegen, nicht vorgreifen. Es wird sich nach den Ferien zeigen, vor welchen neuen Gräbern der Wiener medicinischen Facultät wir stehen....

* * *

Man kann nicht behaupten, dass Graf Bylandt, unser Minister für Cultus, den Klagen über die Mängel des Gymnasialwesens sein Ohr verschließt. Noch unmittelbar vor der Maturitätsprüfung hat jetzt ein Ministerialerlass gezeigt, dass billige Ansprüche gern berücksichtigt werden. Die Reifeprüfung soll nicht eine Summe von Detailkenntnissen erweisen, sondern die allgemeine Bildung der Schüler feststellen. Deshalb ist es wünschenswert, dass die Lehrer sämmtlicher Fächer ihr Urtheil abgeben können. So ist denn bestimmt worden, dass in Zukunft auch der Lehrer der philosophischen Propädeutik und die Religionslehrer der Prüfungscommission anzugehören haben. Allerdings, soweit es sich um jenen handelt, liegt eigentlich keine Neuerung vor; denn der Lehrer der philosophischen Propädeutik trägt in den seltensten Fällen lediglich dies eine Fach in der Classe

vor, er hat also auch bisher schon der Commission angehört. Aber dem Religionslehrer hat die österreichische Schulverwaltung ein neues Recht zugesprochen. Nicht ohne kluge Absicht. Gerade dem Religionsunterricht fällt bei uns die Aufgabe zu, wichtige Theile der allgemeinen Bildung den Schülern zu vermitteln. Man macht dem Gymnasium den Vorwurf, dass es nicht mit der Zeit gehe, ihre wesentlichsten Bildungselemente aus dem Lehrplan ausschließe. Von Darwinismus und Socialismus erfährt der Gymnasiast durch den Professor der Naturgeschichte und der Geschichte kein Wort. Da tritt denn der Religionslehrer in die Bresche. Denn zumindest die katholischen Schüler lernen beim Religionsunterricht die Widerlegung des Darwinismus und Socialismus. Und es ist tausend gegen eins zu wetten, dass diese Widerlegung jeden aufgeweckten Knaben ansport, die Dinge kennen zu lernen, die er bekämpfen hört. Ueberhaupt werden wir ja wesentlich durch den Widerspruch erzogen, den geprägte Lehrmeinungen, die uns übermittelt werden, in uns wecken.

* * *

Sehr geehrter Herr! Da Sie der Einzige sind, an den wir uns in unserer Angelegenheit wenden können, erlauben wir uns, an Sie eine Bitte zu stellen.

Wie leider alljährlich, wird auch heuer im Mädchengymnasium eine sogenannte »Schlussfeier« abgehalten. Obgleich einige Ausschussmitglieder und auch Professoren der Anstalt selbst, sowie sämmtliche Schülerinnen sich ablehnend dagegen verhalten, wird die alte Komödie auch dieses Jahr wieder aufgeführt, da die — sonst sehr verdiente — Präsidentin des Vereines, Frau Marie v. Boßhardt, mit Leib und Seele an dieser Einrichtung hängt.

Die Schülerinnen sämmtlicher Classen, begleitet von Eltern und Fremden, denen es Vergnügen macht, »die Kleine im weißen Kleiderl« zu sehen, begeben sich in den Festsaal, wo dann der Director der Anstalt den Vortrag abliest (Inhalt: Wieder beweinen wir ein verdientes Mitglied, das . . . .). Sodann besteigen vier Schlachtopfer nacheinander den heiligen Altar und leiern zahlreiche,

mühsam auswendig gelernte Verse in deutscher, mittelhochdeutscher, griechischer und lateinischer Sprache herunter, von denen kein Sterblicher ein Wort versteht. Ein fünftes Opfer ist die glückliche Abiturientin, welche nach altem Brauch eine Abschiedsrede hält, die von tiefgefühlter Dankbarkeit überströmt. Diese Rede ist natürlich fehlerfrei, da alle Mängel in der vorhergehenden Generalprobe, welcher der gesammte Lehrkörper beiwohnt, ausgemerzt wurden. Aber Geduld bringt Rosen, und die Mühe wird reichlich belohnt, denn ‚Freie Presse' und ‚Tagblatt' spenden den »reizenden Mädchenblüten« — bitte, sehen Sie doch mal nach — in langen Spalten reichliches Lob und preisen die ausgezeichnete Anstalt, die solche Erfolge aufzuweisen hat.

Wir bitten vielmals, sehr geehrter Herr, nehmen Sie sich die Mühe, in die geheiligten Räume Hegelgasse 12 hinaufzusteigen und der am Samstag vor 10 Uhr im zweiten Stock, Zeichensaal, stattfindenden Schlussfeier beizuwohnen.

Dies ersuchen Sie

5. Juli 1899. einige Gymnasiastinnen.



ZUM GASTSPIEL DES »DEUTSCHEN THEATERS«.

Um das Jahr 1890 gieng ein Sturm durch die Coulissen der deutschen Bühnenwelt. Man kann es auch einen plötzlichen Entschluss des Literaten Herrn Dr. Otto Brahm und anderer damals unberühmter Stammgäste des Café Kaiserhof nennen,— den Entschluss, durch irgendeine noch nicht abgenützte Methode zu Namen und Ansehen zu gelangen. Herr Brahm hat meines Wissens nie persönlich gestürmt, und sein Plan einer Veränderung im Berliner Theaterwesen war wohl ausschließlich auf seinen brennenden Wunsch zurückzuführen, von dem schon vorhandenen Sturm, nämlich dem des Publicums auf die Theatercassen, einmal selbst

zu profitieren. Wir in Wien lauschen seit einem Jahrzehnt verzückt den Schlagworten, die uns aus der deutschen Reichshauptstadt von geschäftigen Mittlern aller modernen Künste herübergefaselt werden. Mit dem Auftauchen starker dichterischer Begabungen musste um jeden Preis eine neue Schauspielkunst proclamiert werden, und weil unser Burgtheater durch nichtsnutzige Directoren zuschanden geleitet war, begannen wir an die Mysterien des »Deutschen Theaters« in Berlin wirklich zu glauben. Mit dem Momente, da Herr Brahm, der lange genug die Herren Blumenthal und L'Arronge hatte beneiden müssen, eine gute Anstellung erhielt, sollte eine neue Aera deutscher Schauspielkunst begonnen haben.

Ich schätze mich glücklich, die Umwälzung, die der nunmehrige Leiter des »Deutschen Theaters« im Bühnenreiche hervorgerufen hat, miterlebt zu haben. Herr Brahm hat von seinem Vorgänger, der bei guten Geschäften nie eine reformatorische Miene aufzustecken pflegte, gute Schauspieler übernommen, die er im ersten Directionsjahre durch mancherlei Experimente schädigte. Die nun einmal ausgeheckte Doctrin von der realistischen Spielweise musste frevent-lich auf das classische Drama angewendet werden, und ein kläglicher Misserfolg predigte die Erkenntnis, dass dieses sogenannte »moderne Ensemble«, von tüchtiger Regie zusammengehalten, an Dialectübungen heran-gereift, zu Höherem nicht befähigt sei. Später schien der ungeheure Erfolg der in jeder Darstellung wirksamen »Weber« den Schwindelglauben an den neuen Stil wieder befestigen zu wollen. Die Missionäre dieses Glaubens, Mitglieder einer Gemeinde, die in allen Kunstcentren die gleiche terrorisierende Wirkung aus-übt, verkündeten die Bedeutung jedes Episodisten, der in den »Webern« seine realistische Schuldigkeit gethan hatte. Ein gewandter Regisseur hatte sich von den entlegensten Vorstadtbühnen Statisten und kleine Chargen-spieler zusammengesucht, und sie alle waren mit einem-male in große Neuerer, Pfadfinder der deutschen

Schauspielkunst verwandelt. Dass Solches allein der Unterstützung des Dialects zu danken war, der als sicherer Schwimmgürtel auch den letzten Nichtkönner über Wasser hält, schien keiner zu bemerken.

Das Gros der Berliner Natürlichkeitsspieler setzt sich aus Durchschnitts-Intelligenzen zusammen, die sich allerlei kleine technische Adaptierungen der Sprechweise geschickt zunutze gemacht haben. Glücklich aufgefangene Schlagworte helfen über innere und äußere Mängel hinweg. Emanuel Reicher, ein vielfach interessierter und auch literarisch bestrebter Herr, hat wiederholt zur Feder gegriffen, um die Doctrin des Naturalismus zu vertheidigen. Er ist der typische moderne Schauspieler, der seine kleinen episodistischen Gaben an der Fiction der »Menschendarstellung« zugrunde gehen lässt. Mangel an Humor, Mangel an innerem Temperament befähigen ihn zur Ausrede der Lebensechtheit. Er hat sich einmal in einem an Herrn Bahr gerichteten Programmbriefe den folgenden Kernsatz geleistet: »Wenn Schiller seinen Helden sämmtliche Gefühle, die ihn eben beherrschen, im Schwung der Verse aussprechen lässt, so hat der Schauspieler nicht viel mehr dabei zu thun, als diese Verse mit mehr oder weniger Temperament schön zu sprechen.« So ist es denn Herrn Reicher und seinesgleichen leider versagt, sich zur Darstellung Schiller'scher Gestalten gnädig herabzulassen. Sie sind und bleiben darauf angewiesen, dank ihrem kleinen Können — natürliche Schauspieler zu sein. Zu unnatürlichen fehlt ihnen das Talent. Nur einer ist unter ihnen, dem es auch zum natürlichen fehlt. Der Wiener Geschmack wird sich hüten, der Suggestion, die von dem Namen Kainz ausgeht, zu erliegen. In einer Umgebung von Interjectionsschauspielern, deren Kunst sich dem Kleinkram der Milieustücke unter Hachmanns und Lessings Regie angepasst hat, musste er freilich dem Berliner Empfinden als der Hüter der Classik gelten. Diesen Ruf dankt er den Misserfolgen, die er im Conversationsstück geerntet hat. Es ist einfach bewundernswürdig,

wie die Auguren des Berliner und Wiener Theaterparkets in den Defecten des Herrn Kainz allmählich seine Modernität und Eignung für eine innere Reform der classischen Spielweise entdeckt haben. Eine klangreiche, immer vibrierende Stimme hat sie in Tiefen und mystische Schlünde der Kainz'schen Psyche blicken lassen, von deren Vorhandensein der dürftige Herr selbst wohl nie geträumt hat. Ich möchte den ehrlichen Zuhörer kennen, welcher von Herrn Kainz, dem in der Erinnerung an das alte Burgtheater gereiften Declamator, jemals etwas Anderes als kunstvolle Cascaden der Rede vernommen hätte, der ihm eine andere, als eine rein phonetische Auffassung Shakespeare'scher Gedanken zutraute. Ich wüsste nicht, wo das Moderne in der Darstellung eines Hamlet liegt, der willkürlich belanglose Stellen mit schulmäßiger Deutlichkeit scandiert, während er ein Dutzend der aufschlussreichsten Sätze auf einmal in den Mund nimmt, um sie mit ziemlicher Nonchalance ins Orchester zu spucken. Herr Brahm hat in einer possierlichen Abschiedsrede, die er an den Berliner Liebling hielt, Herrn Kainz zum Cäsarenwahn ermuntert. In Wien, wo man die Schauspieler bloß zum Größenwahn erzieht, werden Kainz und das Publicum bald von einander enttäuscht sein. Man erwartet einen Nachfolger Mitterwurzers, und man wird, wenn der erste Suggestionsrausch verflogen ist, einen Darsteller entdecken, der mit seinen Mängeln Raubbau treibt, einer Verinnerlichung nicht fähig ist, und, ein unbewegter Artist der Zunge, sich fern allen seelischen Actionen am Worte berauscht.

Kainz und Reicher sind die Namen, die, wenn von der Truppe des »Deutschen Theaters« die Rede ist, nur mit Augenverdrehen und in bebender Extase genannt werden dürfen. Und doch hat diese Bühne — ich erinnere nur an Nissen, Sauer, Frl. Dumont und den schlesischen Fachschauspieler Rittner — eine Reihe bei weitem tüchtigerer Kräfte aufzuweisen, aus deren Art sich freilich ein bestimmter »Stil«

schwerlich ableiten ließe. Kainz und Reicher hat man in Wien längst kennen gelernt, und nun, da uns ihre Umgebung in sorgfältiger Auswahl vorgeführt ward, musste sich der Traum von einem neuen Darstellungsideal auf die Anerkenung reducieren lassen, dass im »Deutschen Theater« ein Regisseur ordentlich Mannszucht hält und dass sich dort ein paar vortreffliche Schauspieler in das Ensemble geschulter Mittelmäßigkeit fügen. Ob sich in diesem begabten Schüler Lewinskys, jenem unbegabten Copisten Roberts »die neue Art der Jugend, zu denken und zu fühlen« geäußert hat, ist fraglich. Das Neue dieser Schauspielkunst schien mir vorwiegend darin zu liegen, dass, wo die Gefühle versagen, im richtigen Momente ein dem Leben abgelauschtes Räuspern eingelegt und dass inneres Leid wie Kopfschmerz ausgedrückt wird. Eine Kunst, die seelische Explosionen ängstlich vermeidet, weil sie deren nicht fähig ist .... Solch eine Revolutionierung der Scene findet ihren Rückhalt in einer Theaterkritik, die alle Forderungen des Naturalismus erfüllt sieht, wenn der Decorateur für einen echten Plafond und für echte Thürklinken gesorgt hat.

* * *

Die Kunstpflege der ‚Neuen Freien Presse'.*)

Sehr geehrter Herr Kraus! Die kurze Kunstnotiz in der ersten, der Programm-Nummer Ihrer allen Parasiten so schön heimleuchtenden ‚Fackel' erweckte in mir und gewiss auch in vielen Anderen, denen die Kunst eine heilige Sache ist, die Hoffnung, dass Sie nicht nur die Umtriebe der politischen, der Finanz- und Theatercliquen zu enthüllen gedenken, sondern auch den die künstlerische Entwicklung unseres Volkes störenden Factoren die gebürende Aufmerksamkeit

*) Ohne in den Hymnus auf die Secession bedingungslos einzustimmen und ohne mich einem Urtheil anzuschließen, das die neuen Maler als »an Bedeutung denen des Cinquecento überlegen« bezeichnet, glaube ich doch einer Zuschrift den Raum nicht versagen zu dürfen, die eine wertvolle Controle des Wirkens unserer Culturbringerin auch auf kunstkritischem Gebiete eröffnet. (Anm. d. Herausgebers.)

schenken werden. Acht weitere Nummern habe ich vergebens durchforscht; und da ich annehme, dass Sie keinen Mitarbeiter gefunden haben, der in die Verhältnisse genügend eingeweiht wäre, oder dessen Sachkenntnis und Urtheil Ihnen vertrauenswürdig erschiene, so erlaube ich mir, Ihnen einen Theil des Materials zur freien Verfügung zu stellen, das ich — ohne Kunstkritiker oder Künstler von Beruf zu sein — aus reiner Liebe zur Sache seit mehr als zehn Jahren gesammelt habe.

Von dem großen Kunstkampf der letzten Jahrzehnte, der eines der wunderbarsten und erhebendsten Schauspiele unserer Zeit war und mit einem heute unzweifelhaften Sieg der modernen, den Künstlern des Cinquecento an Bedeutung überlegenen Malern endete, hat der Wiener bis vor kurzem in seinen Zeitungen nur unklare, verlegen witzelnde Berichte gefunden. Zur Zeit, da in Paris die größten Schlachten geschlagen wurden, deren Erinnerung heute in Muthers Geschichte der Malerei verzeichnet ist und für die Zolas »L'œuvre« in weitesten Kreisen Theilnahme erweckte, zur Zeit als Millet, Courbet und manche Andere die Welt revolutionierten, ließ sich die ‚Neue Freie Presse' durch Herrn Theodor Herzl Original-Correspondenzen über den Pariser »Salon« schicken, welche an aggressivem Stumpfsinn sogar die Aufsätze jener Gymnasiasten übertrafen, die heute in dem so unnatürlich verjüngten Blatte dem Publicum geboten werden. Da ich in jenen Jahren häufig nach Paris, London, München fuhr, um für meine kleine Galerie neue Werke zu erwerben, fühlte ich den Wunsch, mein Urtheil an dem der hervorragenden Kritiker zu corrigieren. Wenn ich heute diese Blätter, deren einige ich aufbewahrt habe, überprüfe, freue ich mich, dass ich damals, halb schon verzagend, trotz dem böswilligsten Zeitungsgewäsch meinen Lieblingen treu blieb.

Ich greife ein x-beliebiges Feuilleton von Herzl heraus. Es beginnt in anmuthigem Plauderton: »Vor einigen Tagen hat sich hier etwas sehr Rührendes zugetragen: Die alljährliche Kunstausstellung in den Champs Elysées wurde eröffnet. Und das wäre rührend? . . . Ja wohl. Als man uns zum erstenmale in die 36 Säle und in den weiten glasgedeckten Hof des Industriepalastes einließ, in dieses große mächtige Hippodrom der Kunst, da war noch nicht alles fertig. Nicht bloß die Tapezierer und Gärtner nagelten und pflanzten, auch mancher freiere Meister wischte noch

irgendetwas Letztes in sein Bild hinein. — — — Männer, umflossen von Bedeutung, wandelten mit Notizbuch und Bleistift umher. Andere Männer betrachteten diese, die Recensenten, mit Scheu, Hass und Verachtung.« — Ich kann's Ihnen nachfühlen! — »Das sind Künstler, die für anderthalb Zeilen im Wochenboten einen ansehnlichen Fetzen ihrer Unsterblichkeit geben würden. — — — Ist das nicht wunderbar und rührend?« Nachdem Herr Herzl sein Publicum aufgefordert hat, über den vergeblichen Kampf der Künstler mit »von Bedeutung umflossenen« Recensenten gerührt zu sein, offenbart er seine individuelle Auffassung: »Heuer sind es 36 Säle. Bilder, Bilder, noch Bilder, erst recht Bilder. — — — Wenn Einer, der nichts von der Kunst versteht und den Muth hat, es zu bekennen, durch eine solche Ausstellung geht, muss sie ihm sehr lächerlich vorkommen. Wozu das alles? Was soll damit gesagt, gezeigt, bewiesen werden? — — — Krampfhaft wird aber das Gelächter bei dem, der weiß, dass in allen diesen Werken — — die äußerste Anspannung von 1500 oder 1600 Menschen enthalten ist.« Und: »Seit ich zum erstenmale den Salon durchwanderte, ist bereits eine allgemeine Ansicht zustande gekommen, der man sich zu unterwerfen hat. Ich höre, dass das große Deckengemälde von Benjamin Constant als bedeutende Leistung anzusehen sei.«... Nicht immer haben die Kunstkritiker der ‚Neuen Freien Presse', die »nichts von Kunst verstanden«, auch »den Muth gehabt, es zu bekennen«.

Vom zweiten »Salon« auf dem Marsfelde weiß Herzl ebenso geistreich zu erzählen: »Ich war am Firnistage dort, aber sehen konnte ich nichts, denn wir waren unser 50.000. Lauter Kunstfreunde, lauter Freikartenbesitzer. Es war eine bedeutende Demonstration für die Freiheit der Kunst. — — Man müsste eigentlich wiederkommen, wenn sich der Schwarm verlaufen hat. Das wird nicht lange dauern. — — Aber werden wir dann hinauswandern? Denn — seien wir aufrichtig — geht man in eine Ausstellung, wo nur Bilder zu sehen sind?«

Seither ist mancher der »Lächerlichen« ein Unsterblicher geworden, und mancher, der damals »umflossen von Bedeutung« herumgieng, muss es sich heute gefallen lassen, selbst lächerlich gefunden zu werden. Herzl, der in Paris eine Kunstrevolution mitgemacht und sich darüber mit einem »Wozu das alles?« hinweggeholfen hat, schreibt

jetzt nur selten über Kunst. Dann weiß er aber gewöhnlich, »wozu«. So, wenn er den Portraitisten Koppay für seine privaten Leistungen im Familienkreise des Redacteurs durch ein Reclamefeuilleton in der ‚Neuen Freien Presse' entlohnt, jenen Herrn Koppay, der sich nicht schämt, zu Reclamezwecken alle Wiener Journalisten, ja die des Revolverns verdächtigsten Pressknaben zu portraitieren.

Ueber die bereits verstorbenen Kunstkritiker des »größten österreichischen Blattes« gehe ich mit der nöthigen, in diesem Falle besonders nöthigen Pietät hinweg und will mich damit begnügen, die Stellung zu charakterisieren, welche die ‚Neue Freie Presse' in unseren jüngsten Wiener Entwicklungsphasen einnahm.

So lebhaften Antheil ich selbst an der Entstehung der »Freien Vereinigung«, »Secession« genannt, vom Anfang an genommen habe, — nicht weil ich die Künstler der Genossenschaft geringschätze, sondern weil ich deren Statuten für fortschrittshinderlich erkannte — so hätte ich doch der Presse eine offene Feindschaft weniger übelgenommen, als das unwürdige Schwanken zwischen den Parteien. Dieses Abwarten, welcher der Kämpfenden den Sieg erringen werde, um ihm dann zuzujubeln und seinen Erfolg sich rasch zunutze zu machen, ist erbärmlich. Sechs oder sieben Kritiker, Vincenti, Emil Schäffer, Adolf Loos, Franz Arnold (wer ist diese Größe?), Servaes u. s. w. sah man nacheinander ihre mehr oder minder von den Herausgebern beeinflussten Urtheile im Feuilleton des Blattes verkünden. Die ‚Neue Freie Presse' war mit serviler Zuthunlichkeit bereit, sich ganz und gar der Jugend hinzugeben, aber wenn der Verwandte eines Administrationsbeamten der »Concordia« zufällig unter die Bildhauer gegangen war, so nahmen die Herren ihren jeweiligen Kunstreferenten beiseite und wussten ihm so lange »zuzureden«, bis er mürbe geworden war oder verärgert die kunstfremde Stätte der Gefälligkeiten verließ. Das Auftreten des klugen und feinen Schäffer, der aus Muthers Schule nach Wien gekommen war, hat jeder Kenner mit Freuden begrüßt; warum man ihn gehen ließ*), um Leuten Raum zu

*) Meines Wissens war Schäffer, der wohl gelegentlich Feuilletons schrieb, trotz wiederholter Aufforderung nicht geneigt, das so vielen Missdeutungen ausgesetzte Erbe Ranzonis zu übernehmen, und zog es vor, seine durch keinen Redactionsbeschluss gehemmte Freiheit dem kunsthistorischen Studium zu widmen. (Anm. d. Herausgebers.)

geben, die aus zusammengelesenem Zeug eben noch ein Phrasenpotpourri für höhere Töchterschulen zu bereiten verstehen, wäre mir unklar geblieben, wenn nicht die zufälligen Mittheilungen eines bekannten Kunsthändlers und eines hervorragenden Kunstindustriellen mich auf die Spur gewiesen hätten. Jener, Inhaber eines der größten Wiener Kunstsalons, klagte mir, als ich ihm einmal ein Bild abkaufte, dass er jede Kritik in der ‚Neuen Freien Presse' per Zeile bezahlen müsse, — während anderwärts das Eindringen des modernen Kunstgeistes gratis sei, während es in München, Berlin, Paris, London etc. als selbstverständliche Pflicht jedes Blattes gelte, die Kunst unbezahlt zu besprechen. In Wien hat der Maler und Bildhauer nicht bloß mit dem Unverstand des Kritikers, sondern auch mit dem Geiz des Herausgebers zu kämpfen. Und der Industrielle erzählte mir, dass ein Agent bei ihm gewesen sei, um ihm mitzutheilen, wie viel eine kritische Würdigung seines im Museum ausgestellten Interieurs kosten würde. Ich erinnere mich, zur Zeit der Jubiläums-Ausstellung Reclameartikel gelesen zu haben, welche die von dem Fachkritiker ausgesprochenen unparteiischen Urtheile »per Zeile« auf den Kopf stellten, so dass eine Arbeit, die vor vierzehn Tagen als verpfuscht bezeichnet worden war, jetzt als »eine Meisterleistung der bewährten Firma«, als eine »pièce de resistance der gesammten Ausstellung« etc. erschien. Und ein Blatt, bei dem der Kunstkritiker mit dem Inseratenagenten in fortwährender Fehde liegt, maßt sich hierzulande die erste Stimme in künstlerischen Dingen an. Ueber Benjamin Constant trägt schließlich das Annoncenbureau Dukes den Sieg davon, und alle ehrlichen Kunstkritiker fallen in die Versenkung, sobald die Vortheile der Beziehungen des Blattes zu Herrn Hofrath Scala gegen die Ungunst der inserierenden Firmen abgewogen und zu leicht befunden werden. †

* * *

Die ‚Fackel', herausgegeben von Einem, der keinen Platz in der Redaction eines liberalen Blattes bekam und sich zu rächen beschloss, sie hat ihr erstes Quartal hinter sich. »Was nun?« fragen die Leute, die es sofort fein heraus hatten, dass es sich hier nur um eine »vernehmliche Drohung an die competenten Stellen« handeln könne. Was nun? Noch immer von der Futterkrippe zurückgestoßen? . . . . Und schaudernd erkennt der Herausgeber, dass dies nicht der richtige Weg war, dass er auch im nächsten Fasching

keine Einladung zum Concordiaball erhalten dürfte und dass er — zögernd nur · möchte er es eingestehen — sich's mit der ‚Neuen Freien Presse' jetzt wirklich »verdorben« hat. . . . . Wohin wird ihn seine Ungeberdigkeit noch treiben und welch ungewisse Zukunft bereitet sie ihm? Und doch scheint diese nur dem Fernestehenden ungewiss. Insgeheim hat er schon sein Schäfchen im Trockenen, so einen schmeichelhaften Antrag oder dergleichen, und die arglistigen Beobachter seiner Carrière werden staunen, wenn er ihnen plötzlich beweist, dass er doch nicht so ganz zurückgestoßen ist.

Jawohl — ein regelrechter Engagementsantrag ward mir ins Haus geschickt. Die Zeitung heißt ‚Der Geflügel- und Wildprethändler', ist ein Fachblatt und sucht einen Redacteur.

Das Schreiben lautet:

Euer Wohlgeboren!

Ihrer Aiffere contra Friedman, Der Aufmerksamkeit lenkend, erlaube ich mir Sie, mit beilage meines gegründeten Fachblt. anfragen zu können, ob Sie geneigt weren, diesem Handels- und Fachblt. als verantwortlicher Redacteur beizutreten und selbes finanziell und materiell lebensfähig zu machen, das dieses Fachblt. lebensfähig ist, beweist der vielen Subventionen, die es erhalten würde, zweitens das ein solches Blatt noch nicht exsistirt und ich als Fachman selbes redigire und herausgebe, und überzeugt bin, in Oesterreich-Ungarn einen bedeutenden aufschwung nehmen dürfte, wo Sie als Schrieftsteller nur eine Zusage machen könten.

Sollten Sie geneigt sein, dem Unternehmen beizutreten, so soll es mich freuen, zur mündlichen Besprechung eine Einladung zu erhalten, wo ich Sie in allen Details, des schon bestehenden Blatte aufschluß geben könte. In dieser Erwartung zeichne

Hochachtungsvoll . . . .

Noch schwanke ich, der Herausgeber eines anderen, auch schon bestehenden Blattes, den Antrag des Delicatessenhändlers anzunehmen. Soll ich mich in allen Details und en gros informieren lassen und dann in dem sicheren Hafen der ‚Geflügelzeitung' landen? Wöchentlich einen polemischen Artikel über »Schweinefette, Speck, Schinken, Salami und Wurstwaren«, eine Plauderei zum Beginn der »Saison der Krebse«, hin und wieder ein paar Glossen über den »Versandt von Rehböcken«, satirische Betrachtungen über den Wiener Eiermarkt — —, da hätten wir ja die ersehnte — Futterkrippe, zu der es mich seit jeher zog. Die Freunde rathen: blind zugreifen! Mein Stolz widersteht der Verlockung. Der Delicatessenhändler ist auf mich auf-

merksam geworden, und niemand kann sagen, dass ich mir seine Gunst durch Liebedienerei gewonnen habe, durch Toaste, wie sie Herr Bahr auf Herrn Singer, den Herausgeber eines schon bestehenden Blattes, ausbringen mag. Aber ist es wirklich nur die Anerkennung meiner Fähigkeiten, was den Eigenthümer der ‚Geflügelzeitung' spontan zu seinem ehrenvollen Antrag veranlasst hat? Darüber wird er mich nicht beruhigen können. Ich fürchte vielmehr, dass er sich von Momenten leiten ließ, die außerhalb der literarischen Sphäre liegen. Und damit vermöchte mich selbst die Aussicht auf »der vielen Subventionen« nicht zu versöhnen. Ich will von den Lesern der ‚Wildpretzeitung' um meiner selbst willen gewürdigt sein, und nicht wegen meiner »Aiffere contra Friedman«.

* *
*

Aus einem Referat des Herrn Julius Bauer. »Der Verfasser hängt der landläufigen Philistermoral papierene Eselsohren an die Frackschöße und versetzt ihr abwechselnd sanfte Nasenstüber und derbe Rippenstöße. Und dabei blinzelt er satirisch mit seinen klugen Augen oder schneidet widerliche Grimassen.«

* *
*

Lapidares aus der ‚Neuen Freien Presse'.

Wichtige Entdeckung eines neuen Zweiges der mathematischen Wissenschaften, 13. Juni, Abendblatt: »Es sind das zweifellos sehr geschickte Männer in ihrem Fache, aber von den Wirkungen eingeathmeter Kohlensäure in schlecht ventilierten Lehrzimmern auf die Förderung von Tuberculose, Scropheln, Bleichsucht, Blutarmuth haben diese Männer ungefähr eine ähnliche Vorstellung, wie etwa von der analytischen Trigonometrie.«

*

Dreyfus, 2. Juli: »Er war nur eine Art von passivem Philoktet, der, ohne eigenen Willen, vom bösen Zufall auf eine Felseninsel verschlagen, stöhnt und ächzt.« Mythologie — schwach. Unwahr ist es, dass es je einen activen Philoktet gegeben hat, unwahr, dass er die unselige Zeit mit eigenem Willen auf der Teufels-

insel Lemnos verbrachte. Wahr dagegen ist, dass der Generalstäbler Odysseus die Deportation des mit einer eiternden Wunde Behafteten aus sanitären Gründen verfügt hat.

*

Dreyfus, 5. Juli, Abendblatt: »Ein Anonymus, der wie Tannhäuser wichtige Gründe zu haben vorgibt, anonym zu bleiben....«

*

Doppelselbstmord, 7. Juli, Abendblatt: »Heute früh hat hier ein junger Mann, der Bildhauer K. H., einen Selbstmord verübt und sich durch einen Revolverschuss in die Brust getödtet.«

*

Am 10. Juli höhnt sie den Prinzen Liechtenstein, weil er in einer Berichtigung erklärt hat, dass er »nie Bazard Enfantin citiert und ihn nie gelesen« habe. Mit berechtigter Ironie macht sie den ignoranten Prinzen darauf aufmerksam, dass man von Bazard und Enfantin sprechen müsse, dass er also voraussichtlich sie nicht gelesen haben werde. Prinz Liechtenstein hatte Behauptungen berichtigt, die das Blatt in seinem Leitartikel vom 6. Juli aufgestellt hatte. Dort steht wörtlich zu lesen: »Prinz L. sprach auch in einigen späteren Reden mit Vorliebe vom Bazard Enfantin.«



Die thörichte Todtschweigetaktik der Getroffenen habe ich wiederholt in diesen Blättern verurtheilt. Dennoch wird man es mir kaum übelnehmen können, wenn ich über die Broschüre, die vor einigen Tagen gegen mich verübt ward, kein Wort verliere. Ich bin nämlich so glücklich, mich in diesem Falle nicht zu den

Getroffenen zu zählen. Ich erachte den Inhalt des ‚Pinsel' als eine Privatangelegenheit des Herrn E. Rosenberger, die er sich höchstens noch mit der Geduld seines Publicums auszumachen hat. Ich werde mich hüten, in diesem Falle zu intervenieren und auch nur ein hartes Wort gegen Herrn Rosenberger als Satiriker vorzubringen. Es ist nicht meine Sache, zu entscheiden, ob die Bemühungen, die ‚Fackel' zu propagieren, am Ende überflüssig waren, ob es nicht der vereinigten Journalistik Wiens gelungen wäre, einen witzigeren Rächer aufzutreiben, der mit minder quälender Breite, mit minder übelriechenden Argumenten dem Publicum die Verkehrtheit meiner Ansichten, meine Unfähigkeit und die Frivolität meines Gehabens aufgedeckt hätte. Nichts bliebe mir demnach gegen Herrn Rosenberger zu thun übrig, als seine Broschüre allen Lesern meines Blattes auf das wärmste und angelegentlichste zu empfehlen. Leider ist mir auch dies versagt. Wie gerne hätte ich das Büchlein in meinem Blatte annonciert und den Bestrebungen des Herrn Rosenberger weiteste Oeffentlichkeit zu verschaffen getrachtet. Schon wollte ich mich erbötig machen, eine Liste der Leute zusammenzustellen, welche nach der vernichtenden Abfertigung, die mir da endlich zutheil ward, »befreit aufathmen«, oder auch derjenigen, die über die dritte Seite hinausgekommen sind. Aber das Unglück wollte es, dass ich für meine Person — und darum schreibe ich diese Zeilen — über das Titelblatt nicht hinausgekommen bin.

Gegen die mir gewidmeten sechsunddreißig Seiten habe ich nicht das mindeste auf dem Herzen; aber das mir entwendete Titelblatt verdrießt mich. Jenen wünsche ich die weiteste Verbreitung; dieses möchte ich nicht aus meinen Händen lassen. Ich will mit Herrn Rosenberger gerne über eine andere Art des Vertriebs sinnen und rathe ihm, falls er seine Kampfschrift fortsetzen möchte, zu einem auffälligeren Umschlag. Sein Werkchen könnte sonst immer wieder mit der ‚Fackel' verwechselt werden, und die Leute, die in der Hoffnung, den neuesten Rosenberger zu erhalten, eine Buchhandlung betreten,

bemerken beim Fortgehen zu ihrem Aerger, dass sie eine Nummer der ‚Fackel' erwischt haben.

Es handelt sich im Ernst nur um einen neuen Umschlag; der Inhalt muss unbedingt intact erhalten werden. Ich bin dafür, dass der Herr, was er gegen mich in Wort und Schrift, in Versammlungen, Zeitschriften, Büchern vorzubringen hat, von keinem Menschen behindert aussprechen soll. Ich bin aber nicht dafür, dass er dies mit jenen Mitteln besorge, die strafrechtlich unter dem Begriff »unlauterer Wettbewerb« verstanden werden. Ich mache dem Herrn das Titelblatt des ‚Pinsel' streitig, ich verüble ihm die freche und klebrige Art, mit der er Farbe, Form und Zeichnung der ‚Fackel' sich aneignet, um ein Geschäft zu machen. Herr Rosenberger hat sich erdreistet, den Umschlag seiner Broschüre mit meinem Namen in derselben Schrift und Größe zu versehen, in der er auf dem Umschlag der ‚Fackel' verzeichnet steht, und sich beschieden, den seinen in kaum sichtbaren Lettern am Rande der Broschüre anzubringen. Einer Speculation zuliebe hat sich der Herr ausnahmsweise in den Hintergrund gedrängt, und er hat die Käufer seines Erzeugnisses getäuscht, indem er, was unter seiner Marke zurückgewiesen worden wäre, als wiederkehrender Hausierer unter einer fremden mit mehr Aussicht auf Erfolg zum Kaufe anbot. Herr Rosenberger hat aber nicht bedacht, dass man fremde Marken nicht ungestraft nachahmen darf und dass es gegen solch unsaubere Manöver außer der Verachtung aller reinlichen Leute auch noch einen gesetzlichen Schutz gibt. Und während der Herausgeber dieses Blattes an dem Wunsche festhielt, der Inhalt der Rosenberger'schen Broschüre möge unangetastet den weitesten Kreisen der Mitwelt überliefert werden, hat der Verleger unverzüglich die gesetzlichen Schritte gegen den Vertrieb des Rosenberger'schen Titelblattes unternommen.

In einer Zuschrift an die Buchhändler hatte Herr Rosenberger für den Fall eines »geschäftlichen Erfolges« der Broschüre deren Umwandlung in eine periodische Zeit-

schrift in Aussicht gestellt. Für diese Eventualität musste der junge Autor, der sonst meiner Ermunterung versichert sein darf, rechtzeitig auf gewisse Unzukömmlichkeiten der Form aufmerksam gemacht werden. Ich bin mit einer Controle meiner Thätigkeit, möge sie auch von der denkbar unberufensten Seite ausgehen, jederzeit einverstanden. Nur wird sich Herr Rosenberger immer wieder hüten müssen, an dem Gegner, den er literarisch bekämpfen möchte, gleichzeitig mercantil zu schmarotzen. Herr Rosenberger mag sich wie immer hinter meinem Rücken zu schaffen machen, — ich habe nichts dagegen; dass er auf meinem Rücken seine geschäftlichen Praktiken ausübt, davor sei er für alle Wiederholungsversuche gewarnt.

Ich kenne Herrn Rosenberger nicht persönlich; ich habe nur gehört, dass er Zionist ist und als solcher stolz auf die Merkmale seiner Rasse. Ich weiß nicht, ob die Rasse stolz auf Herrn Rosenberger und ob es ihr erwünscht sein dürfte, dass einer ihrer Angehörigen — nachdrücklicher als es selbst der zionistischen Partei recht sein kann — seine Abneigung gegen alle Assimilationsversuche auf offenem Markte bethätigt und in Wien den Anschluss an die Cultur von Tarnow heiß begehrt. Es wird jedenfalls noch lange dauern, bis sich Herr Rosenberger in Wien acclimatisiert haben wird, und bis dahin wird er wohl noch öfter aus seinem Ghetto einen Hinterhalt machen, aus dem er gleichzeitig einen geschäftlichen Vortheil erspähen und einen Ueberfall wagen kann.

* * *

Der Verleger der ‚Fackel' hat an die Buchhändler auf recommandierter Karte folgende Mittheilung gelangen lassen:

»Die Zeichnung auf der ersten Umschlagseite der in meinem Verlage erscheinenden, von Herrn Karl Kraus herausgegebenen periodischen Druckschrift ‚Die Fackel' steht unter dem Schutze des Gesetzes vom 6. Jänner 1890.

Ich zeige Ihnen dies mit dem höflichen Bemerken an, dass Sie die mit einem nachgemachten Umschlag versehene, im Selbst-

verlage von E. Rosenberger erschienene, in der Buchdruckerei ‚Industrie' gedruckte Broschüre ‚Der Pinsel' nicht verkaufen dürfen, ohne gegen den § 23 des citierten Gesetzes zu verstoßen.«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Lady Mischief. Erschrecken Sie nicht: ich habe Ihr Monogramm trotz schwarzer Tusche entziffert. Aber auch der weitere Inhalt des Briefes war mir erfreulich und anregend. Lassen Sie nur diese »Gesellschaft« — die Ferien mag ich ihr nicht stören — erst ihre Winterspielplätze beziehen! . . . Wollen Sie mir dann helfen?

L. R. Eller. 1. Sie sagen es ja selbst: »Sperrangelweit offenstehende Thore« — und Anderen sind sie verschlossen . . . . 2. Nicht identisch. 3. Der Dame, die doch auch schon Tüchtiges geschaffen, thun Sie unrecht. 4. Ich bin weit entfernt, das Blatt zu »schonen«; ich spreche ihm nur die großen Zerstörungsmöglichkeiten ab, die jenem andern auf allen Gebieten zukommen.

Ein Leser (Poststempel 3/3). Ja, ich habe ja den Herrn so nicht bezeichnet; sprach auch nicht von Wien, sondern von »jenem Wien«. Und dass »jenes Wien« den literarischen Ton in diesem angibt, werden Sie selbst nicht leugnen. Uebrigens ist der Herr, wie ich aus sicherster Quelle weiß, längst größenwahnsinnig. — Sonst herzlichen Dank für Ihre gute Meinung.

Nur ein M. Endlich!

J. Fr. Sie treffen es doch noch besser.

Ph. Fr., Ischl. Leider vergaßen Sie Ihre nähere Adresse anzugeben. Herzlichen Gruß!

Rex. Herzlichen Dank für Ihre große Freundlichkeit!

Prof. Kl. Sehr willkommen.

H. Pf. Sie haben ganz recht. Solch ein Aufwand an Psychologie war einem einfachen Spatzen gewiss nicht zuzutrauen. In der Literatur pflegen zwar schon die Spatzen auf dem Dache derartige »Nuancen« und »Beobachtungen« zum besten zu geben. Aber eben nur auf dem Dache und nicht in einer — Schlacht. Sie glauben, dass es nur einem literarischen Vogelgehirn vorbehalten sein konnte, das Sprachbild der Kanonen, mit denen auf Spatzen geschossen wird, zum wirklichen Vorgang plastisch zu verdichten? Mag sein. — Ob schließlich bei Sedan auch Maulwürfe die Flucht ergriffen haben, war aus keinem kriegsgeschichtlichen Handbuche zu ersehen. Ich kann's natürlich auch nicht wissen.

Emil Sp.; Sufficit; Karl W.; Arthur Kl. in R.; Ein Zuschauer; Leser in Baden; A. W. K. in Troppau; M-H. in F.; Theodor Gr. Besten Dank!

M. H., Wien II. Nachträglich besten Dank für Ihre freundlichen Worte; aber Sie scheinen mir die einen zu unter-, die anderen zu überschätzen. Politisch mögen jene »todt« sein, social sind sie es leider noch lange nicht. Im übrigen bitte ich Sie, das von mir in Nr. 5 Gesagte nachzulesen.

Frau E. L., Schriftstellerin. Ich nehme mit Vergnügen zur Kenntnis, dass Sie nicht erst anlässlich der Bekränzung des Herrn Noske in die Oeffentlichkeit getreten sind, sondern schon früher »für in- und ausländische Zeitungen mehr oder weniger gut bezahlte Artikeln« geschrieben haben.

R. E. Vielen Dank für die freundlichen Worte.

C. K. Sie machen mich auf den Irrthum aufmerksam, den Herr Wittmann kürzlich begieng, als er Maurice de Saxe, den natürlichen Sohn Augusts des Starken, als den »Sieger von Fontenay« bezeichnete, und behaupten, dass hier eine Verwechslung mit dem Großen Condé vorliege. Sie scheinen mir nicht minder als Herr Wittmann im Irrthum zu sein. Meines Wissens hat kein Condé, auch nicht der Große (Ludwig II. von Bourbon), einen Sieg bei Fontenay erfochten. Und Moriz von Sachsen wiederum hat nicht bei Fontenay, sondern bei Fontenoy gesiegt. Für die anderen Mittheilungen besten Dank.

Ich bedauere, den Anonymen, Damen und Herren, nicht mehr dienen zu können.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Nr. 11 Wien, Mitte Juli 1899



Die Fackel

Nr. 11 WIEN, MITTE JULI 1899

Die Judenfrage ist in Oesterreich stets actuell, und sie zu besprechen bedarf es für uns keiner besonderen Anknüpfung. Jeder Tag brächte eine solche — irgendein kleines Product des Missverhältnisses, das auf der einen Seite mit widerlichem Pathos, auf der andern in unartikulierter Wuth ausgebeutet wird. So ist die »Frage«, hier und andern Orts, durch wirre und Wirrnisse missbrauchende Geister eine religiös-politisch-sociale Dreideutigkeit geworden. Wollen ihre Verkünder das Religiöse umgehen, so schieben sie das Ganze auf politisches Gebiet, wollen sie sich an socialen Wirklichkeiten vorbeidrücken, so drängen sie Katechismus und Talmud in den Vordergrund der Beurtheilung ... und so in allen möglichen Combinationen. Uns scheint es an der Zeit, zunächst den Glaubenstheil ganz eindeutig zu besprechen. Vorher aber das von schwächlichen Philosemiten mit Vorsicht umgangene Eingeständnis, dass die Judenfrage zwar von pfäffischen und weltlichen Regierungskünsten im Verlauf zweier Jahrtausende je nach Bedarf zu einer brennenden gemacht, doch auch zeitweise von den Völkern impulsiv so behandelt wurde. Einzelne haben den Judenhass nie erfunden, nur ausgebeutet. Sein Anfang ist zur Genüge durch die religiöse Selbstbehauptung der Juden im Staate erklärt; dann wirkt, in Glauben und Hass, das Gesetz der Trägheit fort.

Zwar empfindet der moderne Beurtheiler jene Selbstbehauptung am bedeutsamsten in ökonomischer

Beziehung — als einen durch größern Handelsfleiß, mehr praktische Einsichten und wohl auch mehr Scrupellosigkeit in den kaufmännischen Mitteln erklärten Erwerbsstandpunkt der Juden —, und doch ist die erste und stärkste Triebkraft dieser Ausnahmsentwicklung die Religion. Nicht unmittelbar durch ihre Vorschriften, wie die Talmuddeutler und -fälscher beweisen möchten, sondern kraft der isolierten Stellung, die sie den Juden angewiesen hat. So wirkt ein Glaube nach, der heute nur noch Gemüth und Verstand der östlichen Orthodoxen ernstlich bestimmt, — so bringt er für alle, die ihn bekennen, relativ gesellschaftliche Nachtheile, wenn auch nicht immer materiellster Art, mit sich. Durch ihn erscheint der ganze weltgeschichtliche Wirrwarr dieses Volkes verursacht. — Wer von naturwissenschaftlich einseitigen Doctrinen beherrscht ist, mag hieran zweifeln. Wir halten die menschlichen Schädel für das stärkere Argument, in denen noch ein Gehirn denkt und schafft, als 60.000 mit dem Centimeter vermessene Särge einstiger Denkkraft.*) Gewiss haben rassliche Unterschiede mitgewirkt, die Juden zu isolieren; aber vornehmlich haben die religiösen zur socialen Sonderentwicklung geführt. Jene allein hätten die Nothwendigkeit ausreichender Rassenmischung nie begründet. Der Römer hat sich im verfallenden Kaiserreich mit Barbaren vermischt, die ihm minderwertiger erscheinen mussten als die Juden; über den Ekel vor den Beschnittenen, die seine Satiriker verhöhnten, über die Abneigung gegen gewisse Speisen- und Kleidungsgebräuche half ihm keine sonstige Anerkennung jüdischer Tüchtigkeit hinweg. Später, in christlicher Umbildung, hat die jüdische — nach den jetzt anerkannten Forschungen hethitische — Rasse Römer und Barbaren überwunden. Römlinge hassen sie heute mehr, als es die Römer — trotz dem heidnisch-sensualistischen

---

*) Der deutsche Anthropologe v. Luschan hat an 60.000 jüdischen Schädeln seine Messungen vorgenommen und deren hethitische Rassenmerkmale constatiert.

Abscheu vor der nüchternen Religion — je gethan. An den als Reliquie bewahrten Schädeln der ersten Märtyrer aber müssten sich dieselben anthropologischen Merkmale feststellen lassen, welche jene auszeichnen, die sich heute durch das ästhetische Verdict der Herren Scheicher oder Gregorig getroffen fühlen. — Scheidet man aus den Theorien dieser und ähnlicher Politiker das Clerical-Benebelnde, das Social-Verdummende und das Meritorisch-Unrichtige aus, so bleibt erstaunlicherweise noch ein kleiner Rest, mit dem wir uns einverstanden erklären können: Die Polemik gegen gewisse Eigenschaften des unassimilierten Judenthums. Nur, dass wir sie als accidentell, aus der Absperrung des Ghettos erklärlich, ansehen, während Männer jener Art im Grunde ihres Herzens alle beschrieenen Schlechtigkeiten ihrer Gegner aus Geschäftsinteresse erhalten wissen möchten.

Natürlich erweisen sich die Wunder der Assimilation 'als keine zauberhaften Verwandlungen und sind nur dann rascher wirksam, wenn das Budget an schlechten Aeußerlichkeiten nicht überschritten und die Entfernung vom christlichen Normale keine zu große ist. Juden und Christen bleibt dann noch immer ein Stück gemeinsamen Weges zur Engelhaftigkeit, wie sie Volksbildnern vom Schlage der Herren Vergani und Schneider vorschwebt. Dass es solche überirdische Strecken gibt, damit werden sich der niederösterreichische Landtag und alle anderen Instanzen auf Erden zufriedengeben müssen. An Menschenrechten zu verzweifeln, ist hier wohl nicht nöthig. Vielmehr scheint es am Platz, mit unserer Ansicht über das religiöse Judenthum einzusetzen — soweit dies ohne Verletzung fremder Glaubensgefühle thunlich ist.

Das religiöse Judenthum hat — mag man seine großartige Einheitsidee und seine verhältnismäßig rationalistische Behandlung metaphysischer Dinge noch so hoch anschlagen — mit den Reformen des Lutherthums, des Calvinismus und der englischen Hochkirche seine

aufklärende Sendung vollbracht, — vollbracht in dem Sinne, dass die weiterreformierende Kraft vom Protestantismus ausgeht. Dem »Diener am Wort« sind Pastoren gefolgt, die einer nachgiebigen Vernunftreligion das Wort reden. Dass der große Wiedererwecker einer deutschen Cultur einige Hauptdogmen des katholischen Glaubens unberührt ließ, bedeutet nicht das wichtigste. Aber, dass er die besten Elemente des alten Glaubens, vermehrt durch die christliche Ethik, gleichermaßen jedoch befreit von orientalischem wie römischem Cult, dem deutschen Volk, ja allen vorschreitenden Völkern Europas erkämpfte, ist seine große That. Der sächsische Bauernsohn als Reformator hat den alten Glauben von seinem orientalischen Bann, von seiner römischen Umnebelung befreit. Alles, was die mosaische Religion für Europa im großen leisten konnte, war damit geschehen. Schopenhauer fasst die Thatsache in einen Ausdruck: protestantisch-jüdischer Rationalismus.

Im Volksbewusstsein lebt kein Dank für das, was der mosaische Glaube ihm geschenkt hat; fremd und abstoßend ist er unter den Völkern Europas geblieben. Selbst seine enge Verwandtschaft mit den reformierten Kirchen wird fast gar nicht empfunden; die Antipathie gegen ein Volk, das im Abendland die Reste eines orientalischen Cults zu bewahren gedenkt, bleibt die alte. Der dem Judenthum innewohnende Conservatismus, seine besonders hervorstechende Familienpietät und jene Verstandesart, die den Lockungen des Blutes, unvortheilhafte Mischehen zu schließen, wenig Rechnung trägt, ermöglichen den vollen Fortbestand der Synagoge — trotz dem religiösen Indifferentismus der neuen Generation mittel- und westeuropäischer Juden. Dazu kommt, dass man sich von vielen Seiten bemüht, den Juden die Taufe als jenes caudinische Joch hinzustellen, als das sie ihnen von altersher gegolten hat. Aber das ist sie nicht, wenn sich freier Entschluss, nicht im Interesse persönlicher Erleichterung und materieller Wohlfahrt, sondern in der Liebe zu künftigen Geschlechtern unter der Hand

des Priesters beugt. Wem sonst als dem in Vorurtheilen Verknöcherten mag's wertlos gelten, den Frieden künftigen Generationen zu sichern, — ohne sie dadurch auf eine tiefere Stufe der Intelligenz zu drücken? Denn welcher Unterschied ist zwischen einer Religion, die man nicht hält, und einem Glauben, den man nicht glaubt? Gibt's nicht gute Christen, die sich den Aeußerlichkeiten ihrer Kirche zwar zweimal unbewusst — als Täufling und auf der Bahre —, aber bewusst nur unter dem Schulzwang oder vor dem Altar unterwerfen?

Gewiss wäre es jedem, der ehrlichen Herzens und freien Geistes ist, lieber, das gelobte Land des freien Glaubens und Denkens auf der geraden Straße und ohne Umweg zu erreichen. Aber haben die Juden im Harren auf etwas Verheißenes, Zukünftiges nicht schon Jahrhunderte verstreichen lassen? Sie, die sonst kein Pfund vergraben! Bei der großen Expansivkraft ihres Geistes — das Christenthum hat sie bewiesen — sollten sie nicht ihr ganzes Denken auf die Gegenwart und die fernste Zukunft lenken, sondern auch der näheren, wie es Pflicht des guten Erdenbürgers, volle Kräfte leihen. Die nahe Zukunft aber verlangt, die Consequenzen aus der Befreiung von Ghettomauern und Ausnahmsgesetzen zu ziehen. Bei aller möglichen geistigen Schätzung werden sich Menschen fremd und bald auch feindlich gegenüberstehen, die durch Generationen als Bürger nebeneinander gehen, ohne dass ein Versuch der Vereinigung geschähe. Der einzige ernste Versuch einer solchen für die Juden ist die Mischehe. Dass sie auf Grundlage der Civilehe-Gesetze allein nicht durchzuführen ist, beweisen die Länder, in denen die obligatorische Form der Civilehe gilt. So bleibt nur jene Wahl des freien und reifen Uebertritts. Denn bei aller Achtung für die Gleichberechtigung jedes Glaubens: Orientalische Enclaven in europäischer Cultur sind ein Unding.

Im Sinne dieser Ausführungen ist es gelegen, alle retardierenden Momente der Assimilation zu verdammen.

Der Zionismus mag eine weniger lächerliche Bestrebung sein, wenn er unter orientalischen Juden propagiert wird oder seine Opfer aus dem Pfuhl galizischer Cultur direct nach palästinensischen Colonien verschickte. In Mittel-Europa bietet er das unerfreuliche Schauspiel, wie täppische Hände an dem 2000jährigen Grab eines entschlafenen Volksthums kratzen. Und er dient — trotz oder wegen seiner kaum mehr als phraseologischen Bedeutung — in einem Lande, wo die Phrase eine Großmacht ist, zur Ermuthigung assimilationsfeindlichen Strebens. Denn nicht jedem behagt jene Selbstzucht, die nöthig ist, um den letzten Rest des unsichern, gedrückten und ebenso zum Umschlag in die gegentheiligen Eigenschaften geneigten Ghettomenschen abzustreifen. Und doch ist diese Art der Selbsterziehung nöthig; denn dem Taufwasser mangelt die pädagogische Gewalt über fertige Menschen.

Insoferne es aber Juden gibt, welche gewisse accidentelle Eigenschaften ihres Lebenskreises, die sie selbst als culturhindernde Elemente abgestreift haben, klar erkennen und tadeln, kann man bisweilen von jüdischen Antisemiten und antisemitischen Juden hören.

o—o



UNIVERSITÄTSBUMMEL.

Geehrter Herr Redacteur! Sie fragen in Nr. 8 der ‚Fackel': Wo ist Dr. Karl Koller? Als sein Jugendfreund erlaube ich mir Ihnen Folgendes mitzutheilen:

Dr. Karl Koller ist gegenwärtig einer der beschäftigtesten Augenärzte von New-York. Dr. Koller war nach Absolvierung seiner Studien längere Zeit Secundararzt an der Klinik des Professors Weinlechner, erledigte eine Affaire, in welche er durch seinen Dienst verwickelt

wurde, in ebenso rühmlicher als ritterlicher Weise, so dass Professor Weinlechner in seinem Abgangszeugnis Koller »nicht bloß als Arzt, sondern auch als Mann jedermann wärmstens« empfahl. Dr. Koller, der für Optik und Oculistik stets besondere Vorliebe gehegt hatte, entdeckte dann, wie Sie richtig hervorhoben, bei seinen Privatstudien die wohlthätige Wirkung des Cocaïn, die für die Augenchirurgie von unschätzbarem Werte war. Das Cocaïn machte seinen Siegeszug durch die ganze Welt — Koller jedoch brachte es in Oesterreich nicht einmal zu einem Assistentenposten. Neben dem Mangel an Protection, den Sie erwähnten, spielte da noch eine Eigenschaft Dr. Kollers mit, die, in der Theorie hochgepriesen, in der Praxis ihrem Eigner den Lebensweg erschwert, — Dr. Koller war nämlich steifnackig. Und ein steifer Nacken, gepaart mit wirklicher Charakterstärke, ist eben unter den von Ihnen geschilderten Verhältnissen kein die Carrière förderndes Moment.....

Als Dr. Koller die Aussichtslosigkeit erkannte, in Oesterreich eine seinen Fähigkeiten nur halbwegs entsprechende Stellung zu erlangen, gieng er ins Ausland, war mehrere Jahre Assistent des rühmlichst bekannten Ophthalmologen Professor Donders in Utrecht und fuhr, da seine Chancen in Oesterreich die gleich ungünstigen wie früher blieben, nach Amerika, wo er es in New-York bald zu einem hervorragenden Rufe als Augenarzt brachte und gegenwärtig, wie schon erwähnt, zu den gesuchtesten Specialisten zählt.

In New-York lebt Dr. Koller in intimer Freundschaft mit einem zweiten meiner Collegen, Dr. Sigmund Lustgarten — Entdecker des »bacillus syphiliticus« —, der wegen eines Conflictes mit dem früheren Director des Allgemeinen Krankenhauses, Hofrath Böhm, der sich allgemeiner Unbeliebtheit bei den Aerzten dieses Institutes erfreute, dem Vaterlande den Rücken kehren musste.

Sowohl Dr. Koller als Dr. Lustgarten gelten in New-York als zwei der tüchtigsten Vertreter der Wiener

medicinischen Schule. So ehrend es nun für diese sein mag, auch im Auslande würdig repräsentiert zu sein, so kann doch nur aufrichtig bedauert werden, dass die Eigenart der heimischen Verhältnisse zwei so hervorragende Aerzte in die Reihe jener Propheten stellt, die im Vaterlande nichts gelten.

Hochachtungsvoll J. R.

* * *

GYMNASIUM.

Sehr geehrter Herr! Die unseren Maturitätsprüfungen gewidmeten Betrachtungen in Nr. 9 der ‚Fackel' haben wohl alle Kenner der Verhältnisse — und deren sind gar viele — mit Befriedigung gelesen. Aber — es war zu wenig! Dem Kibitz spielt man nicht hoch genug, werden Sie vielleicht sagen; doch sind die Tausende von Angehörigen der Matura-Opferthiere mehr als Kibitze in dieser Sache. Diese Tausende von Familien sind es, die seit Decennien unter der Geißel unserer Mittelschul-Institution schmachten. Scheint einem damit zu viel gesagt, nun, so betrachte er den Jammer dieser Familien in der Nähe! Er blicke in die Gemüther der Eltern, welche monatelang Zeugen der zerrüttenden Arbeit der Abiturienten gewesen, die ihr Ende in einer Reprobation findet.

Und woraus beurtheilt der gestrenge Vorsitzende die Reife? Oder besser gesagt, warum scheint ihm so Mancher nach günstigenfalls achtjährigen Gymnasialstudien nicht reif? Der Prüfling hat doch glücklich die mathematischen und physikalischen Klippen umschifft, er hat sich mit Geschick aus Deutsch und Geschichte herausgeholfen; aber — er hat eine hinterlistige syntactische oder auch »exact philologische« Frage nicht beantwortet! Der Herr Vorsitzende lächelt triumphierend; mit einem schmunzelnden: »Das sollte doch gewusst werden?« wendet er sich an die Corona, und die Pagoden beeilen sich pflichtschuldigst, intensiv Zustimmung zu nicken.

Nun, der Candidat wird zu zwei Monaten begnadigt. Das liest sich recht mild. Fragen Sie aber die Betheiligten, und Sie werden erfahren, dass man bei einer Nachprüfung aus den Sprachen nicht »durchkommt«. Die Nachfolger des Herrn Maresch lässt dessen Ruhm nicht schlafen; sie müssen's ihm zuvorthun, sowohl in der Unkenntnis der realen Fächer, als in dem läppischen linguistischen Fallenstellen. »Wer in acht Jahren Latein nicht erlernt hat, der erlernt's in zwei Monaten nimmermehr!« hat der Herr Landesschulinspector erklärt, und mit dieser stolzen Devise schreitet er an die Nachprüfung.

Und Alles das lassen sich die Väter bieten, sie mögen nun kleine Leute oder gewichtige Herren sein. Wenn dann die trefflichen Reichsboten in der Budgetdebatte beim Capitel »Unterrichtsministerium« halten, so reden sie allerlei, — aber von diesen niederträchtigen Zuständen im Mittelschulwesen reden sie nichts, denn sie haben auch Söhne im Gymnasium — und warum soll der Bub das entgelten?

So gehen sie denn hin und thuen desgleichen: d. h. sie ächzen und stöhnen durch acht Jahre unter dem eisernen Joche der Gymnasialgewaltigen, sie erscheinen in unzähligen »Sprechstunden« und machen ungezählte Bücklinge — »man kann ja nichts dagegen thun« heißt's.... Es ist das so etwas Aehnliches, wie mit der discretionären Gewalt der Polizei....

Wo aber liegt die Ursache? Bitte nur genauer hinzuschauen. In diesem gesegneten Lande geschieht nichts ohne tiefere Gründe. »Dem Zudrang zu den Hochschulen möglichst Einhalt thun!« — das ist die, natürliche intimierte Weisheit!

Dieser Riegel wird aber dem andrängenden »geistigen Proletariat« nicht etwa an der Schwelle des Gymnasiums, oder meinetwegen des Obergymnasiums vorgeschoben. Beileibe. Erst wenn fast durch ein Decennium aller mögliche Jammer ertragen wurde, — bei der Matura ertönt das »Halt!« der socialpolitischen Staatsweisheit.

So ergeht denn meine Bitte an die ‚Fackel', ein kräftig Wörtlein dreinzureden, auf dass die Säuberung auch in diesem Winkel des österreichischen Augiasstalles angebahnt werde. H. v. S.

* * *

Geehrter Herr Kraus! In Ihrem Kampfe gegen die erstarrten Uebel unserer Oeffentlichkeit haben Sie auch unsere Mittelschulverhältnisse berührt. Groß ist die Zahl derer, die sich — als Gymnasiasten nämlich — vorgenommen haben, dereinst dem alten Gymnasialschlendrian zuleibe zu rücken. Allein schon bei der Schlusskneipe sind die meisten so glücklich darüber, mit der Schule nichts mehr zu thun zu haben, dass sie selbst in das vom emeritierten Classenoberstreber auf Professoren und Schule ausgebrachte »Prosit« mit einstimmen. Und später, wenn sie Abgeordnete oder vielleicht gar Hofräthe geworden sind, haben sie ja selbst schulpflichtige Söhne, und man kann da doch nicht .... ! Ich habe vor 14 Tagen maturiert. Schulpflichtige Kinder habe ich nicht, es hindert mich also gar nichts, die frischen Eindrücke, die ich so in den letzten Jahren empfangen habe, zu Papier zu bringen.

Ich möchte nur auf einige crasse Uebelstände unserer »Bildungsanstalten« hinweisen, bevor auch ich alles vergessen und wie die Anderen mit bekannter Elegie ausrufen werde: »Ach, die Gymnasialzeit, sie war doch schön!«

Ich will zunächst über die Lehrbücher sprechen. Bekanntlich steht es dem Director frei, aus der Zahl der approbierten Bücher die auszuwählen, die ihm am passendsten scheinen. Leider sind das nicht immer jene Bücher, die auch für das Studium die passendsten sind. Das Bewusstsein, einem Herrn Professor X am benachbarten Y-Gymnasium zu einer baldigen zweiten Auflage zu verhelfen, hilft dem Schüler nicht über die Mängel eines Lehrbuches hinweg. So können beispielsweise die an den meisten Wiener Gymnasien vor-

geschriebenen Geometriebücher überhaupt nicht benützt werden. Man bezahlt sie und versenkt sie dann in eine stille Lade. Das sehr verbreitete Physikbuch eines nachbarlichen Directors ist, abgesehen von einer erklecklichen Zahl grober Verstöße, in einem Deutsch abgefasst, das die bekannten lapidaren Sätze aus der ,Neuen Freien Presse' beinahe in den Schatten stellt!

Dann vor allem das »Deutsche Lesebuch«! Die meisten Schüler schöpfen aus diesem ihre gesammte literarische Bildung für die Zukunft. Und da erfahren sie denn so manches Interessante über Karl Gottfried Leopold Ritter von Leitner (wohlgemerkt Karl Gottfried Leopold!), über Ebert, Stolberg, Denis, Gieseke und wie diese Größen alle heißen. Wird man nicht versucht, Hermann Bahrs Zuversicht als berechtigt hinzunehmen, wenn man sieht, welche 100jährigen Impotenzen heute den Jünger begeistern sollen? Dafür scheint in der Bibliothek des Herausgebers — auch ein nachbarlicher Director — nichts von Otto Ludwig, Grabbe, Börne, Freiligrath, Anzengruber, Nestroy, Hamerling, Storm Herwegh, Möricke, Fritz Reuter und anderen enthalten zu sein. Friedrich Hebbel hat er drei Zeilen, dem Freiherrn von Zedlitz mehr als das Doppelte eingeräumt. Selbstverständlich ist, dass nur deutsche Dichter existieren. Dass es einen Voltaire gab, finden wir in den Lesebüchern durch zwei Zeilen angedeutet, Dante wird wohl in einem Relativsatz abgethan. Allgemeine Literatur ist nicht vorgeschrieben, und der Schüler erfährt nur gelegentlich der Lessing-Einpaukerei etwas über Corneille. Auch kommt hie und da etwas über Shakespeare, Moliere und Calderon in einer jener kleingedruckten Anmerkungen vor, deren Studium man sich so gerne erspart. Umso eifrigere Förderung finden dagegen Oesterreichs Dichter; die Armen, sie haben es bis auf wenige Ausnahmen recht nothwendig. Kurz, nach Absolvierung des Gymnasiums erfahre ich erst, dass Shakespeare der Menschheit mehr gewesen, als Pyrker; dass die Beschäftigung mit Heine wichtiger ist, als mit Johann Nepomuk Vogl.

Die classischen Dramen dürfen nur in der Graeser'schen Töchterausgabe, deren Anschaffung die minderbemittelten Schüler empfindlich trifft, mitgebracht werden, und auch sonst waltet über Goethe und Schiller, Kleist und Grillparzer eine Censur, neben welcher die vom Staate ausgeübte als eine freiheitliche Institution erscheint.

Das Ziel des Unterrichtes im Deutschen ist ja ferner, den Schüler zu einem anständigen Stilisten zu machen. Man glaubt es dadurch zu erreichen, dass man ihm Gelegenheit gibt, in gequälten Phrasen seine Meinung über ihm fernliegende Dinge zu äußern. Wehe ihm aber, wenn er in einem vorliegenden Thema von der Meinung des Professors abweicht. Wenn er von Klopstocks Oden und Miss Sara Sampson nicht ebenso begeistert ist, wie dieser! Die Servilität und Meinungsfälschung aber, die solch ein Zwang bewirkt, haben den schlechtesten Einfluss auf die moralischen Qualitäten. Statt einer freien Meinungsäußerung wird der deutsche Aufsatz zur Zwangsjacke, in die sich jeder gutwillig stecken lassen muss.

Wie gestaltet sich der Unterricht in den philologischen Fächern? Durch die grammatische Methode in den ersten Classen, das heißt: durch ein sinnloses Auswendiglernen der Regeln, wird einem der Geschmack an der Sprache gründlich verdorben. Aber es winkt ein herrliches Ziel, — so glaubt man nämlich: wenn man die grammatikalische Wüste durchwandert hat, grüßt eine freundliche Oase, die Schriftsteller des Alterthums selbst werden uns von ihrer Zeit erzählen. Traurige Fata Morgana; wer den römischen Dichter, den griechischen Historiker als erlösenden Bringer alter Kunst und alter Geschichte zu benützen hofft, wird bitter enttäuscht. Die Schriftsteller sind eine Illustration zur Grammatik, in den Augen der Professoren schrieb Herodot nur seine griechische Geschichte, um den Schülern die Regeln, die sie gelernt haben, an Beispielsätzen zu demonstrieren, und Horazens größtes Verdienst besteht darin, dass an seinen Gedichten die ver-

schiedenen alten Versmaße eingelernt werden können. Armer Schwan von Venusia! Deine glänzendsten Federn, deine lebens- und liebefreudigen Gedichte fallen der Censur nachgeborener Pedanten zum Opfer, die es unpassend finden, einen Achtzehnjährigen das Wort »Liebe« lesen zu lassen. Dafür gönnen sie ihm die Lectüre Ciceros und orientieren ihn rechtzeitig über die »Pflichten des Greisenalters«. — — —

Geradezu corrumpierend ist die Einrichtung unserer Classification. Welch ein Geschacher um vorzüglich und lobenswert, welche Aufregungen, welche gegenseitigen Anfeindungen! Welche Anstrengungen, einen besseren Platz an der »Notenfutterkrippe« zu erhalten! Der Meier fühlt sich gegenüber dem Kohn zurückgesetzt, dieser will zuerst die Professoren, dann sich ins Jenseits befördern, weil ihm ein Grad zum Vorzug fehlt. Ein anderer ist in Verzweiflung, weil ihm ein Fehler in der »Lateinischen« angestrichen, dem Primus aber »zufällig« übersehen worden ist! Die jungen Leute werden in gleicher Weise zum Streberthume wie zur Neurasthenie erzogen.

Und über all dem schwebt das Schreckgespenst »Matura«! Schon seit Jahr und Tag ist das zweite Wort jedes Lehrers: »Na, wenn Sie das bei der Reifeprüfung auch so machen . . . «

. . . . Reifeprüfung!! . . . . Es sei hier nicht erörtert, ob der Lehrer, gestützt auf jahrelange — freilich von Gunst und Laune freie — Erfahrung, nicht ein besseres Urtheil über die Reife des Abiturienten fällen könnte, als auf Grund einer zehn Minuten dauernden Prüfung. Nur das eine möchte ich betonen: Eine Reifeprüfung ist unsere Matura nicht! Sie zeigt vielmehr nur, dass die Lehrer es geschickt verstehen, aus den bleichen und zitternden Jünglingen, die mit halbgelähmter Gehirnthätigkeit vor sie hintreten, doch eine gewisse Anzahl richtiger Antworten herauszuziehen, — soll der Candidat auf Grund seiner langjährigen Vorzugszeugnisse Auszeichnung bekommen, eine etwas größere Zahl.

Wie viel ließe sich über den beständigen Professorenwechsel klagen, über ein System, das den Knaben durch unzählige »Auffassungen« hetzt, wenn er in acht Jahren sieben verschiedene Geschichts- und sechs Deutschprofessoren durchzukosten bekommt; — wie viel über das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler, die oft in offener erbitterter Fehde liegen, über all die Erniedrigungen und Abscheulichkeiten, die man schon vor dem Eintritt ins Leben in den engen Gängen eines Gymnasiums kennen lernt; über eine Erziehung, welche den Schüler zwingt, acht Jahre seinen Lehrern schön zu thun und dann Gemeinheiten über sie in die Kneipzeitung zu schreiben. Ein Abiturient.

* * *

Realschule.

Geehrter Herr! Seit einiger Zeit wird in vielen Zeitschriften eine Angelegenheit discutiert, der man wohl, trotz der gegentheiligen Meinung verschiedener »Pädagogen«, den oft missbrauchten Titel einer »Frage« zutheilen kann; es handelt sich um die Lehrmethoden und -pläne, sowie um das ganze Wesen unserer Gymnasien, und insbesondere wurde — in den Monaten Mai, Juni und Juli — die Frage der Reifeprüfungen besprochen. Auch die ‚Fackel' hat ihre Stimme erhoben, und Nr. 9 brachte einen anregenden Aufsatz über dieses Thema. Eigenthümlich jedoch ist es, dass trotz den nicht minder verrotteten Zuständen und trotz der stets wachsenden Bedeutung der Realschulen diese viel weniger als die Gymnasien der öffentlichen Aufmerksamkeit empfohlen werden. Der Grund ist leicht einzusehen, — die Schriftsteller von Beruf und Ansehen sind ja meist ehemalige Gymnasiasten, und sie wenden sich eher zu einer Frage, die ihnen näher gelegen, also leichter erreichbar ist. Sprechen wir aber einmal auch von den Realschulen und von den Reifeprüfungen an diesen Anstalten! Da hat denn der Realschüler viele Nachtheile gegenüber dem Collegen vom Gymnasium. Kann dieser aus Physik und Geschichte bei der »Mündlichen« »befreit« werden, so ist eine solche Begünstigung dem Realschüler ganz und gar versagt. Dabei ist zu bemerken, dass die beiden genannten Gegenstände jene sind, die am meisten das voraussetzen, was heute nur mehr so

wenige, durch das Büffeln nervös und blutarm gewordene Abiturienten besitzen: ein gutes Gedächtnis. Ferner ist im Gymnasium ein Theil der Mathematik »gestrichen«, der in der Realschule zu den schwierigsten Capiteln gehört, — die sphärische Trigonometrie; wer dieses Gebiet bereist hat, der weiß, dass es da eine Menge von recht lieblichen Formeln zu merken gibt, die trotz allen angeblichen »mnemotechnischen Hilfsmitteln« so bösartig sind, dass deren Kenntnis die meisten Professoren der Mathematik sich selbst gerne ersparen. Wie unsinnig die Beibehaltung der »Sphärischen« übrigens ist, geht daraus hervor, dass zu einer diesjährigen Reifeprüfung 3, sage drei Aufgaben aus diesem Gebiet gegeben wurden, bei einer Anzahl von 29 Abiturienten, von denen jeder mindestens zwei Beispiele rechnete oder rechnen sollte.

Trotz alledem werden die heurigen Abiturienten noch glücklich gepriesen von den Epigonen, — denn Hochwürden Bylandt hat es ja gefallen, eine bedeutende Verschärfung der ohnedies sehr ungemüthlichen Reifeprüfung eintreten zu lassen. Da hat sich wieder unsere liebe ‚Neue Freie Presse' ein Verdienst um die Irreführung — zwar nicht der von ihr so verehrten Behörden, aber der öffentlichen Meinung, erworben. Das Blatt brachte nämlich eines Tages in der Rubrik »Inland«, also an auffälliger und hervorragender Stelle, einen Auszug aus einem Bylandt'schen Opus, wonach bei den Reifeprüfungen nicht sosehr auf die einzelnen Leistungen, als vielmehr auf die allgemeine Bildung fortan gesehen werden sollte. Das war sehr schön und erfüllte die Herzen vieler bangenden Jünglinge mit froher Hoffnung. Doch der Pferdefuß kam nach. Etwa einen Monat später brachte das Blatt eine Besprechung der verschärften Prüfungsordnung — allerdings an einer Stelle, die vom großen Publicum wohl nur geringer Beachtung gewürdigt wird, auf der vierten Seite des Abendblattes, woselbst an heißen Sommertagen, wenn man schandenhalber nicht die Seeschlange und das blutende Bildnis ausrücken lassen will, verschiedene »Fachmänner« ihr Handwerk treiben. So mag denn das Publicum noch heute glauben, dass die Einzelleistungen weniger, die allgemeine Bildung mehr berücksichtigt werde, und ahnt wohl gar nichts von den neuen Vorschriften, nach denen viel mehr Candidaten als jetzt aus mehreren Sprachen und alle mindestens aus einer geprüft werden müssen. Es ahnt nicht, dass eine große Anzahl von Abiturienten aus der dar-

stellenden Geometrie Prüfung machen muss, dass die »Bewachung«, einfacher und verständlicher gesagt: die jetzt schon genug argen Chicanen bei der »Schriftlichen« noch bedeutend verschärft werden und dass nach den neuen Vorschriften auch der Gebrauch der Wörterbücher untersagt ist, ohne die es einem Abiturienten doch schwer möglich ist, Texte etwa von Thiers oder Macaulay zu übertragen. . . . .

Das wäre so Einiges über unsere Realschulen, deren Abiturienten einzig und allein auf die technischen Hochschulen angewiesen sind, während den Gymnasiasten alle offenstehen; deren Abiturienten zum Lohn dafür, dass sie sich vielleicht nächtelang geplagt, um eine Prüfung zu bestehen, die ihre allgemeine Bildung erweist, — als »ungebildet« angesehen werden. . . . . Das alles aber verdunkelt den Absolventen nicht die Aussicht in die Zukunft und hindert sie nicht, regen Antheil an dem Geistesleben unserer Tage zu nehmen. Vielleicht interessiert es Sie, zu erfahren, dass bei einer jüngst abgehaltenen Reifeprüfung die schon Enthafteten auf den rückwärtigen Bänken eifrig das rothe Heft der ‚Fackel' studierten, — dieselbe neunte ‚Fackel', die auch einige Mitglieder der Commission fast ostentativ in der äußeren Rocktasche trugen! . . . .

Ein Supplent.



Bei der Enthüllung des Hasner-Denkmals in den Arcadengängen der Universität ist kürzlich Eduard Suess, den seine repräsentative Stellung als Präsident der Akademie der Wissenschaften auch dann zu vorsichtiger Zurückhaltung verpflichtet, wenn der erwartete Vertreter der Unterrichtsbehörde ausbleibt, der Betrachtung der gegenwärtigen Zustände im Gebiete der Schule sorgfältig ausgewichen. Das Alter mache weitsichtig, meinte der immer geistreiche Gelehrte; so sah er über den Vordergrund hinweg, in dem doch so manches Beachtenswerte das Auge des Beobachters verweilen

heißen mochte, und wandte den Blick den fernen Hintergründen zu, aus denen die Gestalten der Schöpfer unserer Verfassung emportauchen.

Weitsichtig sind seit jeher unsere Männer der Wissenschaft. Der Freimuth erlaubt ihnen, in der Betrachtung längstvergangener Zeiten den modernsten Standpunkt einzunehmen; er gestattet ihnen aber auch, gegenwärtigen Ereignissen gegenüber wahrhaft liberale Anschauungen zu äußern, wenn sie in räumlicher Ferne sich vollziehen. Der echte Liberalismus österreichischer Denker beginnt bei Bodenbach; der Reaction, die in Deutschland, Italien, Frankreich oder Belgien das Haupt erhebt, treten sie kühn entgegen. Warum sollten also die Männer, die zu der Verkürzung der Volksrechte in Oesterreich seit zwei Jahren schweigen, ihre Sympathien just für das entrechtete Finnland verhehlen? Zwar einer, der ausgezeichnete Jurist Menzel, scheint den Widerspruch bemerkt zu haben. Man erzählt mir, er habe die Adresse, die den Czar um Wahrung der Verfassungsrechte Finnlands bat, mit seiner Unterschrift nur unter der Bedingung versehen, dass auch die Finnländer sich für die österreichische Verfassung einsetzen. Die Anderen aber unterzeichneten ohne Bedenken. Und wenn jetzt der Unterrichtsminister Graf Bylandt dem Rector der Universität bedeutet hat, dass er das Vorgehen der Professoren mit ihrer Stellung als staatlich angestellte Lehrer und Aufklärer der österreichischen Hochschuljugend unvereinbar finde, kann man ihm nur beistimmen. Unserer Jugend, den künftig zur politischen Führerschaft der österreichischen Völker Berufenen muss gesagt werden, dass es thöricht ist, in die Ferne zu schweifen, wenn das Schlechte, das den Tadel erheischt, so nahe liegt. Spart Euch die Entrüstung über finnländischen Rechtsbruch. Der Czar ist weit und Oesterreich ist groß. Der weitsichtigste Gelehrte wird nicht darüber hinwegsehen können, dass auch hier eine Verfassung des Schutzes bedarf.

* * *

Auf die unzweifelhafte Blamage Oesterreichs in der Affaire »Blutbad bei Hazleton«, den brüsken Refus, den es sich von den Yankees gefallen lassen musste, reagieren, wie schon kürzlich erwähnt, unsere Officiösen mit einem Siegesbewusstsein, das einer schlechteren Sache würdig wäre. Der Vorschlag Oesterreichs, die Entschädigungsverhandlungen durch einen Schiedsspruch zu erledigen, ward von der Washingtoner Regierung schroff abgelehnt, und die ‚Neue Freie Presse' versichert, dass »nicht mit einem einzigen Worte die Linie der internationalen Höflichkeit überschritten, geschweige etwas gethan werden wird, wodurch das freundliche Verhältnis zwischen Oesterreich-Ungarn und den Vereinigten Staaten eine Trübung erfahren könnte«. So sehr ist sie sich ihrer Pflichten gegen das auswärtige Amt bewusst, dass sie sich nicht mehr bloß als Organ, vielmehr schon förmlich als Executivorgan des Grafen Goluchowski aufspielt: »Wir werden deshalb weder unsern Vertreter in Washington abberufen, noch demjenigen der Union in Wien die Pässe zuschicken.« Die ‚Neue Freie Presse', die an den Flammen des Völkerstreites im eigenen Lande ihr — so lautet doch wohl der journaltechnische Ausdruck — »Süpplein kocht«, bethätigt sich seit jenen Tagen, da im Haag Diplomatengattinnen Theeabende abzuhalten begannen, als internationale Friedensstifterin. Erst kürzlich hat sie sich aus der Meldung, Wilhelm II. habe die Einrichtungen eines französischen Dampfers kennen gelernt, die todte Gewissheit geholt, dass »Deutsche und Franzosen sich besser zu verstehen beginnen«. Man wird nichts dagegen einwenden, dass für die ‚Neue Freie Presse' nationale Stimmungen bloß den Wert einer Information repräsentieren; aber immerhin sollte sie darauf bedacht sein, dass der Weg von den Thatsachen zu einem Leitartikel nicht weiter sei, als der vom Vorzimmer des Grafen Goluchowski in die Fichtegasse.

*

Der 19. Juli bringt ein journalistisches Curiosum. Auf Seite 2 ein flammender Abrüstungsartikel von Bertha Suttner, auf Seite 1 ein Artikel, der »voll und ganz« der Stimmungsmacherei für neue Panzerschiffe gilt. »Der Panzer der in ferne Länder entsendeten Schiffe deckt die vorgeschobenen Glieder des Staatskörpers wie der Nagel die Fingerspitzen.« Diese Herrn Stettenheim abgelauschte Wendung ist die eigentliche Pointe des Artikels; wie die Fingerspitzen durch den Nagel, so wird die wahre Tendenz hier durch eine Begrüßung des Admirals Georg Dewey verdeckt. Der Artikel beginnt als verzücktes Schwelgen in allen Brutalitäten, die der amerikanische Seeheld mit seinen betrunkenen Matrosen aufgeführt hat. Er ist »ein Muster von einem Soldaten und Gentleman«. Bisher hatte bekanntlich »das einzige Bild wahren Heldenmuthes während des spanisch-amerikanischen Krieges die Königin-Mutter Christine geboten, da sie mit ihrem Sohne vor den Cortes erschien«. So wollte es einst Herr Goluchowski. Jetzt ist auf einmal Herr Dewey, weil er ein österreichisches Bad aufsuchen will, die einzige Lichtgestalt in jener Epoche. »Im Lande der tapferen Soldaten weiß man den Typus der Verwegenheit und Kaltblütigkeit zu ehren,« meint die ‚Neue Freie Presse'. Dewey »wird die Aufnahme finden, die ihm gebürt, die ein tapferes und kriegsgewohntes Volk einem tapferen, schlichten Kriegsmanne bereitet«. Der Willkommgruß gilt aber auch dem Repräsentanten der Union, in der »ein Stück Oesterreich-Ungarn lebt«. Oder am Ende dem Repräsentanten jener Union, in der ein Stück Oesterreich-Ungarn niedergemetzelt ward, ohne dass Herr Goluchowski seine Entschädigungsansprüche durchsetzen konnte? Doch nein, — es handelt sich hier nicht um Logik, sondern um Panzerschiffe ....

* * *

In Serbien zeigt es sich, dass die zur Bildung eines Chambre separée berufene Rosa Benkö noch immer

eine bessere Stütze des Thrones war, als der zur Bildung eines Cabinets berufene Herr Gjorgjevic. Die Wirren, in die das Land jetzt gestürzt wird, wären ihm, wenn heute die Benkö noch am Ruder wäre, wohl erspart geblieben. Milan, der nur zu oft bei Sacher und Ronacher die ungebrochene Kraft des Königthums bewiesen hat, sieht sich von allen guten Geistern verlassen und lässt sein den Wiener Buffetdamen theueres Leben von verbrecherischer Hand bedrohen. Zuhälter sind nun einmal keine guten Monarchisten, und man muss nicht immer gleich an Gährungen, Verschwörung der Radicalen u. dgl. denken, wenn im verrufenen Hause ein Preller gestochen wird. Auch ist es nicht erhört, dass in solchen Fällen zum Dankgebet für glückliche Errettung ein Armeebefehl erlassen und der Ausnahmszustand statuiert wird.

Es ist ja möglich, dass Herr Milan Obrenovich, um etwas Abwechslung in seine Freudenhäuslichkeit zu bringen, ernstlich ein politisches Manöver veranstalten wollte. Aber so ein Attentat müsste doch geräuschloser inszeniert werden, wenn auch andere Leute als der Graf Goluchowski daran glauben sollen. Milan wird nur mehr von den Veranstaltern des europäischen Concertes ernst genommen; die Clavierspieler in den Chambres separées zucken die Achseln.

* * *

Man erinnert sich des merkwürdigen Vorfalls, über welchen vor einigen Wochen die Tagesblätter berichtet haben. In der Militär-Schwimmschule badete eine Abtheilung von Soldaten in aller Ruhe. Als man abmarschierte, entdeckte man den Abgang von dreien, die gänzlich unbemerkt — ertrunken waren. Es hatte an Sicherheitsmaßregeln gefehlt. Diese Schlamperei kostete den Staat drei Soldaten, drei Menschenleben. — Dieser Tage nun wurde von einem höheren Officier in einem Wiener Artillerie-Regiment — wortwörtlich — folgende Ansprache an die ins Bad abrückenden

Soldaten gehalten: »Es soll jeder schau'n, dass er nicht ersauft, weil sonst der Oberlieutenant und der Hauptmann die größten Scherereien hat. Und übrigens liegt es ja auch in Eurem eigenen Interesse.«



Boryslaw.

Die Länderbank hat wieder eine Tochter bekommen. Sie hat deren eine größere Zahl. Alle heiratsfähig. Wenigstens ist die Mutter bedacht, sie aus dem Haus zu bringen.

Die jüngste Tochter heißt »Boryslaw«. Dieser Name ist jetzt jedem Zeitungsleser geläufig, da in allen Blättern für die Grubenarbeiter der gleichnamigen galizischen Petroleumstadt gesammelt wird. Der Zusammenbruch der großen Petroleumspeculanten in Galizien hat auch auf Boryslaw seine Schatten geworfen, und nun hungern hier 4000 Menschen, die ihres einzigen Existenzmittels, der harten Arbeit in den Erdöltiefen, entrathen müssen.

Dass unter solchen Umständen die Länderbank an eine Gründung in Boryslaw geht, ist selbstverständlich. Selbstverständlich für den, welcher die Geschichte der Gründungen dieses Institutes kennt. Die Bank hat bei ihren geschäftlichen Transactionen immer eine unglückliche Hand bewiesen; — man muss bei dem Worte »Hand« nicht immer gleich an die verschwundenen zehn Millionen unter dem Regime des Hofraths Hahn denken.

Die Gründung von Actiengesellschaften war von jeher eine Lieblingsbeschäftigung der Bankdirectoren. Ob die neue Schöpfung eine Rentabilität verspricht

oder nicht —, ein Syndicatsgewinn wird immer eingestrichen.

Die Gründung der Actiengesellschaft »Boryslaw« hat aber ihre eigene Geschichte. Die Länderbank war zur Hälfte Theilnehmerin der »Compagnie commerciale française« in Paris für die Exploitierung der Boryslawer Ozokeritgruben. Das Geschäft gieng schlecht. Die Investitionen verschlangen ein Heidengeld, die schlauen Franzosen aber wollten nichts hergeben. Es blieb der Länderbank nichts übrig, als auch die Auslagen für ihre Gesellschafterin in Paris zu bestreiten. Die für diese vorschussweise hergegebene Summe beträgt bereits mehr als der Wert des Antheils ausmacht, welcher der französischen Gesellschaft an den Gruben gehört.

So ist die Länderbank eigentlich die Besitzerin der ganzen Ozokerit-Unternehmung in Boryslaw, und die Compagnie française schuldet ihr obendrein noch ein Erkleckliches. Um nun das notorisch passive Unternehmen mit Anstand los zu werden, wurde es von der Länderbank in eine selbständige Actiengesellschaft verwandelt. Wenn die Länderbank zur Zeit auch ganz allein im Besitze der Actien ihrer neuesten Schöpfung ist, so lassen sich doch die Papiere langsam abstoßen. Wozu wäre auch ein Publicum da, welches zwar nicht oft das Glück hat, aber auch nicht immer den Verstand. Mit Hilfe von vielversprechenden Prospecten, vielleicht auch durch die Eröffnung der Aussicht auf Verwaltungsrathstellen, deren mehrere ja hauptsächlich zu diesem Zwecke creiert worden sind, werden Actionäre geworben, und mit der Zeit gelingt es, die Actien an den Mann zu bringen. Was später geschieht, davon erzählen Notizen im volkswirtschaftlichen Theile der Tagesblätter, die in ganz unscheinbarer Form Nachricht geben, dass die Generalversammlung der X Y-Gesellschaft beschlossen habe, so und so viele Percente vom Actiencapital abzuschreiben und die dermaßen reducierten Werte in neue Titel »zusammenzulegen«. Das heißt: die Actionäre bekommen für zwei oder mehr, um die Hälfte oder

mehr entwertete, Actien eine, welche in der Regel dem reducierten Werte der Menge jener Actien entspricht, die in einen Titel zusammengelegt wurden.

Oder es tritt ein anderer von den Gründern weise vorgesehener Fall ein: Bei der »Gründung« werden Actien in einem viel höheren Betrage ausgegeben, als der wahre Wert des Objectes ausmacht. Bei der Zeichnung wird von den Actionären die Einzahlung eines Theiles — selten mehr als die Hälfte — des Nominalbetrages verlangt. Wenn die Actien im Besitze der Gründer verbleiben, wird eine Nachzahlung nicht verlangt. Gelingt es aber dem Gründersyndicat, sie unter das Publicum zu bringen, dann — vae victis! Die Einzahlung des vollen Actiencapitales wird unnachsichtlich gefordert. Die Actionäre sind in der Klemme. Entweder sie »legen das Lebendige aufs Todte«, oder das bisher eingezahlte Capital wird für verfallen erklärt. Art. 220 H. G. besagt nämlich: — — »auch kann bestimmt werden, dass die säumigen Actionäre ihre Anrechte aus der Zeichnung der Actien und der geleisteten Theilzahlungen zu Gunsten der Gesellschaft verlustig gehen.«

Wir wissen nicht, welche Methode die Länderbank bei ihren Gründungen prakticiert. Vielleicht behält sie sogar die Actien der Boryslawer Gründung in ihrem Portefeuille; es ist leichter, die wertlosesten Actien in einer Bilanz als Activum anzuführen, als ein notorisch passives Unternehmen.

Wie maschinenmäßig die Länderbank beim Gründen von Actiengesellschaften vorgeht, mag folgende Uebung zeigen: Das Protokoll der constituierenden Generalversammlung — enthaltend die Anträge, die Abstimmung, die Wahlen, Beschlussfassungen etc. — wird schon Tage vorher in Druck gelegt. Bei der später stattfindenden Versammlung wird ein wohlvorbereitetes Schauspiel, dessen Darsteller Strohmänner: Beamte und Börseagenten der Bank, sind, in Scene gesetzt. Der Regisseur sitzt am Präsidententisch. Die Acteure warten auf das Stichwort, um pünktlich ein-

zufallen. Die Comparserie functioniert vortrefflich. Das Protokoll — Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt — wird vollstreckt. — — — Die Komödie ist aus. Zeit und Ort der nachfolgenden Tragödie unbestimmt.

* * *

Eine Frau Sidonie Grünwald-Zerkowitz hat in Wien eine Zeit lang durch auffällige Kleidung und mehrere Wahnvorstellungen, z. B. durch die Einbildung, dass sie fürstlichem Geblüte entstamme und dass eines ihrer Söhne der griechische Königsthron harre, berechtigtes Aufsehen hervorgerufen. Dieses ward von ihr zur Herausgabe eines polizeiwidrig zotigen Skizzenbandes, »Grethchen von heute«, geschickt ausgenützt. Zur Zeit, als es bei uns noch keine moderne Frauenbewegung gab, warf sich ihr die Schriftstellerin Grünwald-Zerkowitz bereits entgegen, und jüngst musste sie aus einer Versammlung, in der sie gereizten Zuhörern vom »Glück der Häuslichkeit« zu predigen wagte, schleunigst den Rückzug antreten. Auch die ‚Neue Freie Presse', die sich bei den Kämpfern für Erweiterung der Frauenrechte lieb Kind zu machen sucht, hat damals den Misserfolg der Dame constatiert, ihre reactionären Ansichten verurtheilt und die Ueberflüssigkeit ihres Auftretens hervorgehoben. Man müsste nun meinen, dass mit diesem Vortrag und mit seiner selbstverständlichen Abwehr Frau Grünwald für die ‚Neue Freie Presse' und deren Leser abgethan wäre. Weit gefehlt; denn was der Frauenrechtler des Morgenblattes zerstört, wird vom Literaturschmock des Abendblattes wieder aufgebaut. Frau Grünwald hat abermals einen Novellenband riskiert, den sie »Seiner kaiserlichen Majestät Großsultan Abdul Hamid Khan, Kaiser aller Ottomanen« gewidmet hat, und die ‚Neue Freie Presse' preist mit einer durch diese Zueignung erregten orientalischen Phantasie das Werk in allen Tonarten. »Es ist wohl bisher noch nicht vorgekommen, dass ein deutsches Buch dem Sultan gewidmet wird« — beginnt sie ihre Recension schäkernd.

»Da der Sultan der deutschen Sprache nicht mächtig ist, so kann er die neueste Dichtung der Frau Grünwald-Zerkowitz nicht lesen ...« Wenn ihm das deutsche Werk übersetzt würde, meint sie, »dürfte er sich darüber freuen«. Und warum sollte sich der Sultan gerade durch dieses »deutsche Werk« angenehm berührt fühlen, warum empfiehlt es die ‚Neue Freie Presse' mit einer Wärme, die sich nach bekanntem Schema fast zu den Worten versteigt: »Das Buch sollte in keinem Harem fehlen!«? Frau Grünwald setzt sich für die Vielweiberei ein. »Das eigentliche Verdienst des Buches liegt aber« — bemerkt die ‚Neue Freie Presse' wörtlich — »nicht darin, sondern in der scharfen Polemik gegen die moderne Frauenbewegung. Die Lehre, welche es enthält, ist keine andere als die, dass das wahre Glück der Frau in der Liebe und der treuen Erfüllung häuslicher Pflichten ruht, dass sie thöricht handelt, wenn sie auf dem Markt des Lebens den Wettbewerb mit dem Manne aufnimmt und im Ringen um Gleichberechtigung den Vorrang einbüßt, den ihr die Natur eingeräumt.« Also sprach das fortschrittliche Blatt, das Organ für die erweiterten Rechte der Frau — Grünwald, am Mittwoch, 12. Juli im Abendblatt. Im Morgenblatt vom Donnerstag, 13. Juli schon widmet es dem internationalen Congress, den die Frauen in Abwesenheit der Frau Grünwald soeben in London abgehalten haben, einen enthusiastischen Leitartikel. Ein paar Stunden vorher hatte das Blatt wörtlich geschrieben: »Die Klage, dass das Weib im Orient gering geachtet und unterdrückt werde, ist unbegründet.« Und nun constatiert es mit fast emphatischer Genugthuung, dass in London auch eine »veritable Muselmanin vom Goldenen Horn die Emancipationsbedürftigkeit der Türkinnen geschildert habe.« »Ach Gott,« heißt es weiter, »die Männer haben wirklich nichts mehr dagegen, dass Mädchen sich Gymnasial- und Universitätsbildung aneignen und Doctorhüte erwerben .... Und wenn die Kluft zwischen Weiblichkeit und Beruf, zwischen Weiblichkeit und Erwerb zu überbrücken ist, umso

besser für Alle, für Männer und Frauen, für tapfere Frauenrechtskämpfer und hartnäckige Misogynen, für Telephonistinnen, Telegraphistinnen und Buchhalterinnen.« »Auch die antiquiertesten Leute werden fortan ihr übliches Sprüchlein: ‚Mulier taceat in ecclesia' im Gehege der Zähne behalten müssen.« — Was sagt der Sultan dazu und was Frau Grünwald-Zerkowitz, dass die ‚Neue Freie Presse' dem Morgenland bloß ein Abendblatt gewidmet hat und dem Abendland ein ganzes Morgenblatt? Und was sagt schließlich Goethe dazu, dass bei dieser Gelegenheit sein Wort von den Frauen, denen es gut anstehe, zu hören, wenn kluge Männer sprechen, — aus »Torquato Tasso« in ein »Schiller'sches Stück« verlegt wird?

* * *

Zahlreiche Leser haben die Freundlichkeit, mir aus dem localen Theile der ‚Neuen Freien Presse' Auszüge einzusenden, in denen sie grammatikalische oder logische Unthaten des Blattes entdeckt haben wollen. Es ist erfreulich, dass das Publicum seiner Leibjournalistik auf die Finger zu sehen beginnt, aber man thut der ‚Neuen Freien Presse' Unrecht, wenn man ihren Stilisten die Schuld an der Erzeugung all des Ungeheuerlichen beimisst, das da täglich in »Kleiner Chronik« und »Localbericht« seinen Platz findet. Sieht man die Wiener Blätter der Reihe nach durch, so wird man in fast allen von den gleichen Sprachschändungen und Gedankenlosigkeiten überrascht werden. Der dem Zeitungsgetriebe Fernstehende weiß sich solch auffallende Uebereinstimmung in der Regel nicht zu erklären; er weiß nicht, dass es in Wien für jede Rubrik eigene Correspondenzen gibt, welche den Redactionen die Arbeit des »Erfahrens« wesentlich erleichtern. Wie könnten täglich in den Journalstall solche Unmengen stilistischen Kehrichts gebracht werden, wenn nicht die hilfreichen Hände der Herren Wilhelm, Pappenheim und vieler Anderer am Werke wären. Die von den Correspondenzen in die Redactionen geschickten Berichte werden

wie sie sind, ungelesen, dem Setzer ausgeliefert, und es gibt Tage, an denen der Zeitungsleser sich nicht so sehr über all das, was in Wien gerade gemordet, gestohlen, defraudiert wurde, entsetzen mag, als über die grammatikalische Façon, in der es durch das Leibblatt berichtet wird. Wer stünde nicht heute noch unter dem Banne der Nachricht, die einst durch mehrere Blätter gieng; es hatte jemand seinem Mitmenschen »mit dem Taschenfeitel das Lebenslicht ausgeblasen« .... Das anwidernde Treiben jener Correspondenzen, deren es in Wien ach! so viele gibt, soll hier noch öfter besprochen werden. Die Thätigkeit der externen Kehrichterstatter, die im Vereine mit nachsichtigen Redacteuren an der Entgeistigung der Tagespresse arbeiten, muss unter strengere Controle gestellt werden. Für heute wollte ich manchen Einsender nur darauf aufmerksam machen, dass nicht alle athemberaubenden Dummheiten von den Blättern selbst erzeugt, dass aber alle von ihnen gedruckt werden, weil eben im Hasten der Tagesarbeit stumpfsinnig gewordene Kulis das Gehör für fremde Misstöne verloren haben. Die ‚Neue Freie Presse' ist — man muss nur gerecht sein — nicht immer schlecht geschrieben; manchmal ist sie auch schlecht redigiert.

* * *

Ein Wiener Reporter über Tolstoi.

»Er spricht durch den Mund des Bauers Akim, des einzigen anständigen Menschen in dieser halb verthierten Gesellschaft. Nur diese eine Gestalt fesselte gestern das Publicum. Sonst vermochten weder das muffige, nach Schnaps riechende Bauernmilieu, noch diese Menschen Interesse zu erwecken. So mögen sie ja sein, aber was schiert uns das, was soll uns dieses Drama, das nur eine Reihe von widerlichen Familienscenen bringt und doch kein Drama mit zwingenden Nothwendigkeiten ist. . . . Die Darstellung war nicht so, wie sie sein sollte.« Der Dichter der »Macht der Finsternis« wird sich natürlich über diese »scharfen« Auslassungen seines Collegen Buchbinder, des Verfassers vom »Kecken Schnabel«, zu trösten wissen.

Tolstoi wird ihn gewiss nicht fragen, ob er schon einmal ein Drama mit zwingenden Nothwendigkeiten oder eines ohne widerliche Familienscenen geschrieben hat; ja, Tolstoi weiß vielleicht gar nicht, dass Herr Buchbinder unter allen productiven Journalisten Wiens bisher die Vorstadtbühne am ärgsten geschändet hat und dass seine penetranten Theaterversuche wohl nur dem Geschmack einer »halb verthierten Gesellschaft« zusagen können. Auch ich hätte auf jenen Schmierfinkenruf im Wiener Blätterwalde nicht reagiert, wenn er nicht gar so typisch wäre. Leute, deren Urtheilsfähigkeit in den Worten: »Das Haus war abermals ausverkauft« gipfelt, werden von unseren Journalen zur Besprechung eines Literaturwerkes aufgeboten.

»Die Darstellung war nicht so, wie sie sein sollte.« Und »Akim ist der einzige anständige Mensch in der Gesellschaft«. Man sieht, literarische Streitfragen lassen sich in dem einfachsten »Jargon« von der Welt erledigen. Ein Wiener Herausgeber soll kürzlich in Gesellschaft Nietzsche als »sehr tüchtig« bezeichnet haben, und als einst im Hause des alten Baron Todesco über Hebbels »Nibelungen« gestritten wurde, machte der Hausherr der erregten Debatte mit den nun geflügelten Worten ein Ende: »Ich weiß nicht, was ihr wollts — Etzel ist ein hochanständiger Mensch!« Diese Sprache wurde bei uns zeitungsüblich. Die »Concordia« ist jedenfalls nicht so, wie sie sein sollte, und fraglich bleibt, ob Herr Buchbinder der einzige anständige Mensch in der Gesellschaft ist.

* * *

Herr Bahr hat sich kürzlich wieder einmal wie Goethe, der auf der Sonnenhöhe des Lebens steht, benommen. Er führte einen jungen Wiener Schriftsteller mit folgenden Worten in die Literatur ein: »Für uns, die wir schon an der Wende des Lebens angekommen sind, haben die ganz jungen Leute, die wir hinter uns nachrücken sehen, eine recht sonderbare Art.« — Es ist nicht ganz ausgemacht, ob der bevorstehende Eintritt in den Redactionsverband des ‚Neuen Wiener Tagblatt' — oder, wie neuestens Spötter behaupten, in die ‚Vorstadtzeitung' — unter allen Umständen als die »Wende des Lebens« angesehen werden muss. Auch Herr Wilhelm Singer sah ja den Verfasser jener Zeilen

öfter »hinter sich nachrücken«, aber es ist ihm darum gewiss nie eingefallen, Herrn Bahr gegenüber einen abgeklärten Ton anzuschlagen. Sei's denn, — Herr Bahr möge bis zu seiner definitiven Anstellung bei der Steyrermühl sich noch ein wenig weimarische Ruhe gönnen. Die Zeiten sind ja doch dahin, wo Herr Bahr nach eigenem Eingeständnis (siehe ‚Zeit' vom 8. Juli) »im Zeichen des Dionysos gelebt, von Begierden triefend, durch Leidenschaften brausend, im Dampf von ungeheuren Wünschen, bald in Wuth, bald in Liebe, von Zorn und Lust geschüttelt, nie zu befriedigen, nicht zu beschwichtigen, wie junge Pferde, die im Winde springen«. So aber ist heute der Jüngling, den er in die Literatur einführt, Herr Max Messer. Wenigstens versichert Herr Bahr, dass er just so sei. Wir kennen ihn nur aus ein paar Buchkritiken, die er für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften geschrieben hat, und Herr Bahr erzählt uns, dass er ein »dampfender, wogender Jüngling« sei, ein Jüngling, wie er ihn lange vergebens gesucht, nämlich »brausend, stürmend, rasend, absurd für den Verstand, schrecklich für die Aengstlichen, aber eine glänzende Gestalt des Muthes und der Kraft, wie solche auf alten Vasen anzuschauen sind«. Bahr bespricht Messers soeben erschienenes Buch und meint, dass es »wie ein Gewitter gekommen« wäre und »eine zornige und zärtliche, von Begierde schnaubende, maßlose Jugend« habe. Zum Schlusse drückt er die Hoffnung aus, dass Herr Messer bald ein »ruhiger und heiterer Mann« werde, der dann, »das zuckende Gewölk unter sich, getrost aus dem Reinen und Blauen herabschauen« könne. Er muss sich an Herrn Bahr ein Beispiel nehmen, der, zu appolinischer Läuterung und zur Gunst des Herrn Wilhelm Singer vorgeschritten, schon heute ins Blaue schwätzt. Herr Bahr weist dem Jünger den Weg: »Von ungestümen Wünschen zu festen Entschlüssen, durch Gefühle zu Gedanken, aus dem Stürmischen ins Klare« — und aus der ‚Zeit' ins ‚Neue Wiener Tagblatt' zu kommen.

* * *

Herr Bahr spricht wohl wie Goethe, aber er kennt ihn nicht. Beide Eigenschaften bewährt er in derselben Nummer der ‚Zeit' (8. Juli). Hier veröffentlicht er knapp vor seinen Auslassungen über den dampfenden, wogenden Jüngling einen Artikel des Herrn Rudolf Christoph Jenny. Herr Jenny beschreibt den Lebenslauf Adolf Pichlers und widmet den Dorflehrern, unter denen die Jugend des tirolischen Dichters zu leiden hatte, eine ironische Betrachtung. Einer habe Homer als »groben Zoch« bezeichnet und über Goethes Iphigenie folgendes Urtheil abgegeben: »Mei, wisst's wohl, der Goethe ist halt a Fack (tirolische Bezeichnung für ein sehr nützliches, aber eben nicht sehr reinliches Hausthier) g'west, und was ist dös mit der Iphigenie? Dear Toas (langweilige Kerl) hat sie heiraten wöll'n u. s. w.« — Wir wissen also jetzt nicht nur, was auf tirolisch »Fack«, sondern auch, was »Toas« bedeutet. Die Herren Jenny und Bahr halten den Namen — Thoas — des um Iphigenie werbenden Königs der Taurier für eine Dialectbezeichnung. . . . Was bedeutet Orestes?

* * *

Mark Twain ist noch immer damit beschäftigt, englischen und amerikanischen Interviewern seine Ansichten über die langen Sätze der deutschen Sprache und die sonstigen Erfahrungen, die er in Wien gemacht, bekanntzugeben. Nach dem ‚Daily Chronicle' urtheilt Mark Twain über die österreichische Hauptstadt: »Man kann nicht ein paar Jahre in Wien leben, ohne durch und durch dem Zauber der Stadt und der Leute zu verfallen. Man gewöhnt sich bald ein in Wien, ist dort zufrieden und geht nie mehr ganz weg.« Nach der ‚New-Yorker Staats-Zeitung': »Wien ist das politisch corrupteste Nest auf dem weiten Erdenrund, und ich kann behaupten, dass die politische Corruption dort sogar schlimmer ist, als irgendwo in den Vereinigten Staaten.«

* * *

Lapidares aus der ‚Neuen Freien Presse'.

»Vorher hatte König Milan an das Publicum eine kurze Ansprache gehalten, in welcher er für die Beweise der Sympathien anlässlich der glücklich entronnenen Lebensgefahr seinen Dank ausdrückte.« (10. Juli.)

* * *

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

E. Sp. Leider hatte ich damals keinen Raum mehr. Und jetzt ist, glaube ich, der Streit, ob Dreyfus bei seiner Landung einen lichten Anzug und dunkeln Ueberzieher oder einen dunkeln Anzug und lichten Ueberzieher getragen, endgiltig entschieden. Dass sein Bart »hufeisenförmig« geworden sei, — darin waren von Anfang an alle einig. Dies hatten die Herren Collegen, die im Kornfelde versteckt lagen, sofort »recherchiert«. Was thut man nicht alles im Dienste einer »freiheitlichen« Presse? Sie leuchteten dem Heimkehrenden mit einer Blendlaterne ins Gesicht, um die »Spuren des beginnenden Verfalls« telegraphieren zu können, und brannten Magnesia ab, als es galt, eine »unerschütterte Gesundheit« oder das Bild familiärer Rührung wahrzunehmen. Specialschmöcke aus aller Herren Ländern zählten die Thränen des Wiedersehens. Und Berthold Frischauer durfte nicht dabei sein!

Akulina. Wollen Sie sich mit dem — Dank an die Macht der Finsternis begnügen? Ich möchte auf Ihre erste Enttäuschung eine zweite folgen lassen; mindestens schriftlich Ihnen Manches verrathen.

Dr. Ix. Diese Verhüllung scheint mir nicht origineller zu sein, als manches Verhüllte. Dennoch ist Einiges ganz fein und veranlasst mich, Sie um weitere Proben zu bitten.

R. F. (verspätet). 1. Ich weiß es nicht, kann aber auch Ihrem Urtheil nicht zustimmen. 2. Vielleicht im Laufe des Sommers, vielleicht erst zu Beginn der »Saison«.

C. H. H. Nachträglich vielen Dank für Ihre Zuschrift. Eine gelegentliche Rücksprache wäre mir sehr erwünscht.

K. F. Sonst wird — nach Adler's Wort — der Absolutismus durch Schlamperei gemildert. — Der gewiss sehr berechtigten Beschwerde könnte ich nur in einem Complex aller einschlägigen Chicanen Raum gewähren.

Dr. A. M. in St. Bitte nur Nr. 7 genauer durchzusehen.

Frau M. W. Ich habe die Feuilletons nicht gelesen. Wenn Sie mein Urtheil hören wollen, müssen Sie mir gef. eines oder das andere senden.

Rudolf P. Gewiss.

Rot W. Sehr gerne. Vielen Dank!

Albert J. Gewiss erinnere ich mich. Dank und Gruß! Ihre Verbesserung des falschen Schiller'schen Citats jedoch ist auch nicht einwandfrei; es heißt richtig »sie«, — die Natur.

Freund der F. Ihr Wunsch wird wohl bald schon erfüllt werden.

Ein Jünger Themis'. Sehr willkommen.

Mara. Sie haben die Freundlichkeit, mir Herrn Herzls Sonntagsfeuilleton »Nauheim« corrigiert einzusenden. Die Unterscheidung

der Herzkranken nach Capitalskraft ist in der That anmuthig; die Stelle lautet: Die Soolenwirkung wird in merkwürdigen Percentsätzen ausgeführt und .... dargestellt in den medicinischen Schriften, die jeder bessere Herzkranke liest.

Grethe K., Aussee. Sie gewinnen die Wette.

Seemann. Es würde mich freuen, Sie kennen zu lernen.

A. K. Im »Economisten« leisten sonst gewiss Oberflächlichkeit und Ignoranz das Menschenmögliche, aber Herrn Sp. thun Sie entschieden unrecht. Der Reinertrag ergibt sich, wenn vom Gesammtbetrag die Amortisationsquote abgezogen wird. Je höher die Capitalsverzinsung und also die Amortisationsquote ist, desto geringer der Reinertrag.

Kartenbrief. Motz war in der ‚Neuen Freien Presse' nicht irrthümlich für Most geschrieben. Der Anarchist Motz hat existiert; nur war er nicht Emissär des Prinzen Liechtenstein, sondern des Baron Vogelsang.

Herr Jemand. Ich sehe einem Versuche gern entgegen.

Hans G.; Gretel, Jella und Lucy in Deutsch-Altenburg; R. P. in Mödling; Senex; L. And.; Käthe W.; Socius; Bew. d. F.; Paul E., Kaltenbach; B. v. W., Riga; R. Z., Baden; E. S., VII./1; R. B.; Robert M.; Hermann St. Besten Dank!

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Nr. 12 Wien, Ende Juli 1899



Die Fackel

Nr. 12 WIEN, ENDE JULI 1899

Das Volk, diese ewig gleichmüthige, politisch unerzogene österreichische Bevölkerung, die sich um die Kämpfe der Berufspolitiker so wenig kümmert, erhebt sich jetzt gegen die Regierung. Der nationale Streit, der über den Sprachenverordnungen entbrannte, hat sie kalt gelassen; in welcher Sprache man mit den Behörden zu verkehren hat, ist ihr gleichgiltig: sie fühlt sich glücklich, wenn sie überhaupt nichts mit ihnen zu thun hat, und versteht schließlich den Beamten auch dann nicht, wenn er angeblich ihre Muttersprache spricht. Das Beamtendeutsch ist den Leuten aus dem Volke nicht minder schrecklich als ein Beamtentschechisch. Der Kampf um die Verfassung, um die Rechte der Volksvertretung hat sie nicht aufzuregen vermocht; nur eines war ihnen klar: dass ihre Abgeordneten, die ersten Erwählten des allgemeinen Wahlrechts, nicht zu Worte kommen konnten, während der Sprachenstreit tobte. Ihr Wünschen, ihre Klagen fanden keinen Ausdruck oder kein Gehör. Wenn im Reichsrathe für sie nichts geschah, was lag daran, ob er tagte oder nicht? Schließlich war es ihnen fast lieber, wenn die heimgekehrten Vertreter ihnen von Antlitz zu Antlitz gegenüberstanden, ihnen die Lage erklärten, ihre unklaren Gedanken in beredten Worten formulierten.

Jetzt ist es anders geworden: Der Griff, den die Regierung in ihre Taschen thut, hat sie zu Politikern gemacht. Verständlicher als die Bedeutung nationaler Kreistheilung, neuer Bezirksgerichte und als die Heiligkeit der deutschen Armeesprache ist das Argument,

dass ein Kilogramm Zucker um sechs Kreuzer theurer wird. Hier fühlt sich jeder persönlich getroffen; sogar der kleine Gewerbetreibende, der von Sancti Di Pauli Beruf zur Rettung des Gewerbestandes durchdrungen war, wird abtrünnig. Und in hellen Scharen wallen die Zuckerbäcker in das Lager der Socialdemokratie; ja selbst der Mann, der jahrelang in Prag den Socialpolitiker Kaizl zu seinen Kunden zählen durfte, gibt seinem schmerzlichen Erstaunen darüber Ausdruck, dass er Sr. Excellenz Namen unter dieser Verordnung sehen müsse. Herr Plechaczek kann es nicht fassen, dass der, der einst sein Zuckerbrot aß, ihm jetzt die Peitsche geben will ....

Als dieses Ministerium sein Amt antrat, haben die »Besonnenen« viel von ihm erhofft. Die Person des Ministerpräsidenten widersprach dem nicht. Dass einer aus dem Kreise des Hochadels der Chef der Regierung sein müsse, ist ein Dogma, an das wir seit dem Bestehen der Verfassung glauben gelernt haben. An der Spitze des »Bürgerministeriums« ist Fürst Auersperg gestanden, Graf Taaffe war sein Gehilfe. Ob ein Franz oder Oswald Thun, ein Auersperg oder Windischgrätz, ein Liechtenstein oder Lobkowitz die Staatsgewalt repräsentiert, macht wenig Unterschied. Wir verlangen von keinem von ihnen mehr als Tournure und ein bischen guten Willen: warum sollten wir den dem Grafen Franz nicht ebensowohl zumuthen als dem Vetter Oswald? Aber der neue Ministerpräsident hatte sich Männer zugesellt, von denen wir als Politikern und Fachministern viel erwarteten. Wenn Bärnreither und Kaizl als Mitbewohner desselben Cabinets sich vertragen konnten, musste es ihnen nicht gelingen, einen Waffenstillstand zwischen ihren Parteien zustande zu bringen, während dessen der endgiltige Friede berathen werden konnte? Wenn die wirtschaftlichen Ressorts in den Händen von Bärnreither, Kaizl und Wittek lagen, mussten nicht lang gefühlte wirtschaftliche Bedürfnisse endlich befriedigt werden?

Man sah sich durch die Maßnahmen der neuen Männer zunächst in solcher Meinung bestärkt. Wittek schuf ein Disciplinarverfahren, das zu dem besten gehört, dessen wir an fortschrittlichen Institutionen uns rühmen dürfen. Bärnreither errichtete das arbeitsstatistische Amt, berief den Arbeitsbeirath und Industrierath und berücksichtigte, während er mit wohlbedachter Schonung den rückständigen Ansichten der Unternehmer Rechnung trug, so viel als möglich die Wünsche der durch die Gewerkschaftscommission vertretenen Arbeiter. Kaizl, durch die Arbeitsunfähigkeit des Parlaments in seinen Actionen stärker gehemmt als seine Amtsgenossen, schien doch nützliche Reformen vorzubereiten, kündigte die Aufhebung des Zeitungsstempels, die Reform des Actienrechts, eine vernünftige, nichtfiscalische Durchführung der neuen Steuergesetze an.

Bald war die Situation geändert. Witteks Eifer ist erlahmt. Bärnreither hat einsehen müssen, dass die Unfähigkeit und der Hass der nationalen Parteien stärker sind als der gute Wille leitender Männer, und ist abgetreten. Ein politischer Coulissenreißer hätte an seiner Stelle einen wirkungsvolleren Abgang gefunden. Er ist einfach bei der ersten besten Gelegenheit still gegangen und sieht jetzt einen nicht würdigen, aber ehrwürdigen Nachfolger in St. Barbaras Stift seine frommen Werke zum besten des gottgefälligen Handels und Wandels in Oesterreich thun. Und Kaizl? In ihm hat der Ehrgeiz, der providentielle Mann seiner Nation zu heißen, den Socialpolitiker ertödtet. Der Mann, der uns jahrelang als der modernste Politiker unseres Parlaments gegolten hat, sieht jetzt seine Aufgabe darin, die Verwaltung zu slavisieren und feilscht mit seinen Collegen um jungtschechische Postulate. Er kann sich heute rühmen, dem Grafen Thun das Versprechen abgerungen zu haben, 28 von 32 Forderungen zu erfüllen, während noch vor Jahresfrist ein Ausgleich auf Liquidierung von 5 Procent aller Forderungen des einstigen Oppositionsmannes dem neugebackenen Minister annehmbar

erschienen war. Wer zweifelt aber daran, dass mancher Andere, etwa der schlaue Händler Stransky, noch mehr, zum mindesten das 29. Postulat als Draufgabe erhandelt hätte? Inzwischen sind die versprochenen Reformen unterblieben. Vom Zeitungsstempel sind auch weiterhin nur die Geistesproducte der ‚Abendpost' befreit; die Banken gründen rasch nacheinander Actiengesellschaften, um dem neuen Actiengesetz zuvorzukommen und in der Bewertung der Apports und Ertheilung von Gründerrechten nicht gestört zu werden; und bei der Durchführung der Steuergesetze feiert der Fiscalismus Orgien. Dies alles jedoch mochte noch hingehen. Dass Kaizl den Bilinski'schen Ausgleichswechselbalg adoptierte, mochte der Zwang der Lage begreiflich machen: schließlich konnte dem Chaos gegenüber, das hereinbrach, wenn überhaupt kein Vertrag zustande kam, der schlechteste annehmbar erscheinen. Aber dass der einstige Socialpolitiker in die Erhöhung der indirecten Steuern gewilligt hat, um für die erst zu erhebenden Ansprüche des Kriegsministers die Mittel zu schaffen, — das hat ihm jeden Rest politischen Credits entzogen. Neue Regimenter, neue Waffen, erhöhte Officiersgagen um theuern Zucker erkaufen zu müssen, erscheint selbst den tschechischen Verehrerinnen zweifärbigen Tuches, die in unseren Küchen walten, zu kostspielig.

Während dessen hat Graf Franz Thun gethan, was seines Amtes war: er hat die Regierung mit aristokratischer Liebenswürdigkeit in der Avenue von Venedig in Wien während der Sommerferien und mit vornehmem Ernst im Conferenzzimmer, in dem seine Collegen mit den ungarischen Ministern verhandelten, während der Wintermonate repräsentiert. Jetzt, da die Verhandlungen vorüber sind und Familientrauer ihm Venedigs Sommerfreuden verbietet, wartet er ruhig im Ministerpalais auf die Ablösung durch seinen Nachfolger.

Unsere nationalen Politiker rüsten inzwischen zu neuen Großthaten der Obstruction: ‚Politik' wie ‚Bohemia'

berechnen die Kräfte der Parteien, die demnächst bei den Delegationswahlen mit Fäusten aufeinander losgehen sollen. Triumphierend erklärt das Tschechenblatt, dass die kräftigen Arme der Vorkämpfer seines Volkes bereits entblößt seien, um die Ruhestörer der Linken aus dem Parlament hinauszuwerfen. Inzwischen stärken sich die Deutschen durch athletischen Sport, wetzt Professor Pfersche die Klinge seines berühmten Federmessers und besucht Herr Doctor Menger die Bazars, um eine für sein Alter passende Kindertrompete zu finden. Nie hat sich das Unvermögen, die Forderungen der Situation zu verstehen, stärker gezeigt als jetzt. Wer glaubt daran, dass die Verhinderung der Delegationswahlen durch Bracchialgewalt die Regierung hindern werde, auf irgendwelche Art das gemeinsame Budget im Einverständnisse mit Ungarn festzustellen? Wenn die österreichische Regierung sich nicht gescheut hat, ohne den Reichstag das Geld für neue Waffen und neue Soldaten herbeizuschaffen, wer wird den Kriegsminister hindern, diese Waffen zu kaufen, diese Soldaten zu assentieren? Und ist es ernst zu nehmen, wenn die Deutsche Fortschrittspartei droht, die Regierung zur Verantwortung zu ziehen? Ist dieses beständige »Einst wird kommen der Tag« ein Programm von Realpolitikern? Jeder weiß, dass eine Zweidrittelmehrheit, durch die die rechtliche Verantwortlichkeit geltend gemacht werden muss, sich niemals gegen ein österreichisches Ministerium finden wird, und dass wir praktisch keine andere als die moralische Ministerverantwortlichkeit kennen.

Da man also die Verantwortlichkeit für ihre Thaten der Regierung gegenüber nicht geltend machen kann, darf jetzt nur ein Weg gegangen werden. Man muss die Ausgleichsverordnungen im Reichsrathe berathen, nicht als ob sie dort verworfen werden könnten, sondern — weil die Mehrheit gezwungen werden muss, sie anzunehmen. Die Geschichte dreier Regierungen, die einander gefolgt sind, hat jetzt auch den Kurzsichtigsten einsehen gelehrt, dass es sich um mehr als

um den Sturz einer Regierung, dass es sich um die Vernichtung der Parteien handelt, die den Badeni, dann Gautsch und zuletzt Thun unterstützt haben. Die polnische Schlachta, das jungtschechische Bürgerthum ist der Feind. Wer dazu beiträgt, diese Geschäftspolitiker unheilbar zu compromittieren, ihren Sturz durch die nachdrängenden Volksschichten vorzubereiten, befreit Oesterreich von dem schwersten Joch, das es drückt. Und werden die Deutschen mit tschechischen und polnischen Socialisten, welche die als Volksfeinde entlarvten Nationalisten ablösen werden, nicht leichter zur nationalen Verständigung gelangen? Es müssten denn auf deutscher Seite die Fabrikanten- und Händlerinteressen, die man im Bunde mit Schlachzizen und Jungtschechen so sorglich gegen die Socialisten aller Nationen vertheidigt, stärker sein, als die immer in den Vordergrund gestellten volklichen Forderungen.

* * *

VERFASSUNGS ....

Die deutsche Fortschrittspartei hat gegen die Nothverordnung über die Verzehrungssteuern ein Manifest mit der Adresse: An unsere Wähler! erlassen. Da aber die Zahl der der Partei treugebliebenen Wähler noch immer zu groß ist, als dass man den Herren Dr. Pergelt und Dr. Groß zumuthen könnte, ihr Elaborat jedem einzelnen unter dem Schutze des Briefgeheimnisses ins Haus zu schicken, so wäre der Inhalt den Adressaten unbekannt geblieben, wenn nicht die ‚Ostdeutsche Rundschau' sich der liberalen Herren erbarmt hätte. Die sogenannten fortschrittlichen Blätter haben an der Kundgebung der Parteiführer Präventivcensur geübt; die ‚Neue Freie Presse' war diesmal am mildesten; wenn sie das Manifest »den ... des § 14« rügen und der Regierung vorwerfen lässt, sie habe »einen Verfassungs ...« begangen, scheint es sogar, als habe sie den Herrn Staatsanwalt uzen wollen. Das ‚Neue Wiener Tagblatt' war strenger; da bedeuten die Punkte

kein beredtes Schweigen; der Sinn des Ganzen wird unverständlich. Die ‚Bohemia' aber war unerbittlich: solch gefährlichen Reden der deutschböhmischen Führer bleiben die Spalten des führenden Blattes der Deutschböhmen verschlossen.

Jetzt möchten sich diese Zeitungen gegen den Vorwurf der Feigheit mit dem Hinweis auf die verschärfte Confiscationspraxis vertheidigen. Mir ist es Bedürfnis, zur Frage, ob man Confiscationen riskieren solle oder nicht, Stellung zu nehmen. Von den ökonomischen Verhältnissen, die für manchen Herausgeber diese Frage als gleichbedeutend mit der, ob er weiterbestehen könne oder nicht, erscheinen lassen, sehe ich ab. Ich verarge es dem Herausgeber eines kleinen Provinzblättchens nicht, wenn er über den Rücksichten, die seine materielle Lage ihm auferlegt, manchmal die Pflichten des Publicisten vernachlässigt. Aber diese Gründe spielen ja bei unseren großen, capitalistischen Zeitungsunternehmungen keine Rolle. Und auch sonst wird keiner, dem es Herzenssache ist, die öffentliche Meinung zu schaffen, Entbinder der unreifen Gedanken der Vielen zu sein, in drangvoller Zeit jenen Bedenken horchen.

Wer angesichts der Gefahr oder selbst der Wahrscheinlichkeit, seine Aeußerungen unterdrückt zu sehen, seine Meinungen in eine Form kleidet, die dem unerwünschten Pathen unserer Geisteskinder, dem Pressstaatsanwalte anstößig scheint, verfolgt einen bestimmten Zweck. Blätter, die zur großen Masse des Volkes sprechen, können der starken Worte nicht entrathen. Das einfache Gefühl des simplen Menschen fordert den kräftigen, ungeschminkten Ausdruck dessen, was ihn bewegt. Wer mühsam Wörter zu Sätzen, Sätze zu Gedankenreihen bindet, vermag nicht zwischen den Zeilen zu lesen, kann einen Sinn, der noch hinter den Worten liegt, nicht enträthseln. Man sage also der Menge, was man sie lehren will, gerade heraus. Und wird Einem Schweigen auferlegt, so spricht das Verstummen immer noch deutlicher als unverständliche Rede. Wir sehen aber

in Wien Blätter, die an einen ganz anders gearteten Leserkreis sich wenden, wieder und wieder der Beschlagnahme verfallen. Die Unabhängigkeit des Herrn Kanner äußert sich in saftlosen Angriffen gegen diejenigen, die den Schutz des Presscensors genießen. Zwar hat dieser professionelle Ministerstürzer die Verordnung über die Zuckersteuer in Oesterreich mit einem Leitartikel über den serbischen Staatsstreich begrüßt. Aber man darf deshalb nicht glauben, dass Herr Kanner in seiner Weltanschauung, die in einem österreichischen Cabinet bequem Platz hat, wankend geworden sei; man darf den Urlaub des Mannes in den Tagen des großen »Verfassungs . . . .« nicht mit einem Wandel in seinen politischen Ansichten verwechseln. Herr Kanner hält glücklicherweise nach wie vor die Unfähigkeit eines Ministers für ein unverletzbares Staatsgrundgesetz; bald gibt es wohl wieder zur Freude des Herrn J. Singer unfehlbare Wirkungen auf den Staatsanwalt, und der Philister wird noch oft den Muth des Mannes bestaunen, der allwöchentlich den Acteuren der politischen Bühne faule Witze an den Kopf wirft . . . . Ist es nicht begreiflich, dass Concurrenten, die ihm erstanden, sich nicht eher ebenbürtig fühlten, als bis sie den gleichen Erfolg erzielt hatten? »Nach der Confiscation zweite Auflage« muss wenigstens einmal im Monate auf der Stirne unserer »unabhängigen« Blätter stehen.

Der Eingeweihte, der das Treiben der Herren kennt, lächelt; der Schriftsteller ist empört. Wie, ist denn nicht auch Zeitungsschriftstellerei eine Kunst, deren Technik erlernt werden muss? Die Technik aber ist die Ausnützung der zugebote stehenden Mittel. Und so wie jede andere Kunst Beschränkungen unterliegt, die nicht aus ihrem Wesen folgen, sondern aus der Natur derer, auf die sie wirkt, und aus den Bedingungen, unter denen sie ausgeübt wird, so muss auch der Zeitungsschreiber mit gegebenen Verhältnissen rechnen. Dazu gehört aber vor allem das größere oder geringere Maß der Freiheit der Meinungsäußerung, das ihm ein-

geräumt ist. Und wenn dem Publicisten die Paragraphe des Strafgesetzes nicht bekannt sind, — die Bedingungen, unter denen ein Staatsanwalt avanciert, kennt er.... Im Bannkreis der schwersten Reaction haben die vollkommensten Schriftsteller aller Nationen ihr Werk gethan, Meister, die in der Beschränkung just ihr Bestes zeigten. Keine Präventivcensur, kein Strafverfahren hat je verhindert, dass umstürzende Gedanken verkündet wurden. Nur die Form, in der es geschah, war durch die äußeren Umstände bedingt.

Ich meine also, schriftstellerische Unfähigkeit ist es manchmal, die die einen dem Staatsanwalt ausliefert; schriftstellerische Unfähigkeit ist es jedoch immer, die die anderen glauben lässt, man könne ihm nur entrinnen, wenn man Worte durch Punkte ersetzt, auf die Verkündung der nicht approbierten Meinungen verzichtet. Die Feigheit der liberalen Presse ist kaum ihr schlimmster Fehler. Wenn die Herren aus der Fichtegasse und jene von der Steyrermühle nur halbwegs so gut zu reden wüssten, als ihre Leser verstehen, dann könnten sie getrost sagen, was sie drückt. — Haben Sie mehr Talent, meine Herren! Wer unter Ihnen dann noch mit dem Pressgericht in Conflict kommt, den wird ein ernstes Bemühen und der künstlerische Erfolg, der es belohnt, rechtfertigen. Heute befindet sich, wer der Beschlagnahme verfällt, selten in besserer Gesellschaft als, wer ihr entrinnt.

* * *

DIE POLIZEI.

Wer sie nur aus dem niedlichen Pavillon kennt, den sie im Vorjahre unten in der Jubiläumsausstellung errichtet hatte, erkennt sie nicht wieder. Wahrhaft reine und erhebende Eindrücke waren es, mit denen ich jedesmal die kleine, aber fein adrette Exposition verließ. Ich hatte das Gefühl, dass diese seltene Idylle allen Nörglerworten zum Trotz eine überzeugende Sprache führe. Bloß die Schaustellung der berühmtesten Mord-

werkzeuge, die ich doch als alter Leser des ‚Extrablatt' alle längst kannte, wollte mir nicht behagen, und ich beruhigte mich immer erst bei dem Gedanken, unsere Polizei habe hier wahrscheinlich gegenüber allen Anwürfen nur beweisen wollen, dass sie die von den Verbrechern am Thatorte zurückgelassenen Gegenstände erwischt habe. Die Kunstabtheilung des Pavillons war es, in der ich zunächst und mit Vorliebe verweilte; mit dem Katalog in der Hand habe ich oft und oft diese Gemälde, zu denen die Thätigkeit des Wachmannes unsere ersten Künstler inspiriert hatte, besichtigt, und die versöhnenden Eindrücke, die ich hier empfieng, später in der folgenden Skizze festzuhalten versucht:

Die ausgestellten Gemälde zeigen, dass alle bisher über das Wirken der Polizei ausgestreuten Gerüchte unwahr oder doch mindestens stark übertrieben sind und dass von dieser Behörde vielmehr ein verklärender Schimmer, man möchte sagen, eine Art von sonniger Heiterkeit ausgeht, die das Leben desjenigen, der das Glück hatte, einmal mit einem Wachmanne in Berührung zu kommen, auf immerdar freundlich erhellt. Der Wachmann liebt seinen Nächsten wie sich selbst und ist jederzeit bereit, Betrunkene in die Arme der harrenden Gattin zu führen oder gestürzten Bicyclisten auf die Beine zu helfen. Keine Spur von politischen Agenden, die die Polizei je übernommen haben soll; nie hat sie sich um das Privatleben irgendeines freier denkenden Staatsbürgers geschert und seine Lebensäußerungen in Evidenz gehalten, nie hat ein Polizeimann sich zum Executivorgane der Staatsgewalt hergegeben. Die Wache nimmt sich der Kinder an, geleitet sie aus der Schule, die Wache weist als echte Jugendbildnerin und Kinderfreundin einem verirrten Knaben unter liebevollen Rathschlägen den Weg, und in allen möglichen Stellungen sieht man den Polizisten mit unseren lieben Kleinen herzen und kosen. So ein Wachmann wartet ja nur auf die Gelegenheit, bis sich ein Dienstmädchen, das er schon die längste Zeit beobachtet, mit dem Feldwebel im Praterdickicht verloren hat, um das arme Kind, welches verlassen weint und schreit, endlich an sein Herz drücken zu können. Kein Sterblicher würde sich in eine solche Amtshandlung einmengen wollen, und geschähe es dennoch ausnahmsweise, so hätte der Wachmann nur eine freundlich verweisende Antwort bereit.

Kein Zweifel, unser Landesausschuss, welcher der noch unerprobten Brutanstalt kürzlich zwei Frühgeborene entzog, müsste irgendeinem Polizeicommissariat weit mehr Vertrauen entgegenbringen. . . . . Wenn man diese Bildergalerie des Polizeipavillons betrachtet, will eigentlich nur ein einziges Gemälde die Reihe harmonischer Eindrücke stören, ein Bild, das auf den ersten Blick düster politische Färbung zu tragen und den alten Aberglauben bezüglich der polizeilichen Functionen zu bejahen scheint. Man sieht nämlich nichts weiter als eine von einer zahllosen Menge von Wachleuten erfüllte Halle dargestellt. Natürlich glaubt im ersten Moment jeder, eine Verhandlung im österreichischen Abgeordnetenhause vor sich zu haben; indes wird nur, wie der Katalog beruhigend versichert, eine Austheilung von Prämien vorgenommen, die die Wachleute für Acte der Menschenliebe erhalten. Auch im Nebensaale, der den anthropometrischen Versuchen gewidmet ist, möchte man in der Wachsfigur, die von Polizisten so eingehend an Händen und Füßen betastet und abgemessen wird, einen Abgeordneten der Opposition vermuthen, der für den Fall, dass auch Graf Thun den Befehl zum Einrücken der Wache ertheilte, vorgemerkt und dann leichter agnosciert werden soll. Man täuscht sich indessen auch vor dieser Gruppe, da das anthropometrische Verfahren zur Eruierung von Volksvertretern noch nicht angewendet wird. . . . . In den weiteren Zimmern überwiegen wieder die friedlichsten Eindrücke. Hier hängt ein Plan von Wien an der Wand, auf welchem die einzelnen Polizeicommissariate durch aufgeheftete Perlen bezeichnet sind; man muss die blauen und rothen Dinger liebgewinnen, — als ob Perlen nie Thränen, sondern immer nur Polizeicommissariate bedeutet hätten. Dort wieder, so recht zum Charakter der ganzen Exposition passend, ist ein Steckbriefsteller für Liebende zu sehen; das polizeiliche Frage- und Antwortspiel: »Wer ist das?« wird hier zum erstenmale als Zeitvertreib für Kinder dargestellt.

Sollten dies wirklich nur festlich holde Phantasien gewesen sein? Zeigt ein flüchtiger Blick in die Wirklichkeit uns die Kehrseite der Jubiläumsmedaille? — —

— — — — — — — — — — — — — —

In den letzten Tagen war wieder sehr viel von »Uebergriffen der Polizei« die Rede. In normalen Zeitläuften spricht man über dieses Thema selten. Da

gestatten es die Raumverhältnisse dem ruhigen Bürger, sich um jeden Polizistenhelm in großem Bogen herumzudrücken, und für keinen Vorstädter besteht ein zwingender Grund, aus den polizeisicheren Gegenden, wo höchstens die Messerklingen harmloser Zuhälter drohen, hinaus in jene fernen Gefilde der Inneren Stadt zu schweifen, deren enge Gemarkung der grimme Mann mit dem Ringkragen dröhnenden Schrittes durchmisst. Das ändert sich aber immer, wenn die Erregung der Volksmassen große Straßenkundgebungen zeitigt und wenn dann die politischen Gewitterwolken sich in einem Hagelschauer von Faustschlägen, Püffen, Huftritten und Säbelhieben entladen. Da lernen wir unsere Wiener Polizei immer erst gründlich kennen. Die Folge dieser Erkenntnis ist, dass die in normalen Zeiten latente Wahrheit über unsere Polizeistaatmisère in grelle Tagesbeleuchtung rückt und auf offenem Markte, ja selbst zwischen den Zeilen der ‚Neuen Freien Presse' verkündet wird.

Wer bei den letzten Demonstrationen das Einschreiten des Polizeiaufgebotes beobachtete, musste zur Ueberzeugung gelangen, dass die Polizei es bei solchen Anlässen als ihre Hauptaufgabe betrachtet, für exacte Störung des Verkehrs, für thunlichste Aufreizung einer friedlichen, gar nicht gewaltthätigen und im Grunde ordnungsliebenden Menge, schließlich für Ueberbürdung der Richter mit »freien« Würdigungen des Diensteides zu sorgen, — jenes Diensteides, kraft dessen der Polizist bei Tag und bei Nacht, bei Sturm und bei Regen, bei wogenden und bei gestauten Menschenmassen, alles deutlich gesehen und gehört haben kann. Man fragt sich da vergebens, welche Gedankengänge die Leiter der Polizeiactionen dazu führen, sich just so curiose Aufgaben zu setzen. Die Demonstranten sind doch wehrlose und gar nicht widerstandslustige Leute, die genau wissen, dass die Unverletzlichkeit des Wachmannes das oberste Axiom der österreichischen Staatsgewalt ist, dass jede Armbewegung, mit der sie in einem un-

bedachten Momente den Rippenstoß der gepanzerten Faust quittieren könnten, sich als das Verbrechen der öffentlichen Gewaltthätigkeit darstellt und dass die Autorität der Polizei auf einem ehernen Gerüste von niederen und höheren Strafsätzen thront. Es kann gar keinen Anlass geben, gegen Leute, die das alles wissen, und sich zugleich auch ihrer Wehrlosigkeit bewusst sind, mit aller Macht ins Zeug zu gehen, und man gibt daher die Mühe, den leitenden Gedankengang jener Polizeiattaquen zu suchen, bald auf. Man merkt eben, dass die Polizei sich von gar keinen Erwägungen leiten lässt, weil sie keine braucht. Sie muss ihre Handlungen nicht begründen und schöpft daher ihre Impulse lediglich aus dem berauschenden Gefühl ihrer schrankenlosen Macht, aus dem Bewusstsein ihrer Verantwortungslosigkeit, kraft deren sie mit den Volksmassen in weiten Grenzen nach Belieben schalten kann, ohne mehr zu riskieren als eine Interpellation im Parlamente.

Früher ließ man in Wien gegen große Volkskundgebungen lieber Militär ausrücken. Die Regierungen sind aber dahinter gekommen, dass das Militär zwar viel gefährlicher aussieht, aber im Grunde viel weniger geeignet ist, den Intentionen seiner Auftraggeber zu entsprechen. Das Militär trägt in solchen Fällen eine große Verantwortung, ein voreiliger Entschluss des Commandanten kann eine Katastrophe zur Folge haben. Das Einschreiten des Militärs ist demgemäß vorsichtig, tastend und gemessen, es kann eine demonstrierende Menge nur in Schranken halten, aber eine Demonstration nicht unterdrücken. Unterdrücken will man aber heute in Wien, und dazu taugt die stürmische Draufgängerei der Polizisten besser als die schwüle Ruhe der Militärbereitschaft, die das »Pfui!«, das einem Bürgermeister gilt, gewähren lassen müsste, weil das noch lange kein geeigneter Vorwand zum Blutvergießen sein darf.

Die Commandanten der Militäraufgebote wissen auch, dass das Straßenpflaster nicht der Boden ist, auf dem sie ihre Lorbeeren zu suchen haben, während

Herrn Tobias Anger, wenn er seine Reiterkühnheit erproben will, schließlich nichts Anderes übrig bleibt, als die Ringstraße zur Walstatt zu kiesen. Das aber macht ihn eben zum Manne der Vorsehung; denn den Machthabern ist es, wie gesagt, heute nicht mehr darum zu thun, der Masse zu wehren, sondern Kundgebungen überhaupt zu unterdrücken. Sie wollen nichts hören, weder das »Pfui Lueger« noch jene anderen charakteristischen Rufe, die jetzt sehr actuell sind und bei aller Kürze eine erschöpfende Kritik der Zuckersteuermänner des Staatsschiffes enthalten. Die Mäuler stopfen kann aber nur der Polizist; denn er ist ein immuner Mann und braucht bei seinem Auftreten wider die, welche vor seiner Herrschergeberde stumm und lahm werden sollen, weder Worte noch Handbewegungen zu scheuen.

Wieso konnte sich aber bei uns in Oesterreich, wo man der reactionären Demagogie alle Staatsautoritäten geopfert hat, gerade die Autorität des Wachmannes nicht nur behaupten, sondern so sehr befestigen, dass heute die höchsten Würdenträger der Justiz den verkommensten Polizeiconfidenten um seine Unverletzlichkeit beneiden müssen? Wie konnte es geschehen, dass in den Novembertagen des Jahres 1897 die ganze Opposition, da eben das Präsidium des Parlamentes mit Gewalt erstürmt war, bis ins Innerste erbebte, weil der Reichsbote Wolf einem Sicherheitswachmann auf die Manschette geklopft haben sollte? Das kommt davon, dass Oesterreich nicht so sehr ein Polizeistaat ist, als ein Polizistenstaat, dass jeder Oesterreicher, der nur an irgendeinem Eckchen irgendeiner öffentlichen oder privaten Krippe sitzt, selbst eine Polizeiseele ist. Wer bei uns nur ein Endchen politischen Einflusses sein Eigen nennt, schreit sich, um es zu bewahren, die Kehle wund nach Polizei. Wenn der schwarze Reactionär in das heilige Gehege der staatsgrundgesetzlich gewährleisteten Freiheiten bricht, erhebt sich der Liberale nicht zur Vertheidigung, sondern kreischt: »Wo ist die

Polizei, wo bleibt der Staatsanwalt?« Und wenn der grimme Antisemit, nachdem er sich eben über eine Confiscation wegen irgendeiner Ritualmordgeschichte heiser geschimpft hat, gewahr wird, dass seine Gegner ihm zu Leibe rücken, kreischt er: »Wo bleibt die Polizei, wo ist der Staatsanwalt?« »Und so was duldet man in Oesterreich! Da schreitet der Staatsanwalt nicht ein!« — so kann man es alle Tage hören von der Rechten, von der Linken und vom Centrum her. Der österreichische Bürger ist so lange ein polizeiwidriger Raisonneur, bis er selbst dazu kommt, ein Polizist zu sein. Anderswo mausern sich die Demokraten zu Höflingen, bei uns mausern sie sich zu Polizisten. Den Liberalen, die heute über Polizeiübergriffe flennen, war vor einem halben Decennium alle Polizei der Welt zu wenig, und die Christlichsocialen, die zu eben dieser Zeit das Wort vom Rothschild-Militär colportierten, fallen heute gerührt jedem Detectiv um den Hals. Angesichts der allgemeinen österreichischen Molluskenhaftigkeit repräsentiert der Sicherheitswachmann ein festes Princip, woran sich die Schwachen und Zagen aufrichten können. Wer in Oesterreich zu verlieren hat, ist eifrig daran, die Position des Wachmannes zu festigen; unser Bürgerthum huldigt seinen Schergen und winselt um ihre Gnade, statt über sie nach Ermessen zu verfügen.

So wird das Polizeicorps eine Prätorianergarde der jeweilig mächtigeren Schichten, die nach Belieben schalten kann, weil sie es nie mit einer einheitlichen öffentlichen Meinung zu thun bekommt, sondern der Sympathien aller jener, gegen die es gerade nicht geht, sicher sein kann. — — — — — — — — — — —

Ein Einspännerross ist gestürzt und alles drängt sich zu diesem noch nie gesehenen Schauspiel, sieht mit verzücktem Blicke nach der Richtung, aus der ein Wachmann naht, der dem Pferde zusprechen und es unter allgemeiner Spannung aufrichten wird. Und das Ross gehorcht der Autorität. . . . Ein anderesmal

soll eine Regierung stürzen; dies interessiert die Leute viel weniger, aber auch hier bringt der Wachmann alles ins Geleise....

* * *

Die Liberalen, die bisher von den Fenstern des Reform-Club die Kämpfe der Socialdemokratie »nicht ohne Sympathie« verfolgt hatten, bekamen es jüngst auf offener Straße mit der Polizei zu thun. Einer ihrer Abgeordneten wurde sogar in die Brust gestoßen. Was war da zu thun? Er verfügte sich, wie er später einem Berichterstatter erzählt hat, »um eine unangenehme Erfahrung reicher« — — in den Reform-Club.

*

Aber auch beim Ministerpräsidenten sprachen die Herren dieserhalb vor. Die ‚Neue Freie Presse' berichtet uns, Herr Noske habe dem Grafen Thun erklärt, dass die »Polizei durch ihr Vorgehen geradezu ....«



Das Attentat des Exkönigs Milan auf seine Gegner ist so ziemlich gelungen. Die radicalen Herolde der serbischen Volksmeinung zappeln im Fangeisen, und der Schweinezüchterspross Milan Obrenovich wetzt mit wohligem Behagen das Messer seiner Väter, um das frische, fröhliche Schlachten demnächst zu beginnen. Die Sache hatte aber auch ihre Schwierigkeiten. Für einen Mann, der von Jugend auf bedacht war, um der lieben Verdauung willen alle heroischen Anwandlungen von sich fern zu halten und der im reiferen Alter monumentale Proben seiner Pulverscheu gegeben hat, war es durchaus kein Kinderspiel, den blinden Schüssen des

zwar wohlinstruierten, aber schließlich doch nicht gegen alle geheimen Tücken der Schießwaffe versicherten »Mörders« die Brust darzubieten. Als süßen Lohn für die ausgestandene Angst genießt nun Haus Obrenovich alle Freuden des gelungenen Staatsstreiches, noch gewürzt durch die Sympathien des Grafen Goluchowski und der ‚Neuen Freien Presse'. Man darf nämlich nicht glauben, dass das Wohlwollen der ‚Neuen Freien Presse' für die Sache des Milan und ihre serbisch-officiöse Berichterstattung lediglich auf einen Wink des Grafen Goluchowski zurückzuführen sei; Thatsache ist vielmehr, dass die ‚Neue Freie Presse' die serbische Dynastie auch aus eigenem Antrieb, wenn auch nicht aus eigenen Mitteln, zu protegieren pflegt. Die ‚Neue Freie Presse', die ja gerne den Interessen des auswärtigen Amtes dient, lässt auch — und zwar in diesem Falle noch mehr als sonst — die Interessen der ‚Neuen Freien Presse' nicht unberücksichtigt. Unberücksichtigt bleiben nur die Interessen der Größenwahnmacht Oesterreich-Ungarn, die dank den Bemühungen ihrer leitenden Staatsmänner und ihrer leitenden Organe in den Balkanländern bald allen Einfluss verloren haben wird.

Die Balkanpolitik des Grafen Goluchowski ist übrigens nicht seine persönliche Ungeschicklichkeit; sie ist bloß mit der Erbsünde der österreichischen Diplomatie behaftet. Es entspricht der Tradition unseres auswärtigen Amtes, reactionäre Utopien höher zu stellen, als den Vortheil des Staates, und deshalb hat man sich im Auslande niemals mit den realen Mächten, sondern stets nur mit den »legitimen« Autoritäten zu verhalten gesucht, — und wenn sie noch so fadenscheinig und noch so unsauberer Herkunft waren. So auch im Balkan. Statt mit feiner Witterung den wirklichen Machtverhältnissen nachzuspüren und zu begreifen, dass Kartenkönige in der Politik keine Trümpfe sein können, führen unsere Diplomaten romantische Kämpfe für wankende Throne und laden ohne Bedenken den Hass erstarkender Völker auf Oesterreich. Während das absolutistische Rußland

sich seinen auswärtigen Interessen zuliebe, wenn es sein muss, mit allen demokratischen Höllenmächten der Welt verbünden würde, ist das officielle Oesterreich heute noch ebenso die »Wurzen« des Legitimitätsprincips wie zu den Zeiten der heiligen Allianz, wo es sich förmlich dazu drängte, das ganze Odium der europäischen Reaction auf sich zu nehmen.

Herrn Milan Obrenovich aber kann dies nur freuen. Und wenn es ihm nützen und seine Position festigen sollte, dann wird er kaum verabsäumen, zum Danke für die Unterstützung, die ihm Oesterreich gewährte, noch rechtzeitig den Anschluss an Rußland zu finden und die österreichischen Exportbestrebungen — vielleicht mit Ausnahme des Mädchenhandels — zu vernachlässigen.

* * *

Eine »Nichte« des Handelsministers?

Herr Josef Maria Arnulf Fuchs legte in der zweiten Hälfte des Monates Juli im Jahre 1895 sein drittes (gemeinrechtliches) Rigorosum an der Wiener Universität ab. Wenige Wochen später fiel ihm, dem Nichttiroler, unter 60 Bewerbern der Posten eines Secretärs der Handelskammer in Bozen zu, mit einem Anfangsgehalte von 2000 fl. Seine Abstammung von einer clericalen Familie — der ältere Bruder und die Schwäger des Dr. Fuchs sind Zierden der Leogesellschaft — förderte den Secretär bei den Frommen im Lande, während er, als der Handel mit dem Fürstbischof von Trient in Bozen unter den Urgermanen viel böses Blut machte, geschickt seinen teutonischen Namen Arnulf in den Vordergrund treten ließ. Seine Verdienste um Handel und Wandel wurden am 2. December 1898 durch Verleihung des Titels »kaiserlicher Rath« anerkannt — eine Auszeichnung, die bei einem seit drei Jahren in der Praxis stehenden jungen Mann gewiss auffallend ist und welche sonst nur ergrauten Männern, die z. B. viele Jahre lang Handelsgerichtsbeisitzer waren, zutheil wird. Das sollte jedoch nur die Einleitung zu

Höherem sein. Herr Dr. Fuchs ward am 1. Februar 1899 von Baron Di Pauli ins Handelsministerium berufen, u. zw. als Ministerialsecretär. Binnen kaum $3^1/_2$ Jahren hatte er den Weg vom Studenten zum Beamten der VII. Rangsclasse zurückgelegt. — — — —

Knapp »vor Schluss des Blattes« wird mir gemeldet, dass Herr Dr. Fuchs im Begriffe ist, für sich das Amt eines Central-Genossenschaftsinspectors zu creieren. Ich gebe diese Nachricht mit aller Reserve wieder, da Herr Dr. Fuchs nach Erscheinen des Blattes möglicherweise schon Handelsminister ist und imstande, Herrn Baron Di Pauli für irgendeinen Verwaltungsposten zu protegieren.

*

Eine »Nichte« des Finanzministers?

Ministerialsecretär Ploj, dessen größtes Verdienst darin bestehen soll, dass er der slovenischen Sprache mächtig ist, 36 Jahre alt, wurde vor einem Monat zum Sectionsrath im Finanzministerium und eine Woche später zum Hofrath beim Verwaltungsgerichtshof befördert. Man ist an diese Plötzlichkeit von den Fällen Schenk und Sawizki her schon einigermaßen gewöhnt. Herr Kaizl glaubte, hinter seinem polnischen Vorgänger nicht zurückbleiben zu dürfen und hat die Gunst außertourlicher Beförderung natürlich einem Slaven erwiesen. Die deutschliberale Presse, welche die Ernennung keines tschechischen Amtsdieners unglossiert vorübergehen lässt, hat diesmal den üblichen nationalen Aufschrei unterlassen. Und doch wäre der Name Ploj so leicht zu merken gewesen, — ein Name, der jenen Wässerchen des Karstgebietes gleicht, die urplötzlich irgendwo im Sande entspringen, um nach rascher Carrière wieder zu versanden . ... . Indes scheinen die Blätter, die ihm seine slovenische Abstammung gerne nachtragen möchten, Herrn Ploj als ehemaligen Börsecommissärstellvertreter zu schätzen.

* * *

Die sinkende Facultät. Ich habe ihr Schonzeit gewähren wollen in den heißen Monaten ohne *r*; nun aber zwingt sie mich wieder, sie aufs Korn zu nehmen. Die Eröffnung des Berliner pathologischen Museums hat nämlich das Organ unserer Facultät, die ‚Wiener klinische Wochenschrift' zum Anlass eines unerhörten Reclamegeschreies für die Wiener medicinische Schule genommen. Der unternehmende Verleger sandte den bewussten, mit A. F. — das soll wohl heißen: Alexander Fränkl — gezeichneten Artikel den Tagesblättern ein, und die rührsame Einleitung, in der in recht aufdringlicher Weise »eine Ehrenrettung der Wiener medicinischen Facultät« versucht wird, wurde überall nachgedruckt. In tragikomischer Selbstironie verweist da die sinkende Facultät auf das — was der große Rokitansky für die Wiener medicinische Schule geleistet hat; der eifrige Artikelschreiber blättert »nicht ohne ehrfurchtsvolles Schauern in den dickbändigen Katalogen, in denen mit Rokitanskys eigener sauberer Schrift all die unzähligen Präparate mit liebevoller Genauigkeit beschrieben sind,« und meint, dass »mit gleicher Hingebung das große Werk bis zum heutigen Tage von allen Nachfolgern fortgeführt erscheint«. »Hingebung«, das freilich ist nicht genug, um eines Rokitansky Werk fortzusetzen. Mit Hingebung kann eine Amme ein Kind nähren, eine Nonne einen Kranken pflegen. Doch der Geist und die über die goldene Mittelmäßigkeit weit aufragende Tüchtigkeit eines Rokitansky hat seit seinem Tode dem Allgemeinen Krankenhause nicht geleuchtet. Es war daher die Verzweiflungsthat einer Lebensmüden, als die sinkende Facultät sich bei dem fraglichen Anlasse an Rokitanskys Rockschöße festzuklammern anschickte. Und Herr A. F., dem die Begeisterung für die Facultät eine redactionelle Obliegenheit ist, hätte ihr im gegenwärtigen Momente des Niedergangs keinen schlimmeren Dienst erweisen können, als er es mit der pompösen Erinnerung an die berühmte Zeit Rokitanskys thatsächlich gethan hat. Wenn klinische Vorstände und

Professoren, die erst einen Sohn als klinischen Assistenten untergebracht haben, mit lautem Jammern betonen, es könne so nicht weiter »geforscht« werden, die Kliniken seien zu klein, die wissenschaftlichen Behelfe unzureichend etc. etc., so hat der Artikel der ‚Wiener klinischen Wochenschrift' das Eine gute, dass er die Herren vielleicht an die bescheidenen, ja ärmlichen Mittel gemahnt, mit denen Rokitansky so Gewaltiges geschaffen hat. Kein vernünftiger Mensch wird gegen den Ausbau und die Erweiterung der medicinischen Anstalten und Institute in Wien etwas einzuwenden haben; aber mir kommt der dringende Mahnruf seitens eines Professors, der, wie gesagt, erst einen seiner zwei medicinischen Söhne klinisch placiert und für den zweiten noch keinen Platz hat, deshalb bedenklich vor, weil er weniger im Dienste der guten Sache als im Dienste des guten Familienlebens erhoben zu sein scheint. Ein Rokitansky könnte jeder der jungen Herren werden, auch ohne kostspielige Institute und Apparate, auch in einem stallartigen hölzernen Verschlage, in dem der unübertroffene Meister der Pathologie unvergängliche Ruhmesthaten geleistet hat. Aber durch die Protection vergrößerte Nullen werden Nullen auch sein in medicinischen Anstalten, die mit allen modernen Einrichtungen ausgestattet sind. Selbst wenn Herr A. F. darauf gefasst war, mit seinem Artikel die Ehrenrettung der Wiener medicinischen Facultät uns schuldig zu bleiben, dafür aber geglaubt hat, mindestens der Protectionsclique an der Facultät einen Dienst zu erweisen, so wird er nun erkennen, in wie traurigem Missverhältnisse menschliches Streben und menschliches Wirken stehen.

* * *

Landesschulinspectoren.

Von einem Gymnasialprofessor erhalte ich folgende Zuschrift:

In unserem lieben Oesterreich wird wohl kein Beamter mit Hochschulbildung so en canaille behandelt.

wie der Mittelschullehrer. Er wird nicht nur im Dienste von seinem Director und Inspector auf Schritt und Tritt mit Misstrauen verfolgt; selbst in seine Privatangelegenheiten stecken sie ihre Nase. Ihre Pedanterie ist umso größer, je beschränkter ihr Gesichtskreis ist, der in der Regel nicht über ihr Fach hinausreicht. Das Schlimmste aber ist, dass die Lehrer, die das Liebedienern am besten können, vor ihnen am sichersten Gnade finden. Der Charakterbildner darf selbst keinen Charakter haben. Dieser Geist wurde von Gautsch gezüchtet, wird gegenwärtig von vielen Inspectoren, am sorgfältigsten aber vom Hofrath Riedl gepflegt und treibt im Vorstande des Oesterreichischen Mittelschullehrervereins die schönsten Blüten. Dieser Vorstand setzt sich fast durchwegs aus Strebern zusammen, die sich der Rücken und Schultern ihrer gemüthlichen Collegen bedienen, um in die Höhe zu klimmen. Schon manches Vorstandsmitglied hat durch seine servile Haltung die Aufmerksamkeit und Zufriedenheit seiner Vorgesetzten errungen und wurde Director und Landesschulinspector. Ich verweise hier nur auf Langhans und Tumlirz. Und gerade solche Leute chicanieren ihre Untergebenen bis zur Verzweiflung. Der Langhans schaltet und waltet wie ein Pascha in Schlesien. Er treibt es beinahe so arg, wie in Böhmen der Riedl. Dieser Mann ist wohl der bestgehasste Landesschulinspector Oesterreichs. In ihm haben sich der Geist des Wiener Theresianums und jener der Kalksburger Jesuitenschule innig verbunden. Seine Devotion vor den Feudalen lässt errathen, dass er ihnen viel zu verdanken hat. Sein breites, hochgeröthetes Gesicht trägt gerne jenes äußerliche Wohlwollen zur Schau, das den Pfaffen eigen ist. Er wäscht principiell nur in camera caritatis den Lehrern den Kopf und legt ihnen nach vollzogener Toilette mit Lächeln die Schlinge um den Hals. Er kann gar nicht anders, als ihnen mit Geringschätzung begegnen: Als Landesschulinspector Mährens wies er einem Lehrer, der in seiner Kanzlei schon platzgenommen hatte, die Thür

und bedeutete ihm, auf dem Gange zu warten, weil mittlerweile ein Baron, ein etwa zwanzigjähriger Bursche, zu ihm auf Besuch gekommen war. Je unterwürfiger, lakaienhafter sich der Lehrer zeigt, desto sicherer ist er seiner Protection. So schlug Riedl bei seiner Versetzung nach Böhmen einen Mann als seinen Nachfolger vor, der ihm den Handkoffer vom Bahnhof in das Hotel getragen hatte. Es ist bezeichnend, dass auch seine Conventualen von seiner Wahl zum Abt nichts wissen wollten. Nun ist er ins Ministerium berufen, wo seinen Kalksburger Instincten ein weiterer Spielraum geboten ist.

Vor kurzem wurde an dieser Stelle der Landesschulinspector Maresch in nicht schmeichelhafter Weise erwähnt; aber die Gerechtigkeit erheischt es, festzustellen, dass der Mann scharfen Geist, eine umfassende Bildung und nach oben einen steifen Nacken besaß. Seine Schüler sind ohne Rückgrat, halten an der Devise fest: »Nach oben bücken, nach unten drücken« und sind ohne allgemeine Bildung, — geistlose Pedanten, die sich an den Buchstaben der Instructionen klammern, wie ein Kind an die Kittelfalten der Mutter. Wie kleinlich sind sie in ihrer Amtsthätigkeit! Die Protokollnummer, die nicht mit römischen Ziffern geschrieben, wird als Fehler mit rothem Stift bezeichnet; der Lehrer, der, auch wenn er nicht Mitglied der Prüfungscommission ist, mit grauer Hose zur Maturitätsprüfung erscheint, wird getadelt und — wehe den Schülern und dem Classenlehrer, wenn Herr Scheindler ein Papierschnitzel im Classenzimmer findet! Die besten, von diesem Herrn zugestandenen Erfolge einer Classe bewahren den Lehrer nicht vor einer Rüge, weil er statt der vorgeschriebenen Viertelstunde nur zehn Minuten Vocabeln geprüft hat. Den engen Geist des tiefschwarzen Höflings und Lesebücherfabrikanten Kummer kann man an den Textänderungen erkennen, die er bei der anschwellenden clericalen Strömung in seinen Lesebüchern vorgenommen hat; so ließ er z. B.

in Grillparzers Biographie den Satz weg: »Er war in seiner Jugend bucklig, aber das schadete nichts; er war zum Geistlichen bestimmt.«*) — — — — —

Die Ursachen dieser traurigen Zustände sind zunächst in der geistigen und politischen Rückständigkeit Oesterreichs zu suchen. Ohne diese wäre eine Unterrichtsverwaltung, wie sie uns bisher fast ununterbrochen beschieden war, kaum denkbar. Dass aber die Lehrer sich die unwürdige Behandlung seitens der Vorgesetzten gefallen lassen, ohne mit der Wimper zu zucken, ja sogar noch — ein Uebriges thun, ist wohl der Thatsache zuzuschreiben, dass sie zum größten Theile aus kleinbürgerlichen und bäuerlichen Familien stammen, also aus Volkskreisen, die schon infolge ihrer wirtschaftlich gedrückten Lage unter einem Mangel an Selbstbewusstsein und einem Hang zum Autoritätsglauben leiden. Später stärkt der Drill im Gymnasium weder Geist noch Charakter, und während des Universitätsstudiums sind die meisten genöthigt, sich durch Ertheilung von Privatstunden kümmerlich zu erhalten, wobei sie den empfindlichsten Demüthigungen ausgesetzt sind. Als Gymnasiallehrer entsprechen sie dann den — weitestgehenden Anforderungen, welche die Vorgesetzten an sie stellen.

* * *

Aus der ‚Neuen Freien Presse' erhalte ich folgende Zuschrift:

Geehrter Herr!

Kürzlich gieng eine Notiz »Die Altersversorgung der Privatbeamten« durch die Blätter. Es hieß, dass im versicherungstechnischen

---

*) Vielleicht liegt hier die Sache doch anders, als der Einsender meint. Herr Kummer mag zur Erkenntnis gelangt sein, dass der Satz an sich keinen Sinn hatte. »Bucklig« war ja Grillparzer nie, ein Buckliger aber ist, weil er in Ausübung geistlicher Functionen lächerlich erscheinen könnte, »ex defectu corporis irregulär«, kann nicht die Weihen empfangen. Die neuen geistlichen Freunde haben wohl Herrn Kummer auf diese kirchenrechtliche Bestimmung aufmerksam gemacht. Anm. d. Herausgebers.

Departement des Ministeriums des Innern der Gesetzentwurf über das allgemeine obligatorische Pensionsrecht der Privatbeamten fertiggestellt wurde. Ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. Die Zukunft der Privatbeamten ist ja eine ungewisse, in den meisten Fällen traurige und hoffnungslose. Ist der Beamte alt und kränklich, so wird er wie ein unbrauchbar gewordener Maschinenbestandtheil ausrangiert und zum alten Eisen geworfen, mag er auch ein Menschenalter hindurch dem Unternehmer seine treuen Dienste gewidmet haben. Das ist ja erklärlich nach den Grundsätzen des Manchesterthums, nach welchen die Geschäfte und Unternehmungen geleitet werden. Ausnahmen mag es geben, und um meine Unparteilichkeit zu documentieren, will ich Ihnen eine solche zur Kenntnis bringen. Die ‚Neue Freie Presse' hat so eine Art Altersversorgung für ihre Mitarbeiter. Das ertragreiche Unternehmen, welches seine früheren und jetzigen Herausgeber zu Millionären gemacht, bietet seinen Arbeitern, wenn sie 25 Jahre gedient und arbeitsunfähig geworden sind, 20 fl. und den Redacteuren und Beamten sogar 25 fl. monatlich als Gnadengabe! Aus den mitfolgenden gedruckten Bestimmungen ersehen Sie ferner, dass die Arbeitsunfähigkeit nicht durch eigenes Verschulden herbeigeführt worden sein darf, dass der Betreffende außerdem mittellos sein muss, um Anspruch auf die munificente Versorgung zu haben, und dass die Bewilligung der Gnadengabe noch von dem Ermessen der Herausgeber abhängt.

Dieses Geschenk wurde den Arbeitern und geistigen Mitarbeitern des Blattes aus Anlass des 25jährigen Bestandes der ‚Neuen Freien Presse' im Jahre 1889 gemacht; ihre Redacteure, sonst redselig, schwiegen sich in peinlicher Verlegenheit darüber so gründlich aus, wie zehn Jahre später über die Existenz der ‚Fackel'.

Wer der Spiritus rector dieser economistischen Altersversorgung war, braucht Ihnen wohl nicht gesagt zu werden. Es ist derselbe Mann, der die schönsten Worte im Munde führt und, wenn ihn das nichts kostet, sogar liebenswürdig ist. Wie lautet doch alljährlich die Phrase am Schlusse seiner Neujahrsrevuen? Friede dem Lande, Wohlergehen allen Menschen, Ehre und Segen der Arbeit! Damit begrüßen wir das neue Jahr. . . .

Wien, 28. Juli 1899. †

Diesem Schreiben lag die von den Herausgebern unterzeichnete feierliche Urkunde vom 31. August 1889

bei, in der »ein bleibendes Andenken an den Tag begründet wird, an welchem die ‚Neue Freie Presse' das erste Vierteljahrhundert der Arbeit, der Kämpfe, des Wachsthums», der Feilheit, der Coursvariationen und der Stilblüten vollendet hat. Zum Schlusse findet sich der schöne Satz: »Die wirkliche Hilfsbedürftigkeit der betreffenden Person bleibt in allen Fällen den jeweiligen Herausgebern der ‚Neuen Freien Presse' vorbehalten.« Also nicht nur die Millionen — —

* * *

Lapidares aus der ‚Neuen Freien Presse'.

Aus einem Ischler Brief, 25. Juli: »Nur in die Villa Johann Strauß ist Trauer eingezogen. — — Anstatt seiner interessanten Persönlichkeit, die jeden Besucher Ischls mächtig anzog, findet man sein Bild auf dem Todtenbette im Salon.«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Akulina. Ischl—Alt-Aussee . . . . . Die Bahnverbindung ist doch wieder hergestellt?

Danzig. Ich hoffe. Jedenfalls will ich bald bei ihm anfragen. Für uns beide natürlich? — Kann leider nicht mit Bestimmtheit sagen, ob um den 10. in Wien, da ich zu den »fluctuierenden Elementen« — zwischen W. und I. nämlich — gehöre und meine einzigen freien Stunden auf dem Perron in Attnang verbringe. Herzliche Empfehlung!

A. K. Der Ihnen unverständliche Satz aus dem »Economisten« ist stilistisch nicht einwandfrei, hingegen dem Sinne nach jedem, der mit dem Wesen der Capitalstilgung und Zinsenberechnung vertraut ist, vollkommen klar.

Frau M. W. »Renntag« gelesen; recht nett, wenn auch allzu hastig und mit »Beobachtungen« überladen.

Eine Kampfesmüde. Meinen verbindlichsten Dank für Ihre Worte; sollte indes soviel Anonymität bei soviel Uebereinstimmung nicht auch zu den — Vorurtheilen gehören?

C . . . . Ich bin gewiss Anregungen, wie Sie sie verheißen, jederzeit zugänglich. Aber das Versteckenspielen hat doch wahrhaftig keinen Zweck. Ich soll mich an einen Dritten wenden, um Ihren Namen zu erfahren? Wenn Sie die Arbeit, die auf mir lastet, an-

nähernd abzuschätzen wüssten, hätten Sie mir gewiss den Weg abgekürzt.

R. R. R. III. Herzlichen Dank und die Bitte um baldige Nennung des Namens. Die Campagne gegen die Kunstschmarotzer ist noch lange nicht beendet. Sie könnten mir gewiss schätzenswerte Daten liefern. Ueber die von Wiesbaden aus an Harden verübte Schufterei und über das Echo, welches sie in »demokratischen« Blättern erweckte, finden Sie bereits in Nr. 7 der »Fackel« Worte, die Ihrer Empfindung für den Gefangenen von Weichselmünde und Ihrem Hass gegen das Pressgekröse entsprechen dürften.

L. K. Sie theilen mir mit, dass Herr Buchbinder durch stetes Herumrutschen auf dem geschenkten Platze die Sitznachbarn, welche den Worten Tolstoi's lauschten, irritiert hat. Die Wiener Theaterjournalisten erregen eben, noch bevor sie die Feder ansetzen, öffentliches Aergernis.

Philantrop. Für Ihre Sympathiekundgebung sage ich meinen verbindlichsten Dank. Abdrucken kann ich sie nicht. Thät' ich's, — müssten Sie Ihre Anerkennung in manchem Punkte bereuen. Ich werde — nach meiner ersten und letzten, ausschließlich gegen eine administrative Unlauterkeit gekehrten Erwiderung — mit dem Herrn nicht weiter polemisieren. Das Erscheinen im grünen Umschlag ändert, solange ein fremder Name mercantil benützt wird, an der Sache nichts und verzögert nur die so nothwendige Ueberklebung mit dem gelben Fleck . . . Ein Kampf mit blanker Klinge gegen einen stumpfen und schmutzigen Besenstiel ist nicht nach meinem Geschmack. Der Herr kann in seiner derzeitigen moralischen und literarischen Verwahrlosung anstandshalber vor das Tribunal eines gebildeten Publicums nicht gezogen werden. Ich überlasse ihn fortan lediglich dem Urtheil des für Vergehen und Uebertretungen gegen die Sicherheit des Eigenthums zuständigen Gerichts.

R. Z. Leider unmöglich. Sie werden dies nach gel. mündlicher Aufklärung begreifen.

G. G. Ihre Wünsche schon theilweise in Nr. 11 erfüllt. Auf den Fall Rousseau komme ich wohl noch zurück, vielleicht auch auf die impertinente Ausbeutung Tolstois für »liberale« Zwecke. Besten Dank!

Nur ein M. Wann?

M. H. Die Lemberger Meldung von dem Kindesmord, die neulich durch die Blätter gieng, hat in der That eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Stofflichen in Hebbels Skizze »Die Kuh«, und die sommerlich verschlafenen Reporter sind möglicherweise einem hebbelverehrenden Collegen in die Falle gegangen. Nur fehlt das Feuer, das in der Skizze mit seinem suggestiven Einfluss doch ein wichtiges Moment bildet.

J. Fr. Ich kann Ihnen auch diesmal nur das Gesagte wiederholen. Es lag kein Tadel darin.

Eine Unbedeutende. Die Widerlegung Ihrer philosophischen Ausführungen kann nicht Inhalt eines Briefes sein. Sie findet sich in jeder Geschichte der Philosophie. Nur eines: Spinoza lebte in den Niederlanden, der Heimstätte protestantischer Glaubensfreiheit, wo auch seines Lehrers Cartesius Werke zumeist entstanden. Und die großen Aufklärer des deutschen Volkes waren Protestanten. Ad vocem Zionismus: Gegen die colonisatorischen Bestrebungen hat sich mein Angriff nicht gewendet.

Friedr. G. W. Für Ihre doppelte Freundlichkeit danke ich bestens; nur möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, dass die »Heimfahrt der Olympia« thatsächlich nach dem stillen Ocean geht; darum war der Weg durch den Suezcanal als der kürzeste bezeichnet.

Einer für Viele; Dr. M.; Socius; Bob; Drusus; M. in Dresden; O. v. R., Karlsbad; Sigb. E., Baden; Dr. A. M.; G. V; A. K.; M. H. Sch.; Raimund N. Besten Dank.

ANTWORTEN DER GESCHÄFTSSTELLE.

A. S. Das Titelbild der ‚Fackel' war auch vor der Registrierung ihr Eigenthum und seine Nachahmung nach den Begriffen anständiger Gewerbsleute ein Eingriff in das Eigenthumsrecht, der nicht vorausgesehen werden konnte. Es galt nun, sich vor solchen Eingriffen zu wahren und zugleich zu verhüten, dass der Nachbildner sein Titelbild gesetzlich schütze und der ‚Fackel', deren Verbreitung er vorerst speculativ ausgenützt hat, am Ende den Gebrauch ihrer Umschläge verbiete. Nach Ansicht hervorragender Juristen gab es hiegegen, so lange die Entwendung nicht wiederholt war, kein anderes Mittel als die Eintragung in das Markenregister durch die Verlagsdruckerei als Gewerbetreibende. Diese Eintragung ist, wie die »frappierende Entdeckung« ganz richtig constatiert — u. zw. des Sonntags wegen — erst Montag, 10. Juli, 11 Uhr 52 Min. vormittags erfolgt. War die Nachahmung des Titelbildes bis dahin schon in den Augen aller anständigen Leute verwerflich und unehrenhaft, so wurde sie von dem Augenblick der Eintragung an straffällig, und die Geschäftsstelle hat die Buchhandlungen in geziemender Weise von der erfolgten Eintragung verständigt und sie aufmerksam gemacht, dass der Vertrieb der mit nachgemachtem Titelbilde versehenen Broschüre fortab unstatthaft sei. Es ist selbstverständlich, dass die Aenderung der Farbe des Umschlages die Strafbarkeit der Nachahmung der geschützten Zeichnung nicht alteriert.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.


DIE FACKEL
HERAUSGEBER:
KARL KRAUS.
ERSCHEINT DREIMAL IM MONAT.
PREIS 10 KR.
WIEN.

Die Fackel

Nr. 13 WIEN, ANFANG AUGUST 1899

Der Kampf, der jetzt in allen Theilen des Reiches gegen die Vertheuerung des Zuckers entbrannt ist, ist ein Volkskrieg: und er wird mit all der Kopflosigkeit und Planlosigkeit geführt, mit der erregte Massen, für die keine Organisationstalente denken, sich zur Wehr setzen. In Scharmützel, in kleine Putsche, die jeder politische Unterführer auf eigene Faust unternimmt, zersplittert sich die Energie des Volkswillens. »Zielbewusst« ist ein Schreckenswort für den Philister; er ist wüthend geworden, und in blindem Toben schlägt er alles kurz und klein, was ihm erreichbar ist. Die aber, die ihn gereizt haben, sind in sicherer Ferne, und mit der Bestimmtheit des Arztes, der nie einen Blick in die verstörte Seele des Kranken gethan hat, erklären sie die Zwangsjacke für das einzige Heilmittel.

Welche Unsumme von Verkehrtheiten, wohin man blickt! Die Deutschradicalen wollen den Grafen Thun vernichten, indem sie das Parlament demolieren. Wenn ein Ministerfauteuil in Trümmer stürzt, muss der Minister doch wohl nach? Der Regierung getreueste Opposition, die Christlichsocialen, schlagen auf den ungarischen Ministerpräsidenten los. Aber man kann sich des Verdachtes nicht erwehren, dass sie denjenigen nicht meinen, der hinter dem Busche steckt, auf den sie klopfen. Die Liberalen verlangen die Einberufung des Reichsraths: aber berathen darf er nicht, ehe nicht die Sprachenfrage gelöst, ehe nicht das Pfingstprogramm

mitsammt seiner Forderung der mitteleuropäischen Zollunion verwirklicht ist. Einstweilen kühlen sie ihre Hitze in den Bädern. Herr Dr. Vogler ruft den Wiener Gemeinderath zum flammenden Proteste auf; doch bevor noch die Stadtväter im Saale, der noch immer der Ventilation entbehrt, sich versammelt haben, ist ihm das Pflaster der Hauptstadt in den Gluten der Politik und der Sommersonne zu heiß geworden, und er fährt ab. Der socialpolitische Universitätsprofessor, der während des Herrn Kanner Urlaub seinen Ehrgeiz darein setzt, die Privatlectüre des Herrn Klingspor zu besorgen, witzelt von der Zuckergabelle. Doch die Hacke, mit der Herr Singer die Regierung erschlagen will, hat zwar Schärfe, aber keinen Stil. Und auf eben jenem österreichischen Miste, den der sonst witzigere »Augias« hinwegzufegen sich bemüht, muss der echt österreichische Frömmlergedanke gekeimt sein, die gottähnliche Regierung durch Selbstkasteiung des ganzen Volkes zu versöhnen. Essen wir keinen Zucker mehr, rauchen wir schlechte Cigarren, wer weiß, ob dann die Götter da oben sich nicht erweichen lassen. Und wenn sie uns das Petroleum vertheuern, dann bleibe es finster in Oesterreich. Und wenn sie den Zeitungsstempel nicht aufheben, dann lesen wir eben nicht mehr. Wir boykottieren nicht, wir beten. Wenn Herr Augias nur consequent bleibt und die Leser vom Franz Josephs-Quai ihm folgen, dann wird ihr »langer Tag« der Buße in diesem Herbst kein Ende finden.

Die Allzugescheiten wissen immer noch ein Hilfsmittel, und diejenigen, die noch nicht erkannt haben, dass in der Politik nicht das Richtigste, sondern das in jedem Augenblicke einzig Mögliche anzustreben ist, pflichten ihnen eifrig bei. So will man jetzt, statt der Regierung zuleibe zu gehen, einen Windmühlenkampf gegen das Zuckercartell beginnen. Der Finanzminister hat genommen, er wird auch wieder geben; wenn Herr Dr. Kaizl gegen die paar hundert Zuckerleute nur halb die Energie zeigt, die er gegen eine Bevölkerung von

25 Millionen bewiesen hat, dann wird das Cartell gesprengt. Von 6 Gulden doch wieder drei und ein halb! Den Rest werden wir schließlich verschmerzen, sowie wir die Steuererhöhung um 2 Gulden im Jahre 1896 ertragen haben. Wenn dem Hunde nur stückweise der Schwanz gestutzt wird, spürt er's ja nicht. Wahrlich, welche Gutgläubigkeit; wie unerschütterlich vertraut ein braver Oesterreicher den Staatslenkern! Dass der Finanzminister mit dem Cartell bereits im Juli ein Uebereinkommen getroffen hatte, durch welches der Zuckerverkauf vor dem Eintritt der Steuererhöhung beschränkt wurde; dass die Interessen, die die Majorität unseres Reichsraths vertritt, mit den Cartellinteressen ebensosehr verknüpft sind wie die großer Parteien der Minderheit; dass die Gelder der Zuckerherren den officiösen Pressfonds ebensowohl speisen wie die Cassen unserer liberalen Blätter; und dass, während diese schweigen, die Regierung bereits gehandelt und durch die Zollerhöhung dem Cartell den mühelosen Gewinn für die Zukunft gesichert hat: das ficht die Wackeren nicht an. Gewiss, das Cartell ist schädlich; aber macht man den Schaden, den die Regierung stiftet, dadurch gut, dass man andere aufdeckt und ihre Heilung verlangt?

Die »Staatsnothwendigkeiten« überlassen wir dem Sprachschatze der officiösen Journalistik. Wer aber die Nothwendigkeiten der Bevölkerung erwägt, der weiß, dass der Ausgleich endlich gesetzlich durchgeführt werden muss und dass der Reichsrath wieder thätig sein muss, wenn nicht ein Gewohnheitsunrecht des verkappten Absolutismus an die Stelle der Verfassung treten soll. Die Schäden, welche die zu gewärtigende Annahme der Ausgleichsvorlagen durch die jetzige Mehrheit des Parlaments der Bevölkerung zufügen wird, mögen auf dem Boden des Abgeordnetenhauses wieder geheilt werden. Dort kann vielleicht eine Action gegen das Cartell der Zuckermänner, gegen die Zollpolitik, die ihm zu Hilfe kommt, erfolgreich sein. Dort wird vor allem mit den Parteien, die sie stützen,

die Staatskunst des Grafen Thun besiegt werden. Diejenigen, die heute an Obstruction denken, die mit Bracchialgewalt die Wahl der Delegation verhindern wollen, mögen sich darüber klar werden, dass sie zum letzten gesetzlichen Mittel greifen. Wer das thut, müsste der nicht, wenn es nichts nützte, entschlossen sein, weiter zu gehen? Wohin ....? Allerdings, einer Regierung gegenüber, die vor und nach den Delegationswahlen den ruhig tagenden Reichsrath verhindern wollte, sie zur Verantwortung zu ziehen und die § 14-Verordnungen zu berathen, gäbe es ja kein gesetzliches Mittel mehr. Aber wäre dann die Zertrümmerung der Stimmurnen des Parlaments das rechte, das wirksame? Mir scheint, die würde bloß symbolisch die Zerstörung des Parlamentarismus ausdrücken, die Thuns Werk ist.....

* * *

In Bezug auf den Militarismus im allgemeinen und den ihres Landes im besondern sind alle bürgerlichen Parteien officiös. Dass die Kriegs- und Marineminister von den Parlamenten fast ohne den geringsten Einspruch alles bewilligt erhalten, ist ebenso klar, wie dass die Friedensconferenz ein lebensunfähiges Embryo zeugen musste. Sich nachträglich darüber lustig zu machen, ist kaum lohnend. Mehr fordert schon das Bestreben gewisser Blätter heraus, welche die kläglichen Kleinigkeiten, in denen ein Uebereinkommen der Conferenzmächte erzielt wurde, zu einem Erfolg der Friedensidee zusammenfaseln möchten. Die Bemühungen der höchst ehrenwerten Amateurpolitikerin Bertha v. Suttner und all der anderen Friedensdilettanten liegen fortan fern dem Betrachtungskreise der praktisch Urtheilenden. Philantropische Privatresolutionen vermögen gegen den grimmen und zur Nothwendigkeit ausgewachsenen Militarismus etwa soviel, wie die freiwilligen Wohlfahrtseinrichtungen einzelner Unternehmer zur Beseitigung socialer Gegensätze. Ein Knabe, der mit Kieselsteinchen

einen Sumpf austrocknen will, ist nicht ohnmächtiger als der große Czar, der mit diplomatischen Anträgen den Interessenstandpunkt der Staaten zu verrücken sucht. Die Bestie, die man mit dem Mark der Armen und dem Fett der Reichen mästet, die man hegt und pflegt und der man das ganze Land zum Revier gegeben hat, — die soll sich auf einmal die Krallen beschneiden lassen und geloben, ihre Raubnatur abzulegen und in sich selbst zusammenzuschrumpfen! So naiv, ein solches Gelöbnis zu fordern, sind selbst diplomatische Vertreter nicht.

Es ist nicht zu bezweifeln: Ernstlich hat an die Friedenssalbadereien keiner geglaubt — wenigstens keiner von denen, die sie concipiert oder Leitartikel daraus gemacht haben. Davon zeugt ihre Scheu, die staatsrechtlichen Grundlagen des Zwangsmilitarismus und des absolutistisch oder constitutionell beschlossenen Krieges zu kritisieren. So fand auch unter aller Friedensliteratur das vortreffliche Buch eines Socialphilosophen,*) der sich vor 21 Jahren schon — also nicht lange nach dem letzten großen Triumph des Militarismus — an eine freidenkerische Untersuchung seiner Grundlagen gewagt hat, keine Erwähnung. Der Mann — wenn auch in seinen positiven Vorschlägen mit soviel Recht Utopist zu nennen, wie jeder, der aufbaut, ehe noch Grund und Boden gewonnen ist — verdient doch in den Resultaten seiner Kritik Würdigung. Und gerade dem schwächlichen Gefasel der Friedens-Curpfuscher sollten seine kräftigen Argumente gegenübergestellt werden.

»Ist das nicht der merkwürdigste Widersinn in unseren heutigen, wenigstens den continentalen Staatseinrichtungen, dass die Gesellschaft zu jedem sagt: ‚Wie Du Dich ernährst und Dein Leben fristest, kümmert mich nicht, das ist Deine Sache; wann Du es aber verlieren sollst, das kümmert wieder Dich nicht, andere werden darüber entscheiden‘,« beginnt er sein Capitel. Und weiter wirft er die Frage auf: »Wie sollen wir

---

*) Josef Popper. Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben. Leipzig 1878.

unsere Staatsgesellschaft einrichten, betreffs der Befugnis, über das Leben der Einzelnen zu verfügen?« — »Nur der eigene Wille eines Staatsbürgers — Fälle der Nothwehr gegen ihn ausgenommen — soll darüber zu entscheiden haben,« beantwortet er sie. Und er sucht uns, alle conventionellen Einwände, auch den der Feigheit, ruhig beiseite schiebend, zu schildern, wie der, welcher nicht aus seinem freien Entschluss heraus, nicht einmal von dem Massenwillen angesteckt, ins Feld gezogen ist, ärgere Qualen durchmacht, als ein zum Tode verurtheilter Verbrecher. Auch seine Behauptung, dass das Todesurtheil über 100.000 Menschen in jedem Falle infolge von Erwägungen ausgesprochen wird, die nicht entfernt mit jener Sorgfalt durchgeführt werden konnten, wie verhältnismäßig das Todesurtheil über einen einzelnen Verbrecher, überrascht nur unsere eigenen schüchternen Gedanken auf demselben Pfad. Und der Ernst seines freien und Vorurtheile zerstörenden Geistes hat uns nach wenigen Seiten so gewonnen, dass wir seine Vorschläge, die Entscheidung der Kriege einem allgemeinen Plebiscit und den Entschluss der Theilnahme dem freien Willen des schon von staatswegen ausgebildeten Soldaten zu überlassen, weniger utopistisch finden mögen, als die »Erfolge« jener unechten Friedensliebe, die die Diplomaten in ihren Mappen aus Haag davongetragen haben. Da es aber ein theoretisches Friedensbuch ist, so können wir es ihnen doch empfehlen, ohne uns einer respectwidrigen Malice schuldig zu machen. o—o

* * *

Ein freundlicher Leser lenkt meine Aufmerksamkeit auf einen, wie er sagt, »kleinen Mangel in den Staatsgrundgesetzen der monarchistisch regierten Staaten«. Das Gesetz über die Ministerverantwortlichkeit habe sich gerade in jüngster Zeit dringend einer Abänderung bedürftig gezeigt. Es entschlüpft z. B. einem Monarchen bei irgendeiner officiellen Gelegenheit ein Wort, das

er vielleicht am nächsten Tag schon bereut; aber er kann es nicht mehr ungesprochen machen; — das Ministerium muss für das Wort herhalten und es nach etlichen officiösen Stiländerungen zur That präparieren. Ein Gesetzentwurf wird ausgearbeitet, dem Parlamente (wo nämlich eines vorhanden ist) vorgelegt; die Abgeordneten müssen studieren, referieren, sachlich für und wider reden, das ganze Land geräth in Aufregung, die Presse bemächtigt sich des Gegenstandes, beleuchtet ihn von allen Seiten, kommt dabei auf die abenteuerlichsten Vermuthungen, — und alles das um nichts, um Hekuba, um ein unüberlegtes fürstliches Wort, für das die Regierung die Verantwortung tragen muss.

Der edle Herrscher aller Reussen hat vielleicht eben eine Uebersetzung der Bertha Suttner gelesen, sein Herz klopft höher, und in einer Aufwallung echter Schwärmerei lässt er ein Friedensmanifest los. Die ganze Welt wird allarmiert, allenthalben bespricht man das kaiserliche Wort, die Presse schlägt vor der Abrüstung rasch noch hitzige Tintenschlachten, ein Theil meint allen Ernstes, dass, wenn schon nicht der Krieg abgeschafft wird, doch mindestens eine Einstellung der Rüstungen erfolgen werde. Die Diplomaten aus aller Herren Ländern müssen murrend ihr eben begonnenes Sommerschläfchen unterbrechen, um im Haag, in völlig fremder Umgebung, unter langweiligen Referaten und todten Debatten, laut Auftrages der verschiedenen Regierungen weiterzuschlafen. Endlich, nach langer mühevoller Arbeit, ist das Werk gelungen. Alle Welt ist von dem Resultat überrascht. Sie haben aus den Nebeln des tiefsten Geheimnisses, mit dem sie anfangs ihre »Arbeiten« umgaben, eine »Convention zur friedlichen Schlichtung internationaler Streitigkeiten«, eine »Convention über die Bestimmungen und Gebräuche des Krieges zu Lande«, eine »Convention über die Anwendung der Grundsätze der Genfer Convention vom Jahre 1864 auf den Seekrieg« u. a. m. zutage gefördert. »Einstellung der Rüstungen, die die Völker erdrücken«? Nein, — Con-

ventionen über die Gebräuche des Krieges. Die Komödie ist aus, das kaiserliche Wort ist gerettet ...

In diesem Falle aber lief die Sache noch ganz glimpflich ab; das Friedensmanifest war ein harmloser Beweis der lyrischen Begabung eines absoluten Monarchen, und ebenso harmlos waren auch seine Folgen; außer dem Zeitungsrummel und der gestörten Ruhe der Diplomaten hat es keine schädlichen Wirkungen, etwa in Form von reactionären Gesetzen, hinterlassen.

Anders steht es mit dem kaiserlichen Worte, das jüngst in Deutschland gesprochen wurde. Der vierzigjährige Herr dort, der sich durch seine Freude am Telegraphieren auszeichnet, ward von einigen Freunden der heiligen Ordnung über die Wünsche der Fabrikanten instruiert, wobei ihm die Gefahren der Arbeiterorganisationen in anschaulichster Weise geschildert wurden. Seine jugendlich schäumende Phantasie malt ihm das Uebrige in den grellsten Farben. Er bedenkt, welche verderblichen Folgen es haben könnte, wenn die Arbeiter durch eigene Kraft mehr erlangen würden, als was er ihnen als Almosen hinwirft. Die fürchterliche Perspective erschreckt ihn; sein Gemüth ist aufs lebhafteste bewegt, er kann dem Druck nicht länger widerstehen, — es muss heraus. Und so geht er denn hin und hält seine berühmte Zuchthausrede. Nun soll wieder die arme Regierung helfen; auf die Gefahr hin, sich vor der ganzen Welt lächerlich zu machen, muss sie den Entwurf eines Gesetzes zum Schutze der Arbeitswilligen im Parlamente einbringen. Das Haus darf nicht mit einem schallenden Gelächter antworten; es muss sich hinsetzen und seine kostbare Zeit damit vergeuden, den Entwurf nach allen Richtungen hin sachlich durchzuberathen, um ihn schließlich in erster Lesung abzulehnen.

Das ist der Tragikomödie erster Theil; nun kommt der zweite, der tragische. Mit der Ablehnung hat man der Arbeiterschaft und allen vernünftigen Leuten in Deutschland eine Freude gemacht; der Stolz des Kaisers aber ist aufs empfindlichste verletzt. Des könnten sich

nun auch einige Herren von der Opposition erinnern und den schwer beleidigten Kaiser durch die Annahme des Gesetzes in zweiter Lesung entschädigen wollen. Verstärkt wird diese Neigung noch durch den Eindruck des Erfolges, den der nordische Freiheitsheld in gleicher Angelegenheit errungen. Recht suggestiv mag überdies die Behauptung des Kaisers wirken, dass er einen mindestens ebenso dicken Schädel habe wie weiland sein glorreicher Ahnherr, dessen Standbild er jener wackeren Stadt schenken will, welche die Stelle, von der aus er die berühmte Rede gehalten hat, durch eine Steintafel für ewige Zeiten kennbar zu machen sich anschickt. Auf eine Probe der beiderseitigen Schädelhärte werden es aber manche der »gemäßigten« Oppositionsmänner — Nationalliberale oder Centrumsleute — wohl kaum ankommen lassen.

Wie man sieht, können die Folgen dieser kaiserlichen Rede noch ungleich trauriger werden, als die des russischen Manifestes. Sie ist aber auch eine deutliche Mahnung an die Völker, sich durch Aufnahme neuer Bestimmungen in die Staatsgrundgesetze — Abzüge von der Civilliste u. dgl. — gegen jenen Missbrauch der Ministerverantwortlichkeit zu schützen. Vor allem aber erweist sich einer Krone gegenüber, die, wie ich jüngst schon sagte, »sich selbst fortwährend in die Debatte zieht«, das gewisse, in der Geschäftsordnung der Parlamente vorgesehene Verbot als läppisch. Man darf nie die Krone, muss aber hin und wieder ihren Träger in die Debatte ziehen. Monarchen, die ihre Rathgeber berathen, haben hinter der Ministerbank Platz zu nehmen. Wenn Wilhelm II., der Virtuos der Plötzlichkeit, Zuchthausreden hält, wenn er die Deputation eines Gelehrtencongresses mit »Seife, meine Herren, nur Seife!« anspricht, wenn er alle Augenblicke mit der Thür ins hohe Haus fällt, dann muss sich auch der äußerste Byzantinismus zu einer — nicht minder spontanen — Kritik der kaiserlichen Handlungen gedrängt fühlen.[1]

* * *

In Aussee, wo des Sommers sonst nur Graf Goluchowski und Fürst Hohenlohe über »schönes Wetter, Dreibund und ähnliche vergängliche Dinge zu plaudern pflegen, hat jüngst eine andere politische Idylle sich abgespielt. Der freisinnige Glasindustrielle Lobmeyr feierte seinen 70. Geburtstag und sann im Kreise einiger geborstener Säulen des Liberalismus über die schlechten Zeiten. Sie waren alle versammelt, der Chlumecky und der Mauthner, der Dumba und der Hanslick, der Hartel und der Weckbecker, — alles, was einmal eine ungestörte U. A.-Herrlichkeit genoss und längst jüngeren Kräften Platz machen musste. In solcher Mitte mag Herr Noske wie der leibhaftige Sturm und Drang berührt haben. Es war ein Wiedersehen von Greisen, die einst miteinander auf derselben Schulbank des Liberalismus gesessen waren und sich nun als die unwiderruflich »letzten deutsch-freisinnigen Bürger« aufspielen; — jeder einzelne von Beruf »Förderer«, »Mitschöpfer« u. dgl. . . . . Wollte man für den Liberalismus des Herrn Chlumecky einen neuen gläsernen Sarg bei Lobmeyr bestellen? Der Schäker Chlumecky bat in einer, wie die Blätter berichten, »theilweise humoristisch gefärbten Rede«, die Lobmeyr-Gemeinde möge »ja nicht vom § 14 sprechen, damit sie nicht beim Heimgehen von den berittenen Polizisten Aussees niedergeritten werde«. Ein Jubiläumsbankett ist wohl noch die einzige Gelegenheit, bei der dieser längst abgeschaffte Herrenhausierer seinen Radicalismus anzubieten wagt.

* * *

Die Direction der Südbahn-Gesellschaft versendet ein Communiqué, welches beweist, dass Hochmuth auch noch nach dem Falle kommt und dass bei einem Eisenbahnunglück sich auch dreiste Ueberhebung und Größenwahn einzustellen pflegen. Man zählt Todte und Verwundete, und die Südbahndirection protzt mit der Intactheit ihrer Geleise. Welch ein Trost für die schwerverwundeten Passagiere, wenn sie hören werden, dass

»der Oberbau der Südbahn sich in bestem Zustande befindet«, dass die Stahlschienen, System X, im Jahre 1896 neu gelegt wurden und zehn Meter lang sind, dass das Kleinmaterial tadellos ist und das Schotterbett aus reinem Grubenschotter besteht. Wie schade, dass die Todten der Südbahn diese Kunde nicht noch vernommen haben; ein verklärender Schimmer hätte sich über ihre letzten Minuten gebreitet und mit einem Segen für Herrn Chlumecky und den Verwaltungsrath wären sie sanft hinübergeschlummert. Nun denn, die Direction »überlässt es dem Publicum, sich selbst ein unbefangenes Urtheil zu bilden«. Sie findet den Zeitpunkt just für passend, die paar anständigen Blätter, die in Wien zu solch einem »unbefangenen Urtheil« nicht verpflichtet sind, wohl aber in der Aufdeckung der mörderischen Südbahngebräuche ihre Pflicht erblicken, in der frechsten Weise anzurempeln. Ich weiß nicht, wie hoch der Direction der Südbahn die Unbefangenheit der ‚Neuen Freien Presse' zu stehen kommt und wieviel Todte dieses Blatt anlässlich der Klagenfurter Katastrophe lebendiggeschwiegen hat. Jedenfalls wird die Entschädigung, zu der sich die Südbahn herbeilassen wird, eine viel geringere Summe ausmachen. Zwei Tage nach dem Unglück, also angesichts des Jammers, der über soviele Familien hereinbrach, hat sich unsere Presse nicht entblödet, die Actionäre der Südbahn zu beruhigen, dass ihrem Säckel kein so großes Leid widerfahren. Einen so billigen Spass kann sich also die Südbahn bald wieder leisten. Die 30.000 fl. Entschädigung bringen sie nicht um. Wenn nur die Schweiggelder nicht ins Unermessliche stiegen!

* * *

THEOBALDGASSE.

»Die verhafteten Demonstranten wurden gestern nachmittags dem Landesgerichte eingeliefert.«

So konnte man in den letzten Wochen oft genug in den Tagesblättern lesen; die Namen der Verhafteten

häuften sich, und man erinnerte sich der einzelnen erst wieder, da sie als die wegen aller möglichen Demonstrationsparagraphen Angeklagten in der Gerichtssaalrubrik genannt wurden. Ich halte es für angezeigt, der Oeffentlichkeit die Odyssee zu enthüllen, die der aus einer Masse von Demonstranten herausgerissene Einzelne zu erdulden hat, und für eine Pflicht, alle Ungeschicklichkeiten, Willkürlichkeiten und Entwürdigungen zu denuncieren, die ihm von den unbewussten Umstürzlern der Staatsautorität und des Rechtsgedankens, den Nachtwächtern der österreichischen Finsternis, auferlegt werden.

Ich wurde gelegentlich einer Demonstration um $^1/_4$8 Uhr abends verhaftet und, flankiert von zwei Wachleuten, durch die ganze Kärnthnerstraße auf die Wachstube auf dem Petersplatz geführt. Nach Aufnahme eines Protokolls — wobei allein die Anzeige des arretierenden Polizisten, nicht aber die Rechtfertigung des Verhafteten aufgenommen wird — wurde ich um $^1/_2$9 Uhr abends auf die Polizeidirection geführt. Successive langten viele am gleichen Abend verhaftete Demonstranten an, so dass wir schließlich in zwei Räumen von zusammen höchstens 40—45 m^3 circa 35—40 Personen vereint waren; vorher war mit mir noch ein zweites Protokoll aufgenommen worden, wobei der amtierende Commissär, ein gewisser Natkis, sich die Bemerkung erlaubte, dass meine Verantwortung, die später bei der Verhandlung vor dem Erkenntnissenat durch einen stringenten Zeugenbeweis als eine unbedingt richtige erwiesen wurde, »mehr als billig« sei, — eine Bemerkung, die ich, wäre sie von einem Menschen gefallen, der nicht durch den Amtskragen über die gewöhnlichen Verkehrsformen erhaben ist, als impertinent bezeichnen würde; denn der wegen eines politischen Mundtodtmachungsparagraphen Verhaftete wird für das Leugnen nicht bezahlt, wie das Wachorgan für die Verhaftung. Nach diesem Scheinprotokoll wurde ich wieder in den durch den Aufenthalt und die Ausdünstungen so vieler Menschen

verpesteten Kotter zurückgeführt, wo wir bis 1/21 Uhr nachts, also vier Stunden, verweilen mussten; ein Nachtmahl durften wir, trotz wiederholtem Bitten, uns nicht holen lassen. Die Langeweile, die uns umgab, wurde nur unterbrochen durch eine, und wie ich gleich hinzufüge erste, ärztliche Untersuchung auf geschlechtliche Krankheiten. Um 1/21 Uhr nachts wurde eine größere Partie von uns, circa 12 Mann, in den Schubwagen gepackt — einer saß auf dem andern —, und in das Polizeigefangenenhaus in der Theobaldgasse gebracht.

Dieses Centralgefangenenhaus, ein Rendezvous zwar nicht aller in Wien noch immer frei herumlaufenden Raubmörder, aber doch allen in Wien frei umherlaufenden Ungeziefers, erhebt sich in dem von Prostituierten und Zuhältern beinahe am dichtesten besetzten Viertel von Wien. Viele Leser dieser Zeitschrift werden wissen, was man unter einem »slum« versteht: Ein enges, dumpfes, stinkiges Stadtviertel, von Dirnen und ihren Beschützern bewohnt, von den Aermsten der Armen mit ihren Kinderscharen bevölkert, eine Brutstätte für alles Laster*) und alles Elend, für geistige und physische Krankheiten. In einem solchen »slum« ist das k. k. Polizeigefängenenhaus untergebracht. Ein schmieriges Winkelwerk, die Zellen klein und modrig, Dielen und Wände mit Staub und Schmutz überzogen, die Fußböden der Anstandsorte ein paar Millimeter hoch mit Jauche bedeckt, die »Betten« Drahtgestelle mit zwei elenden Kotzen. So sieht das Gebäude aus, und das sind die Räume, in denen man unbescholtene Leute wegen Theilnahme an einer politischen Demonstration unterbringt. Als wir ankamen, wurden wir in eine Höhle geführt, in der nach Aufnahme eines Nationales, des

*) Ein bekannter Wiener Theaterrevolverjournalist, der sich auf relativ freiem Fuße befindet, hat in der Theobaldgasse seine Redaction etabliert. In deren nächster Nähe steht ein Haus, in welchem einst der »Salon Tuschl« untergebracht war. Zwischen beiden eine — Schule. Anm. d. Herausgebers.

dritten seit unserer Arretierung, folgende von China nach Oesterreich importierte Operation begann: Wir mussten unsere Taschen ausleeren, unsere Cravatten ausziehen, die Schuhriemen aus unseren Schuhen herausnehmen, die Bänder der Unterhosen abschneiden; dann wurden wir zu unseren »Schlafstellen« geführt. Bevor wir unsere Körper dem Ungeziefer zur weiteren Amtshandlung übergeben konnten — anders kann man das »Schlafen« im k. k. Polizeigefangenenhaus nicht definieren —, wurden wir ausgekleidet und einer Untersuchung auf etwa mitgebrachtes Ungeziefer*) unterzogen. Wir glauben zwar nicht, dass dem k. k. Polizeigefangenenhaus aus hygienischen Gründen anders als durch Anzünden an allen vier Ecken geholfen werden kann; dennoch möchten wir einer löblichen Wanzenburgverwaltung empfehlen, jene Untersuchung auf Ungeziefer beim Austritt**) und nicht beim Eintritt der Verhafteten vorzunehmen, damit halt mehr gefunden wird. Nach dieser, eine unfreiwillige Selbstpersiflage darstellenden Untersuchung wurden wir noch gemessen, Körperlänge und doppelte Arm- und Brustlänge. Unter all diesen Proceduren war es halb drei Uhr früh geworden, und wir konnten endlich das Recht auf ärarischen Lebensunterhalt, das der Staat dem im k. k. Polizeigefangenenhaus***) logierenden Ungeziefer zugesteht, am eigenen Leibe verspüren. Zu essen hatten wir trotz dringender Forderung nichts bekommen, so dass fast alle unter uns seit circa 14 Stunden nichts mehr zu sich genommen hatten.****)

---

*) Offenbar besagt diese Procedur, dass in der Theobaldgasse das Budget an Ungeziefer bereits überschritten ist. Anm. d. Herausgebers.

**) Dann könnte ja die fiscalische Gier noch immer mancherlei zurückbehalten. Anm. d. Herausgebers.

***) Man hat es also hier mit einem Prytaneum zu thun, in welchem besonders verdiente Wanzen auf Staatskosten lebenslänglich verköstigt werden. Anm. d. Herausgebers.

****) Die Polizei verlässt sich eben darauf, dass die gewöhnlichen Arrestanten schon vorher etwas zu sich genommen haben. Anm. d. Herausgebers.

Um 6 Uhr früh wurden wir aufgeweckt, ohne jeden Grund, denn wir hatten bis gegen 8 Uhr, wo wir zur ärztlichen Untersuchung — zur zweiten binnen acht Stunden! — geführt wurden, nichts zu thun. Den dort amtierenden k. k. Polizeiarzt möchte ich darauf aufmerksam machen, dass, wenn man mehrere Personen hintereinander auf ansteckende Krankheiten untersucht, man sich nach jedem Einzelnen die Hände zu desinficieren hat; aber es scheint, dass es im ganzen k. k. Polizeigefangenenhause keine Waschschüssel gibt, keine Seife, keinen Kamm und keine Bürste; es gibt dort einzig und allein Schmutz in jeder nur möglichen Form, auf den Dielen, an den Wänden, an den »Heferln«, in denen man den — natürlich bezahlten — Kaffee gereicht bekommt, auch auf den Gängen, überall wo es nur möglich ist. Und dabei sind die wachhabenden Polizisten nicht grob, nicht brutal; sie tragen nur eine gönnerhafte Miene zur Schau, weil sie einem ein Nachtlogis umsonst vermittelt haben.

Bis 12 Uhr mittags wurden wir festgehalten, dann erfolgte die Rückerstattung der Effecten und die zweite Fahrt per Schubwagen — ins Landesgericht.

Dort denken wir darüber nach, wie Oesterreich auch auf diesem Gebiete bemüht ist, die Principien des Westens und des Ostens zu vereinigen: Westlich von Wien pflegt man sich in politische Demonstrationen überhaupt nicht einzumengen, im Osten straft man Demonstranten mit dem Kerker. Bei uns nun verbietet man Straßendemonstrationen nicht; die sich aber an ihnen betheiligen, werden durch 24stündige Entziehung von Seife, Waschwasser, Cravatte und — Strumpfbändern daran erinnert, dass in Oesterreich nur Polizeibeamte ohne Verantwortlichkeitsgefühl und höchstens noch Demonstrationen ohne Demonstranten beliebt sind. Und soviel Protokolle, ärztliche Untersuchungen, Schubwagen und Ungeziefer wegen eines endlichen — Freispruchs.

Ein Wahlrechtsdemonstrant.

* * *

Der Finanzminister »tobt und schäumt«, — so lautet der Bericht meines Gewährsmannes. Und warum? Nimmt er sich die Verachtung der Arbeiterschaft zu Herzen, die aus den Händen des einst modernsten Volksmannes die Verordnung der Zuckersteuer empfangen musste? Haben ihm die Angriffe der Opposition alle Besinnung geraubt, dass er so zwischen den vier Wänden seines Amtszimmers rast und dem bekümmerten Präsidialisten das bischen Schlaf stört? Nichts von alledem. Herr Kaizl ist außer sich, weil ich in der letzten Nummer der ‚Fackel' sein Protectionsverhältnis zu Herrn Ploj enthüllt habe. So hat er sich denn nicht nur als Politiker, sondern auch als Bureauchef sonderbar verwandelt. Einst im Kreise begünstigter Beamten ein trautes Strohmandelspiel, — jetzt Disciplinaruntersuchung. Ein eifriges Fahnden nach dem »Inspirator« meiner Mittheilungen. Aber Herr Kaizl wird kein Glück haben. Er verbringe seine Zeit nicht damit, Unschuldige zu inquirieren, sondern kehre, wenn's schon mit der Socialpolitik nichts ist, doch wenigstens zu den Karten zurück.

* * *

Die ‚Neue Freie Presse' klagte jüngst, dass die »Erhöhung der Consumsteuern nicht sowohl zur Deckung österreichischer Budgetposten als vielmehr zur Deckung von Armeeforderungen bestimmt sein werde, die bald auftauchen dürften«. Hier ist einmal das Blatt auf dem Kreuzungspunkte seiner divergenten Heucheleien angelangt. Die ‚Neue Freie Presse' fürchtet, dass jetzt wirklich geschehen könnte, wofür sie seit Jahren Stimmung macht, und sucht mit einem Satze darüber hinwegzutäuschen, dass ihre innere Opposition äußerlich und die äußere Officiosität ihr innerstes Bedürfnis ist. Soweit kommt man, wenn man gewohnt ist, in punktierten Protesten gegen die Zuckersteuer und in vollausgeschriebener Begeisterung für Flottenvermehrung und Erhöhung der Officiersgagen einzutreten.

* * *

In den Officinen der liberalen und demokratischen Wiener Presse herrscht großer Mangel an Punkten. In der letzten Zeit hat aber auch die Verschwendung keine Grenzen mehr gekannt. Da wurde von den Stadtvätern eine Resolution gegen den § 14 beschlossen, die nach dem ‚Wiener Tagblatt‘ und dem ‚Neuen Wiener Tagblatt‘, unseren »demokratischen Organen«, folgende Stellen enthielt:

»Gleichzeitig spricht die Gemeindevertretung die zuversichtliche Erwartung aus, dass der hohe Reichsrath der erwähnten kaiserlichen Verordnung seine Genehmigung versagen und .... nichts beschließen werde, was sich als eine Verletzung der Interessen Oesterreichs darstellt.« »Vorkommnisse, die geeignet sind, die in der Bevölkerung bestehende Meinung zu festigen, als ob auf Seite der .... die Absicht bestände, über die Stadt Wien außerordentliche Maßregeln zu verhängen.«

Das ‚Wiener Tagblatt‘ hat Bedenken getragen, das Wort »überhaupt« abzudrucken; im ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ ward »Regierung« durch Punkte ersetzt, — offenbar, weil das Wort an sich schon genügt, um zu Hass und Verachtung aufzureizen.

* * *

Es fanden fortwährend Massenansammlungen statt. Eine große Erregung hatte sich der Bevölkerung bemächtigt. Er aber saß noch immer fest und brach die ..... Endlich fiel er.

Wegen Confiscationsgefahr ist hier das Wort »Aeste« durch Punkte angedeutet. Das Ganze ist ein Wiener Situationsbericht aus dem Jahre 1899 und handelt von einem entflohenen und auf einem Baumwipfel sitzenden Orang-Utang.



Die Kunstpflege der ‚Neuen Freien Presse‘.*)

Sehr geehrter Herr Kraus! Sie schreiben mir, dass Sie zwar gerne bereit sind, weiteren Einsendungen Raum zu geben, welche Schäden des Wiener Kunstlebens zur Sprache bringen, dass aber die Wiener Kunstkritiker auf »nicht mehr als hin und wieder ein paar verächtliche Randbemerkungen in der ‚Fackel‘ rechnen sollten«. Nun, ich habe während meines langen Lebens Gelegenheit genug gehabt, zu beobachten, welchen enormen Einfluss auf die gesammten Kunstverhältnisse die Zeitungskritik ausübt. Das Publicum ist viel eher imstande, sich über eine Bühnennovität ein von den Theaterreferenten unabhängiges Urtheil zu bilden, als bei Kunstausstellungen der fachlichen Leitung zu entrathen. Eine anständige Kritik, die wenigstens das Geleistete ehrlich zu bewerten versucht, wäre daher für Wien von großer Wichtigkeit, — an jene höhere Gattung, die productive Kritik, die in die Geheimnisse des künstlerischen Werdeprocesses eindringt und den guten Keimen zur Entfaltung hilft, wage ich gar nicht zu denken. Aber bei unseren Zeitungen ist das Kunstressort seit Jahren ein Versuchsfeld für jene journalistischen ABC-Schützen, welche die Eifersucht sesshafter Collegen im »localen Theile« nicht aufkommen ließ. Vom Technischen verstehen sie nicht das Geringste, haben höchstens durch die Lectüre mehrerer moderner Fachwerke und Essays sich eine oberflächliche Kenntnis der wichtigsten Daten angeeignet und steuern nun mit angeborener Frechheit und angelernter Findigkeit mitten durch die Klippen ihres angemaßten Berufs. Irgendein großer Name: Böcklin, Klinger, Meunier oder Rossetti, irgendein Schlagwort: Praerafaeliten, Barbizon etc. wird aufgefangen und zutode gehetzt. Von den Bildern oder Plastiken wird nur das Stoffliche besprochen, das auch dem Laien auffällt, jedoch in möglichst verworrenen Ausdrücken, so dass der Leser

---

*) Siehe Nr. 10.

hinter der unverständlichen Phrase tiefsten Sinn vermuthet. Aber gerade das Beste der modernen Malerei ist aus dem veralteten Gesichtspunkt des Stofflichen, des dargestellten Themas, der niedlichen Episode gar nicht zu verstehen, sondern will durch rein malerische Qualitäten wirken.

Dazu kommt die Interessenwirtschaft und Protectionsmeierei. Reclamekritiken über Leute, die dem Blatt nahestehen oder nützen können, dann wieder Unterschlagungen wichtiger Vorgänge. Die ‚Neue Freie Presse' z. B. bringt es zustande, ihren Lesern vollkommen zu verheimlichen, dass Herr Hofrath v. Förster nicht mehr Leiter des Hofbau-Amts, speciell des Burgbaues ist. Bloß um den Mann nicht zu kränken, mit dem sie sich immer sehr gut verhalten hat! Und es würde doch eine ganz hübsche Notiz geben, vielleicht sogar ein Feuilleton. Hätten Sie der ‚Presse' solchen Edelmuth zugetraut? Aus Freundschaft zu dem entlassenen Mann verkneift sie sich die Lust, seine Thätigkeit fachgemäß zu verurtheilen und dem Nachfolger je nach seiner Verwendbarkeit für zionistische Hof- und Luftschlösser zuzujubeln oder die Anerkennung zu versagen. — Sie sehen, man muss ebenso scharfe Controle führen über die Angelegenheiten, welche die ‚Neue Freie Presse' als Luft behandelt, wie für die, welche sie aus der Luft Ihrer Redactionsstuben greift. Aber wenn man alle wichtigen Facten der neueren Kunstentwicklung nachholen wollte, von denen das Blatt nichts weiß oder nichts wissen darf, so müsste man ein eigenes Kunstblatt begründen.

Seit einiger Zeit orakelt wieder ein neuer Herr, der als charakteristische Erscheinung Ihre besondere Aufmerksamkeit verdient. Hier in Wien spielt er den Kunstkritiker. In Berlin bei der ‚Vossischen', von der man ihn wegholte, war er Theaterkritiker. Und auch dieses Amt soll er nur dem Zufall zu verdanken haben, dass Herr Stephany nach Schlenthers Abgang keinen anderen Christen aufzutreiben vermochte, der für die

‚Voss‘ über Theater schreiben konnte oder wollte. (Die ‚Vossische‘ engagiert nämlich nur christliche Redacteure; bei den Inserenten sieht sie dafür weniger aufs Glaubensbekenntnis.) Der Uebergang von einem Berliner Theaterreferenten zu einem Wiener Kunstkritiker ist nicht leicht, zumal wenn man den Befehl bekommt, jede Woche 8 bis 10 Feuilletonspalten und überdies Notizen abzuarbeiten. Aber Herr Servaes kehrt seit seinem Stellungsantritt pünktlich alles zusammen, mit der Kraft eines neuen Besens. Er belehrt die Wiener über den geistigen Zusammenhang zwischen moderner Kunst und Variété, er bringt allgemeine Betrachtungen über »Menschenbildnisse«, über »malerisches Naturempfinden«, über »Feldherren-Denkmäler« u. s. w. Auch die Kunststädte Dresden, Berlin, Budapest etc. grast er ab; es geht alles in Einem Aufwaschen.

Charakteristisch für die Geistesrichtung dieses Kritikers ist sein Stil. Aus dem witzelnden Klabriaston der Herzl und Wittmann leitet er mit sanfter Gewalt in das Neo-Katholisch-Symbolistisch-Exaltierte hinüber. Man lese als Probe, wie er das Placat einer Kunstausstellung schildert: »In welken, ersterbenden Farben, die zwischen weinendem Gelb und erstickendem Grün auf- und niedergleiten, und in verblasenen zerflatternden Linien, die unklar verlaufen und mystisch verebben, ist der Gegenstand der Darstellung mehr verhüllt als ausgedrückt....« Den Schluss jener Servaes'schen Schilderung darf ich nicht vorenthalten, er lenkt wieder aus der Hochflut der »secessionistischen« Phrase in den wohlbekannten, witzigtrockenen Ton der Erbfeuilletonisten: »Blickt man genauer zu, so erkennt man eine Venus von Milo und einen Rafaelkopf. Man wird zugestehen müssen, dass schon ein redlicher moderner Wille dazu gehört, um diese alte Beauté nebst ihrem angejahrten Knaben derart ins Transcendentale-Mysteriöse der jüngsten Pariser Seuchlingskunst zu ziehen.«

Aber richtig, ich vergaß ja zu erwähnen, dass Herr Servaes seinen redlichen modernen Willen bereits

in seinem Antrittsfeuilleton deutlich ausgedrückt hatte, indem er seine Thätigkeit mit einem Vergleich Theodor Herzls mit den vielumlärmten Dichtern der Berliner »Freien Bühne« begann. Die ehrliche Ablehnung von »Unser Käthchen« hat ihn an die Spectakelscenen bei den Erstaufführungen Hauptmann'scher und Tolstoi'scher Dramen erinnert, schreibt er dort. Die überreifen Künste eines Pariser »Seuchlings« verglich er mit den hoffnungsreichen, wenn auch unreifen Anfängen einer jungen, starken Kunst. . . .

Kaum war Herr Servaes bei Herzls eingeführt, da fühlte er sich bei uns in Wien schon wohl und heimisch. Er kokettierte mit Peter Altenberg, den er »diesen Steinklopferhanns des Wiener Kaffeehauses« nannte; er bezeichnete das Reiterstandbild Erzherzog Albrechts als das Werk unseres Zumbusch, er gibt in einem Artikel über Wiener Medailleure seiner Genugthuung Ausdruck, dass »wir in unserer eigenen Stadt« solche Talente besitzen, und er reist mit mehreren Herren der ‚Neuen Freien', unter denen der Inseratenagent gewiss den Cicerone gespielt hat, zu Schiff nach Budapest, nach unserer theuren Bruderstadt, deren Kunst ihn in dichten Rausch versetzt.

Noch vor kurzer Zeit konnte Herr Servaes in einer Wochenschrift aussprechen: »Ich kenne Jung-Wien aus eigener Anschauung gar nicht, die Stadt Wien fast auch nicht.« Und schon ist er »unser«. So rasch acclimatisiert man sich in der Treibhauswärme der ‚Neuen Freien Presse'. Wie mag dieser Mann von der Höhe seines Redactionsstuhles auf »seine« Wiener herabsehen, die von einem eben angelangten Fremden soviel Belehrung sich gefallen lassen! Freilich, das Feuilleton »Feldherren-Denkmäler«, in dem Servaes ohne die geringste Kenntnis von der Entstehungsgeschichte der Reiterstandbilder auf dem Heldenplatz diese großen Kunstwerke herabsetzt, um das Radetzky-Denkmal zu lobpreisen und endlich in einen servilen Hymnus auf den Erzherzog Albrecht einzulenken, —

schon diese Genieprobe hat in allen gebildeten Kreisen tiefe Verstimmung hervorgerufen. Zu einem noch widerwärtigeren Missbrauch seines Amtes aber ließ sich Servaes in dem erwähnten Feuilleton »Budapester Kunsteindrücke« verleiten.

Die Arbeit gibt sich als seltsame Complication von Ignoranz in Kunstsachen und von Billigkeit der Gesinnung. Ich kann an diesem Exempel zeigen, wie die ‚Neue Freie Presse‘ aus der naiven Gemüthsart eines urtheilsschwachen, nach ein paar Gläsern bereits in Extase gerathenden Kritikers für ihre politischen Machenschaften Münze zu schlagen versteht. In Zeiten, wo sich die Ungarn politisch so rücksichtslos über uns hinwegsetzen wollen, wäre es doch doppelt nothwendig, ihnen vorzuhalten, was sie uns verdanken: dass ihre ganze geistige und künstlerische Cultur ein Ableger der unseren ist. Und Pflicht der Dankbarkeit gegen den geistig höher Stehenden, Anregenden wäre es, nicht in kritischen Zeiten die Situation zu einer Uebertölpelung des Unbewehrten auszunützen. Diesen Tenor müsste ein Feuilleton über Budapester Kunst in einem anständigen Blatte festhalten. Die ‚Neue Freie Presse‘ aber veröffentlicht gerade in den Tagen der ärgsten Erbitterung über den famosen Ausgleich diesen kindisch-überschwänglichen Hymnus auf die künstlerische Größe der ungarischen Nation. Es ist mir ein Leichtes, Absatz für Absatz die Unwahrheiten nachzuweisen, auf denen Servaes sein Loblied aufbaut. Er beginnt mit einer Schilderung des Parlaments, das er vom Schiff aus erblickt: »Ein zauberhaftes Gebäude tauchte vor uns empor, mit Kuppel, Spitzthürmen, hohen Dächern, mit Strebebrücken und Arkadengängen, wie eine Traumphantasie aus Tausend-und-eine-Nacht. Betroffen sahen wir uns an. War das Wirklichkeit, was wir erblickten? — — Und doch war dieses Zauberschloss pure Wirklichkeit. Wir sahen breite Treppenstufen ins Wasser hineinlaufen und die Wellen spielend dawider plätschern.« Welche Phantasie gehört dazu, einen sechs Meter

breiten Quai zu übersehen! »Und indem wir das Bauwerk abermals musterten, bemerkten wir die herrliche Gliederung des Ganzen, das Vor- und Zurückweichen der Theile, das Contrapunktische in der Betonung der Längen- und Höhenmaße..... War es ein Königsschloss oder ein Prunkpalast? Und wir vernahmen, das sei das neue ungarische Parlament. Da staunten wir mehr noch als früher! Uns imponierte das Hochgefühl dieses Volkes, das sich selber zu Ehren, unbestimmt durch Rücksichten dynastischer Natur, ein solches Monument aufrichtete.«

Es ist gewiss interessant, einen wirklichen Kunstkenner über dasselbe Thema zu vernehmen.

Cornelius Gurlitt, wohl der erste und unparteiischeste Fachmann der Gegenwart auf dem Gebiete der Architektur, äußert sich in seinem Werk »Die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts, ihre Ziele und Thaten«: »In Wien ist das Parlamentshaus griechisch, in Pest gothisch. In Wien sollte es allgemein ideal, in Pest englisch, d. h. constitutionell ideal werden, in beiden Fällen ist es modern und deutsch. Der Erbauer des Pester Parlaments, Steindl, ist ein Schüler Schmidts und hat trotz seinen Anlehnungen an Barry, Scott, Waterhouse und andere Engländer nicht mit einem Zuge seine Herkunft verleugnet. Pest erweist sich in jedem Zuge künstlerisch als deutsche Stadt, trotz allem magyarischen Sporenrasseln und Schnauzbartstreichen.*) Denn die Artung des Bauens, die Sprache der Profile, die Auffassung der älteren Kunstweise, der zu erreichenden Ziele, nicht die

*) Die Pester Architekten dieses Jahrhunderts heißen: Weber Antal, Meixner Károly, Kolbenheyer Ferencz, Lechner Lajos, Petschacher Gusztáv, Ybl Miklos, Martinelli, Zitterbarth, Roesner Károly, Linzbauer Istvan, Henszemann, Koch Károly, Korb, Giergl, Hausmann etc. Diese Kernmagyaren sind Schüler Hansens, Schmidts und Königs.

Aufschriften machen das Wesen der Architektur aus. Und wie die Berliner Malerei der Sechziger Jahre um gleicher Gründe willen französisch ist, so ist und wird wohl noch lange das, was Tschechen, Magyaren, Kroaten und andere Völker des Südostens bauen, deutsch, wienerisch sein, ebenso wie das, was sie malen, nichts Anderes ist, als Münchener Kunst von gestern.« (S. 461.) Und an anderer Stelle (S. 639) sagt Gurlitt: »Das Parlamentshaus in London, wie es Barry in den Vierziger Jahren entwarf und wie es Steindl in Pest ohne viel Geist nachahmte, — —.« Ein anderer Fachmann, Professor Karl König, der Wiener Architekt, hat sein Urtheil über diesen Bau in die sehr zutreffenden Worte zusammengefasst: »Wie ein Stachelschwein liege es an der Donau da.«

Uebrigens will ich nicht, um Herrn Servaes zu desavouieren, einen Bau, der immerhin manche Schönheiten aufweist und dessen polychromiertes Innere auch auf mich stark gewirkt hat, gänzlich verurtheilen. Nur den schwulstigen Reporterton, der über Bildungslücken und Urtheilslosigkeit hinweghelfen soll, will ich in seiner Hohlheit aufzeigen. Als Kunstkritiker muss man sich doch ein wenig von jenem Journalisten, der über »Venedig in Wien« in begeisterten Phrasen zu berichten pflegt, unterscheiden.

Am nächsten Morgen geht Servaes allein auf die Ofener Seite, wo »rechts auf sanftgeschweiftem Hügel das langgedehnte Königsschloss liegt«. Er bemerkt wohl passend: »Das Ganze hat einen fast amphitheatralischen Charakter und wirkt wie eine von Meisterhand hingesetzte Coulisse,« ahnt aber nicht, als er im Folgenden den »Sinn für die schöne Coulisse« als ungarischen Vorzug preist, dass diese Meisterhand, der Ofen die schöne Burg verdankt, die »unseres« Fischer v. Erlach ist. Auch alles Folgende ist hohle Phrase und blutige Blamage.

»Es ist als ob die Nähe griechischer Formen und heilig gesprochener Conventionen

auf den gährenden Thatendrang des unruhigen Magyarenblutes eine besänftigende und beruhigende Wirkung verspräche. Aber, wie gesagt, die classischen Formen werden nicht völlig um ihrer selbst willen herübergenommen. Sie erfahren eine bald leichtere, bald stärkere Umdeutung ins Coulissenhafte, und wie sehr sie sich dazu eignen, das ist mir in Budapest zum erstenmale klar geworden. Es scheint, dass diese Hinneigung zum Classischen den Weg über Byzanz gegangen ist, wo man es gleichfalls verstanden hat, die künstlerische Tradition der Hellenenzeit modernnervöseren und gleichzeitig hieratisch-prunkvollen Zwecken dienstbar zu machen. Auch der Einschlag eines orientalisch-maurischen Elements weist auf Byzanz als Ursprungsort zurück. Daneben aber hat dann zweifellos eine weit neuere, mittelalterlich-moderne Stadt eingewirkt: Venedig. Auch dort hat sich der Orient mit Byzanz gekreuzt, dazwischen haben Gothik und Renaissance eine eigene und hohe Kunstblüte getrieben. Was Venedig vom Meer aus bietet, das sollte, natürlich mit entsprechender Umbildung, Budapest von der Donau aus gewähren.«

Welcher Ueberschwall von Halbbildung! Um die paar classicistischen Häuser in Pest zu erklären, ein solcher Umweg über Byzanz und Venedig! Servaes hätte doch bloß nachzufragen gebraucht, wie lange diese Häuser stehen, um zu begreifen, dass ihr Ursprung nicht ins Mittelalter zurückreicht, sondern in die classicistische Epoche unseres Jahrhunderts. — Ich will ihm gleich an einem kleinen Exempel zeigen, wie »die Nähe griechischer Formen und heilig gesprochener Conventionen« in Budapest sich auf simple Weise erklären lässt. Wir haben da in Wien seinerzeit einen steinreichen serbischen Bankier gehabt, namens Sina. Dieser Baron Sina hat zwar nicht in Byzanz, wohl aber in Griechenland viele und gute Geschäfte gemacht. In Athen lernte er den dänischen Architekten Theophilos Hansen kennen, einen Mann, der auf hellenische Kunst

schwor und auch in Wien Mehreres der Art gebaut haben soll. Von diesem Hansen ließ nun Baron Sina aus Passion allerhand Antiquisierendes bauen: In Griechenland, weil das sein geschäftliches Renommée hob, in Wien, weil er hier ansässig war, und in Budapest, — weil ihm die Pester Weiber so riesig gefielen. So merkwürdig sind die Fäden der Culturentwicklung oft verknüpft! Allerdings, wenn Servaes den Cult der Pester Weiber zu den »modern-nervösen und hieratisch-prunkvollen Zwecken« rechnet, denen nach seiner Behauptung »die künstlerische Tradition der Hellenenzeit dienstbar« gemacht wird, dann steht die Sache anders. Ja, wenn er die »Nähe griechischer Formen« auf die ungarische Halbwelt bezieht, dann hat er in der That das Recht, von »heilig gesprochenen Conventionen« zu sprechen, die »auf den gährenden Thatendrang des unruhigen Magyarenblutes eine besänftigende, beruhigende Wirkung« ausüben..... †

An diese Zuschrift möchte der Herausgeber noch eine kurze Bemerkung knüpfen.

Die ‚Neue Freie Presse' hat wieder einmal ihr altes Taschenspielerstückchen prakticiert, anrüchige Tendenzen aus der politischen Rubrik in den Feuilletontheil zu escamotieren. Sie sträubt sich mit Händen und Füßen gegen den Verdacht, den Ungarn in die Hände gearbeitet zu haben, und weist wiederholt auf ihre »sachgemäße Kritik« der Ausgleichsfragen hin. Aber in den Tagen schmachvollster Erniedrigung des Volkes, als dessen führendes Blatt sie sich gerne aufspielen möchte, verleitet sie die neulinghafte Naivetät ihres Kunstkritikers zu einem Hymnus auf die sieghaften Beutemacher. Herr Servaes, der soeben angekommene österreichische Patriot, ist jedenfalls der festen Ueberzeugung, dass Budapest zu Oesterreich gehört und dass jedes Lobeswort, welches er den »aufstrebenden Ungarn« spendet, in den Herzen seiner Wiener freudigen Nachhall wecken muss. Man schickt ihn donauwärts nach Budapest, woselbst er von Herrn Sigmund

Singer, dem jeder ungarischen Regierung willfährigen Correspondenten der ‚Neuen Freien Presse‘, in Empfang genommen und in aller Eile über die politische Sachlage getäuscht wird. Es ist ja bekannt, dass die ‚Neue Freie Presse‘, sich durch alle Ausgleichsschwierigkeiten ein offenes Herz für die »liberalen« Regierungen Ungarns bewahrt hat. Dass aber das »führende Blatt der Deutschen in Oesterreich« dahin gelangen würde, im kritischen Moment durch den Mund seines Kunstreferenten — nicht etwa ironisch — die Worte zu verkünden: »Das ungarische Volk legt ein großartiges Talent des Aufsaugens und Aneignens, neuerdings auch des Verarbeitens an den Tag. In diesem Stadium wird sich Ungarns Entwicklung voraussichtlich noch einige Zeit halten, und man sollte es darin nicht stören,« — das war denn doch nicht vorauszusehen. Man versuche es erst, Herrn Servaes nach Bosnien zu locken; — ein wie taugliches Object für Kallay-officiöse Zwecke würde der Schönheitsdurst dieses Berliners abgeben! Nun, Herr Servaes möge seinen österreichischen Patriotismus weiter missbrauchen lassen und nacheinander in allen Vicegespanschaften die »Nähe griechischer Formen«, im Lande der zwangsweise photographierten Socialisten und der gefolterten Feldarbeiter das Heraufdämmern einer classicistischen Culturepoche entdecken. Aber die Bewunderung seiner Findigkeit wird er uns nicht verwehren dürfen: er hat im Auftrage der Herren Bacher und Benedikt das Land der Griechen mit der Seele gesucht und es pünktlich in Oes budavar gefunden.

* * *

Jüdischer Religionsunterricht.

Ich erhalte folgende Zuschrift:

»Die bitterste Stunde des Mittelschulunterrichtes ist für den denkenden Schüler der jüdische Religionsunterricht, und Eltern, denen das Wohl und Wehe ihrer

Kinder am Herzen liegt, sind empört über den Dünkel und die stupide Rücksichtslosigkeit, die sich auf diesem Gebiete breitmachen. Bisher hat es leider die Unterrichtsbehörde unterlassen, sich in jene verrotteten Zustände einzumischen und den frechen Anmaßungen falscher Zeloten ein Ziel zu setzen. Die Cultusgemeinde hat sich die Prärogative zugesprochen, die Quantität und Qualität, nach der der Religionsunterricht geleitet werden soll, zu bestimmen, dem Landesschulrathe Dr. G. Kohn steht die Approbation zu; doch vergessen die Herren dabei, dass sie, bar jeder pädagogischen Anschauung, weit über das Ziel schießen. So erreichen sie denn, statt die Jugend durch einen vernünftigen Religionsunterricht fester an den Glauben zu ketten, gerade das Gegentheil. — Wie kann man dem Gymnasiasten zumuthen, eine äußerst schwere Sprache neben dem Lateinischen und Griechischen zu pflegen, sich mit grammatikalischen und ethymologischen Brocken füttern zu lassen, da Zeitmangel die halbwegs gründliche Erlernung des Hebräischen unmöglich macht? Wie kann man eingehendes Verständnis des Bibeltextes fordern und beim Prüfen Präpariertes und Nichtpräpariertes gleich streng classificieren?

Der fleißigste Junge, der sich für das aufgegebene Pensum wohl vorbereitete, fängt sich in einer der grammatischen Schlingen, die ihm sein Lehrer gelegt hat. Sofort geht dieser zu einem andern, nicht vorbereiteten Capitel über, und richtig gelingt es ihm dann, den Schüler mit einer ungenügenden Note in die Bank zu schicken. — Nicht ohne Absicht sage ich: »Es gelingt ihm.« Denn im Gegensatz zu den christlichen Religionslehrern, die zumeist wahre Freunde ihrer Schüler sind, ist der jüdische Religionslehrer der geschworene Feind seiner Zöglinge. Das Uebelwollen, die Rohheit, mit der er ihnen entgegentritt, schüchtern den Knaben ein, — widern ihn an, wenn er älter wird. Kein Professor verklagt seine Schüler bei jeder Gelegenheit, jeder verzeiht gern ihre jugendlichen Irrungen; aber der jüdische

Religionslehrer ist ein »eifervoller Gott, der da ahndet bis ins 1000. Geschlecht . . .« Glaubt er sich dadurch bei seinen Collegen in Respect zu setzen? Im Gegentheil; er macht sich selbst lächerlich und gibt den Judenfeinden unter Professoren und Schülern Gelegenheit, darauf hinzuweisen, dass er selbst, der Glaubensgenosse, die semitischen Unarten nicht länger ertragen könne. — Der gestrenge Drakohn, zu dem sich der Religionslehrer aufspielen möchte, wirkt nur wie eine hässliche Copie und ist in seinem Größenwahn abstoßend. . . .

Und alledem steht die Unterrichtsbehörde kalt und theilnahmslos gegenüber, theils aus Mangel an Sachkenntnis, theils aus schlecht angebrachter Rücksicht für die Cultusgemeinde. Da der Religionsunterricht weit die Grenzen des Erlaubten überschreitet und das Hebräische als Sprache behandelt, wäre es Sache des Unterrichtsministeriums, das Stoffausmaß genau zu bestimmen. Denn das Hebräische hat absolut nichts mit der Religion zu thun; es ist ein Specialstudium, das für den Theologen und Philologen, nicht aber für den Mittelschüler von Wert ist. Die tiefe Poesie des alten und neuen Testaments kann und muss dem Schüler in der Muttersprache gezeigt werden; und der Gottesdienst, höre ich fragen? Wie soll dieser dann fortgeführt werden? Es gibt darauf nur eine Antwort. Besser, eine antiquierte Einrichtung abzuändern, als aus der Religion ein Schreckgespenst zu machen; besser, dem Zug einer neuen Zeit zu folgen, als gedankenlos unverständliche Worte zu lallen, weil es unserer Vorväter Gebete sind, da sie noch im Lande Zion lebten, wohin wir auf Wunsch unseres Feuilletonredacteurs Herzl zurückkehren sollen, auf dass es uns wohl ergehe auf Erden. . . . Dieselbe Rückständigkeit aber, die sich in diesem Wunsche ausspricht, durchweht auch den jüdischen Religionsunterricht, und es ist höchste Zeit, darin einen Wandel eintreten zu lassen.«

Ich habe dieser Klage, für deren Weiterbeförderung zu den Ohren des Grafen Bylandt-Rheidt ich Sorge

tragen werde, nichts als zwei Namen hinzuzufügen. Es sind die Herren Graubart und Weiß, die sich bei der Ertheilung des jüdischen Religionsunterrichts am präpotentesten geberden. Der dreiste Terrorismus, den sie ausüben, hat im Akademischen und im Franz Josephs-Gymnasium bisher noch alljährlich eine regelrechte Abfallsbewegung gezeitigt. Ihr Treiben züchtet jenen wertvollen religiösen Indifferentismus, über den die Herren in sentimentalen Stunden zu trauern pflegen. Wie viele mögen später ihren orthodoxen Peinigern dankbar sein, die mit so regem Eifer Confessionslosigkeit oder Taufe propagiert und wider Willen die Keime einer gesunden Lebensauffassung in das Knabengehirn gelegt hatten. Wir haben keine Ursache, den Herren Graubart und Weiß für das Temperament, mit dem sie ihre Classen zum Massenabfall oder -übertritt bekehren, gram zu sein. Eine andere Frage ist, ob sich Eltern diesen Zustand und diese Unterrichtsmethode gefallen lassen werden, ob der Glaubenswechsel, in welchem vierzehnjährige Knaben verzweifelnd die einzige Rettung aus widrigem Schulzwange sehen, ihrem pietätvollen Sinn erwünscht sein kann. Herr Graubart hat wiederholt schon Kindern, die in allen »weltlichen« Unterrichtsfächern die beste Qualification erzielten, das Vorzugszeugnis verdorben; sollten seine und des Collegen Weiß Schüler vor der Wahl zwischen Abfall und Durchfall auch nur einen Moment zögern? . . . . Es ist an der Zeit, den jüdischen Hetzpfaffen — wir wollen sie Dünkelmänner nennen — jene Thüre zu weisen, die sie in ihrer »Sprechstunde« furchtsamen Eltern so oft vor der Nase zugeschlagen haben.

* * *

Lapidares aus der ‚Neuen Freien Presse‘.

Der Leitartikel vom 4. August enthält folgenden Satz:

»Denn diese groteske Selbstberäucherung, über welche nicht die Gemeinderäthe Dorn und Schlechter, die deswegen von ihm zurechtgewiesen wurden, allein lachen, vermag die Aufmerksamkeit von der Erbärmlichkeit der Ausreden nicht mehr abzulenken, mit denen

Herr Lueger es zu bemänteln sucht, dass er in demselben Augenblicke, in welchem er sich gezwungen sieht, ein Tadelsvotum gegen die Regierung zu beantragen, im Dienste eben derselben Regierung alles zu beseitigen sucht, was diesem Tadel Nachdruck und Schärfe verleihen und insbesondere ihm selbst das Wohlwollen entziehen könnte, dessen er um so dringender bedarf, je enger von Tag zu Tag der Kreis derjenigen wird, die sich noch von ihm verblüffen lassen.«

Herr Bacher ist von seinem Urlaub zurückgekehrt und scheint sich ordentlich erholt zu haben. Dieser Satz mit seiner frischfröhlichen Aufgedunsenheit erinnert an die besten Perioden des biederen Mannes.

*

[Dreyfus' Schenkel — verrathen.] »Als Dreyfus vor dem Kriegsgerichte erschien, sah man, wie seine Knie aus den Beinkleidern hervorstachen, und die vielen Falten derselben auf den Schenkeln verriethen, was alle Kunst des Schneiders nicht zu verhüllen imstande war, deren Magerkeit.« 8. August, Abendblatt.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Akulina. Bin zur Zeit in I. und komme, wenn irgend möglich, sehr gerne. Bitte alles Nähere selbst zu bestimmen.

E. S. in Ebensee; J. W.; A. v. D.; O. Sch. Dass Herr Spielhagen in der Romanfortsetzung der ‚Neuen Freien Presse' vom 1. August den Altersunterschied zwischen einem fünfunddreißigjährigen Manne und einem vierzehnjährigen Mädchen als »eine Differenz von elf Jahren« hinstellt, ist noch nicht das Schlimmste an diesem »Opfer«, das den Lesern der ‚Neuen Freien Presse' hundertmal auferlegt ward. Von einem Druckfehler freilich kann keine Rede sein. Es heißt ja dort: »In ein paar Jahren — sagen wir drei — Du wärst dann 38 — eine Differenz von elf Jahren. Das ist nichts Besonderes — das kommt alle Tage vor ...« Aber eine Differenz von 21 Jahren, das kommt nicht alle Tage vor. Der alternde Spielhagen glaubt eben, dass sich nach irgendeinem geheimnisvollen Modus der Altersunterschied zwischen den Menschen mit der Zeit verringert; so glaubt er ja auch, dass er dem Verständnis für moderne Literatur, zu der ihn ein Johannistrieb lockt, mit der Zeit immer näher rückt. Es handelt sich in beiden Fällen um einen Rechenfehler.

Jörg L. Möchte gelegentlich eine Probe sehen. Im Herbste wollen wir dann sprechen.

P. St. Gr. Vielen Dank. Aehnliches sehr willkommen.

C. H. H. Schönen Dank; September in der Redaction.

J. W—r. Bitte nur einzusenden.

Carl R. v. E., Schloss B. Sie haben sich in der Annahme, dass die Sache an den Pranger gestellt zu werden verdient, nicht geirrt. Vielen Dank!

National. Zur knappen Abfertigung Ihres Artikels, der ebensowenig überzeugt, nachdem Sie das Falsche in Unrichtiges abgeschwächt haben: Ihre Behauptung, dass der reife Mensch bezüglich seiner ererbten Religion keine Verantwortung der Aufrichtigkeit habe, ist dogmatisch-beschränkt. Im Princip wäre diese Heuchelei geradeso verwerflich wie die einem neuangenommenen Glauben gegenüber. Ich aber habe zur offenen und überzeugten Auswahl des kleinsten unter den nothwendigen Uebeln gerathen, mit Vermeidung jedes Jesuitismus. Die Rabbinatsansicht, das Märtyrern des Judenthums sei a priori — durch seine göttliche oder weltgeschichtliche Sendung — bestimmt, muss bekämpft werden. Wollen Sie trotz dieser Aufklärung — ich habe gar nichts dagegen — Ihre oberflächliche und unklare Kritik gedruckt sehen, so weise ich Sie an diese rabbinische Seite. Meine »Objectivität«, an die Sie appellieren, kann höchstens soweit gehen, dass ich mich freuen werde, Ihre Angriffe an anderer Stelle veröffentlicht zu sehen. Mein Blatt zum Resonanzboden jeder stammelnden Meinung über eine Materie zu machen, die darin behandelt wurde, habe ich nicht in mein Programm gesetzt.

Seemann. Leider zur Zeit nicht möglich (siehe Antwort »Danzig« in Nr. 11). September mit Vergnügen.

Richard. Sie machen mich darauf aufmerksam, dass die ‚Ostdeutsche Rundschau‘ meine Militärschwimmschulgeschichte, welche die Runde durch alle deutschen Blätter machte, ohne Quellenangabe nachdruckt und im Briefkasten derselben Nummer die ‚Fackel‘ anflegelt. Ich hatte bisher immer geglaubt, dass sich die ‚Ostdeutsche Rundschau‘ wenigstens in puncto Anständigkeit über das Niveau liberaler Redactionsgebräuche erhebt. Dass aber die eine Hand munter den »Hammer Thors« schwingt und die andere gleichzeitig sich am geistigen Eigenthume des Nebenmenschen vergreift, ist, um einen Ausdruck der ‚Ostdeutschen Rundschau‘ anzuwenden, »echt jüdisch«.

f. Gewiss, die ‚Neue Freie Presse‘ hat es zugestanden: Mit Fackeln treibt man die Affen aus dem Blätterwalde.

Danzig; Professor M.; E. R.; E. Sp—l; z. l.; Dr. K. M.; M. G.; Ludo F.; Junge Schriftstellerin; nemo 75; z. G. in J.; R. L. in G.; Quis; Eine Kampfeslustige; Dr. E. B.; Ein eifriger Leser aus dem Richterstande; Ein Jünger Themis'; Dr. Sz. Besten Dank!

Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Nr. 14 Wien, Mitte August 1899



DIE FACKEL

NR. 14 WIEN, MITTE AUGUST 1899

Die wackeren Männer, die, vor Hitze und Mitgefühl schwitzend, im dichtgefüllten Lyceumssaale die Peripetien des größten Geschichtsdramas des Jahrhunderts der bange harrenden Mitwelt und dankbaren Nachkommen schildern, kehren wehmüthig die Taschen um. Wo sind die 35 Millionen hingekommen, die England und Deutschland nach den Aussagen zweier Kriegsminister für den Verräther aufgebracht haben? Ach, das Ganze war wohl nichts als eine Ausgeburt der Phantasie des alten Soldaten, dessen Verstand vergeblich nach einer Erklärung dafür suchte, dass das Geschick der Dreyfus und Esterhazy all diesen Männern soviel wichtiger erscheinen konnte, als alle Leiden, die Hunderttausende von Menschen in den Ländern, aus denen sie kamen, heimsuchen.

Aber wie wenig kennt dieser Mercier die Welt und die Zeitungen, die sie regieren. Er ahnt nicht, dass diese Schreiber, die er verachtet, Männer sind, die den Kampf gegen Kasten- und Classenjustiz zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben. Hat er die flammenden Artikel denn je gelesen, in denen unsere österreichischen Dreyfusblätter gegen eine Militärjustiz, die so weit hinter der französischen zurücksteht, zu Felde gezogen sind? Weiß er denn, mit welcher Entschiedenheit die ‚Neue Freie Presse‘ und das ‚Neue Wiener Tagblatt‘ im Vorjahre für den Mann eingetreten sind, der da oben in Galizien verurtheilt wurde, weil er Geheimnisse aus Instructionsbüchern, die in jeder

Buchhandlung käuflich sind, verrathen hatte? Allerdings, in diesem Process war nichts Aehnliches vorgekommen wie beim Kriegsgericht im Jahre 1894. Man hatte kein geheimes Schriftstück der Kenntnisnahme des Vertheidigers entzogen; denn der Angeklagte hatte ja keinen rechtskundigen Beistand, der es geprüft und zwingende Beweise verlangt hätte. Und was sonst zwischen vier Wänden geschehen war, wusste niemand. Denn wann wären aus den geheimen Verhandlungen unserer Militärgerichte je schwatzhafte Berichte in die Oeffentlichkeit gedrungen, wie das französische Missbräuche ermöglichen? Das J'accuse eines österreichischen Zola wird Wiens Bevölkerung nie aufregen. Der Staatsanwalt würde es confiscieren, wenn nicht vorher schon die liberalen Blätter den Inhalt der Anklage durch Punkte ersetzt hätten.

Man wird also unseren Redacteuren das Recht nicht absprechen können, für den französischen Capitain ihre Stimme zu erheben. Und wie sollten sie in dem großen Feldzug für Dreyfus nicht in den vordersten Reihen stehen, da doch ein Complot zwischen Weihwasser und Säbel den Armen vernichten will? Weihwasser aber ist den freisinnigen Journalisten fast schrecklicher, als ihren Vorfahren das klare, und vom Säbel wollen sie nichts mehr wissen, seit das Makkabäerschwert den Händen des todten Löwen entfiel. Seither wird das Eisen in Juda zumeist zur Erzeugung Wertheim'scher Cassen verwendet.

Wer die Berichte der größten Dreyfusblätter Wiens — das sind die ‚Neue Freie Presse', das ‚Neue Wiener Tagblatt' und als drittes im Bunde natürlich das ‚Deutsche Volksblatt' — verfolgt, wird mit der peinlichsten Aufmerksamkeit und schärfsten Logik schwerlich imstande sein, den wahren Gang des Processes aus ihnen zu erkennen. Beim ‚Neuen Wiener Tagblatt' und beim ‚Deutschen Volksblatt' genügt die Tendenz, die den Bericht färbt, zur Erklärung seiner Unverständlichkeit. Bei der ‚Neuen Freien Presse' aber

kommt offenbar hinzu, dass ihr derzeitiger Correspondent des Französischen ebensowenig mächtig ist wie Herr Berthold Frischauer. Da er also den Zeugenaussagen nicht folgen kann, ist er darauf angewiesen, in den Mienen der Betheiligten zu lesen. Und so entnahm er denn neulich den Blicken des unruhig auf seinem Stuhle rückenden Angeklagten, dass der Brief im ‚Eclair', über den Casimir-Périer sich beschwerte, eine grobe Fälschung sei. Am nächsten Tag hat dann erst Maître Demange den scharfsichtigen Correspondenten desavouiert, indem er wegen dieses Briefes, dessen Echtheit nie geleugnet worden, eine Entschuldigung an den früheren Präsidenten richtete. Und wenn General Zurlinden seine Aussage mit den Worten beginnt: »Die Ehre der Armee hat hier nichts zu schaffen, das ist eine Justizfrage,« missversteht der Berichterstatter und meldet, dem General handle es sich nur um die Ehre der Armee. Man sieht, das ist nicht Tendenz; die besorgt schon Herr Benedikt, der höchstpersönlich in Rennes weilt, um Weltgeschichte zu erleben und für den nöthigen Schwung der Stimmungsberichte zu sorgen. Während Bacher daheim träge vom alten Sprachenstreite zehrt und noch immer die Weltgeschichte als ein Kreisgericht auffassen möchte, stellt sie sich dem behenderen Mitherausgeber, der nach Rennes eilte, doch schon als ein Kriegsgericht dar. Schade, dass der Meister der stimmungsvollen Nuance, Theodor Herzl, durch den Baseler Zionistencongress dem Dreyfusprocesse entzogen wird. Bei ihm und Herrn Nordau ist jetzt ein schwerer Conflict zwischen den Pflichten des Feuilletonisten und den Aufgaben des Staaten- und Bankengründers entstanden. Es wäre nur natürlich, wenn der Zionistentag die Versammlung im Lyceumssaale noch weiter gelichtet hätte. Zwischen Basel und Rennes wogt der tausendjährige Schmerz des Judenthums, und hier wie dort lauern Propheten, die das Pathos dieser Welt auf die Zeile berechnen.

Während all der Zeit sitzt jetzt Frischauer der Jüngere, klüger als die anderen, in der Redactionsstube

des ‚Wiener Tagblatt' und schreibt die Berichte seines Renneser Specialcorrespondenten so gut wie einer. Solange es sich nur um Nachrichten handelt wie die, dass »das Attentat auf Labori in Rennes große Sensation erregt« habe, ist das ja ganz leicht. Wenn in anderen, schwierigeren Fällen Entgleisungen vorkommen, wenn General Mercier bei den Worten des Dreyfus: »Das lügen Sie!« nicht wankt und einer Ohnmacht nahe ist, sondern nach den Aussagen der Augenzeugen von der ‚Neuen Freien Presse' und dem ‚Neuen Wiener Tagblatt' die völligste Kaltblütigkeit zeigt, oder wenn Labori am Abend des 14. August nicht »hoffnungslos« im Sterben liegt, sondern vielmehr die Verletzung nachträglich als leichte erkannt worden ist: dann sind die Ereignisse anzuklagen, die soviel weniger logisch sich vollziehen, als der klebrige Herr vom ‚Wiener Tagblatt' denkt. Er, der als Antwort immer eine Frage frei hat an das Schicksal, sagt sich ganz einfach: Warum hätte der entlarvte Mercier nicht wanken sollen? Und wenn Labori, wie sich aus der Lectüre von zehn Zeitungen ergab, an mindestens zwanzig verschiedenen Stellen verwundet war, musste sein Zustand nicht hoffnungslos sein?

Man kann gegenwärtig, ehe der Process in seinem langweilig schleppenden Gang zu Ende ist und aus den Phraseneinhüllungen, mit denen alle Betheiligten die Sache umgeben, die wenigen Thatsachen losgelöst werden können, die Geschichte der Dreyfus-Affaire nicht schreiben. Wenn der Spruch des Kriegsgerichtes gefällt sein wird, mag es an der Zeit sein, auszusprechen, wie es war. Die Märchen vom Complot zwischen Jesuiten und Generalen werden dann ebenso verstummen müssen, wie die Geschichten vom Syndicat; und die Frage wird beantwortet werden müssen, wie es möglich war, dass für und gegen die Schuld eines unbedeutenden Menschen, dessen persönliche Qualitäten so gering sind als seine Stellung im gewaltigen Heereskörper Frankreichs, eine Agitation

entfesselt werden konnte, die Frankreich drei Jahre lang beunruhigt und die ganze Welt in Mitleidenschaft gezogen hat. Mit der Logik derer, die heute am Zeitungskrieg theilnehmen, soll da nicht gekämpft werden. Mit Leuten, die Cavaignac für einen Narren erklären, weil die Fälschung Henrys, die 1896 verübt wurde, ihn nicht davon überzeugt, dass 1894 Dreyfus unschuldig war; mit Menschen, welche neben allen Generalen Frankreichs und den ersten Geistern, wie Bourget, Lemaître und Maurice Barrès, auch sieben Achtel der Bevölkerung für Schurken halten, die wider besseres Wissen die Unschuld des Verurtheilten nicht zutage kommen lassen wollen, kann man nicht rechten. Wer sich in dem Lärmen dreister Schmöcke, das sich von der Berichterstatterbank in Rennes durch alle Lande vernehmbar macht, ein wenig Kaltblütigkeit bewahrt hat, wird zugeben müssen, dass selbst in der brutalsten Nichtachtung des Einzelgeschicks einem höheren Zweck zuliebe noch immer mehr Menschliches enthalten wäre als in dem Wahrheitsdrang aufgeregter Börsebesucher. Die bezahlten Fanatiker, die bei uns den Franz Josephs-Quai gegen die französische Armee mobilisieren möchten, kämpfen in punktierten Protesten gegen die heimischen Uebel, kuschen zu allen Gräuelthaten der ungarischen Machthaber und huldigen dem Zuhältergenie des serbischen Exkönigs.



Mürren, im August 1899.

Geehrter Herr Kraus! Sie irren! Es gibt keine Rechtsfrage betreffend die Gründerrechte bei der Creditanstalt, über welche ich mich äußern sollte. Es gibt nur einen Streit zwischen befriedigten und unbefriedigten

Revolverjournalisten. Dieser Streit wird, wie ich mir vorstelle, seit ich dem Dunstkreise der Wiener Journalistik dank meiner Ferienreise entrückt bin, einstweilen durch Besänftigung der hungrigen Kläffer erledigt sein. —

Der Thatbestand ist einfach und gar nicht aufregend. Die Creditanstalt wurde im Jahre 1855*) mit einem sofort eingezahlten Grundcapital von 60 Millionen Gulden gegründet. Für dieses wurden 300.000 Actien à 200 fl. ausgegeben. Die Ausgabe »weiterer« 200.000 Actien war in Aussicht genommen. Nach § 11 der Statuten vom Jahre 1855 sollen bei Ausgabe dieser »weiteren Actien« die Gründer Bezugsrechte auf ein Drittel, die Actionäre auf zwei Drittel der auszugebenden Actien ausüben dürfen. Der Geldwert solcher Bezugsrechte beruht darauf, dass die Generalversammlung der Actionäre, welche die Ausgabe der »jungen« Actien beschließt, einen niedrigen Uebernahmscours festsetzt, der meist sehr erheblich unter dem Courswert zurückbleibt. Nun wurde in den Sechzigerjahren das Grundcapital der Creditanstalt

---

*) Man traut seinen Augen nicht, wenn man in Kenntnis der gegenwärtigen Vorgänge den folgenden Statutenauszug liest:

R. G. Bl. Nr. 186 ex 1855.

§ 9.

Das Grundcapital der Anstalt wird aus Einhundert Millionen Gulden bestehen.

§ 10.

Dieses Grundcapital wird durch 500.000 Actien gebildet. Jede Actie lautet auf Zweihundert Gulden . . . . . .

§ 11.

Von diesen 500.000 Actien werden vorerst nur 300.000 Actien ausgegeben.

Ueber die Ausgabe der weiteren 200.000 Actien, welche nach Maßgabe des Geschäftsbetriebes der Creditanstalt stattzufinden hat, entscheidet der Verwaltungsrath, welcher den Begründern der Creditanstalt das Vorrecht zur Uebernahme Eines Dritttheiles der hinauszugebenden Actien einräumen und die anderen zwei Dritttheile den Besitzern der Actien vorbehalten muss.

um 20 Millionen reduciert. Es wurden 50.000 Actien eingelöst (= 10 Millionen) und auf die noch übrigen 250.000 Actien je 40 fl., zusammen also 10 Millionen zurückgezahlt. Hierdurch wurde der Nominalwert jeder Actie von 200 auf 160 fl. herabgesetzt. Nun soll das Grundcapital durch Neuausgabe von 62.500 Actien wieder um 10 Millionen erhöht werden. Hiebei sollen den Gründern Bezugsrechte eingeräumt werden, welche nach der angeführten Bestimmung der Statuten bloß bei der Ausgabe »weiterer« Actien bestehen. »Weitere« Actien heißt — wie jedes Kind aus § 11 ersehen muss und wie auch die Verwaltung der Creditanstalt einst eingesehen hat —, Actien, welche die ursprüngliche Grenze eines Grundcapitals von 60 Millionen und einer Anzahl von 300.000 Actien überschreiten. Diese einstige Einsicht der Verwaltung der Creditanstalt wird durch ausdrückliche Bestimmungen bekundet, welche auf ihren Antrag im Anschluss an die erwähnte Capitalsreduction in den Sechzigerjahren in die Statuten aufgenommen wurde. Diese Auffassung entspricht nicht nur als eine völlig selbstverständliche den Statuten, sondern auch der Billigkeit. Denn für das wirtschaftliche Verdienst der Gründung der Anstalt mit 60 Millionen dürften sich die Gründer bei der Ausgabe der ersten 300.000 Actien hoffentlich genügend bezahlt gemacht haben.

Und nun fragen Sie mich, wodurch die Zulassung der Ausübung der Gründerrechte im gegebenen Fall gerechtfertigt werden kann. Auskunft hierüber gibt m. W. nur eine apologetische Börsenwoche der ‚Neuen Freien Presse'. Und diese macht geltend, dass die Verwaltung andernfalls einen Präjudicialprocess mit den Gründern hätte führen müssen, um die Nichtexistenz der Gründerrechte gerichtlich feststellen zu lassen. Mit beispielloser Ungeschicklichkeit wird hier gesagt, was die Verwaltung bei äußerster Vorsicht pflichtgemäß hätte thun dürfen. Ich frage mich, wieviel man einem »anständigen« Journalisten bezahlen müsste, damit er sich mit einem solchen Argument öffentlich blicken lasse. Für eine

»elende Million« — und das soll nach der Angabe jenes Artikels der ganze Wert dieser Bezugsrechte sein — thäte es ein solcher gewiss nicht.

Abgesehen von dieser Ungeschicklichkeit, finde ich bei der ganzen Angelegenheit wenig Abnormes oder Gesetzwidriges. Das deutsche Actienrecht, nach welchem Mitglieder des Vorstandes, die absichtlich zum Nachtheile der Gesellschaft handeln, mit Gefängnis von einem Tage bis zu fünf Jahren bestraft werden, gilt ja nicht bei uns. Dass einzelne Actionäre bei uns die Initiative besäßen, selbst eine Feststellungsklage gegen die Gesellschaft und die Gründer anzustellen, auch wohl eine einstweilige Verfügung auf Sistierung des ganzen Vorgangs zu erwirken, erwarte ich nicht, trotzdem ich der Meinung bin, dass einer solchen Klage stattzugeben wäre. Die Staatsaufsicht aber hält leider andere Versammlungen ihrer Aufmerksamkeit für bedürftiger, als die Generalversammlung der Creditanstalt. Und die antisemitische Partei und Presse wird den Kampf gegen die tuberculosen Jammergestalten jüdischer Hausierer würdiger und ersprießlicher finden, als gegen die Gründerrechte Rothschilds.*)

Das ist, wie gesagt, einfach und gar nicht aufregend. Eines muss aber doch stutzig machen. An der Leitung der Creditanstalt sind Persönlichkeiten betheiligt, deren Zustimmung zu einem solchen Vorgehen nicht völlig erklärlich erscheint. Vielleicht erfolgt doch noch eine Aufklärung, welche im Interesse der öffentlichen Moral dringend wünschenswert wäre.

Es grüßt Sie bestens

Ihr sehr ergebener

Professor Karl Adler.

* * *

---

*) Schonungsgebiet der ‚Ostdeutschen Rundschau‘. Anm. d. Herausgebers.

Aus der Länderbank wird mir geschrieben:

Sie haben in Nr. 11 der ‚Fackel‘ einer Tochter der Länderbank in Liebe gedacht, die, wie man seitdem durch die ‚Arbeiter-Zeitung‘ vernommen hat, in Boryslaw mit einer in Wien angebornen Vordringlichkeit social-demokratische Siege züchtet. Sie werden mir daher, wie ich hoffe, nicht die Gelegenheit versagen, diesmal einen Schwiegersohn der genannten Bank im Bilde seines Werdens und Strebens vorzuführen.

Der Mann ist an und für sich herzlich minderwertig; doch gewinnt Herr Marschall durch den Zusammenhang mit dem früheren Generaldirector der Bank, Hofrath Ritter v. Hahn, die Bedeutung eines gegenwärtigen Präsidialsecretärs. Herr Marschall ist der Schwiegersohn des Herrn v. Hahn. Es wäre weit verlockender, diesen Schwiegervater, den die Bank nach hartem Ringen in respectvolle Entfernung von ihren Cassen gebracht hat, einmal aus seiner unverdienten Zurückgezogenheit ans Tageslicht zu geleiten. Doch hieße es den Umfang mehrerer ‚Fackel‘-Nummern missbrauchen, wollte man nur das Typische verflossener Bankdirectoren entsprechend würdigen, deren manchem der Galgenhumor der Actionäre die erschöpfende Grabschrift gewidmet hat: »Er war aus Stein und stahl.« Ich weiß nicht, ob der Nachwuchs einer Thätigkeit zusteuert, die einst mit so lapidaren Worten zu umschreiben sein wird; solchem Nachruf soll durch ein paar Zeilen in der ‚Fackel‘ keineswegs präjudiciert werden ....

Den fleißigen Besuchern der Votivkirche wird deren Probst Marschall ebensogut bekannt sein, wie Nachtschwärmern das unweit der Mariahilferkirche angestammte Café Marschall. Herr Marschall der Probst, der mit Herrn Marschall dem Cafétier nichts als den Namen gemein hat, folgte nur einem Zuge seines Herzens, als er vor Jahren an den damaligen Director Hahn mit der Bitte herantrat, seinen Bruder in der Länderbank unterbringen zu wollen. Herr Hahn, dem

die Ehrfurcht vor den Wünschen der katholischen Kirche wohl nicht angeboren ist, dessen geschäftlicher Hellhörigkeit jedoch die einträgliche Bekanntschaft mit geistlichen Würdenträgern wie Zukunftsdividendenmusik klingen mochte, ließ sich dies kein zweitesmal sagen und beschied den Bruder sofort zu sich.

Durch die Bosheit der Post gelangt das betreffende Schreiben nicht an die richtige Adresse, sondern in die Hände des Cafétierssohnes.....

Piccolo Marschall, der seine Zukunft bereits im Tabakrauche seines Erbcafés verschwimmen sah, ließ Herrn Hahn nicht lange winken und trat mit dem gewohnten Bitte sehr! Bitte gleich! vor den Bankgewaltigen. Dieser herzhaften Entschlossenheit verdankt Herr Marschall seine Carrière. Ja, der Einfluss des Clericalismus in Oesterreich! Als später das postalische Versehen entdeckt wurde, hatte der Mann sich schon in der Gunst seines Herrn und Meisters warm gesessen, und Marschall der Andere musste sich mit einem bescheidenen Winkel der Bank begnügen. Herrn v. Hahn, der das Gerade wie ein rothes Tuch scheute, wurde Marschall, der Cafétierssohn, jetzt erst recht ein würdiger Mitarbeiter. Er avancierte immer höher und höher,. bis hinauf zur Hand der Directorstochter, die, wie man seinerzeit erzählte, als Haupttheil der Mitgift den Posten eines Präsidialsecretärs in die Ehe brachte. Und als der Director fluchtähnlich das Institut verließ und ihm andere, die sich seiner würdig erwiesen, die Herren Koritschoner, Teichner, Binder, folgten, um sich dem höchsten Pensionsgenusse hinzugeben — sie waren zu kurz in dem Institute, um sich das Pensionsmaximum von fl. 6000 aus den Taschen der Beamten verdient zu haben, und doch zu lang, um sich nicht auch mehr als das verdient zu haben —, da blieb aus dieser Gesinnungsverwandtschaft einzig Herr Marschall zurück

Dieser Beweis seiner Unentbehrlichkeit ist dem armen Mann zu Kopfe gestiegen. Nun möchte er die Grobheiten, die er vielleicht vor Zeiten gegen Trink-

gelder eingesteckt hat, andere entgelten lassen. Sein Amt ist das der Beamtenvexationen. Ein junger Laufbursche der Bank, der seinen Urlaub »mit Orgien« genießen will, bekommt die Machtvollkommenheit des Herrn Marschall zu fühlen, da er ihn um einen Vorschuss von fünf Gulden bittet. Herr Marschall fürchtet, der Bursche könnte mit dieser Summe durchbrennen. Die Länderbank hat sich ebcn noch nicht daran gewöhnt, um so kleine Beträge bestohlen zu werden.

Ein weiteres »Ereignis« der letzten Zeit charakterisiert den Mann. Die Länderbank treibt bekanntlich gleich einigen anderen hiesigen Instituten insoferne Frauenemancipation, als sie die Mädchen, welche sie anstellt, von frevlen Wünschen nach höheren Gehalten zu emancipieren sucht. Doch sehen jene wirklich weniger auf anständige Bezahlung, als auf anständige Behandlung. Aber auch die wird ihnen nicht zutheil. Herr Marschall hat erfahren, dass die jungen Damen ihre männlichen Vorgesetzten nicht zuerst grüßen. Die sofortige Abstellung dieses Uebelstandes erzielt er durch einen Erlass, der den weiblichen Angestellten zu Gemüthe führt, dass in der Länderbank Subordination vor Galanterie geht. Und damit ja kein Vorgesetzter sich irre und durch voreiligen Gruß die Intentionen Marschalls vereitle, müssen die Damen als Angehörige der Länderbank besonders kenntlich gemacht werden. Herr Marschall lässt sie die Härte seines Regiments fühlen und dictiert ihnen eine — Montur. Es wird eine eigene Länderbankschürze eingeführt. »Wenn Ihr's nöt anziehn wollts, werds außigschmissen.« Der alte Kaffeehauston. Die Mädchen tragen also seitdem als Sinnbild ihrer Länderbankthätigkeit Empire-Schürzen, deren jede siebeneinhalb Gulden kostet. Die böse Fama will wissen, sie würden — thatsächlich sind sie keine vier Gulden wert — dadurch kostbarer, dass die Verfertigerin der Schürzen eine Verwandte der Frau Marschall ist.

Herr Marschall sollte sich mit solchen Kleinigkeiten nicht abgeben; der Zug seines Schwiegervaters,

der ihm den Weg gewiesen, gieng immer ins Große. Ich fürchte, Herr Marschall wird am Ende noch hinter den gewaltigen Talenten zurückbleiben, die in der Länderbank nur so emporschießen und die er noch nicht einmal eines Gegengrußes würdigt. Während er in müssigen Schürzenabenteuern sein Glück vertändelt, haben sie heimlich seinen Marschallstab in ihre Tornister prakticiert. Von diesen Anderen vielleicht ein andermal.

* * *

Zuckersteuer auf Ansichtskarten!

Für einen Hofrathssohn, der zufällig noch nicht Privatdocent an der medicinischen Facultät der Wiener Universität sein sollte, weiß ich eine wunderbare Gelegenheit, es zu werden. Er lasse sich vom Minister, der für Cultus und Unterricht geradeso befähigt ist, wie er es für Ackerbau war, ein größeres Reisestipendium zum Studium einer modernen Volkskrankheit bewilligen, die alle Stände, alle Altersclassen befällt und trotz ihrer erschreckenden Verbreitung bis zur Stunde ihren Monographen noch nicht gefunden hat. Da mir das rasche Fortkommen der Hofrathssöhne am Herzen liegt, will ich ohne Umschweife verrathen, dass ich die Ansichtskartenseuche als specifische Krankheit im Sinne habe. Allen Ernstes ist der Ansichtskartensport zu einer förmlichen Manie ausgeartet, die dem Nervenarzt reichen Stoff zur Beobachtung und Untersuchung an die Hand geben würde. Der hübsche, eines gewissen poetischen Reizes nicht entrathende Brauch, Freunden von der Reise Ansichten der passierten Landschaft mit kernigem Gruß zu senden, ist in unseren Tagen ganz ungeheuerlich ausgeartet. Von den ordinären Auswüchsen will ich nicht sprechen, jenen mit impertinenter Berechnung in den Papierhandlungen, die sich dicht neben Schulen befinden, zur Schau gestellten Nuditäten im allgemeinen und den sogenannten Chimaykarten im besondern. Diese zeigen die ungezogene Zigeunerprinzessin in unterschiedlichen unangezogenen Posen. Sie sind hier und dort, so in dem für das öffentliche Wohl so sehr besorgten Oesterreich, verboten und confisciert worden. Das hindert nicht, dass sie, wie mir ein Ansichtskartenagent mit verständnisinnigem Augenzwinkern versicherte, »sehr gut gehen«. Auch will ich gerne zu-

geben, dass die Ansichtskarten manchmal ihre gute Seite haben. Wenn sie nämlich von Künstlern entworfen sind, stellen sie eines der billigsten Mittel zur Popularisierung der Kunst dar. Das ist gewiss nur zu loben.

Reist man aber im Sommer, so überzeugt man sich von der Gemeingefährlichkeit der Ansichtskartenmanie. Nicht dass man sich darüber beklagen wollte, von allen möglichen und unmöglichen Leuten Aufträge zur Verschickung von Ansichtskarten im Notizbuch zu haben. Höflich und grob sein mag jeder selbst am schicklichen Orte. Es ist Privatsache, wie weit man aus dem süßen Geständnis: »Ich sammle Ansichtskarten!« für seine Person Consequenzen ziehen will. Wehrt man sich dagegen principiell, so wird man zum mindesten der Unfreundlichkeit und des Geizes geziehen werden. Aus diesem Dilemma mag sich, wie gesagt, jeder selbst heraushelfen. Nachdenklich muss man erst werden, wenn man die Manie, mit Beiseitelassung der persönlichen Nachtheile, objectiv und altruistisch betrachtet. Rührt den Ansichtskartenschreiber nicht der Gedanke an den gehetzten Briefträger, der wegen eines »Gruß aus Ischl« in Wien vier Stockwerke erklimmen wird? Sein Herz ist verhärtet; nimmer lässt er vom grausamen Spiel. Ich sah abgestürzte Touristen zugleich mit dem Testament eine Ansichtskarte aufsetzen .... Blicken wir aus einem Coupéfenster: Da sieht man in der kurzen Zeit, da der Zug hält, Leute in glühender Hitze nach Ansichtskarten laufen, mit schweren Schweißtropfen im Antlitz ein paar hastige Zeilen scribeln und athemlos den Perron nach einem Briefkasten durchsuchen. Mit Müh' und Noth wird der Zug noch erreicht. Erschöpft setzt sich das Opfer der Ansichtskartenmanie nieder, — für einige Minuten nur; denn wieder hält der Zug, wieder muss dem Moloch geopfert werden. Statt dass ein Dienstmädchen, welches im Coupé dritter Classe die Reise mit dem Hunde der Herrschaft mitmachen darf, sich zum Mittag ein paar Würstel und ein Glas Bier kauft, sendet es wie toll unorthographische Ansichtskarten an die Kathi und an die Resi, und — sollte ihm wirklich noch soviel vom Reisegeld übriggeblieben sein, dass es sich ein warmes Nachtmal gönnen kann, — Zeit ist hiezu gewiss nicht vorhanden.

Dabei sind diese chamäleonfarbenen Dinger, oft in elendester Ausstattung, unverhältnismäßig theuer; 5, ja 6 und 7 und in fashionablen Gegenden selbst 8 bis 10 Kreuzer für die Karte ohne Marke

sind ein Preis, der die Verkäufer Wucherzinsen verdienen lässt. Und unsere Ansichtskarten verschickende Magd ist ein trauriger Typus. Summiert man, was sie und ihresgleichen in einer Reisesaison leisten, so wird man zu der Einsicht kommen, dass ein guter Theil des Volksgeldes und der Volksgesundheit dem Ansichtskartenwahnsinn verfällt. Wenn halbwüchsige, überfütterte Gänschen das schöne »Gut Ferngruß!« zum Motto ihrer ohnedies nutzlosen Tage machen, so wird man darüber nicht zu klagen brauchen. Ganz anders aber ist es bei »Mädchen der dienenden Classe«. Sie müssen essen, um arbeiten zu können; sie hungern aber, wenn sie von der Ansichtskartenmanie befallen sind.

Wer sich den offenen Blick für das, was um ihn vorgeht, bewahrt hat, wird zugeben, dass diese Bemerkungen über den Ansichtskartenwahnsinn den thatsächlichen Verhältnissen entsprechen. Und weil dem so ist, weil der Ansichtskartensport längst aufgehört hat, ein harmloser Zeitvertreib zu sein, hätte ich einen Vorschlag zur Güte, der der schädlichen Manie die Spitze bietet und dessen Verwirklichung zugleich den unerträglichen Druck der Zuckersteuer mindern könnte. Herr Kaizl führe eine Luxussteuer auf Ansichtskarten ein und reduciere im entsprechenden Maße die ein Volksnahrungs- und Genussmittel von der Bedeutung des Zuckers belastende Steuer. Wie man sieht, gebe ich nicht nur einem Hofrathssohne die Mittel zur Erlangung der venia legendi als Privatdocent der medicinischen Facultät an die Hand, sondern eröffne einem großen Steuerpolitiker und Socialreformer die beglückende Aussicht, über Nacht ein noch größerer zu werden. Beide werden mit Nutzen die heutige Nummer der ‚Fackel‘ lesen und den Herausgeber auf den letzten unbesteuerten Ansichtskarten ihrer Dankbarkeit versichern.



Seit die ‚Fackel‘ die Judenfrage in einem Sinne besprochen hat, welcher derzeit noch die Meinung der wenigsten ist, werde ich von den verschiedensten Seiten mit Zuschriften bedrängt, in denen ein jeder

der über die Sache einmal gedacht oder, der freundlichen Gewohnheit des Nichtdenkens zufolge, fertige Ansichten sich zu eigen gemacht hat, mir sein Herz ausschüttet. Und mit Berufung auf meine »Objectivität« fordert mancher sogar, dass ich ihm in meinem Blatte das Wort ertheile, welches mit überzeugender Kraft die irregeführten Leser die einzig richtige Meinung lehre. Ich kann leider der Berufung nicht entsprechen. Objectivität mag eine schöne Sache sein; aber jedem, der zur Oeffentlichkeit spricht, steht das Recht zu und die Pflicht, seine Einseitigkeit dort zu vertheidigen, wo es sich nicht um genaue Feststellung von Thatsachen, sondern um ihre Wertung handelt. Niemand erwartet, dass ein politisches Blatt den Gegnern seine Spalten zur Verfügung stelle, um ihre abweichenden Ueberzeugungen zu begründen. Nur wo Thatsachen unrichtig dargestellt wurden, zwingt das Gesetz, den Betheiligten zur Berichtigung die Gelegenheit zu bieten. In unseren Tagesblättern darf politischen und finanziellen Meinungsäußerungen kein Fremder widersprechen; das Wesen der Zeitung, welche Parteiinteressen und ihre eigenen finanziellen Interessen, denen die Besprechung von Börsen- und Bankenangelegenheiten dienstbar ist, verfolgt, würde dadurch verletzt werden. Die Fackel' hat ein Interesse: ihr Herausgeber will seine Ansichten, seine höchst subjectiven, eigensten Wertungen der Erscheinungen auf verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens mittheilen. Für das, was in diesen Blättern gesagt wird, ist er nicht nur gesetzlich als Herausgeber und verantwortlicher Redacteur haftbar zu machen, sondern auch moralisch und intellectuell. »Objectiv« zu sein, war nie sein Vorsatz; andere Ansichten mögen andere Sprachrohre sich wählen.

Der Zuschriften von jüdisch-orthodoxer, wie derer von antisemitischer Seite will ich hier nicht weiter gedenken. Wo in der »Welt« wäre nicht schon zum Ueberdruss gesagt worden, was jene mir mittheilen

konnten; und welche Thorheit dieser hätten die kräftigen Stimmen unserer antisemitischen Volksvertreter nicht schon durch die Fenster der Berathungssäle unserer öffentlichen Körperschaften gerufen! Ich will nur auf eine Anregung in Kürze antworten. Ein Wohlmeinender und sicherlich Verständiger sieht es als eine logische Folge meiner Ausführungen an, den Confessionen überhaupt den Krieg zu erklären, und fordert mich auf, ein Verkünder der »confessionslosen Religion« zu sein, jener Moral, die heute ja schon so vielfach die »gemeinsame Religion der Gebildeten« genannt wird. Ich weiß es, die Bewegung hat viele mit sich fortgerissen. Den ethischen Gesellschaften in Deutschland und Oesterreich, die solche Lehren verbreiten, hat mancher sich angeschlossen, der schweren Herzens vom Kirchenglauben sich losriss und doch der Kirche, der Gemeinschaft solcher, die eines Glaubens sind, nicht entrathen mochte. Und in den öffentlichen Schulen Frankreichs hat die confessionslose Moral das Erbe der Religionslehre angetreten. Ich leugne es nicht, dass manche Keime zukünftigen Geistes- und Gefühlslebens hier sprießen, und doch muss ich der Mitwirkung mich versagen. Die Bestrebungen, angesichts des Bestehens von Religionsgemeinschaften, die große Theile der Culturmenschheit vereinen, einc neue Gemeinsamkeit solcher zu gründen, deren Gesinnung ein Mittleres zwischen den Lehren aller vorhandenen Kirchen darstellt, sind meines Erachtens denen der Freunde einer »Weltsprache« gleich zu schätzen. Nicht das Englische oder Deutsche, die Sprachen von Millionen Menschen, die Erbinnen uralter Culturtraditionen, wollen diese zum gemeinsamen Verständigungsmittel machen, sondern ersinnen ein Volapük, ein Mittelding zwischen den Sprachen. Und auch einem Moralvolapük glaube ich keine Zukunft versprechen zu können. Warum nicht die Moral derjenigen Kirche annehmen, die alles enthält, was die Gebildeten glauben, und vom Nebensächlichen, das

befremdet und beschwert, am freiesten ist? So wie das Englische, die Weltsprache der Zukunft, das Rankwerk der Flexionen beschnitten hat.

Ein wesentliches Bedenken ist es aber auch, das ich dem Wunsche, confessionslose Religion in unseren Schulen zu lehren, entgegenzustellen habe. Ich kann der Meinung nicht beipflichten, dass man dem Staate, zumal unserem österreichischen Staat, mit mehr Beruhigung die Entscheidung anvertrauen dürfe, was Inhalt der Ethik zu sein habe, als den Kirchen, denen heute Charakter und Gemüth unserer Kinder überantwortet sind. Die Ethik des k. k. österreichischen Unterrichtsministeriums, die Lehren, die die vom k. k. Schulbücherverlag herausgegebenen und approbierten Schulbücher verkünden würden, möchten schwerlich dem Sehnen derer entsprechen, die unseren Kinderherzen den Kampf zwischen Wissen und Glauben ersparen wollen. Lasst sie kämpfen. Was sie auch ersiegen mögen, es wird wertvoller sein, als ruhiger, unbestrittener Besitz staatlich privilegierter Wahrheiten.

* * *

Ein christlicher und ein jüdischer Clericaler.

Man schreibt mir:

Mit inniger Genugthuung habe ich in Ihrer letzten ‚Fackel' den Artikel über jüdischen Religionsunterricht gelesen. Sie hätten, geehrter Herr, den beiden angeführten Namen noch einen dritten hinzufügen können, den des Dr. Max Grünfeld in Brünn. Ich will Sie hier nicht mit der Schilderung des persönlichen Martyriums, welches wir unter der Tyrannis dieses Herrn zu erdulden hatten und das uns noch jetzt, nach Jahren, in der Seele brennt, ermüden. Wir hatten dieses nicht wegen Unfleißes zu erdulden — über solchen konnte Herr Grünfeld nie klagen —, sondern weil unser Glaubenseifer seinen Anforderungen nicht entsprach. Herr Grünfeld suchte sich nicht nur über den privaten, sittlichen Lebenswandel seiner Schüler durch Zwischenträger auf dem Laufenden zu erhalten, er schnüffelte auch in ihren deutschen Arbeiten nach Natur und Geist. Was habe ich nicht hören müssen, weil ich in einer deutschen Schularbeit das

Goethe'sche Wort aus »Prometheus« citierte: »Ich dich ehren — wofür u. s. w.« — Sie werden das nicht für möglich halten! Weit unglaublicher wird Ihnen erscheinen, dass unser Deutsch-Professor — ein clericaler Herr aus Tirol und enger Verbündeter Grünfelds — einem Schüler befahl, den Schiller'schen Vers aus Wallensteins Lager:

> »Pfäfflein, fürcht' dich nicht,
> Sag' dein Sprüchlein und theil's uns mit«,

den jener in einer Schularbeit citiert hatte, auszumerzen, weil das »Pfäfflein« beim Pater Riedel*) Anstoß erregen könnte!

Der sittliche Einfluss, den Grünfeld auf seine Schüler nahm, bestand darin, erwachsenen Leuten in der 7. und 8. Classe »Watschen« anzutragen und sie »Schweine« zu nennen.

Im übrigen haben Sie sehr recht, wenn Sie den dankenswerten Einfluss verzeichnen, den das Gebaren dieser Herren auf die in Religionsangelegenheiten sonst gleichgiltigen Gemüther der ungen Leute nimmt.



Dass unter der Herrschaft des § 14 für die Einbrecher die besten Zeiten angebrochen sind, beweist wieder einmal der Inhalt einer Zuschrift, die mir aus einer Sommerfrische in der Nähe Wiens zugeht. Das flache Land ist von Polizisten und Gendarmen entblößt. Während diese ihre hochpolitische Mission erfüllen, blüht in Oesterreich das Gewerbe der vom Staatsstreich am meisten profitierenden Landstreicher. Die Zuschrift lautet:

Vor sechshundert Jahren, im grauen Mittelalter, da war es um die öffentliche Sicherheit noch gar schlimm bestellt; wer auf einsamen Straßen gieng, wurde von Raubrittern und Strauchdieben überfallen, und wer daheim blieb, dem fielen die bewaffneten Banden

---

*) Vgl. ‚Fackel', Nr. 12.

brennend und raubend ins Haus. Das war vor sechshundert Jahren! — Seither haben sich ja die Zeiten geändert, und da wir Menschen des beinahe schon zwanzigsten Jahrhunderts uns einbilden, dass wir in Bildung, Gesittung und Menschlichkeit gar weit vorgeschritten seien, sollte man wohl meinen dürfen, dass dem Staatsbürger von heute die Sicherheit seines Eigenthums hinlänglich gewährleistet werden könnte. Noch dazu in einem Staate, wie Oesterreich, dem Polizeistaate par excellence! — Und fürwahr, welch ein Unterschied in den Bildern von damals und heute! Dort die Horden sogenannter »landschädlicher Leute«, und trotz allen Landfriedensgesetzen keine polizeiliche und staatliche Abhilfe möglich, — hier die langen Colonnen säbelschwingender, hoch zu Ross einhersprengender Pickelhaubenträger, eifrig darüber wachend, jede noch so harmlose politische Demonstration abzuwehren, oder ebenso eifrig damit beschäftigt, solche Demonstrationen zu provocieren, um dann dagegen einschreiten zu können.

Wen darf es Wunder nehmen, dass da der heiligen Hermandad, bezw. auf dem Lande: der Gendarmerie, zu wenig Zeit und Leute übrig bleiben, um ihrer eigentlichen und — verzeihen Sie das harte Wort! — wohl auch würdigeren Aufgabe gerecht zu werden? So hat sich denn im heurigen Frühjahre in der Umgebung Wiens, speciell in den Sommerfrischen an der Südbahn, ein wohlorganisiertes Einbrecherwesen herangebildet, und fast jeden Morgen konnten die Leute einander schaudernd erzählen, wo schon wieder eingebrochen worden sei, nachdem man sich am Abend vorher bis an die Zähne bewaffnet zubette begeben hatte, entschlossen, sein Hab und Gut bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. In der Hinterbrühl beispielsweise wurde, da schon ein großer Theil der Sommergäste um einige traurige Erfahrungen reicher und einzelne Wertobjecte ärmer geworden war, ein regelmäßiger nächtlicher Patrouillendienst eingeführt. Die gesammte Sicherheitswache — drei Mann hoch — ward mobilisiert, darunter ein hochbetagter emeritierter Briefträger, welcher, da er zum Austragen der Briefe bereits zu schwach schien, der Polizeibehörde zugetheilt worden war. Böse Zungen behaupten freilich, dass diese drei eifrig nach einem »Vierten« suchten — — aber das ist historisch nicht beglaubigt. Als auch diese Kräfteanspannung keine Abhilfe zu schaffen vermochte, ward Gendarmerie requiriert, die in einer Stärke von vierzig Mann in die ganze Gegend vertheilt wurde. Doch

auch jetzt wurde ruhig weitergestohlen,*) denn die Patrouillen zogen es vor, bei ungünstiger Witterung die Nacht in der Wohnstube eines der ihren zu verbringen und dort auf die Strolche zu warten. Wahrscheinlich würden sie heute noch dort warten, wenn nicht inzwischen die Vöslauer, die offenbar um die berühmte »halbe Stunde« früher aufgestanden waren, das Oberhaupt der Bande erwischt hätten. Sonst würde wohl das Einbrecherwesen, das sich hier zu einem neuen und lohnenden Erwerbszweige auszubilden drohte, noch weiter blühen; denn auch die Hinterbrühler hängen keinen, sie hätten ihn denn, — und das ist selten der Fall.

* * *

Ein Rundgang durch »Venedig in Wien«.

Sehr geehrter Herr! Es ist ja längst eine bekannte Thatsache, dass man in anständiger Gesellschaft, besonders in Damengesellschaft, jenes von einer Clique schamloser Revolverjournalisten über den grünen Klee gelobte Land »Venedig in Wien« nicht besuchen kann. Lässt sich nun der ahnungslose Fremde, der ja im Hochsommer in Wien wahrlich in kein »embarras de richesses« an Vergnügungen geräth, verleiten, des Nachts in jene Jauche, genannt »Venedig in Wien«, zu treten, so gewinnt er von unserer Stadt einen Eindruck, den er sich billiger und ungestörter — — sagen wir »anderswo« holen könnte.

Eine kleine Gesellschaft — bestehend aus einem älteren Herrn und zwei jungen Damen —, der man sofort ansieht, dass sie hier fremd ist, betritt dieses so viele bezahlte Zeitungsschmöcke in Ekstase versetzende »Etablissement« und lässt sich direct das Theater weisen. Offenbar war dies der Zweck ihres Hierherkommens. Da jedoch bis zu Beginn der Vorstellung noch Zeit ist, steht man ab, sogleich die

---

*) Knapp vor Schluss der Redaction trifft die Nachricht ein, dass beim Minister für Cultus und Unterricht, der eine Villa in der Vorderbrühl besitzt, eingebrochen wurde. Das ist schnöder Undank gegen das Mitglied einer Regierung, die durch Verwendung der Polizei für hochpolitische Zwecke allzeit Jungtschechen und Einschleicher zu befriedigen bemüht war. Hoffentlich ist dem Grafen Bylandt-Rheidt unter zahlreichen anderen Wertobjecten nicht auch der Cultus abhanden gekommen. Dass ihm der Unterricht gestohlen werden kann, daraus hat er selbst nie ein Hehl zu machen versucht.

Anm. d. Herausgebers.

Plätze einzunehmen, und schlägt den Weg zu einem Restaurant ein. Schon auf dem Wege kann man bemerken, mit welch unglaublicher Frechheit und Tactlosigkeit die männliche haute volée die Damen belästigt. Wie die Schmeißfliegen ein Pferd umekeln, so hängt sich bald ein Schwarm von Herren in Uniform und Civil, denen die brutale Gier aus den Aeuglein glotzt, an die kleine Gesellschaft. Am kühnsten benimmt sich hiebei die Uniform, welche sich in dem Bewusstsein ihrer unbedingten Unwiderstehlichkeit mit Applomb in die gefütterte Brust wirft und die Damen derart anstiert — sogenannte »sieghafte Blicke« —, dass die Armen, vor Entrüstung und Aerger rathlos, bald sich selbst, bald ihre dreiste Begleiterschar anblicken. Nun bleibt ein »eleganter Herr« direct vor einer der beiden Damen stehen, derart, dass man gezwungen ist, dem Höflichen auszuweichen, und äußert sich wörtlich: »Ich besuche doch jeden Abend Venedig, aber die da habe ich noch nicht gesehen!«

Blutroth im Gesicht schreitet die also Apostrophierte rasch weiter, und aufathmend setzt man sich an einen leeren Tisch der Restauration. Ich sitze am Nebentisch und höre, wie man den Entschluss ausspricht, den Besuch des Theaters zu unterlassen und diesem »Vergnügungsetablissement« den Rücken zu kehren. In diesem Moment kommt auf den alten Herrn eine Kellnerin zu und sagt, offenbar die Situation verkennend, jovial: »Gehn's, bitt' schön, geb'ns mir drei Kreuzer, ich muss . . . . . . geh'n!« — Der alte Herr, der schlecht »deutsch« versteht, fragt freundlich, was sie wünsche, worauf die Kellnerin lachend ihr Begehren wiederholt. Die armen Damen stehen todtenblass auf, drängen ihren Begleiter mit sich fort, als im selben Augenblick ein Hauptmann, der die ganze Scene beobachtet und mitangehört hat, wüthend der Kellnerin zuruft: »Schau'n's, dass weiter kommen, Sie Schl . . . . n, sonst lass' ich Sie einsperren!« Der Hauptmann nähert sich der Gesellschaft, stellt sich vor und erklärt abseits dem alten Herrn die ganze Scene. Empört bricht man auf, und indem ich den Fremden folge, bin ich noch Zeuge, wie die mehrfach erwähnte Dirne sich mit lautem »Servus, Servus!« in eine Gruppe junger Officiere stürzt . . . .

Ich folge eine Weile den Damen. Bevor ich meine eigene Richtung einschlage, kann ich noch bemerken, wie eine der beiden sich entsetzt plötzlich an den Arm ihres Begleiters klammert. Ein »besseres Mädchen« war an ihr vorübergetänzelt, hatte einem die

beiden Damen anglotzenden Freiwilligen einen derben Schlag auf den Bauch gegeben und ihm laut zugerufen: »Komm', komm'! . . . . .«

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In nächster Nähe stelzte Polizeicommissär Pichler einher, freute sich, dass ihm dies Eldorado, das Gabor Steiner »seinen« Wienern erschaffen, zum Revier gegeben ward, und bedauerte wohl die Collegen, die draußen wegen jedes »Pfui Lueger!« einschreiten und einreiten müssen, während er im Geiste wahrhafter Duldung über den Lagunenfreuden walten darf.

* * *

[Ein kleiner Beitrag zur Lehre von der Incompatibilität.] »Bei der Firma: Actiengesellschaft der Metallfabrik in Oed vormals Gebrüder Rosthorn, wurde Ernst Oser, k. k. Sectionschef in Wien, als neugewähltes Mitglied des Verwaltungsrathes mit dem statutenmäßigen Firmierungsrechte eingetragen.« — Herr Oser ist activer Sectionschef im Ackerbauministerium.

* * *

Lapidares aus der ‚Neuen Freien Presse'.

»Einer der wenigen noch lebenden Zeitgenossen Goethes, der Geheime Hof- und Justizrath Dr. Karl Gille, ist, 86 Jahre alt, in Ilmenau gestorben.«

*

Anlässlich der 300. Wiederkehr des Geburtstages Van Dycks: »— — — — dass aller Hader vor dem mit Blumen geschmückten Standbild verschwindet und nur der Eine Ruf Aller Brust bewegt: Hoch lebe Van Dyck!«

*

Rennes

»Die Verhaftung Bourdons war nur vorübergehend.«

»Lebon ist eine jener Typen, die bei Frauen Glück haben.«

»Bleich wie eine Statue schlich Mercier hinaus.«

»Einmal räuspert sich Dreyfus und dreht dann seinen Schnurrbart, der nur schwach ist.«

»Man nimmt Schneiders Depesche als Zeichen, dass damit das Eis für directe Erklärungen auswärtiger Persönlichkeiten gebrochen sei.«

Jargon: »Die Wunde Laboris ist gottlob nicht schwer.« — »Der französische Charakter ist empört über die Feigheit des Attentäters, der Labori von hinten anschoss.«

Unglaubwürdigkeit eines Zeugen: »De Muller will im Privatcabinet Wilhelms II. eine Nummer der ‚Libre Parole‘ mit der Blaustiftnotiz *‚Dreyfus est pris‘* gesehen haben. Dieser Muller ist auf einer Seite gelähmt, er zieht sein Bein nach und macht nicht den Eindruck eines gesunden Menschen.«

Beweisführung: »Welchen Wert hätte die Behauptung einer Kammerfrau, die Dreyfus im Pariser deutschen Botschaftspalais gesehen haben will. Wenn man alle Personen verdächtigen wollte, die in den letzten Jahren das deutsche Botschaftshotel besucht haben — — — — —«

Urtheil: »Dreyfus' Stimme ist angenehm, und seine ganze Haltung und Sprache sind die eines Unschuldigen.«

Begründung: »Mit der Lupe konnte heute der ärgste Feind an dem Manne nichts Antipathisches entdecken.«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Valerie, Weidlingau. Herr Khittel ist nicht kaiserlicher Rath, sondern Hofrath in der Direction der Staatsbahnen. Sie haben trotzdem mit Ihrer Beschwerde recht. Der Herr könnte ganz gut erster Classe fahren, und wenn er schon einen eigenen Salonwagen für sich ankoppeln lässt, dann sollte die Procedur wenigstens rascher vor sich gehen. 20 Minuten Zugsverspätung wegen eines Hofrathes — das ist denn doch eine ungebürliche Belästigung des reisenden Publicums. Länger dauert's ja auch nicht, wenn Herr v. Taussig befördert wird. (Vgl. Nr. 9 der ‚Fackel‘.)

Adolf W. Habe das Feuilleton nicht gelesen; in welchem Blatte erschien es? Was verstehen Sie in diesem Falle unter »Adresse«? Sonst besten Dank!

P. R., Ungarn. Mir war die Autorin bekannt. Kunstkritische Notizen sehr erwünscht.

E . . . . . Ihre Beschwerde ist vollauf gerechtfertigt. Gelegentlich will ich gerne darauf zurückkommen.

C. W., Prag. Ich sehe der angekündigten Schilderung gerne entgegen. Sie könnten ja wohl auch aus intimer Kenntnis ein Charakterbild des Grafen entwerfen.

Sage. Stellenweise ganz fein.

Rudolf M. Sehr willkommen.

X. Y. Der Vorstand des Mittelschullehrervereines hat durch sein serviles Gebaren wiederholt den Unwillen der Lehrer erregt, so insbesondere damals, als er sich bei Gautsch im Namen der Lehrer dafür bedankte, dass dieser versprochen hatte, für die Regulierung der Gehalte etwas zu thun. Die devote Haltung Gautsch gegenüber war umso anwidernder, als gerade dieser Mann die Lehrer mit offenbarer Geringschätzung behandelte.

Albert J. Ich kenne einen Herrn Fuchs, Mitarbeiter der ‚Oesterreichischen Volkszeitung', nicht. Wenn er behauptet, in der ‚Fackel' einen Artikel über Schulwesen verfasst zu haben, so — irrt er sich.

A. S., Weidlingau. Werde der sehr interessanten Sache gerne nachgehen. Bitte Sie aber um intime Nennung Ihres Namens.

J. St., Fusch. Vielen Dank für Ihre liebenswürdigen Worte. Bezüglich K.'s ward ich neuerdings anders informiert.

Auch ein Schüler . . . . Ich kenne den Herrn. Meine persönlichen Erfahrungen sind es, mit denen meine »Gerechtigkeitsliebe«, an die Sie appellieren, hier nicht in Conflict geräth.

med. Mara; A. M.; H. W.; Th. M.; M. H. S.; Akulina; Richard Sch.; E. St. in Ischl; P. St. Gr. in Brünn; Em. Sch.; Ein Volksschullehrer; Tybalt; Ein Tscheche; S. L.; Al. R. Besten Dank.

Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.

Druckfehlerberichtigung.

In Nr. 13 lies auf S. 19, Zeile 13 von unten, statt »Ihrer Redactionsstuben«: *ihrer Redactionsstuben.*

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.


DIE FACKEL
HERAUSGEBER:
KARL KRAUS.
ERSCHEINT DREIMAL
IM MONAT.
PREIS 10 KR.
WIEN.

DIE FACKEL

NR. 15 WIEN, ENDE AUGUST 1899

Das preußische Abgeordnetenhaus hat den Mittellandcanal abgelehnt, — ein Vorgang, der an sich für die Interessen des preußischen Staates ohne jede Bedeutung ist. Allerdings werden die Cementactien um etliche Percent fallen, und das Unternehmerthum des Westens wird mit Wehmuth auf die Gründer unserer Creditanstalt blicken, denen die Millionen nur so in den Schoß gefallen sind. Damit aber ist die von dem »großen« Mittellandcanalproject berührte Interessensphäre erschöpft. Die überwältigende Mehrzahl des deutschen Volkes, der arbeitende Theil der Bevölkerung, hat andere und ernstere Sorgen. Er muss sich seiner Haut wehren gegenüber einem Gesetzentwurf, der nichts Geringeres bezweckt, als die arbeitende Classe zu entrechten und ins Zuchthaus zu schicken für das freche Streben nach Verbesserung ihrer Lebenshaltung. Bei dieser Sachlage würde es sich nicht verlohnen, von dem verschütteten Mittellandcanal noch zu sprechen, wenn nicht die politischen Begleiterscheinungen der Vorlage nach mehrfacher Richtung hin unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nähmen.

Es hat sich einmal gezeigt, dass die conservative Partei nicht mehr, wie in den letzten Decennien des Bismarck'schen Regiments, eine gouvernementale Partei ist, sondern auf den Plan tritt mit dem unerschütterlichen Entschluss, unter ihren Willen die Gesetzgebung zu beugen. Diese Thatsache aber wird jeder ehrliche Mann mit Freuden begrüßen. Die Bildung einer starken

Partei ist immer eine Errungenschaft für den constitutionellen Staat. Vielleicht hört damit endlich das schwächliche Lavieren, das , ziellose Herumtappen auf, das die deutsche Politik des letzten Jahrzehnts charakterisiert.

Weiter aber hat sich die völlige Schwäche der Regierung offenbart. Größere und tönendere Worte hat eine Regierung wohl nie gesprochen, als die preußische für den Fall der Ablehnung der Vorlage. Man hätte glauben müssen, dass das preußische Abgeordnetenhaus bis auf den letzten Mann zerschmettert würde, wenn es von seinem verfassungsmäßigen Rechte Gebrauch macht und den Gesetzentwurf ablehnt. Und was ist geschehen? Nicht einmal die Auflösung des Abgeordnetenhauses hat man gewagt. Die Regierung sagt schön: »Pater peccavi« und alles bleibt beim Alten. Zum drittenmale hat es sich jetzt gezeigt, dass die Stärke der heutigen deutschen Regierung ausschließlich in vollklingenden Worten besteht, die nur das Ausland noch ernst nimmt. Das Volksschulgesetz und die Umsturzvorlage sind gefallen, und die Regierung hat die Ablehnung ruhig hingenommen. Der deutsche Reichstag wird daraus eine Richtschnur für seine Haltung gewinnen, wenn im Herbst die Zuchthausvorlage zur zweiten Lesung kommt. Die Conflictdrohungen für den Fall der Ablehnung dieses Schandgesetzes können jetzt nur noch Heiterkeit hervorrufen, und es scheint gewiss, dass die Regierung auch diese Schlappe in Demuth erleiden wird.

Endlich hat sich die ganze Erbärmlichkeit des Liberalismus von neuem auch dem blödesten Auge offenbart. Er glaubte infolge der Widerspenstigkeit der conservativen Partei seine Zeit gekommen. Und was thaten die liberalen Mannesseelen, die auf ihr Programm Freiheit und Constitutionalismus geschrieben haben? Sie schwelgten fast ausnahmslos in der Idee der Maßregelung von Beamten, die als Abgeordnete ihrer Pflicht genügt und nach ihrer freien Ueberzeugung die Canalvorlage

abgelehnt hatten, sie verkündeten die sofortige Absetzung aller Minister und ihre Ablösung durch andere, die sich leichteren Herzens mit der erdrückenden Mehrheit des Abgeordnetenhauses in Widerspruch setzen, und forderten die Auflösung des Parlaments.

Von all diesen blutigen Hoffnungen hat sich bis heute keine erfüllt. Uebrigens hätte der Liberalismus dabei sein Geschäftchen doch nicht machen können. Wäre das Abgeordnetenhaus aufgelöst worden, seine Zusammensetzung würde dieselbe geblieben sein. So lange die Socialdemokraten an der Dreiclassenwahl sich nicht betheiligen und mit dem Liberalismus nicht zusammengehen, ist an eine Vermehrung der liberalen Mandate in Preußen nicht zu denken. Und diese Combination ist völlig ausgeschlossen. Die deutsche Socialdemokratie ist zu reif, als dass sie in diplomatischer Verirrung momentanen Erfolgen zu Liebe den Vertretern jener Interessen sich gesellen sollte, die der socialdemokratischen Weltanschauung immer noch am schroffsten gegenüberstehen.

* * *

Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, sich von dem Gang der Verhandlungen in Rennes eine auch nur annähernd richtige Vorstellung zu machen. Wer nicht Berichterstattung, sondern Romantik wünscht, braucht freilich nicht »unterrichtet«, nur gerührt zu sein. Und mit butterdicker Rührung versorgt ihn unsere bürgerliche Presse, die all den Schmerz, dass sie die heimatlichen Uebel und das epidemische Ungemach vor ihrer Thüre nicht mit einem Worte berühren darf, an dem exotischen Einzelschicksal ausweinen möchte. Sie betrachtet es so ausschließlich als ihre Domäne, dass sie förmlich den Kriegsrichtern im Lyceumssaal ihre Arbeit zu erleichtern, den Anwälten ihre Plaidoyers abzufangen sucht und nach Willkür unbequemen Zeugen das Wort entzieht. Der bedächtige und sichtlich in der vornehmeren Art älterer Juristen waltende Demange erhält

zweimal täglich seine Rüge; Herr Labori, der als unermüdlicher Gallerieredner die von deutschen Criminalisten angestaunte Langmuth des Präsidenten oft auf harte Proben stellt, wird mit all den Lobesworten belohnt, auf die bei uns nur sogenannte »Zierden des Barreaus« Anspruch erheben können.

Selbst wenn man von der pflichtmäßigen Färbung, von Entstellung und dem bewussten Unterschlagen gewisser, nicht etwa Dreyfus belastender, nein, bloß den Glauben an seine Engelhaftigkeit in allen Lebenslagen ein wenig störender Einzelheiten absieht, bleibt soviel hartnäckige Niedertracht in der Beurtheilung der Gegner, dass selbst der Freund sich angewidert fühlen muss. Wir wissen ja nun bereits, dass die Herren nicht Zeitgeschichte, sondern einen Roman schreiben wollen. Aber wenn sich schon die Vertheilung des Edelsinns und aller guten Gaben in uncontrolierbarer Weise vollzieht, müssen darum die schwärzesten Eigenschaften Personen angeheftet werden, deren bessere Wesensart und Tüchtigkeit oder mindestens guter Glauben doch vor der Revision durch Zeitungsschmöcke längst festgestellt war? Cavaignac, der Mann, der die Fälschung Henrys unerbittlich aufgedeckt hat, stand auch vor dem beim deutschen Freisinn in Gunst; heute muss er sich vom schäbigsten Burschen, der im Dienste der Wahrheit und Gerechtigkeit Zeilen schindet, abkanzeln lassen. Und Bertillon? Kein Mensch vermag aus der Form, die die Berichterstattung seiner Zeugenaussage gibt, klug zu werden. Wir erfahren bloß, dass über ihn gelacht wurde. Möglich, dass sein Anblick ein paar Herren auf der Berichterstatterbank im Lyceumssaale heiter gestimmt, möglich auch, dass seine Aussage in der That manche Gelehrtenschrulle offenbart hat. Wir Zeitungsleser, die wir die ausführlichsten Berichte aus Rennes erhalten, wissen es nicht und können es nicht beurtheilen. Soviel aber wissen wir, dass es eine unerhörte Anmaßung ist, uns statt der vielleicht unglücklichen Zeugenaussage ein paar alberne Glossen

zu bieten, statt jener das carricierte Bild eines Mannes, »dessen Vater nur ein halbes Gehirn hatte«. Diese zum Himmel stinkende Erbärmlichkeit hat sich die ‚Neue Freie Presse' geleistet. Bertillon, der anerkannte Entdecker der anthropometrischen Messung, dessen Methode von dem hervorragendsten Lehrer des Strafrechts, Professor Franz v. Liszt in Berlin, empfohlen und auf Grund dieser Empfehlung in allen Culturländern mit denkbar bestem Erfolge praktisch eingeführt ist, wird von dieser Presse nicht etwa als ungeschickter oder böswilliger Zeuge angegriffen, nein, als ein Schwachsinniger vorgeführt, den von der Aufführung im Carltheater nur ein Schritt trennt. Selbst die begreifliche Wuth gegen den Erfinder eines Systems, mit dessen Hilfe man Depotdiebe, liberale Jobber und Mitglieder der »Concordia« agnoscieren kann, macht diese Stellungnahme noch nicht erklärlich.

Mehr heiter als herausfordernd wirkt hinwiederum die Art, vom eigenen Lager alles fernzuhalten, was die Verdauung der Leute, deren Morgengruß ein paar Tage hindurch ein besorgtes »Nu, wie geht's Labori?« war, unliebsam zu stören vermöchte. Die ‚Neue Freie Presse' hat bekanntlich längst das Verlangen gestellt, dass ein neuer Beethoven die Ruhmesthaten Picquarts besinge. Sorgsam wird jetzt alles beseitigt, was den romantischen Zauber, der um den Chef des Spionagebureaus gesponnen ist, irgendwie laidieren könnte. Da bringt die ‚Kölnische Zeitung', ein der Parteinahme für die französischen Nationalisten gewiss nicht verdächtiges Blatt, die Zeugenaussage des Generals Gonse am 19. August, in der eine, nicht für den Spion, wohl aber für den Romanhelden Picquart compromittierende Stelle enthalten ist. Der Bericht der ‚Kölnischen', Abendausgabe vom 21. August, lautet wörtlich:

Aber man kann sich über solche Aeußerungen nicht wundern, wenn man erfährt, welche Behandlung sich die Militärattachés und übrigen Mitglieder der Botschaften in Paris gefallen lassen müssen. General Gonse erzählte darüber am Samstag als Zeuge vor dem

Kriegsgericht: »Gegenüber einer Botschaft in Paris [es ist die deutsche] gab es eine Wohnung, zu der wir Zugang hatten. Darunter hatten die Attachés dieser Botschaft die Zimmer des Erdgeschosses gemiethet, wo die Junggesellen unter ihnen frühstückten. Die Pförtnerin besorgte die Küche für diese Herren. Es waren zwei Räume, der eine diente als Esszimmer, der andere als Rauchzimmer, wo man auch den Kaffee einnahm. Der Oberst Picquart ließ in dem darüber gelegenen Zimmer Vorrichtungen anbringen, ließ im Kamin Schallhörner befestigen und ein Möbel aufstellen, von dem aus man sich dieser Schallhörner, die den Schall in dem Kamin auffiengen, bedienen konnte. Er setzte dann in das Zimmer einen seiner Agenten, den ich nicht kannte, und dieser Agent belauschte alle Tage die Unterhaltungen und erstattete darüber abends 7 Uhr Bericht. Das hat ich weiß nicht wie lange gedauert. Ich frage, ob derartige Schritte gegenüber Personen, die den Botschaften angehören, der Regel entsprechen, und ob man so etwas thun darf, ohne seinen Vorgesetzten Rechenschaft abzulegen.« Oberstlieutenant Picquart hat diese Aussage des Generals Gonse an sich nicht bestritten, sondern nur gesagt, dass sein Vorgänger (Sandherr) das obere Stockwerk gemiethet und einen vollständigen Dienst dort eingerichtet hatte. Er setzte hinzu: »Man hatte die Naivetät, Löcher in den Läden (des oberen Stockes) anzubringen und jeden, der die Straße überschritt oder in das Haus eintrat, photographieren zu lassen. Ich habe dem allem ein Ende gemacht ....«

Dazu bemerkt die ‚Kölnische Zeitung‘

Danach ist also Oberst Picquart als der Vater der Schallhörner im Kamin zu betrachten, und wenn so etwas am grünen Holze geschah, so braucht man sich schließlich nicht zu wundern, wenn die dürren Hölzer, die Henry und Genossen, bei dem Geschäft, das sie betrieben, noch zu ganz anderen Mitteln griffen.

Diese Stelle aus der Rede des Generals Gonse haben unsere Blätter unterschlagen. Nur das ‚Wiener Tagblatt‘ nicht. Es fälschte sie. Das Blatt des Herrn Otto Frischauer brachte den Bericht der ‚Kölnischen‘, aber mit einer kleinen Adaptierung. Nicht Herr Picquart hat jetzt die Schallhörner anbringen lassen, sondern

»das französische Nachrichtenbureau«, und die Darstellung des ‚Wiener Tagblatt', Morgenblatt vom 23. August, lautet wörtlich:

Bezeichnend für die würdelose Behandlung der fremden Militär-attachés in Paris ist folgende Aussage, die General Gonse vor dem Kriegsgerichte in Rennes ablegte: »Gegenüber einer Botschaft in Paris (es ist die deutsche) gab es eine Wohnung, zu der wir Zugang hatten. Darunter hatten die Attachés dieser Botschaft die Zimmer des Erdgeschosses gemiethet, wo die Junggesellen unter ihnen frühstückten. Die Pförtnerin besorgte die Küche für diese Herren. Es waren zwei Räume, der eine diente als Esszimmer, der andere als Rauchzimmer, wo man auch den Kaffee einnahm. Das französische Nachrichtenbureau ließ in dem darüber gelegenen Zimmer Vorrichtungen anbringen, im Kamin Schallhörner befestigen und ein Möbel aufstellen, von dem aus man sich dieser Schallhörner, die den Schall in dem Kamin auffiengen, bedienen konnte. Es setzte dann in das Zimmer einen seiner Agenten, den ich nicht kannte, und dieser Agent belauschte alle Tage die Unterhaltungen und erstattete darüber abends 7 Uhr Bericht. Das hat ich weiß nicht wie lange gedauert.« Und Oberstlieutenant Picquart fügte hinzu, dass das ganze obere Stockwerk gemiethet und dort ein vollständiger Dienst eingerichtet war. »Man hatte die Naivetät, Löcher in den Läden des oberen Stockes anzubringen und jeden, der die Straße überschritt oder in das Haus eintrat, photographieren zu lassen. Ich habe dem allem ein Ende gemacht.«

Unterschlagen ist hier somit die Stelle von: Ich frage ob derartige Schritte .... bis: vollständigen Dienst dort eingerichtet hatte. Hier ist von »Vorgesetzten« und von einem »Vorgänger« die Rede, und die hatte wohl Herr Picquart, aber nicht das »Nachrichtenbureau«. Nach der ‚Kölnischen' war Picquart geständig, nach der Darstellung des ‚Wiener Tagblatt' ist er ein edelgesinnter Mann, der nichts thut, als »dem allem ein Ende machen«. Es liegt also die Fälschung eines Berichtes und bewusste Irreführung seiner Leser vor, deren sich dieses verächtlichste, aber in Dreyfus-Sachen, im Ringen nach »Wahrheit«

hitzigste der Wiener Capitalistenblätter schuldig gemacht hat.

Dies nur ein kleines Beispiel. Es wird an dem Glauben der um jeden Preis Gläubigen nichts ändern. Ein Reinach hat sich im Dreyfus-Handel bei Casimir-Périer für die Revision und den Sieg der Gerechtigkeit eingesetzt. Warum sollten unsere Gerechten nicht betrügen dürfen?

* * *

Ein Wiener Schriftsteller, der längst fern dem Gunstkreise der Wiener Geistigkeit die Bethätigung seiner Anschauungen sucht, stellt sich mit dem folgenden freimüthigen Brief, den er zur Dreyfus-Sache schrieb, an meine Seite. So einigt vielleicht der welt- und weltblatterschütternde Lärm, der von Rennes herübertönt, das nicht im Dienste der Börsenpresse stehende Schriftthum zu einer Solidarität des Ekels.

Lieber Herr Kraus, ich habe mich im Laufe der »Affaire« wiederholt gefragt, was wohl die Ursache dieser unerhörten Inbrunst sein könnte, mit der sich bei uns gerade der Theil der Bevölkerung, der dem feiner Empfindenden der widerwärtigste und verhassteste ist, zum Anwalt des »Unschuldigen« aufgeworfen hat? Frankreich wird jetzt durch ein Gewitter erschüttert, das sich aus der Reibung zweier Epochen über das Land entlädt, jeder Franzose muss für Leben und Gewissen zittern. Keinem vernünftig Denkenden wird es einfallen, ihm die Leidenschaftlichkeit vorzuwerfen, mit der er Stellung nimmt für oder gegen »Dreyfus«, einen Namen, der längst nicht mehr den einen Mann bedeutet, sondern das Schicksal eines Volkes. Auch hat man all die Phrasen vom Kampf des Maurerthums gegen Pfaffenwesen, der »Alliance« gegen den Antisemitismus u. s. w. längst classiert, wie sich's gebürte. Es wird viel zähe und gutgemeinte

Arbeit verrichtet in beiden Lagern und mancher Name blind besudelt, der braven Männern gehört, unverantwortlichen Werkzeugen eines völkerphysiologischen Geschehens ... Nur einige Randbemerkungen möchte ich Ihnen mittheilen zu den Motiven dieses unerquicklichsten und abstoßendsten Schauspiels, dem beizuwohnen man hierzulande unrettbar verdammt ist, in dem Jobber und Rosstäuscher mit schweißigen Händen für Ideale gesticulieren, mit geifernden Mäulern ungewohnte und missverstandene Worte radebrechen: Wahrheit, Menschlichkeit, französische Eigennamen. . . .

Unsere Psychologen der Menge sind in ihrer Terminologie kaum über die paar abgewetzten Zeitungsclichés hinausgelangt, die schon den Jüngeren unter uns unverständlich, wenn nicht ein Abscheu geworden sind. Nach ihrer Methode ließe sich probat constatieren, dass die Sippe, von der ich spreche und deren bloßer Anblick im Zustande der Ruhe schon hinreicht, um Einen an allen großen Gedanken irre werden zu lassen, sich jetzt thatsächlich für nichts Geringeres echauffiert, als die Wahrheit, das Recht des Menschengeschlechtes! Es gibt keinen Cridatar, keinen Ehekuppler, keinen Wucherer mehr, der nicht über Roget, Quesnay de Baurepaire, Barrès, Lemaître zu Gericht säße im Namen der »Wahrheit«. (Denn vor dieser Sippe hat ja die Sache längst den Personen weichen müssen.) Der sich nicht mit Zola in einer Gemeinschaft der Gesinnungen identificierte, diesem herrlichen Künstler, der aus seiner Einsamkeit heraustritt für eine Spanne, die nur eben hinreicht, um ein Meisterwerk in die Welt zu schleudern und ein Leben für eine Ueberzeugung in die Schanze zu schlagen, — mit Zola, der in »Pot bouille«, »l'Argent«, »Au bonheur des dames« deutlich genug gezeigt hat, wie er sich zu jenem Gelichter stellt. Ich sehe die Lösung des Räthsels in der angestammten Unart dieser Leute, über den Mist vor der eigenen Pforte zu springen, um mit lautem Geschrei vor einer fremden Thür zu kehren.

Millionen Besen werden jetzt von schmierigen Fäusten vor Frankreichs Thür geführt. Endlich ist eine Gelegenheit gefunden, mit all den offenkundigen und verborgenen Gemeinheiten, die man auf dem eigenen Kerbholz hat, in einen Pfuhl von Sentimentalität unterzutauchen, aus dem man dann, triefend von Mitgefühl und edler Empörung, heraussteigen kann, reingewaschen und neugeboren. Hat diese Gesellschaft eine Familie aufzuweisen, die nicht ihren eigenen Dreyfus hätte, den mit dem unrevidierbaren Process? Giebt es einen »Generalstab«, er möge zu welcher Fahne, welchen Interessen immer schwören, der nicht in collectiver Niedertracht Schuld trüge an dem Untergange eines »Unschuldigen«? ..... Aber am lautesten schreien natürlich, die ihr Gewissen zu betäuben haben. Wie wirklich Taube — die mit dem tauben Gewissen. Die brenzliche Theilnahme, die der Unschuld aus diesem Lager ersteht, ist ein willkommenes Mäntelchen, das das defecte Einzelgewissen über sein Gebrest wirft. Die Pose, die Schuldbewusstsein annimmt vor der Außenwelt.

Lange genug fragen sich schon die anständigen Menschen, die es nicht, verbittert und abgestoßen von der Schamlosigkeit jener Vertheidiger der »Wahrheit«, vorgezogen haben, auf die »Affaire« wie auf eine ekle parodistische Komödie zu blicken, ob es seelisch möglich sei, eine freie, im Innern begründete Anschauung zu bewahren für eine Sache, die so feiles Gekläff umtost! Und das Schwanken der reinlichen Gewissen ist wohl das betrübendste Symptom für den Stand der »Affaire«.

Die »Wahrheit«, die ja bekanntlich »en marche« sein soll, wird gut thun, ihr verdächtiges Gefolge, das sich in ihren Mantel verkrallt hat, mit einem Ruck abzuschütteln, wenn ihr an rascherem Vorwärtsschreiten gelegen ist. Die »Wahrheit« wird noch besser thun, ihren Mantel jener Sippe zu überlassen, wie weiland Josef dem Weib des Putiphar. Die »Wahrheit« ... und

dann wird man sich um einen unbesudelten Terminus umsehen müssen für ein Ding, das schon längst einen neuen Namen verdiente.

Ich bleibe, lieber Herr Kraus, mit herzlichem Gruss Ihr

Arthur Holitscher.



Zum Gedenktage eines Großen sind neulich aus allen Winkeln verstaubte Gefühle hervorgeholt worden; es war ein großes Reinemachen vor dem Festtage, an dem es Goethen zu feiern galt. Und in tiefer Sammlung ist er jetzt begangen worden; selbst das Interesse an dem Märtyrer von der Teufelsinsel hat einen Tag lang schweigen müssen, und den Berichten aus Rennes ward der Raum in den Zeitungen verkürzt, weil die festlichen Reporter die Gedanken der Gebildeten des heutigen Deutschland über ihren Dichter in schwungvollen Sätzen zu sagen beauftragt waren. In Frankfurt strömten die Vertreter aller deutschen Lande zusammen und vernahmen dort, dass die Bewohner der Handelsstadt ohne Unterschied der Confession zu würdigen wissen, was Goethes Besitz für sie bedeutet. Denn in Frankfurt ward er geboren und den Frankfurtern gehörte er für immer, er mochte thun und dichten, was er wollte. »Und was Unsterbliches er auch ersonnen, hat ihn uns neu und doppelt nur gewonnen,« versichert Herr Emil Claar; und das »Wichtigste« in der tiefsinnigen Rede, mit der Herr Erich Schmidt die Festgäste erfreute, war »die durch Thatsachen unterstützte Behaup-

tung, dass Goethes Jugend nach jedem seiner Besuche der Heimat wiederkehrte.«*)

Aber auch im übrigen Deutschland haben die führenden Geister ihre Anrechte an den Dichter laut in die Oeffentlichkeit hinausgerufen, und das »Literarische Echo« hallt sie wieder. Herr Bosse und Herr Busse haben gesprochen. Die Excellenz, die sich im Falle Arons das Vorgehen des Weimarer Ministers gegen den Philosophen Fichte insgeheim zum Vorbild genommen haben mag, erklärt, dass im übrigen Goethe für ihre Welt- und Lebensanschauung nicht constitutiv gewesen sei. Und Herr Busse will, auch nachdem er »die vor allem lyrischen Herrlichkeiten Goethes erfasst hat«, »die eigene Klimperei nicht abschwören«. Herr Richard Voss kann sich seine innere Entwicklung ohne Goethe nicht vorstellen, und Herr Fritz Mauthner will von Goethen die Lehre empfangen haben: »Als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an; doch nur, wenn du selber kein Ganzes werden kannst.« So ungefähr sagt das eigentlich auch Schiller, nur mit ein bischen anderen Worten. Wenn Herrn Mauthner diese Fassung des Citats geläufiger ist, wollen wir mit ihm nicht rechten und uns darüber freuen, dass der Feuilletonredacteur des ‚Berliner Tageblatt' seinem großen Lehrer auch den Entschluss verdankt: »sich selbst zu geben an jedem Tage, aber sich nicht zu prostituieren,« und außerdem »seine Persönlichkeit nicht poetischer erscheinen zu lassen, als sie ist«. Dagegen können wir es dem Heinrich Düntzer nur schwer verzeihen, dass er, obwohl Goethes »Faust« seit 1835 sein Freund und Gefährte geworden war, diesem zwanzig Jahre später durch seinen Commentar in der Achtung der Mitmenschen zu schaden gesucht hat. Und ebenso verüble ich es Herrn Eduard v. Hartmann, dass er, der

---

*) Ich citiere hier den Bericht des Herrn Moriz Necker im Morgenblatte der ‚Neuen Freien Presse' vom 29. August; gleich denen der früheren Tage ist er als reiche Fundgrube für Wippchen äußerst bemerkenswert.

Goethes Werke zuerst als reiferer Knabe gelesen hatte, dann nicht abwarten konnte, bis er ein reifer Mann würde, ehe er von der Ueberschätzung Goethes sprach.

Bei uns in Wien sind die Goethe-Tage stiller verlaufen, als man befürchtet hat. Die »Concordia« beschränkte sich darauf, zu verkünden, dass in ihrem Namen »heute mittags, punkt 12 Uhr, in Goethes Geburtsstunde, das Mitglied des Vereines Herr Mamroth einen prachtvollen, aus Lorbeeren und Palmen gebildeten Kranz, dessen schwarzgelbe Schleife die Inschrift trug: ‚Dem Unsterblichen — Der Wiener Journalisten- und Schriftstellerverein »Concordia«' am Fuße des Goethe-Denkmals niedergelegt hat«. Herr Edgar v. Spiegel hat sich, wie man sieht, nicht selbst bemüht. Und es wäre doch eine sinnige Huldigung seltener Art gewesen, wenn der berufene Grabredner des todten Wiener Geisteslebens — etwa nach vorheriger Erkundigung, wer Goethe war — die Manen des Faustdichters persönlich beehrt hätte. Bei dieser Gelegenheit hätte er, da ja auch Goethen bei jedem Besuche Frankfurts »die Jugend wiederkehrte«, ganz gut den zahlreichen Festgästen als Fremdenführer behilflich sein können. Weil Herr Mamroth »ohnehin der ‚Frankfurter Zeitung' angehört«, hat die »Concordia« keines ihrer Wiener Mitglieder zur Collegialitätsbezeugung an Goethe delegiert. Welche Knauserei, in einem solchen Falle die Freikarte ersparen zu wollen! — Bis auf die bescheidene Liebesgabe, durch die Goethe nunmehr auch seitens der »Concordia« seiner Unsterblichkeit versichert ward, hat man von Kundgebungen unserer Literaten nichts vernommen. War der Streit, ob Girardi Zwillinge oder einen Knaben bekommen, noch nicht erledigt, waren die Ferien schuld, die bei uns länger dauern als draußen, oder hat sie niemand gefragt — jedenfalls haben die 10 bis 20 größten Dichter und Schriftsteller unserer Stadt geschwiegen. Nur Er, der in dem Manne, der die Worte: »Wer ruft mir?« niedergeschrieben hat,

eine verwandte Natur zu erkennen glaubt, hat sich zum Worte gemeldet. Dabei hat er sich zugleich die gute Gelegenheit, dass die Anderen stumm blieben, zunutze gemacht und sich als Gedankenleser gezeigt. Er stellte in findiger Laune Gutachten der Wiener Geister über Goethe zusammen. Man darf ihm nach der gelungenen Leistung wohl das Zeugnis ausstellen, dass alle Schmockseelen in seiner Brust wohnen. Er hat schon öfter Gedanken Anderer mitgetheilt, diesmal aber in parodistischer Form. Zusammengenommen mit seinem eigenen Artikel geben die von ihm citierten Gedanken der Anderen ein vollkommenes Bild der geistigen Wien, deren endliche Ueberwölbung üble Dünste nothwendig machen.

Mancher freilich, der diesmal schwieg, konnte sein bisheriges Leben für sich sprechen lassen. Brauchen wir noch zu fragen, wie Hugo v. Hoffmannsthal über Goethe denkt? Wer weiß nicht, dass Goethe der Hoffmannsthal des 18. Jahrhunderts gewesen ist? Und kennt nicht die ganze Innere Stadt das innige Verhältnis des Herrmann Bahr zu dem großen Olympier? Seit Bahr den Naturalismus überwunden hatte und später auch von seinen unklaren, aber umso ungestümeren Forderungen einer vagen Schönheit zurückgekommen war, ist Goethe sein geistiger Führer gewesen. Gleich jenem hat er in einer Zeit, da Andere nach Aufklärung suchen, an seiner Abklärung gearbeitet, gleich ihm steckt er immer schon in einer neuen Haut, wenn die Leute noch an der alten herumzerren, die er längst abgestreift. Geschickter als Goethe, bedarf er zumeist nur einer Woche, um sich zu häuten, und lebt bereits mit 36 Jahren davon, fortwährend zurückzublicken. Und zeigen sich nicht auch in den Werken beider Männer häufige Analogien? Dem Goethe'schen Großcophta und den Aufgeregten ist Bahrs Josephine in der Kleinlichkeit, mit der ein großes geschichtliches Ereignis erfasst wird, wohl vergleichbar. Der Roman »Theater« kann nicht ohne einige Anregung durch die

Schilderung des Theaterlebens im Wilhelm Meister entstanden sein. Nur dem »Tschaperl« vermag ich ein Gegenstück nicht recht aufzutreiben. Auch in dem Einflusse, den beide Männer auf die Bühne geübt haben, lassen sich Aehnlichkeiten nicht verkennen. Es ist bekannt, dass Goethe wenigstens einmal — bei Schlegels Ion — die Aufführung eines Stückes, das er selbst für schlecht hielt, durchsetzte. Er meinte damals, die Schauspieler müssten diese Verse sprechen lernen und so für größere Aufgaben, wie er selbst sie ihnen bot, geschult werden. Wenn Herr Bahr die Aufführung der dramatischen Producte seiner jugendlichen Anhänger empfiehlt, ist es nicht klar, wie er Schauspieler und Publicum auf Werke, wie den »Star« und die, welche noch folgen werden, vorbereitet? Ja, er ist der goetheischeste Mensch im heutigen Wien: in diesem Wien, dessen Aristophanes den Namen Karlweis führt und dessen Heine den Text zu »Adam und Eva« geliefert hat . . .

Doch ziemt es sich nicht, am Gedenktage Goethes bei dem Anblick fratzenhaften Treibens und der Lectüre festlicher Leitartikel zu verweilen. In diesem versumpften Oesterreich wird es an solchem Tage zur doppelten Pflicht, dem jungwiener Zerrbild des abgeklärten Greises, der ein Lebelang daran gearbeitet hat, sein Inneres harmonisch zu gestalten, das wahre Bild des Einzigen gegenüber zu stellen: Den rastlos thätigen Menschen, der als Minister überall Initiative gegeben hat, dem noch heute Weimar wesentliche Grundlagen jedes, auch materiellen Fortschrittes verdankt, der nicht in der Stille, in Flucht vor der arbeitenden Welt, das höchste Glück der Erdenkinder, die Entfaltung der Persönlichkeit, zu finden gehofft hat, für den Mensch sein ein Kämpfer sein, wirken, dem Meere Land abgewinnen hieß. Mag draußen im Deutschen Reiche unter dem Tosen von Maschinenrädern und dem Geschrei der Händler der Blick auf das Innere sich wenden; und Nietzsches Angstruf, dass dem deutschen Geiste Gefahr

drohe, mag dort gelten, wo ein unheimlicher materieller Aufschwung allzuviel von den besten Kräften der Nation sich dienstbar macht. Deutsch-Oesterreich, wo in der Versumpfung des politischen und Erwerbslebens der Geist erstickt wird, kann solche Sorge nicht treffen. Der Ruf, hinauszutreten und zu wirken, tönt hier immer noch neu. Wer aber möchte da fähig sein, ein geistiger Führer zu werden? Aus der Schar der zierlichen Impotenzen wird er nicht hervorgehen, die in Kaffeehausnischen bequem eine unerschaffene österreichische Cultur differenzieren möchten. Und wenn sie sich auf Goethe berufen, mag ihnen geantwortet werden, was schon Grillparzer den Hoffmannsthals seiner Zeit zugerufen hat, die in der Glätte späterer Goethe'scher Form das Wesen seines Geistes sahen:

»Es steht nur Dem der Schlafrock wohl,
Der einst den Harnisch getragen.«



Creditanstalt.

Ich erhalte folgende Zuschrift:

Herr Prof. Adler besprach in der letzten Nummer die anlässlich der Capitalsvermehrung der Creditanstalt aufgetauchte Rechtsfrage bezüglich der Gründerrechte. Er sagte, es gäbe überhaupt gar keine Rechtsfrage in dieser Richtung, nur ein für Revolverjournalisten geschaffenes Kampfgebiet. Wer der außerordentlichen Generalversammlung beiwohnte, kann dies mit dem ruhigsten Gewissen bestätigen. Ich will Ihnen ein

kleines Bild von ihr entwerfen und gleichzeitig zu beweisen versuchen, wie nothwendig solch eine Generalversammlung für die — Journale ist.

Lange vor Beginn der Versammlung schon erschienen die Herren Volkswirte, und zwar — ein außerordentlich seltener Fall — von jedem Blatte der oberste, der sogenannte Börsenvertrauensmann. Zur Erklärung dieses Wortes sei gesagt, dass dies solche Leute sind, die heute, nachdem sie den ganzen Vormittag in der Börse herumgeschnüffelt, schreiben: auf Grund der angemeldeten Capitalsvermehrung starke Hausse in Creditactien — morgen aber auf Grund einer Aeußerung des Herrn v. Mauthner finden, dass eine Capitalsvermehrung doch kein Haussemotiv ist. Solch ein Börsenvertrauensmann hat als Economist in der ‚Neuen Freien Presse‘ oder als Volkswirt im ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ eine große Vertrauensstellung, da seine Meldungen von der Börse durch Hausse oder Baisse escomptiert werden (— nicht, wie man glauben sollte, umgekehrt).

Doch wieder zur Creditanstalt. Die Journalobergewaltigen saßen also dichtgedrängt an den für sie bereiteten Tischen und harrten in Ruhe der Dinge, die da kommen sollten; in Ruhe, weil sie diese schon im voraus kannten. Nun kamen die obersten Götter der Verwaltung. Die Götter begrüßen die Obergewaltigen sehr freundlich, zu freundlich fast — jeder Händedruck ist eine Hunderternote wert —, die Verwaltungsräthe nehmen ihre Plätze ein, die Zeitungsmacher spitzen Bleistifte und Ohren, — ein Klingeln, die Sitzung ist eröffnet.

Man muss es als einen merkwürdigen Zufall bezeichnen, dass der Präsident Max v. Gomperz seine Cur nicht unterbrechen durfte, so dass der Vicepräsident Freih. v. Hardt-Stummer den Vorsitz zu führen gezwungen war. Erinnert man sich jedoch an die Vorgänge in der letzten ordentlichen Generalversammlung der Creditanstalt, so klärt sich dieser merkwürdige

Zufall gleich auf. Der alte Herr v. Gomperz ist nicht mehr imstande, eine etwas bewegtere Versammlung schneidig genug zu leiten, was der Vicepräsident sehr gut versteht, — er hat es vielleicht bei Abrahamowicz im Abgeordnetenhause gelernt.

In der vorangegangenen ordentlichen Generalversammlung wurde die Direction, und namentlich Director v. Mauthner, von vielen Seiten ziemlich energisch angegriffen. Die Actionäre bemängelten es nämlich, dass das erste Institut des Reiches im Gegensatze zu anderen Banken niederen Ranges so ganz abseits stehe von industriellen gewinnbringenden Gründungen. Das scheint nun den Herren unangenehm gewesen zu sein, und sie fanden, dass der Augenblick gekommen sei, der Frage der Capitalserhöhung näherzutreten, gezwungen durch »die ununterbrochen steigende Ausdehnung unseres laufenden Geschäftes und die Vermehrung unserer Filialen, nicht minder aber durch unsere Thätigkeit auf dem Gebiete industrieller Gründungen, nachdem die Industrie mehr und mehr auf die Bildung von Actiengesellschaften angewiesen wird«. Diese Capitalserhöhung barg aber mehrere gefährliche Angeln. Da war ein wichtiger und strittiger Punkt das Gründerrecht. In dem alten Statut war nämlich den Gründern der Anstalt das Recht zugesprochen, ein Dritttheil neu ausgegebener Actien zu beziehen, falls das Capital den Betrag von 60 Millionen Gulden übersteigen sollte. Das wäre derzeit unstreitig der Fall gewesen, wenn nicht in den Jahren 1868 und 1869 das Capital um 20 Millionen Gulden reduciert worden wäre. Es ergaben sich nun zwei Möglichkeiten. Entweder haben sich die Gründer durch Anerkennung der Capitalsreduction ihres Rechtes begeben, oder aber dieses besteht mit der Fiction, dass das Capital nicht reduciert worden ist. Jedenfalls aber hätte man sich doch, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, vor allem mit den Gründern oder ihren Erben ins Einvernehmen setzen, respective sie fragen müssen, ob sie auf ihrem

Rechte bestehen oder nicht. Das ist, wie man in der Versammlung erfuhr, nicht geschehen. Die Herren von der Verwaltung haben in ihrer Zuvorkommenheit sich schon vorher die Köpfe der Herren Gründer zerbrochen und ihnen nach reiflicher Erwägung ein kleines Geschenk von etwa 1½ Millionen Gulden gemacht.

So ganz rein ist nun die Sache nicht, denn bekanntlich gehört Freigebigkeit durchaus nicht zu den angeborenen Eigenschaften eines Verwaltungsrathes. Es gibt einen tieferen Grund: Die Verwaltung hat mit einem Consortium ein Abkommen geschlossen, welches die Ausgabe der neuen Actien zu einem Course (330) sichert, der der Anstalt den kleinen Gewinn von etwa 10 Millionen Gulden einbringt. Diesem Consortium gehört aber auch das Bankhaus Rothschild an, und — ein Bankhaus S. M. v. Rothschild war Gründer der Creditanstalt. Wenn man auch behaupten könnte, dass das Bankhaus Rothschild von 1899 nicht mehr das Bankhaus Rothschild von 1855 ist, so ist es doch sicher, dass Rothschild 1899 ein Erbe von Rothschild 1855 ist, und da nach österreichischem Rechte Actienrechte vererblich sind, so hat Rothschild 1899 unzweifelhaft das Gründerrecht an der Creditanstalt. Es entsteht hier nun ein merkwürdiger Fall von Incompatibilität, den kein einziges Blatt auch nur mit einem Worte erwähnt hat. Und doch ist es klar, dass Rothschild 1899 sehr dringend auf seinen Gründerrechten bestanden haben dürfte, ehe er in das Consortium zur Begebung der neuen Actien eintrat, ein Consortium, das nichts Anderes ist, als die bekannte — Rothschild-Gruppe. Also hat die Verwaltung der Gruppe aus Geschäftsrücksichten mit der Anerkennung des Gründerrechtes eine Concession gemacht, also gibt es keine Rechtsfrage diesbezüglich, also ist es klar, dass es hier nur eine Gelegenheit für tüchtige journalistische Volkswirte gab, im Interesse der materiellen Sicherung ihres Blattes oder ihrer Person einige etwas

brüchige Lanzen für die Güte der Verwaltung zu brechen.

Noch einige Kleinigkeiten zur Erkenntnis, dass der Vorsitzende von Abrahamowicz manche Anregung empfangen hat. Herr Freih. v. Stummer verweigerte die Einverleibung eines von einem Actionär schriftlich eingereichten Protestes gegen die zu fassenden und gefassten Beschlüsse in das Protokoll der Sitzung, wiewohl es das Gesetz und die Statuten ausdrücklich vorschreiben, dass alle Vorkommnisse der Generalversammlung in dem Protokolle Aufnahme finden müssen. Auf die Anfrage eines andern Actionärs, ob es bezüglich eines vom Regierungsvertreter als »auf unrichtige Gründe gestützt« bezeichneten Protestes keine Berufung gebe, erwiderte er, dass eine Berufung wohl möglich sei, — doch könne die Wirkung einer solchen leicht ermessen werden, wenn man eine Zuschrift des Finanzministers an die Creditanstalt berücksichtige, in der er die von der Verwaltung an die Generalversammlung vorzulegenden Anträge als in der Competenz derselben gelegen zur Kenntnis nimmt.

Ein Herr brachte den ganz vernünftigen Antrag ein, das den Gründern gebürende Dritttheil der neuen Actien bis zur Erledigung der Feststellungsklage bei Gericht zu deponieren. Da es der Verwaltung jedoch überhaupt nicht passt, sich mit den Gründern in irgendeinen Process einzulassen, wurde der Antrag, u. zw. aus formellen Gründen, zurückgewiesen.

In dieser und ähnlicher Weise nahm die Versammlung ihren Verlauf und endete würdig mit der Annahme aller Anträge des Verwaltungsrathes mit 940 von 985 Stimmen.

Mittlerweile sind Creditactien innerhalb weniger Tage von 392 fl. auf 383 fl., also um 9 fl. gefallen. Sic transit gloria mundi.

* * *

Antwort auf das Schreiben eines Abonnenten der ,Zeit'.

Ich nehme Ihr Erstaunen, in Ihrem Leibblatt eine 3/4seitige Annonce der Creditanstalt zu entdecken, mit Vergnügen zur Kenntnis. Dass der socialpolitische Professor Singer, der in der Herausgabe der ,Zeit' ein kostspieliges Vergnügen findet, Bankinserate nicht zurückweist, ist eine bekannte Thatsache. Gewiss ist es eigenthümlich, dass man, wenn schon soviel Geld jährlich zugesetzt wird, nicht auch auf die geringen Einnahmen, die die Einschaltungen der Finanzinstitute tragen, verzichten will. Aber Schlüsse auf die Haltung des Blattes in finanziellen Fragen wird niemand aus dergleichen Usancen ziehen können. Wer den Mann, der die Rubrik »Volkswirtschaftliches« in der ,Zeit' redigiert, kennt, weiß, dass kein Makel an ihm haftet. Die laue Notiz gegen die Creditanstalt in derselben Nummer, die die erwähnte Kundmachung der Creditanstalt als Annonce bringt, darf Sie nicht stutzig machen. Die ,Zeit' verrichtet in ihrem finanziellen Theile aus purem Vertrauen zu schlaueren Informatoren freiwillig oft das, was andere Blätter, denen weniger seelische und mehr materielle Empfänglichkeit eignet, in süßem Zwange besorgen. Man ist überdies — vollends im Hochsommer — nicht immer kampflustig, findet zwar, dass die Zuwendung des Gewinnes von einer Million an ein paar Milliardäre allen socialen Empfindungen widerspreche, sieht aber ein, dass die Gründe der Verwaltung »nicht leicht zu widerlegen sind«: »Für die Verwaltung gab es nur zwei Möglichkeiten, entweder so vorzugehen, wie sie es gethan, oder vor der Durchführung der Capitalsvermehrung die Feststellungsklage zu überreichen.« Dem Bedauern, dass hiedurch »die Operation um mehrere Monate hinausgeschoben worden wäre«, und der Versicherung, dass dies »mancherlei Unzukömmlichkeiten gehabt hätte«, — haben Sie, mein Herr, in einem Blatte, das der wirtschaftlichen Erkenntnis dienen will, zu begegnen

nicht erwartet — umsoweniger, als sich schon Herr v. Mauthner officiell fast derselben Worte bedient hatte... Gut denn, Sie sind enttäuscht. Geht es jedoch an, in einem Zuge das die dritte Umschlagseite fast füllende Inserat der Creditanstalt mit impertinentem Augenzwinkern meiner Aufmerksamkeit zu empfehlen?

Ich zwar würde jedem »Vertrauensmann«, der mir für mein Blatt die Annonce irgendeines Bankinstitutes anzubieten wagte, die Thüre weisen, und brächte er mir zwei Tage nach der »Ausübung der Gründerrechte« ein Inserat der Creditanstalt, so würde mein Bedauern, dass ich die ‚Fackel' nicht vier Treppen hoch redigiere, ein grenzenloses sein. Die Herausgeber der ‚Zeit' lassen sich, im Gegensatze zu den pauschalierten Journalisten, für die Inserate der Banken — abgesehen vom Längenmaß — gewiss nicht um einen Heller mehr zahlen als für die Anzeigen von Leberthran, Mattonis Gießhübler oder — sagen wir — von »Venedig in Wien«. Aber sie sollten doch wissen, dass die Absichten, die eine Direction der Creditanstalt mit der Einschaltung des Inserates verknüpft, nicht ganz so einwandfrei sind wie jene Uebung. Will eine Bank ihr Gewinn- und Verlustconto, eine Bahn ihren Fahrplan durch kleine Wochenschriften ernstlich zur Kenntnis der Leser bringen? Liegt nicht vielmehr schon im Angebot eine dreiste Zumuthung, der jedes Blatt, das sich die Säuberung des wirtschaftlichen Augiasstalles zur Aufgabe gemacht hat, ostentativ aus dem Wege gehen muss? Annoncen von Banken und Bahnen bezeichnen doch augenfällig den Weg, auf dem die Corruption in den Zeitungsorganismus eindringt; dass die Inserate im Gegensatze zu den in der liberalen Tagespresse erscheinenden »nach normalem Tarif« bezahlt sind, vermag ja der Leser aus ihnen selbst nicht zu ersehen. Und wahrt so ein Herausgeber, der den Kampf gegen die Corruption nach normalem Tarif betreibt, im textlichen Theile seine Unabhängigkeit, so verhängen die Herren Wiesmayr,

Bauer, Marschall, Dessauer und wie sie alle heißen, über ihn nur allzubald die Strafe der Entziehung des Inserats; dem Uebelwollen der Finanzkreise, die jeden Angriff, den nachher noch die reinste Feder in dem Blatte wagt, als den eines Revolverjournalisten bezeichnen, kann man nicht wehren.

Darum muss zwischen der Verwaltung einer mit ernsthaft socialpolitischen Alluren den Leser lockenden Revue und dem Verwaltungsrath eines Bankinstitutes der nämliche Abstand bestehen, wie etwa zwischen Wien und Stein. Wenn Herr J. Singer anderen Anschauungen huldigt, so haben Sie gewiss recht, ihm darob gram zu sein. Ein Herausgeber, der zugleich außerordentlicher Universitätsprofessor ist, darf sich in so frivoler Weise nicht um die Genugthuung bringen, etwas mehr Abonnenten als Hörer zu besitzen.

* * *

Von Pest und Presse.

Verehrter Herr Kraus! Gestatten Sie mir, Ihre Aufmerksamkeit wieder einmal auf unsere Presse zu lenken. Ich spreche in Sachen der Pest. Unsere Reporter, die es dem Capitän Dreyfus glücklich abgeguckt haben, wie er sich räuspert und wie er spuckt, sie schwiegen sich bisher gründlich über die Thatsache aus, dass die Pest in Indien immer größere Dimensionen annimmt. Und dass auch in Egypten die »gewöhnliche, gutartige« Beulenpest noch nicht ausgestorben ist, darauf konnte der normale Zeitungsleser höchstens auf combinatorischem Wege kommen; scheinen doch auch hierin die Wächter unseres öffentlichen Gewissens seit einiger Zeit den historischen Grundsatz adoptiert zu haben: la question ne sera pas posée. Erst das Auftreten der Seuche in Oporto scheint ihnen die sonst so beredte und allen zahlungsfähigen Mächten dieser Welt ergebene Zunge gelöst zu haben. Und so grüßte uns denn jüngst in den

Abendblättern wieder eine schon todtgeglaubte alte Bekannte, die »sibirische« Pest, die urplötzlich im Südosten Rußlands aufgetaucht sein soll. Und das ‚Neue Wiener Tagblatt‘ widmete der Sache gar eine volle Spalte. Die Machtbefugnisse des portugiesischen Staatsanwaltes reichen nicht bis Wien, und Fabius Punctator entblößt sein blinkend Schwert. Da wird uns denn die tröstliche Versicherung, dass die Seuche, die sich in Indien nun schon seit Jahren, in Egypten — unbeschrieen! — seit Monaten erhalte, trotzdem nur eine Metastase in Europa gesetzt habe, — eben in Oporto; das sei aber eine Ausnahme. Plötzlich beginnen sich die Ausnahmen zu häufen. Vier Druckseiten weiter entdecken wir, ein Veilchen im Verborgenen, ganz klein an vorletzter Stelle eine Depesche aus Rom, des Inhalts, dass die italienische Regierung etliche da und dort vorgekommene »verdächtige« Krankheitsfälle mit gewohnter Energie dementiere. Die Erfahrung — siehe auch den citierten Artikel des ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ — lehrt nun, dass solche Dementis ein fast pathognomonisches Symptom für das erste Auftreten einer Epidemie sind. Die Zeitungen können heute noch bei Eisenbahnkatastrophen, wie Sie jüngst sagten, »lebendigschweigen«, bei Epidemien nicht mehr.

Indes, wir sind ja gefeit, eine Quarantaine von sechs Tagen (einschließlich der Ueberfahrtszeit!) schützt unsern Haupthafen vor dem Import des gefährlichen Artikels. Dies ist zwar, wie auch die Triester Aerztekammer seinerzeit betont hat, in Anbetracht des Umstandes, dass die durchschnittliche Incubationsfrist zehn bis zwölf Tage beträgt, nicht ganz hinreichend, braucht uns aber weiter keine Scrupel zu bereiten; denn schließlich tritt ja die Seuche jetzt in »milder« Form auf. Als es sich gelegentlich der Choleraepidemie in Hamburg im Jahre 1892 herausstellte, dass ihr erstes Auftreten einige Zeit hindurch verheimlicht worden war, da warfen sich die Herren in ihre Brust, rügten die »sträfliche Unterlassung der

primitivsten Vorsichtsmaßregeln«, und es erhob sich ein gewaltiges Donnern gegen den »hanseatischen Krämergeist«. Den Catonen von anno dazumal scheint jetzt etwas Wasser und noch einiges andere in ihren Wein gegossen worden zu sein, sie sind so merkwürdig milde geworden und sehen die Uebel dieser Welt im abgeklärten Geiste echter Lloydseligkeit ....

Im übrigen, lieb Vaterland, magst ruhig sein! Wenn alle Stricke reißen,*) so haben wir ja doch die Beschlüsse der Venediger Sanitätsconferenz, jener famosen Versammlung, auf der der englische Bock zum Gärtner bestellt, auf der über hygienische Fragen von gelernten Diplomaten entschieden ward. Wie sagt ein altes Sprichwort? Wer weiß, wozu es gut ist! Vielleicht revanchieren sich einmal die medicinischen Facultäten für die liebenswürdige Zuvorkommenheit, mit der ihnen seitens der Diplomatie ihre Geschäfte abgenommen und besorgt wurden, und schenken dafür der Menscheit ihre Staatsmänner. Für Oesterreich wäre dann am Ende Professor v. Krafft-Ebing der kommende Mann. Was meinen Sie dazu? Es grüßt Sie bestens

ein Mediciner.

* * *

Das ‚Wiener Tagblatt‘ hat anlässlich der Pestgefahr, die von Südwesten her droht, einen »ständigen Correspondenten in Madrid« entdeckt. Dieser lässt sich am 26. August folgendermaßen vernehmen: »Der Gouverneur von Badajoz hat in gewissenlosester Weise gegen die Vorschriften der Regierung gefehlt, indem er die Einfahrt mehrerer Eisenbahnzüge mit etwa 2000 Portugiesen, welche an dem Stiergefecht vom 15. theilnehmen wollten, gestattete. Der Gouverneur wurde entlassen. Man befürchtet, dass die unverantwortliche Hand-

---

*) Der geschätzte Einsender vergisst, dass in Oesterreich jederzeit »thunlichst« Vorkehrungen getroffen sind, dass einer Verbreitung der Pest hierzulande nur »nach Maßgabe der vorhandenen Mittel stattgegeben werden kann« und dass die Regierung nebst einem Monocle noch manches andere »ins Auge gefasst« hat. Anm. d. Herausgebers.

lungsweise des pflichtvergessenen Gouverneurs auf die Regierungen des Auslandes nicht ohne Wirkung sein wird und dass man Spanien gegenüber dieselben Maßregeln ergreifen wird, welche Spanien gegenüber Portugal anwendet.« Das heißt also, dass die ausländischen Regierungen, weil Spanien sich gegenüber der Pest in Portugal nicht zu schützen vermochte, nunmehr aus Rache eine Verschleppung der Seuche in ihre eigenen Staaten bewirken werden. Weil der Gouverneur in Badajoz seine Pflicht versäumt und Spanien in Gefahr gebracht hat, werden sich jetzt auch die anderen Verwaltungen, jede für ihr Gebiet, durch Fahrlässigkeit revanchieren. — Es ist ja nicht zu verlangen, dass ein Blatt sich mit Repressalien so gut wie mit Erpressungen auskennt. Dennoch muss eine solche Argumentation, mit dem ganzen Dünkel der Bestinformiertheit vorgetragen, verblüffen. Man gönne dem Correspondenten hinreichend Zeit, fern von Madrid darüber nachzudenken; — vorausgesetzt, dass er sich nicht ohnedies fern von Madrid, etwa Wien, I., Wollzeile, aufhält.

* * *

Vom Zionistencongress.

Der von Herrn Herzl verlesene Finanzbericht enthielt folgende Posten:

Cultur	630	Francs
Vorschüsse	977	»
Darlehen	2.818	»
Medaillen	215	»
Zionsnadeln und Ansichtskarten (mit den Bildern von Herzl, Nordau und dem sogenannten Mogen David) .	210	»

u. s. w.

*

Die beiden Feuilletonisten der ‚Neuen Freien Presse‘ haben sich in Basel wie toll geberdet. Die Führerschaft des Herrn Herzl erfuhr diesmal bereits mannigfache Anfechtungen. Einige vorlaute Versammlungs-

theilnehmer schienen sich um die auch für jüdische Parlamente verbindliche Mahnung, die Krone nicht in die Debatte zu ziehen, wenig zu kümmern und griffen die Person Herzls I. wiederholt heftig an. Seine Entrevue mit Wilhelm II. in Jerusalem hat das ganze Um und Auf der diesmaligen Baseler Offenbarungen ausgemacht. Freilich ist das Geheimnis, das diese welthistorische Begebenheit bis dahin umgeben hat, auch auf dem dritten Zionistencongress nicht völlig geklärt worden. Was war das eigentlich für ein Ruf, der Herrn Herzl im Herbst vergangenen Jahres von seinen Theaterreferentenpflichten in der Leopoldstadt direct nach Palästina entführte? Da diese Frage — entsprechend den für Cultur ausgewiesenen 630 Francs — noch immer nur mit einer Frage beantwortet werden kann, so erwidern wir: Hat Herr Herzl eine Zusammenkunft mit Wilhelm II. gehabt? Und wenn ja, kann man dies eine Zusammenkunft nennen? Herzl I. soll, als er die so plötzlich im Stiche gelassene Feuilletonredaction wieder aufnahm, seinen Collegen von der ‚Neuen Freien Presse' vertraulich den Inhalt seiner Unterredung mit dem deutschen Kaiser erzählt haben. Wilhelm II. habe, als er in der festlich gestimmten palästinensischen Menge des Dr. Herzl ansichtig wurde, die Worte ausgerufen: »Heute ist der heißeste Tag, den ich auf meiner Reise mitgemacht habe.« Es ist nun Thatsache, dass sich die Zionisten nach diesem großherzigen Kaiserwort eine Förderung ihrer Pläne durch Wilhelm II. erhofften. Der noch nicht gegründete Judenstaat hatte jedenfalls sein diplomatisches Geheimnis, und dies gab den Führern, die sich in bedeutsames Schweigen hüllten, das stolze Bewusstsein einer glücklich erledigten Mission. Auf dem dritten Zionistencongress nun hat Herr Herzl weiter nichts verrathen, als dass der deutsche Kaiser »genial« sei. Den Tag, den Wilhelm seinen heißesten nannte, bezeichnete Herr Herzl als einen »für das Gesammtjudenthum denkwürdigen«. Weitere Aufklärungen gab er nicht, versicherte vielmehr, dass

es ein Gebot der Schicklichkeit sei, die »glückliche und bedeutsame Thatsache nicht agitatorisch auszunützen«.

*

Herr Herzl hatte von einer Tribüne gesprochen, die er ausdrücklich eine »jüdische Tribüne« nannte. Er sprach wenig, Herr Nordau dafür umso confuser. Dieser polemisierte gegen die Assimilanten und sagte wörtlich: »Die Abstreifung aller unserer Besonderheiten, unseres Glaubens, unserer Bräuche, unserer Ueberlieferungen, sogar unserer Gesichtsbildung — urtheilen Sie, ob dies möglich, und zugleich, ob es wünschenswert ist.« (Der Versammlungsbericht verzeichnet hier: Lebhafte Zustimmung.) Ferner sprach er von der »Haltung jeder Mehrheit gegenüber jeder ihr wehrlos ausgelieferten Minderheit«. Eine Aenderung in diesem Punkte sei ebenso unmöglich, wie die von den Assimilanten verlangte Unkenntlichmachung der Minderheit. Aus diesem Grunde sollen sich die Juden auf dem geschichtlichen Boden ihrer Urheimat »in genügender Zahl« versammeln, um dort »eine menschlich, bürgerlich vollwertige Mehrheit zu werden«. Dass einer solchen dann die entsprechende Minderheit »wehrlos ausgeliefert« sein wird, davon verrieth Herr Nordau nichts. Ich weiß nicht, in welcher Sprache er zu den Vielsprachigen, die in Basel nun schon zum drittenmal eine Nation und mit 630 Francs eine Cultur begründen wollen, sich wandte. Aber aus den Berichten geht unzweifelhaft hervor, dass er es verstanden hat, in einer gewissen, allen geläufigen Sprache seine Ideen zu erläutern. Er berief sich auf das Wohlwollen, welches die christliche Welt den Auswanderungsbestrebungen der Juden entgegenbringe, und nannte es »einen der wertvollsten Activposten«. »Wir haben da einen großen Credit, auf den wir für den gegebenen Augenblick rechnen. Aber um auf diesen Credit ziehen zu können, müssen wir eine authentische Unterschrift haben, deren Rechtsgiltigkeit der Cassierer nicht an-

zweifelt.« Um es den betrogenen Massen ganz deutlich zu machen —: auch der Zionismus der Herren Herzl und Nordau dürfte zu jenen Geschäften gehören, bei deren Concurs es den Schuldtragenden am wohlsten ergeht.

* * *

Geehrter Herr! Wie recht Sie hatten, in Ihrem nicht pauschalierten Blatte das dreiste Communiqué, das die Südbahndirection gleich nach der Katastrophe bei Klagenfurt zu ungewöhnlichem Preise in unsere Tagesblätter einrücken ließ, festzunageln, — das werden nicht alle Leser so gut zu beurtheilen imstande sein, wie wir, die wir am Tage nach dem Unfall die »Strecke« besichtigt haben. Mit unseren Stöcken und Schirmen konnten wir in den »neuen« Schwellen der Unfallstelle nur so herumstochern wie im Sand. Alles faul, wie der Liberalismus des Herrn v. Chlumecky. Hunderte von Leuten aus der Umgebung (Klagenfurt, Velden, Pörtschach) haben mit eigenen Augen gesehen, dass das Schwellenholz morsch war, dass da kein Nagel festhielt, und niemand unter ihnen glaubt, dass es mit der übrigen Strecke besser bestellt ist. Und darüber rollen Eilzüge . . . . .

Mehrere Touristen.

* * *

Die von unserer Tagespresse so oft misshandelte deutsche Sprache hat sich kürzlich auf eigenartige Weise gerächt, indem sie — ein liberales Blatt in Confiscationsgefahr brachte. Die Zweideutigkeit eines kleinen Wörtchens hat zur endlichen unzweideutigen Kritik des polizeilichen Uebereifers der letzten Wochen geführt. Wir lasen im ‚Neuen Wiener Tagblatt‘: »Da die Polizei Demonstrationen vor dem Stalehner'schen Etablissement besorgte, wurde dieses von der Wache besetzt . . . .«

* * *

[Ein Witz des Herrn Kanner.] »Gegen die Zuckersteuer protestieren diejenigen Parteien nicht, welche von der Regierung ihre Zuckerl schon erhalten haben.«

* * *

Traum des Schmocks: Das in Rennes verlesene Attest, in welchem zwei Aerzte bestätigen, dass Du Paty de Clam nicht transportabel sei, ist — — — eine Fälschung.

* * *

Lapidares aus der ‚Neuen Freien Presse'.

»Die Meldung, dass der Herzog von Orleans hier mit einem Automobil eine alte Frau überfahren hätte, welche aus einer amerikanischen Zeitung in deutsche Blätter übergieng, ist völlig unwahr.«

*

Dreyfus.

»In der Reihe der Zeugenfauteuils erscheint jetzt General Mercier.«

»Die allgemein menschlichen Accente, welche dabei sowohl auf der Estrade als unten vor der Sitzung bei der Ankunft Laboris zum Durchbruch kamen, waren eine glückliche Einleitung.«

»Alles in diesem Processe ist so melodramatisch . . . .«

*

Mythologie.

»Die reitende Polizei konnte des Menschenandranges nicht Meister werden, glücklicherweise kam ihr der Cupido mit seinen heute stärkeren Wasserstrahlen zu Hilfe.«

*

Goethe-Feier.

Herr Necker depeschiert aus Frankfurt:

»Einem Vulkan gleich warf Goethe solche poetische Brocken in Stunden der Begeisterung ohne festen Plan aufs Papier.«

»Ein Regen kühlte gottlob etwas die schwüle Atmosphäre ab.«

»Allgemein wurde es freudig bemerkt, dass auch Schillers Monument in den letzten Tagen geschmückt war. Er ist von Goethe nicht zu trennen.«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Zeitgenosse. Offenbar weiß Herr Kanner nicht, dass »verschwinden« intransitiv ist; nur so lässt sich seine Meinung, dass es eine »unverschwindbare« Sache geben könne (‚Zeit‘, 26. August) erklären. — Von Freund Bahr kann ich Ihnen mittheilen, dass er in völliger Abklärung vom 1. September an bei der »Steyrermühl« angestellt sein, in der ‚Vorstadtzeitung‘ über Theater und im ‚Taglatt‘ wöchentlich 1 Feuilleton schreiben wird. Ob die ‚Zeit‘ das Vergnügen haben wird, den nach dem Tode Johann Strauß' »größten Wiener« mit der Actiengesellschaft Steyrermühl zu theilen, weiß ich nicht. Man behauptet dies vielfach. Sollte es der Fall sein, dann erscheint ein über die Gründe des Bahr'schen Avancements verbreitetes Gerücht sehr plausibel. Herrn Wilhelm Singer, den Chef des ‚Neuen Wiener Tagblatt‘, hätten alle Toaste, die Herr Bahr auf ihn ausbrachte, zu einem Engagement nicht verleitet, wenn nicht — so sagt die Mär — seine Empfindlichkeit sich von der Heranziehung eines Redacteurs der ‚Zeit‘ das Aufhören der gelegentlichen Angriffe in diesem Blatte erhofft hätte. Auf solche Pacte geht Herr Kanner, der zwar keinen Witz hat, aber unentwegt ist nicht ein, und Bahr wird am Ende als der Gefoppte zwischen zwei Redactionsstühlen die Hebung der österreichischen Cultur besorgen.

Danzig. Herzlichen Gruß.

Cette canaille de D. Sie also waren es?

B—d. V. Vielleicht waren es zwei Ausnahmen an Härte und orthodoxer Anmaßung, die ich genannt. Nach Ihrer Darstellung sieht der Durchschnittsreligionslehrer freilich anders aus. »Vor den Augen seiner Schüler windet er sich an dem Katheder, indes Knallkugeln lustig um ihn prasseln . . . . Die Rangenschar hat für den Hilflosen nur ein Hohngelächter, mag er unternehmen, was er nur will.« Hat er in seiner Verzweiflung die Schüler beim Ordinarius verklagt, so »geht er hinterher selbst für sie um Schonung bitten«. »Der schwache Greis, der vor einer Horde, die aus Ueberlieferung den Religionslehrer als Schwächling kennt, mit saftlosen Argumenten eine saftlose Sache verfechten muss, der sich demüthig vor allen anderen Professoren beugt — das ist das richtige Bild des jüdischen Religionslehrers.« Somit ist, was Sie zur Vertheidigung des Lehrers sagen, die treffendste Ad absurdum-Führung des Unterrichts.

Mentor. Sie sind im Irrthum. Ich halte die Anmaßung unserer Finanzdespoten, die über wehrlose Beamtinnen ebenso wie über liberale Journalisten schalten zu dürfen wähnen, entschieden einer Festnagelung wert. Liegt ausnahmsweise einmal keine Gaunerei vor, so bin ja ich nicht schuld; ich bin mit dem Größenwahn, den ich zu geißeln bekomme, auch zufrieden. Vollends in den Hundstagen! Wo man kann, muss man diese Leute packen. Wenn die Herren wieder acht Millionen stehlen werden, à la bonheur — ich

werde mein nicht spotten lassen und zur Stelle sein! Die Herren von der Creditanstalt, sehen Sie, die gönnen sich eben auch im Hochsommer keine Erholung.

R. v. T. Gewiss, jede anständige Opposition ist in Oesterreich verseucht. In Generalversammlungen heißen die Rebellen manchmal Scharf und Knöpfelmacher.

C. G. Der bewusste Artikel kann immer wieder actuell werden. Ad »moderner A.«: vorläufig nicht. Besten Dank.

Docent H. Was wünschen Sie eigentlich?

Felix E. Verzeihen Sie die späte Antwort. Habe inzwischen nichts von einer Tagsatzung in Ihrer Angelegenheit gelesen. Wollen Sie mir gef. das Resultat mittheilen; vielleicht kann ich auf die Sache, an der nicht zuletzt die citierte Aeußerung des Bezirksrichters interessant ist, gelegentlich an dieser Stelle noch zurückkommen.

H. R., z. Zt. in Bradford. Bedauere mittheilen zu müssen, dass auch mir »achtjährige Erfahrungen« zugebote stehen.

Dr. Gründlich; Ew. Sch.; A. S., Weidlingau; J. R.; Eine Unbedeutende; G. P., VIII.; Emil K.; Nur ein M.; Dr. O. M. in K.; Dixi; Erwin E.; W. Kr.; C. G., Prag; W. L., cand. jur.; Käthe W.; Bert-Hold. Besten Dank.

Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.

ANTWORTEN DER GESCHÄFTSSTELLE.

Herrn —nk—, Wien. Als Secretär der Buchhändler-Corporation sollten Sie denn doch vorsichtiger sein: Wie können Sie, zumal in einer Buchhändler-Correspondenz, von »Exploitierung eines Talentes« und vom Suchen, auf jede Weise sein Geschäft zu machen, sprechen?! Fürchteten Sie denn nicht, dass Ihre Brotherren sich durch eine solche Sprache getroffen fühlen könnten? Was Sie sonst schreiben, ist zwar »ohne allem literarischen Werte«, aber wir verzeihen es Ihnen: Wess' Brod Du issest — — —

Druckfehlerberichtigung.

In Nr. 14 lies auf S. 21, Zeile 19 von unten, statt »diesem ‚Vergnügungsetablissement' den Rücken«: *dem ganzen „Vergnügungsetablissement" den Rücken.*

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Nr. 16 Wien, Anfang September 1899



DIE FACKEL

NR. 16 WIEN, ANFANG SEPTEMBER 1899

In der letzten Nummer habe ich einer Zuschrift Raum gegeben, die sich mit den Vorgängen in der Generalversammlung der Creditanstalt in dankenswerter Weise beschäftigt. Durch ein Versehen ist die Fußnote weggeblieben, die ich an den Artikel geknüpft hatte und in der ich gegenüber der juristischen Auffassung des Herrn Einsenders nochmals meinen eigenen Standpunkt nachdrücklich betonen wollte. Die an die Adlerschen Ausführungen (Nr. 14) anknüpfende Darstellung schien mir in rechtlicher Beziehung theilweise fehlzugehen, und ich wollte dem Bedauern Ausdruck geben, dass der Verfasser, der für all die parlamentarischen Ungeheuerlichkeiten der Generalversammlung ein so scharfes Auge hatte, juristisch ein Opfer der von der ‚Neuen Freien Presse', der ‚Frankfurter Zeitung', der ‚Zeit' und anderen gründerfreundlichen Blättern in die Welt gesetzten Verdrehungen geworden war. Hier wurde die Sache so dargestellt, als ob die Nichtexistenz der Gründerrechte von der Deutung des Stillschweigens der Gründer zur Capitalsreduction von 1868/69 und zu der hieran anschließenden Statutenänderung abhienge, als ob ursprünglich (nach den alten Statuten) ein solches, nun vielleicht verwirktes Recht bestanden hätte. Damit war den Gegnern der »Gründerrechte« ein ganz falsches Argument unterschoben, da diese Deutung des Stillschweigens, die sich auch der Herr Einsender (S. 18) aneignet, unzulässig ist. Solches Dumm-Machen der Oeffentlichkeit konnte nur dadurch gelingen, dass man

die ursprünglichen Statuten von 1855 einfach verheimlichte. Jeder, der die entscheidenden, von Herrn Professor Adler in Nr. 14 der ‚Fackel' mitgetheilten Paragraphe der Statuten liest, muss aber sofort sehen, dass diese »Gründerrechte« eben niemals bestanden, sondern eine freche Erfindung des juristischen »Rothschildmilitärs« sind. Es ist nur das leere Geschreibsel eines verlegenen freiwilligen Bankofficiosus, wenn der Herr, der für ‚Zeit' und ‚Frankfurter Zeitung' berichtet, einmal mit rührender Bescheidenheit verkündet, er wolle als Nichtjurist nicht die Rechtsfrage untersuchen, und das nächstemal doch wieder weiß, dass die Creditanstalt einen Präjudicialprocess hätte führen müssen, um den Ansprüchen der Gründer zu entgehen. Es besteht, wie Professor Adler dargethan hat, keine Rechtsfrage, und der unverlierbare Präjudicialprocess wäre ein überflüssiger, aber harmloser Zeitvertreib gewesen, — wenn man will, eine Sache pedantischer, aber erlaubter Vorsicht.

Ich erwähnte schon, dass die »Gründerrechte« nichts als eine Erfindung des stets in Bereitschaft gehaltenen, diesmal allarmierten juristischen »Rothschildmilitärs« sind. Wer in der Leitung der Creditanstalt auf persönliche Ehre hält — man hat die Auswahl zwischen den Herren Mauthner, Mikosch, Blum und Wollheim —, hätte diesen Vorgängen gegenüber nicht nur opponieren, sondern demissionieren müssen. Was aber die Angelegenheit besonders empörend erscheinen lässt, ist eine politische Erwägung. Gute Europäer, die sich von den Bestrebungen des »Vereins zur Abwehr des Antisemitismus« nicht die Besserung der sündhaften Menschheit, von dem Geschimpfe der Herren Gregorig und Schneider nicht den Weltuntergang erwarten, konnten sich bisher mit dem Gedanken trösten, dass die wüstesten Excesse des niederösterreichischen Landtags eben noch imstande seien, die raffiniertere und weit gefährlichere Niedertracht der liberalen Börsen- und Zeitungsclique in Schach zu halten.

Und was sehen wir nun? Schämt sich Dr. Lueger nicht, dass öffentlich, vor den von ihm beherrschten Wienern, unter den Zurufen der von ihm vervehmten Presse ein Rothschild es wagen darf, Hunderttausende in die Tasche zu stecken, die ihm nach allen Grundsätzen der Billigkeit nicht gehören? Mehr als alle Ausschreitungen in Gemeinde- und Landstube, in Presse und Verwaltung beschleunigen die Unterlassungen eines Antisemitismus, der im Kampf gegen jüdische Hausierer das wirtschaftliche Heil des christlichen Volkes erblickt, den Tag, wo der ewige Betrogene, das Volk, sich von dem Lueger'schen Heerbann abwendet und unter die unumschränkte Herrschaft von Schottenring und Fichtegasse beugt... Wehe Oesterreich, wenn sich das Frühlingsahnen der neuerdings versöhnten Herren v. Chlumecky und Bacher erfüllte!

* * *

Der auf Feststellung beklagte Gründer — in allen drei Instanzen mit seinem Bezugsrechte abgewiesen.

In der Holdheim'schen ‚Monatsschrift für Handelsrecht und Bankwesen' (Berlin, vom 12. August) lese ich eine actienrechtliche Entscheidung, die einen dem Falle der Creditanstalt ganz analogen Fall betrifft:

Auslegung des Statuts einer Actiengesellschaft, in dem den ersten Actienzeichnern das Recht eingeräumt ist, bei Emission neuer Actien einen Theil der letzteren al pari zu übernehmen; ist dieses Recht auch dann gegeben, wenn nach früheren Herabsetzungen des Grundcapitals neue Actien emittiert werden und bei dieser Emission das Grundcapital noch nicht wieder seine ursprüngliche Höhe erreicht hat? (Art. 215a letzter Abs., Art. 278 H. G. B., § 813 B. G. B.)

I.

Urth. d. Oberlandesgerichts Dresden v. 22. März 1898, O. III. 162/97. Sächsisches Archiv für Bürgerliches Recht und Process 1899, S. 237.

Die Actiengesellschaft Duxer Kohlenverein in Dresden, welche im Jahre 1872 mit einem Grundcapital von 1,666.700 Thalern ge-

gründet worden ist und dieses Capital im Laufe der späteren Jahre mehrfach, zuletzt auf 2,200.000 M. herabgesetzt hat, geht gegenwärtig damit um, dasselbe wiederum — und zwar auf 5,000.000 M. durch Begebung neuer Actien zu erhöhen. Da im § 6 des ursprünglichen Gesellschaftsstatuts den ersten Actienzeichnern das Recht eingeräumt ist, bei jeder Emission von neuen Actien die eine Hälfte der zu emittierenden Actien al pari zu übernehmen, so hat die Actiengesellschaft, welche der Ansicht ist, dass dieses Vorrecht im gegenwärtigen Falle nicht platzgreife, gegen den Beklagten, welcher zu den ersten Actienzeichnern gehört und jenes Bezugsrecht auch bei der jetzigen Emission in Anspruch nimmt, Klage erhoben mit dem Gesuche, festzustellen, dass das Bezugsrecht des § 6 dem Beklagten nur zustehe in dem Falle, wenn das Grundcapital über den Betrag von 5,000.100 M. erhöht werde.

In der ersten Instanz ist dem Klagegesuch gemäß erkannt worden; die Berufung des Beklagten ist zurückgewiesen worden aus folgenden Gründen:

Die erste Instanz — welcher auch hinsichtlich der Nichtanwendung der Vorschrift im Art. 215a letzter Absatz des Handelsgesetzbuchs auf den vorliegenden Fall beizupflichten ist — hat mit zutreffenden Gründen die Absicht, von welcher bei Aufstellung der Bestimmungen im § 6 des älteren Gesellschaftsstatuts ausgegangen worden sei, festgestellt und daraufhin dem Beklagten das Recht, von dem dortgedachten Bezugsrecht im gegenwärtigen Fall Gebrauch zu machen, abgesprochen. Der erstinstanzlichen Ausführung möge hier noch Folgendes hinzugefügt sein.

Das Grundcapital der Actiengesellschaft wird im Eingang des § 6 auf 1,666.700 Thaler — bestehend aus 16.667 Actien à 100 Thaler — festgesetzt. Wenn sodann unmittelbar darauf fortgefahren wird: »Bei jeder Emission von neuen Actien sind die ersten Actienzeichner etc. die eine Hälfte etc. der zu emittierenden Actien al pari zu übernehmen berechtigt,« so lehrt schon der Zusammenhang, dass unter »neuen Actien« diejenigen zu verstehen seien, welche über die im § 6*) festgesetzten 16.667 Stück, aus denen das statutarische Grundcapital bestehen soll, noch hinaus etwa geschaffen werden sollten; diese 16.667 Stück sind

*) Vgl. § 11 in den Statuten der Creditanstalt: Ausgabe »weiterer Actien« u. s. w.

im Sinne des Statuts unleugbar die alten Actien; erst die Actien Nr. 16.668, 16.669, und was sonst noch über diese beiden Nummern hinausgeht, können unter dem Begriff der »neuen Actien« gemeint gewesen sein. Wollte man den Verfassern des älteren Statuts eine andere Eintheilungsweise beimessen, so wüsste man in der That gar nicht, was sie unter dem Begriff »neue Actien« sich vorgestellt haben sollten. — Mit Unrecht legt daher Beklagter in den Worten »Bei jeder Emission neuer Actien« ein besonderes Gewicht auf das Wort »jeder«. Das Hauptgewicht ist vielmehr auf das Wort »neuer« zu legen. Andere Emissionen neuer Actien als solche Emissionen, bei welchen die Normalzahl 16.667 überschritten werde, haben unzweifelhaft den Verfassern des älteren Statuts gar nicht vorgeschwebt.

Zu diesem aus dem Wortlaut und Zusammenhang der im § 6 gebrauchten Ausdrücke entnommenen Auslegungsmoment kommt aber auch noch hinzu, was die erste Instanz über die Vorstellungen sagt, die sich nach dem erfahrungsgemäßen Geschäftsgang eines Actienunternehmens die klagende Gesellschaft annehmbar nur gemacht haben könne. Es ist nicht eine bloße Vermuthung, sondern ein aus der Natur der Sache sich ergebendes Argument, wenn die erste Instanz darauf hinweist, dass ein Actienunternehmen in der Hoffnung ins Leben gerufen wird, den Actionären einen erlaubten und rechtmäßigen Gewinn im Wege eines regelmäßigen und soliden Geschäftsganges zu verschaffen. Der Gedanke, dass der Geschäftsgang ein so unvortheilhafter sein werde, dass es sich nicht mehr verlohnen werde, das ursprüngliche Gesellschaftscapital in seiner vollen Höhe fortarbeiten zu lassen, oder die Befürchtung, dass eine Verringerung des Actiencapitals nöthig sein werde, um eine mit der Zeit erwachsene Unterbilanz wegzuschaffen (welchem Zwecke bekanntlich mit einer Verringerung des Actiencapitals in der Regel gedient werden soll), wird daher wohl kaum schon bei Gründung der Actiengesellschaft in ernste Erwägung gezogen werden, und am allerseltensten dürfte darauf Bedacht genommen werden, schon bei Entwerfung des Gesellschaftsstatuts die Mittel und Wege anzudeuten, die in solch einem unerwünschten Fall von der Gesellschaft zu ergreifen sein möchten; es würde dies wenigstens eine Unvorsichtigkeit sein, die leicht dazu führen könnte, dass das neue Unternehmen schon bei seinem Beginn in Misscredit beim Publicum geriethe. Auch diese Erwägungen führen mit hoher Wahrscheinlichkeit zu der

Annahme, dass man bei der Fassung des § 6 unter dem Begriff »neue Actien« nicht an solche Actien gedacht haben könne, welche nur zu dem Zwecke geschaffen werden, um den unter die ursprüngliche Höhe des Gesellschaftscapitals an 5,000.100 M. herabgesunkenen Fonds wieder — zum Theil oder ganz — auf seine alte Höhe zu bringen, sondern dass man nur solche Actien im Sinne gehabt habe, welche zur Erhöhung des Gesellschaftscapitals über jene Höhe hinaus etwa würden ausgegeben werden.

Zu derselben Folgerung gelangt man aber auch, wenn man den von der ersten Instanz ausgesprochenen Gedanken weiterverfolgt, dass jener im § 6 cit. den ersten Actienzeichnern (Gründern) der klagenden Gesellschaft eingeräumte Vorzug annehmbar eine Belohnung für das Verdienst habe sein sollen, welches sie sich um die Entstehung der Gesellschaft erworben haben. Das Verdienst bestand — außer den Bemühungen, welche der Gründung einer Gesellschaft überhaupt voranzugehen pflegen — im wesentlichen in dem Risico, welches sie übernahmen, indem sie diejenigen bedeutenden Beträge zeichneten und einzahlten, welche nöthig waren, um die Gesellschaft zur gesetzlich anerkannten Existenz zu bringen, insbesondere, um die Eintragung derselben in das Handelsregister zu erreichen. Man muss annehmen, dass die im § 6 cit. den ersten Zeichnern eingeräumten Bezugsvorrechte als angemessen erachtet worden seien der Beschaffung eines Gesellschaftscapitals von 5,000.100 M. Hätten diese Gründer nur ein weit geringeres Capital — nur ein Capital von 2,200.000 M. (wie dasjenige ist, was jetzt erhöht werden soll) zu zeichnen gehabt, so ist es wenigstens fraglich, ob ihnen Bezugsvorrechte in dem Umfange, wie sie ihnen im § 6 gegeben sind, würden eingeräumt worden sein.

Uebrigens lässt sich gegen den Anspruch des Beklagten auch auf § 813 B. G. B. Bezug nehmen, denn Beklagter ist es, welcher auf die Bestimmungen des § 6 das von ihm jetzt beanspruchte Recht stützt, dem es also obgelegen hätte, auf eine Fassung des § 6 zu dringen, welche geeignet gewesen wäre, dieses Recht auf eine über jeden Zweifel sich erhebende Weise ihm zu sichern.

Die Bestimmung im § 39 des abgeänderten Statuts: »An dem im § 6 der bisherigen Statuten gedachten Bezugsrechte der ersten Zeichner etc. wird etc. etwas nicht geändert,« kann Beklagter nicht mit Erfolg für sich anziehen. Die Bestimmung verleiht den ersten

Zeichnern kein Recht, was ihnen nicht schon nach dem angezogenen § 6 zustünde; sie kann also nicht dazu verwertet werden, nur eine Auslegung des letzteren Paragraphen im Sinne des Beklagten zu begründen. Wenn auch in dem abgeänderten Statut jenem § 39 in § 6 die Herabsetzung des Grundcapitals auf 2,200.000 M. vorangeht, so ist doch damit keineswegs gesagt, dass das Vorzugsrecht der ersten Zeichner künftig auch dann einzutreten habe, wenn dieses Grundcapital nur auf seine frühere Höhe gebracht werden sollte. Ein Vorzugsrecht in diesem Falle wäre eben etwas Anderes gewesen, als das beschränktere Vorzugsrecht des alten § 6, weil es gegeben worden wäre für einen Fall, für welchen es nach diesem § 6 nicht existierte, und doch sollte das vorzugsweise Bezugsrecht des alten § 6 nach § 39 des neueren Statuts unverändert bleiben.

II.

Urth. d. Reichsgerichtes, VI. Civilsenat vom 6. October 1898. VI. 159/98.

Die zwischen den Parteien streitige Frage, ob das fragliche Bezugsrecht nur bestehe bei Erhöhungen des Grundcapitals über den ursprünglichen Betrag von 1,666.700 Thalern hinaus, wie Klägerin geltendmacht, oder bei jeder Erhöhung des wenn auch in der Zwischenzeit herabgesetzten Grundcapitals, was Beklagter behauptet, ist, wie die Parteien, insbesondere der Beklagte selbst, im Verlaufe der Processverhandlungen anerkannt haben, lediglich eine Frage der Auslegung der Statuten. In dieser Weise haben auch beide Vorderinstanzen die Frage aufgefasst und behandelt. Das Berufungsgericht gelangt in Uebereinstimmung mit dem Richter erster Instanz auf dem Wege thatsächlicher Würdigung zu der dem Standpunkte der Klägerin entsprechenden Auslegung. Alles, was die Revision gegen die einzelnen thatsächlichen Erwägungen anführt, ist nicht beachtlich. Die Revision sucht nur die Richtigkeit der Auslegung des Berufungsgerichtes und der einzelnen für sie angeführten Momente anzufechten, ohne dass es ihr gelungen wäre, einen Rechtsirrthum in den Ausführungen des Berufungsgerichtes nachzuweisen. Ein solcher ist auch nicht ersichtlich.

Es genügt die Bemerkung, dass aus § 32 lit. f und § 38 Abs. 2 der neuen Statuten, sowie aus Art. 240 des Handelsgesetzbuchs entfernt nicht ein Rechtsirrthum gegenüber der rein thatsächlichen Erwägung des Berufungsgerichtes, welche hiermit ge-

troffen werden soll, abgeleitet werden kann, sowie dass die Bestimmung des § 813 des Sächsischen Bürgerlichen Gesetzbuchs, welche das Berufungsgericht schließlich eventuell noch verwertet, mit Art. 278 des Handelsgesetzbuches nicht in Widerspruch steht. Wie endlich gegen die Ausführungen des Berufungsgerichtes der Vorwurf eines Rechtsirrthums daraus sich soll ableiten lassen können, dass, wie in der Verhandlung noch geltend gemacht worden ist, die Actiengesellschaft etwa auch einmal das Actiencapital hätte herabsetzen und zugleich zufolge eines und desselben Beschlusses über 1,666.700 Thaler hinaus erhöhen können, sowie dass die infolge der stattgehabten Herabsetzungen ausgegebenen neuen Actien zur Stempelsteuer herangezogen worden seien, ist nicht verständlich.

Die Revision wurde vom Reichsgericht als unbegründet zurückgewiesen.

* * *

Aus dem interessanten Inhalt der ‚Zeit‘ vom 2. September ist ganz besonders eine Druckfehlerberichtigung hervorzuheben. Diese Correctur eines technischen Versehens ist nur deshalb so pikant, weil sie die Haltung der ‚Zeit‘ in der Angelegenheit der Creditanstalt zu corrigieren sucht. Es soll also jetzt nicht mehr heißen, dass die Zuwendung des Millionengewinnes an die Gründer der Creditanstalt »durch den unzweifelhaften Rechtstitel der Gründer zu rechtfertigen ist«, sondern »wäre«. Das Geständnis, dass die Ehrlichkeit einer modernen Revue in nationalökonomischen Dingen der Druckfehlerteufel geholt hat, ist immerhin rührend. Ob aber das heiße Bemühen, die positive Abhängigkeit zu leugnen, von Erfolg begleitet sein wird? Ein anständiges Blatt muss jede, auch eine bloß conjunctive Verbindung mit den Matadoren der Creditanstalt und sonstiger Finanzinstitute aufgeben. Was nützt die schönste Druckfehlerberichtigung, wenn auf der dritten Umschlagseite wiederum ein Inserat der Creditanstalt — nunmehr bereits die ganze Seite füllend — prangt? Wir wollen es für diesmal gutgläubig hinnehmen, dass die Lauheit wirtschaftlicher Kritik in der

‚Zeit' durch einen Irrthum des Setzers verschuldet wurde. Für die Folge aber mögen die Redacteure bei der Herstellung des Blattes sich peinlich in Acht nehmen, — auf dass man in Finanzkreisen nicht verständnisinnig sich die Kunde zuraune: »Das ist eine Zeitung, bei der Druckfehler vorzukommen pflegen!«



ZUM SCHULBEGINN.

Die Erörterung der Gymnasium-Frage hat mir in den letzten Wochen eine stattliche Anzahl von Zuschriften und Vorschlägen, ein lebhaftes Für und Wider aus Kreisen der Eltern, Lehrer und Schüler eingebracht. Solches Interesse für den immer actuellen Gegenstand zeigt, wie nothwendig der ständige Beirath der Oeffentlichkeit ist, der dem überbürdeten Cultusministerium an die Seite zu setzen wäre. Mehrere Einsender beklagen das jähe Ende eines Unternehmens, das vor anderthalb Jahren mit Hilfe der ‚Wage', also mit großem Lärm in Scene gesetzt wurde, eine volle Saison hindurch alle Unzufriedenen innerhalb einer gewissen Altersclasse in Athem hielt, nunmehr aber vollständig im Sande verlaufen ist, — der »Gymnasial-Enquête«. Ob diesmal wohl bloß die Indolenz der Behörde Schuld an dem Scheitern einer fruchtbaren Sache getragen hat? »Als Abonnent der ‚Wage' habe ich,« so lässt einer sich vernehmen, »im Laufe des letzten Herbstes und Winters zweimal bei der Redaction mich nach den Schicksalen des auch mir ungemein sympathischen Unternehmens erkundigt, kein einzigesmal aber ist mein schriftliches Ansuchen einer Antwort gewürdigt worden. Es ist schade, wenn man sich in Wien für irgendetwas begeistert, was mit den Leuten von der Presse in irgendeinem Zusammenhange

steht. Hinterdrein fühlt man Aerger und stille Wuth, wenn man erfährt, dass man sich von dem Reclamebedürfnis eines Blattes hat dupieren lassen.« — Herr Doctor Robert Scheu, der seinerzeit mit vieler Energie an die Aufdeckung unserer Mittelschulübel gieng, würde sich den Dank vieler ähnlich Enttäuschter erwerben, wenn er die Enquête, deren Zustandekommen er ermöglicht hat, auf eigene Faust und mit Verzicht auf jedwede journalistische »Unterstützung« zu Ende führte. Ich selbst vermag hier nur gelegentlich die dem Grafen Bylandt-Rheidt so gleichgiltige Frage zu berühren oder berühren zu lassen.

*

Sehr geehrter Herr Kraus! In der 11. Nummer Ihrer Zeitschrift wurde ein interessantes Capitel unseres socialen Lebens — die Erziehungsverhältnisse an den Mittelschulen — besprochen. Es wurde hierbei mit vollem Rechte auf die gänzliche Unzulänglichkeit gewisser Lehrbücher, auf die schreienden Mängel im Unterrichte der Sprachgegenstände, auf die corrumpierende und entsittigende Wirkung der Notenjägerei und Streberei hingewiesen, und es ist eine erfreuliche Thatsache, dass die Mittelschulfrage acut zu werden beginnt.

Als ein Symptom hiefür mochte schon die zu Beginn des vorigen Jahres in Wien angeregte Mittelschulenquête gelten, bei der sich die Vertreter der verschiedensten Ansichten und Standpunkte über die behufs Reform des Mittelschulwesens zu ergreifenden Maßregeln einigen sollten; warum diese mit soviel Nachdruck und Eclat eingeleitete und scheinbar im vollen Gang begriffene Enquête plötzlich versandete, warum die Männer, die der studierenden Jugend Erlöser aus qualvollem Joche zu werden versprachen, verstummt sind, ist mir nicht bekannt. Fanden sie die Frage nicht brennend genug, um für sie in ununterbrochener Discussion ihre logischen und wissenschaftlichen Kräfte einzusetzen, oder hat vielleicht jene Indolenz, die in unserem gemüthlichen

Oesterreich Volk und Staat unablässig die schiefe Ebene des Verfalls hinabschleift, wieder einmal ihre Triumphe gefeiert? Genug, alle auf Aenderung unserer Schulverhältnisse gerichteten Bestrebungen erlahmten, es blieb beim lieben Alten, und über dem großen Schweigen der Herren, die sich zu Anwälten der studierenden Jugend aufgeworfen hatten, blühten die frischen, fröhlichen Brutalitäten pädagogischer Willkür weiter, die im Verein mit geistiger Knechtung und lähmendem Regelzwang ungefähr das ausmachen, was unter Heranbildung der aufwachsenden Generation verstanden wird. — — —

Die Lehrgegenstände, die den Stoff des Gymnasialstudiums abgeben, zerfallen bekanntlich in die humanen (Sprachwissenschaften, Geschichte) und die realen Fächer (Mathematik, Naturwissenschaften). Jene Wissenszweige sollen dem Studenten die Kenntnis und das Verständnis der lateinischen, griechischen und deutschen Classiker vermitteln und ihnen einen Einblick in die Geschichtswissenschaft gewähren. In Wirklichkeit stellt sich das Gebotene als eine lächerliche Fratze des in Aussicht Gestellten dar. Ueber die philologischen Fächer und den Deutschunterricht wurde in diesen Blättern bereits gesprochen. Durch den Schutt von Grammatik und Regelwerk, von Wortklauberei und Uebersetzungsmisère windet sich kaum Einer zum tieferen Verständnis poetischer Eigenart durch; die erbärmlichen ethymologischen und syntactischen Haarspaltereien bieten die sicherste Gewähr dafür, dass die »ewige Schönheit der antiken Welt« dem Studenten nur den Höhepunkt gymnasialen Katzenjammers bedeutet.

Imponierender ist wohl noch, was dem Gymnasiasten an wahrem und dauerndem Wissen im historischen Unterrichte geboten wird. Dass sein Gedächtnis mit einer Unsumme trockener Daten belastet wird, die weder Phantasie noch logisches Denken befruchtend anregen können, dass seine geistige Thätigkeit sich im Auswendiglernen unzähliger Kleinigkeiten erschöpft, die

nichts, gar nichts zum Verständnisse weltgeschichtlichen Geschehens beitragen, ist eine zu allgemein bekannte und gerügte Thatsache, als dass sie hier des längeren erörtert werden müsste. Aber auch, was ihm auf dem Wege pragmatischer Behandlung zugeführt wird, trägt ganz den Stempel einer abgelebten Methode. Trotz aller logischen Großthuerei bleibt der Zusammenhang zwischen Wirkung und Ursache völlig unaufgeklärt; einige leere Redensarten sollen dem angeödeten Schüler über die Verständnislosigkeit jener Geschichtskenner hinweghelfen. Denn das ist das einzige Band der sonst nur durch Jahreszahlen bezeichneten historischen Ereignisse, dass sie alle unter dem Gesichtswinkel des engherzigen Beamtenphilisters gesehen werden, dessen geistige Sphäre durch die schwarzgelben Pfähle der Landesmark begrenzt wird. Ein solcher Geschichtsschreiber, dem die große Aufgabe zutheil geworden ist, die heranwachsenden Generationen an den Beispielen der Vergangenheit für die Ziele der Zukunft zu erziehen, muss eben die schwersten Prüfungen seines logischen und wissenschaftlichen Gewissens durchmachen, damit seinem Werke, das die schillernden Farben sämmtlicher Parteirichtungen trägt, die ersehnte Approbation zutheil werde. Am wohlsten fühlt sich der Schulhistoriker auf heimischem Boden. Da wird alles zum Ruhm des Vaterlandes umgebogen und umgelogen; man lernt die journalistischen Fähigkeiten der Schulmänner kennen und würdigen. Zum Geständnis einer Niederlage kommt der mit Patriotismus vollgepfropfte Schüler erst auf dem Umwege irgendeines langathmigen Nekrologes*), dessen Phraseologie etwa einem Leitartikel der ‚Neuen Freien Presse‘ entlehnt ist. Ein Sieg österreichischer Heere aber ist ein Ereignis, das selbst einen Gindely poetisch zu inspirieren imstande

---

*) Das stimmt nicht ganz. Ich erinnere mich, dass Herr Gindely eine verlorene Schlacht und den Rückzug der Truppen offenherzig in den Worten festzuhalten pflegt: »— Da siegte am Wiener Hofe die Friedenspartei.« Anm. d. Herausgebers.

ist. Nun hat freilich die Weltgeschichte dafür gesorgt, dass dieser Triumph dem Herrn Gindely und seinen Epigonen des öfteren missgönnt war, ja, dass diese Folter dem ohnehin mit Poësie schwer beladenen Gymnasiasten im großen und ganzen sogar erspart blieb. Dem durch die Brille der Loyalität geschärften Auge jener Männer entgeht dafür nichts, was irgendwie zur Ehre des Vaterlandes ausgelegt werden könnte. Den für einen liberalen Schulmann vom Jahre 1899 peinlichen Ereignissen vom Jahre 1848 geht er dadurch zum Theil aus dem Wege, dass er sich in eine begeisterte Schilderung des gleichzeitigen italienischen Krieges einlässt. Der großen französischen Revolution sucht er durch eine breite Auseinandersetzung der in ihr verübten Greuelthaten die Spitze abzubrechen, über die Leiden der gestürzten Königsfamilie vergießt er Thränen der Rührung, die ihm das Martyrium einer durch Jahrhunderte geknechteten Volksmenge nicht zu entlocken vermocht hat. Während er über die despotische Willkür des großen Napoleon in entschiedenster Weise den Stab bricht, werden die legitimen Brutalitäten kleinerer Großer mit tiefstem Stillschweigen übergangen. Der Jugend, deren ursprüngliche Freude an den Typen historischer Größe auf diese Weise verbittert wird, sucht man Interesse für die Erbärmlichkeiten schwachsinniger Duodezfürsten aufzuoctroyieren. Der Jugend, deren logisches Denken in der Schule geläutert und geschärft werden soll, werden Dinge vergegaukelt, die aller gesunden Vernunft hohnsprechen und nur eben durch ihre auffallende Verkehrtheit den wahren Sachverhalt ahnen lassen.

Dass man vom Darwinismus und Socialismus im Gymnasium nichts erfährt, wurde in Ihrer Zeitschrift bereits ausgeführt. Bekundet Gindely nicht tiefe Einsicht in die gesellschaftlichen Verhältnisse unserer Zeit, wenn er der heranwachsenden Generation die weise Mahnung ertheilt, durch eifrige Pflichterfüllung und religiöse Genügsamkeit die sociale Frage aus der

Welt zu schaffen? Ist er nicht vom modernsten Geiste beseelt, wenn er im edlen Streben, sein Werk loyal ausklingen zu lassen, von den französischen Socialisten erzählt, dass sie durch höchst verwerfliche Lehren die Massen in steter Aufregung erhielten, von Marx und Lassalle als Volksverhetzern spricht, die durch Verheißung unmöglicher gesellschaftlicher Zustände die sociale Kluft erweiterten und Hass und Neid in der Brust des armen Mannes erweckten? Mehr vom Socialismus zu geben, ist in den Augen eines österreichischen Gymnasialprofessors überflüssig, im Nothfalle wird der Schüler in der Lectüre der ‚Wiener Abendpost' oder des ‚Fremdenblatt' ohne Gefährdung des Seelenheils Befriedigung seines Wissensdurstes suchen müssen. Unter solchen Umständen erscheint es begreiflich, dass der Student nichts, gar nichts über die Wissenschaft der Sociologie erfährt; dass er über die moderne Methode, die geschichtlichen Zusammenhänge vom Standpunkte socialen Werdens zu erfassen, ebenso im unklaren bleibt, wie über die Schönheiten der altclassischen Werke. Dafür wird sein Gedächtnis mit der Biographie jedes patriotischen Gauchs belästigt. Zwischen den Jahreszahlen bieten offenkundige Schönfärberei und Fälschung der Thatsachen die einzige Ruhepause. Despotismus wird in »patriarchalisches Regiment« umgetauft, eine Niederlage heißt ein verlorener Sieg, während es doch bei uns mit Hinsicht auf das numerische Verhältnis der Wahrheit näherkommen würde, wollte man einen Sieg eine verlorene Niederlage nennen. Es bezeichnet schon den Höhepunkt freiheitlichen Empfindens, wenn der Verfasser der Weltgeschichte für Mittelschulen von Metternich behauptet, er habe bei aller Klugheit und Gewandtheit in Ausübung seines diplomatischen Amtes »doch allzusehr am Bestehenden festgehalten«. — Die Ehre des Vaterlandes ist in jedem Falle von dem Grade professoraler Verlogenheit abhängig. Der durch die Irrgänge solcher Unlogik gehetzte Schüler mag sich gegen die

ihm aufgedrängte Auffassung mit aller Macht des gesunden Verstandes sträuben, — der Eifer seiner Vorgesetzten ist unermüdlich; Patriotismus wird ihm förmlich suggeriert, bis sein erschöpfter Geist dem Druck des äußeren Zwanges nachgibt. Wem dann — dank den Bemühungen der Herren — noch nicht schwarzgelb vor den Augen wird, für den ist Hopfen, Malz und Gindely verloren.

Nun zu den realen Fächern! Schon diese Bezeichnung nimmt sich wie eine Satire auf den in jenen Wissenszweigen herrschenden Geist aus. Der arme Rest praktischer Anschauung, den sich der Gymnasiast aus der unausgesetzten logischen Vergewaltigung, der er ausgesetzt ist, herübergerettet hat, geht vor den Abgründen der Gymnasialphysik in Brüche. Wem nicht der leider nur in den seltensten Fällen mustergiltige Vortrag des Professors über die ungeheuren Schwierigkeiten des abstracten Wissensgebietes hinweghilft, der findet auch an den physikalischen Lehrbüchern, aus deren Erläuterungen und Beweisen eine geradezu stimmungsvolle Unklarheit spricht, keine Stütze.

So wird der praktische Geist methodisch zerrüttet, und der natürliche Verstand sieht in der Nebelathmosphäre einer ergrauten Theorie seinem Verfalle entgegen. Und die jungen Leute, denen das geistige Elend des im Staatsdienste verkommenden Mittelschulgewächses bei jeder Gelegenheit zum Bewusstsein gebracht wird, sollten sich nicht mit Hass und Abscheu von ihren Peinigern wenden? Dass aber jene oben gerügte Heimlichthuerei, dass der ganze Apparat von Lüge und Fälschung wenigstens auf die intelligenten Schüler nicht die gewünschte Wirkung ausübt, sondern nur ihre berechtigte Satire herausfordert, davon kann man sich alljährlich durch die Lectüre der Kneipzeitungen überzeugen, in denen das in jeder Zeile hervorbrechende Freiheitsgefühl manche Taktlosigkeit und Ungezogenheit begreiflich macht.

Unbegreiflich erscheint nur, wie ein Geist und Körper in solchem Maße schädigendes System sich so lange erhalten konnte und noch forterhält, ohne dass ein Sturm durch die Oeffentlichkeit geht und die von berufener Seite verweigerten Reformen mit Gewalt erzwingt. Auch dieser Punkt wurde in der ‚Fackel‘ bereits berührt und ist auch wohl richtig erklärt worden. Es ist sowohl die feige Furcht der für das Los ihrer Kinder besorgten Eltern als die faule Indolenz aller der gymnasialen Zuchtruthe Entwachsenen. Nun darf man sich freilich nicht der Täuschung hingeben, als ob der bloße von der Masse des Publicums gegebene Impuls einem System den Todesstoß versetzen könnte, an dessen Fortbestand höhere Mächte in höchstem Maße interessiert erscheinen. Wer unsern Gegenstand vom richtigen Gesichtspunkt aus betrachten will, darf keinen Augenblick vergessen, dass es sich nicht um die Erörterung eines der Sphäre gesellschaftlicher Interessen entrückten Problems handelt, dass die Erziehungsfrage vielmehr eines der wichtigsten Glieder in jener Kette von Elementen ist, welche die unsere Zeitverhältnisse beherrschende sociale Frage ausmachen.

Es leuchtet ein, dass die den Geist der Regierung kennzeichnende politische Richtung auch den Charakter der Jugenderziehung bestimmen wird. Darum wäre es verfehlt, zu glauben, das Gebrest unserer Mittelschulmethoden stelle sich als eine Summe von Schäden dar, die theilweise auf Rechnung der verzopften Borniertheit der Professoren zu setzen sind, theilweise in dem verderblichen Fortwuchern ererbter Uebel ihre Erklärung finden. Gewiss nicht! Zur richtigen Würdigung unserer Mittelschulverhältnisse darf man nicht die Beschränktheit einzelner Individuen, muss man den die ganze Institution beherrschenden und lenkenden Geist als primum movens betrachten. Nicht die Kathederhelden, die ihre am Geiste der Jugend betriebenen Studien in Classenbuch und Katalog verewigen und der naiven Ansicht sind, derartige Hilfs-

mittel pädagogischer Thätigkeit wären das Um und Auf erziehlicher Bestrebungen, nicht die höheren Instanzen des Directors und Inspectors sind die souveränen Gewalten, deren Machtspruch das Los des Schülers bestimmt. Nur eine Obrigkeit, in deren Interesse es liegt, dass die alte, in schreiendstem Widerspruch zu allen Anforderungen modernen Lebens stehende Schablone sich noch weiter schleppe, ist für den Ruin so vieler gesunder Geister, ist für das traurige Abrichtungssystem verantwortlich, dem der Mittelschüler beinahe ein Decennium lang ausgesetzt ist. Aus diesem Grunde darf man den sogenannten Reformen, die, von oben her angeregt oder sanctioniert, von Jahr zu Jahr in den Spalten des Amtsblattes auftauchen, kein gläubiges Vertrauen entgegenbringen, da in solchen Fällen entweder reactionäre Hintergedanken im Spiele sind, oder leere Nichtigkeiten, mit denen das Publicum genasführt wird, zu reformatorischen Großthaten aufgebauscht werden. Nein, eine Regierung, die der planmäßig betriebenen Verdummung die Garantie gesetzlichen Schutzes gewährt, wird niemals dafür Sorge tragen, dass ein Hauch modernen Lebens die öden Stätten der Jugenddressur befruchte. Sie wird vielmehr um die Heranbildung eines Lehrerstandes besorgt sein, der seine Lebensäußerungen der strengsten behördlichen Controle unterwirft; sie wird die Carrière jedes Einzelnen von dem Grade seiner charakterlosen Dienstfertigkeit, seiner servilen Gefügigkeit abhängig machen und dadurch ihren Institutionen die sicherste Gewähr der Dauerhaftigkeit bieten. Ein ganzes Heer von Inspectoren überwacht mit Argusaugen jede freie Bewegung des Lehrers, und der Director des kleinsten Provinzialgymnasiums ist von seiner staatserhaltenden Mission erfüllt. Man könnte die Herren nennen, die im edlen Streben miteinander wetteifern, nach oben und unten den Befähigungsnachweis ihres Lakaienthums zu erbringen; aber Gegenstand ernster Discussion ist doch nur das mit solcher Zähigkeit vertheidigte System, — ein System,

das dem Gymnasiasten durch grammatische Haarspaltereien Rückhalt und Spannkraft für den Kampf ums Dasein zu verleihen wähnt, das ihm in der Einpaukerei der schwierigen kaum erlernbaren Versformen sophokleischer Dramen und horazischer Oden den Inbegriff aller classischen Bildung bietet und so einen Ersatz für das schaffen will, was durch die völlige Vernachlässigung aller modernen fremden Literaturen verloren geht.

In den der Humanität und dem Cultus classischer Schönheit geweihten Hallen wird eine Generation nervöser, durch den todten Gedankenballast abstracten Wissens allen praktischen Sinnes entwöhnter junger Leute herangezogen. Noch verhängnisvoller und verderblicher aber ist der Druck, der auf den moralischen Charakter der Jugend ausgeübt wird. Die Vertheidiger unserer Erziehungsmethode suchen die gegen das Ehrgefühl der Schüler verübten Attentate mit dem Hinweis auf die Nothwendigkeit einer strengen Vorschule des Lebens zu rechtfertigen; dieselben Männer also, die die geistigen und physischen Kräfte der Jugend systematisch untergraben, vertreten mit dem Brustton vollster Ueberzeugung einen ihnen sonst so fremden Standpunkt, wenn es nur gilt, die Willkür ihrer pädagogischen Brutalitäten zu beschönigen. Nein, nicht die zarte Besorgnis »der väterlichen Freunde«, den der Schulsphäre entwachsenen jungen Leuten könnte vor Sehnsucht nach der Stätte ihrer achtjährigen Gefangenschaft das Herz brechen, nicht Wohlwollen veranlasst sie, die natürlichen Triebe ihres Herzens unter der Maske herber Beamtenstrenge zu verbergen; es ist die militärische Amtstracht, die dem Mittelschulprofessor zum Symbole der ihm vorgezeichneten Geistesrichtung wird. Sind ihrer viele, die das ehrliche Bewusstsein einer bedeutungsvollen Aufgabe vor den Ausschreitungen des Größenwahns bewahrt hätte? Nichts lässt sich der Professor in den meisten Fällen angelegener sein, als in dem Schüler fortwährend das Gefühl seiner Abhängigkeit

wachzuerhalten. Jeden noch so unschuldigen Anlass beutet er zur Befriedigung jener hässlichen Eitelkeit aus, die überhaupt seine Lehrthätigkeit in weit höherem Grade beeinflusst, als das Pflichtgefühl des verantwortungsvollen Beamten. Die Leute, aus denen sich der Lehrerstand recrutiert, sind überdies an und für sich wenig geeignet, ihrer schwierigen Mission gerecht zu werden; es sind theils menschenscheue Philister, die den jungen Leuten in mürrischer Feindseligkeit entgegentreten, theils gewissenlose Streber, die um die Gunst ihrer Vorgesetzten buhlen und kein Mittel scheuen, ihre Stellung zu festigen. Den von Zeit zu Zeit die Anstalt visitierenden Inspectoren sind sie zwar für die über den Fussboden verstreuten Papierschnitzel, nicht aber für die sittliche und geistige Knechtung der Schüler verantwortlich. Man denke nur an den eigentlichen Urheber des empörenden Uniformierungssystems, an Gautsch, dessen energischen Bemühungen der willfährige Uebereifer seiner Untergebenen zu danken ist, — an die derzeitigen Bestrebungen Bylandt-Rheidts, den modernen Ideen gerecht zu werden, leider aber nur denen, die in den clericalen Wahlcentren Tirols und Oberösterreichs maßgebend sind.

Die zehn oder zwanzig Paragraphe der Schulordnung besorgen die sittliche Erziehung der Jugend, die in dem Verbote, auf dem Wege von oder zur Schule Tabak zu rauchen oder einem öffentlichen Verein anzugehören, ihren höchsten ethischen Ausdruck findet. Nun denkt gewiss niemand daran, den Sclaven des Staatsdienstes ihre harmlosen Liebhabereien, ihre patriotischen Freuden zu verleiden; dass aber die Stätte der Jugenderziehung zum Asyl für geistig Schiffbrüchige herabsinke, das ist eine Zumuthung, die von allen Wohlgesinnten mit vollster Entschiedenheit zurückgewiesen werden muss. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Was also die Gymnasialerziehung bietet, ist geistige Verdummung auf der einen, demoralisierende

Knechtung auf der andern Seite. Viele keimkräftige und entwicklungsfähige Talente gehen unter dem Zwange der widerlichen Verhältnisse zugrunde, viele bezahlen die schale Kost unfruchtbaren Wissens mit dem besten Theile angeborener Fähigkeiten. Diese Ausführungen beruhen keineswegs auf einer Entstellung der Thatsachen. Sie sind das aufrichtige Bekenntnis eines im Anblick so vieler Unnatur altgewordenen Schulmannes. Aber auch jeden Abiturienten berechtigen die bitteren Erfahrungen von acht traurigen Jahren, ein System zu verfluchen, das sich humane Erziehung nennt und angeblich die Wiederbelebung antikclassischen Geistes zu seiner Hauptaufgabe macht, in Wirklichkeit aber allen rückschrittlichen Bestrebungen dient und den Schüler dem Geiste seiner Zeit zu entfremden sucht.....

Eine der Besprechung unserer Mittelschulverhältnisse gewidmete Enquête dürfte sich nicht in den engen Grenzen einer Discussion über ein Zuviel oder Zuwenig des Lehrstoffes bewegen und in unwesentlichen Erörterungen secundärer Erscheinungen des Gymnasialwesens erschöpfen. Sie müsste auf die Grundlagen des heute gehandhabten Systems zurückgreifen und die Zusammenhänge untersuchen, die zwischen den Missverhältnissen unserer Erziehungsanstalten und den Uebelständen des socialen Lebens bestehen. Sie müsste vor allem die Nothwendigkeit einer tiefgehenden Reform betonen, die den Ansprüchen einer in ethischer und religiöser Hinsicht gereiften Gesellschaft in gleicher Weise Rechnung trägt. †



Die Goethe-Tage haben mit einem Schlage das ganze Pressgewürm hervorgelockt, das die Oeffentlichkeit unsicher macht. Weil Goethe so hoch stand, dass ihn jeder auch von dem beschränktesten Gesichtsfelde aus sehen muss, reclamieren sie ihn ganz für sich, und glaubte man ihrem geschäftigen Sinn, mit dem sie seine Werke

durchwühlen, so hätte der Dichter besser gethan, nichts zu veröffentlichen, als sich durch unbedachte Aeußerungen in den Ruf eines Nationalliberalen oder Deutschfortschrittlichen etc. zu bringen. »Wenn Goethe noch lebte« — welch tiefsinnige Perspective! Er würde in Deutschland für die Canalvorlage stimmen, in Frankreich für Dreyfus sein, in Oesterreich — ländlich, sittlich — für den Gründergewinn der Creditanstalt, für die Obstruction und schließlich (nach der ‚Neuen Freien Presse') für das Wekelsdorfer Bezirksgericht eintreten . . . .

* * *

Aus Universitätskreisen: Eine neue Ernennung hat wieder einmal gezeigt, aus welchen Gründen unsere Hochschule zu völliger Bedeutungslosigkeit herabsinken muss. Ernannt — bei uns werden die Professoren nicht berufen, sondern ernannt — wurde Herr Josef Hirn aus Innsbruck zum Professor der österreichischen Geschichte, die vor ihm Alphons Huber gelehrt hatte. Der war kein Forscher von überragender Bedeutung, aber ein Mann von »ehernen Eingeweiden«, kein Historiker, aber ein Polyhistor. Von seinem Nachfolger weiß man in wissenschaftlichen Kreisen nichts weiter, als dass er fromm ist. Nun gilt zwar Frömmigkeit als eine Tugend, die ihren Lohn nicht gerade ausschließlich in sich selbst findet, aber ihre Uebung ist im Cultusministerium sicherlich mehr am Platze als in den Räumen der Wissenschaft. Herr Hirn wurde vor einiger Zeit ins Ministerium berufen — damals gab man ihn für einen großen Pädagogen aus; jetzt wird er einfach als Historiker zur Universität versetzt. Nebstbei: Er wird der Facultät einfach aufgedrängt. Als Huber starb, schlug man Heigel in München als Nachfolger vor; wir erinnern uns noch des tragikomischen Eifers, mit dem die Unterrichtsverwaltung, nachdem Heigel sofort abgelehnt, die Nachricht von Unterhandlungen mit diesem Gelehrten dementieren ließ. Dann war in allen Blättern zu lesen, die Facultät hätte primo atque unico loco den jungen Professor Dopsch in Wien vorgeschlagen; aber wozu hätten wir denn ein ehe-

maliges Mitglied der Facultät als Leiter des Universitätsdepartements, wenn man nicht alle derartigen Vorschläge einfach ignorierte? Vermuthlich weiß Herr Sectionschef Hartl aus Erfahrung, wie die Herren Professoren jede Demüthigung mehr oder minder ruhig einstecken. Es ist nicht das erstemal, dass die Facultät sich umsonst bemüht, den Herren im Ministerium Vertreter der Wissenschaft namhaft zu machen. Aber es ist vielleicht erst diesmal so weit gekommen, dass ministerielles Besserwissen mit so ganz fatalistischem Gleichmuth hingenommen wird, als ob eine jede Ernennung von vorneherein eine Nothverordnung wäre. Noch vor wenigen Jahren wusste es die philosophische Facultät zu verhindern, dass zwei neue historische Lehrkanzeln an der Wiener Universität errichtet würden, damit von der einen herab der liberale Fournier lehre, wie man weder aus noch in der Geschichte etwas lernt, und von der andern der clericale Pastor fromme Legenden verkünde. Jetzt machen es die Professoren aller Facultäten dem Ministerium förmlich bequem, den Unfähigsten auszusuchen. Primo loco wird der Mann vorgeschlagen, der als der Berufenste, secundo loco derjenige, der der hohen Obrigkeit am genehmsten erscheint; so hat die Facultät ihre Ehre gerettet, das Ministerium seinen Willen. Professor Mitteis schüttelte den Ruinenstaub österreichischer Cultur von seinen Füßen und gieng nach Leipzig: — im Vorschlag des Professorencollegiums ward Wlassak in Straßburg an erster, Hanausek in Graz an zweiter Stelle genannt. Der eine ist ein Oesterreicher, den sich das Ausland holte, der andere ein Landsmann, der uns aus guten Gründen erhalten blieb. Nun wussten officiöse Organe schon vor Wochen zu melden, Wlassak dürfte »gewisser Umstände halber« ablehnen, so dass Hanausek wahrscheinlich ernannt würde.... Es wird ja wirklich nachgerade schwer, einem Gelehrten genügend viel zu bieten, damit er es eine Zeitlang mit dem Capua der

Geistlosigkeit versuche; aber immerhin, die Pflicht besteht, sich ernstlich um einen neuen Mann zu bemühen. Für solche Dinge bleibt freilich dem Minister »keine Zeit«, wie er einem aus Wien sich flüchtenden Professor sagen ließ. Er holt sich aus der österreichischen Provinz, was er aus dem Ausland nicht bekommen will oder kann; den tüchtigen Philologen Marx lässt er nach Leipzig gehen, da er ja Herrn Hauler in Wien noch hat, und für den alten Schenkl gewinnt er nicht Crusius in Heidelberg als Ersatz, sondern — Schenkl junior aus Graz! An dieser Ernennung ist der Papa in Wien unschuldig — das muss festgestellt werden. Das Beschämende dieses Vorgangs liegt nicht im Nepotismus, nicht einmal in der Missachtung wissenschaftlicher Bedeutung: es liegt in der Professoren-Inzucht, die die österreichische Unterrichtsverwaltung seit Jahren betreibt. Wer einmal genug Fleiß und Protection besessen, um in Wien Privatdocent zu werden, der kann mit Sicherheit darauf rechnen, Professor in Innsbruck, dann in Graz und schließlich in Prag zu werden, und wenn er lange genug lebt, kommt er als altersschwacher Greis endlich auch nach Wien, — vorausgesetzt, dass größere, rüstigere Unfähigkeit ihm nicht den Rang abläuft.

* * *

Ein Beitrag zur Geschichte der zionistischen Bewegung.

Am 17. October 1894 plaudert Herr Theodor Herzl in der ‚Neuen Freien Presse' über »Pariser Theater«. Er bringt eine Revue älterer Stücke und bespricht »Femme de Claude«, ein Drama des jüngeren Dumas, das damals im Renaissance-Theater von Sarah Bernhardt aufgefrischt wurde. Herzl charakterisiert Dumas' Sucht, überall »Perspectiven« anzubringen; auch die Figur Daniels, des Vaters der Rebecca, diene einer solchen:

»Das versagende Mittel wird nun zugleich dazu benützt, einen Ausblick auf die Judenfrage zu eröffnen.

Wieder ein Ausblick; versteht sich, ein falscher. Der gute Jude Daniel will die Heimat seines Stammes wiederfinden und seine zerstreuten Brüder heimführen. Doch gerade ein solcher Daniel weiß, dass den Juden mit ihrer historischen Heimat nicht mehr gedient wäre. Es ist kindisch, die geographische Lage dieses Landes zu suchen. Jeder Schuljunge kennt sie. Und wenn die Juden wirklich ‚heimkehrten', so würden sie am andern Tag entdecken, dass sie längst nicht mehr zusammengehören. Sie wurzeln seit Jahrhunderten in neuen Heimaten, nationalisiert, von einander verschieden, in einer Charakterähnlichkeit nur durch den sie überall umgebenden Druck erhalten. . . .«

* * *

Der erste wahrheitsgetreue Bericht über die Dreyfus-Affaire.

Die ‚Neue Freie Presse', die während des Processmonats oft und oft in Leitartikel und Depeschentheil synagogale Erbauung geboten hat, findet am Tage der Verurtheilung Dreyfus' endlich ihre Besinnung wieder. Es zeigt sich, dass die zwischen »himmelhochjauchzend« und »zutodebetrübt« wechselnden Seelenzustände gemüthvoller Wahrheitskämpfer bloß jene Stimmungen bedeutet haben, die man, wenn man die Wahrheit »usque ad finem« verfolgen will, besser mit »Hausse« und »Baisse« bezeichnet. In den der ‚Neuen Freien Presse' und der Gerechtigkeit nahestehenden Kreisen hat die Verurtheilung Dreyfus' keinen wehmüthigen, sondern einen mehr flauen Eindruck hervorgerufen. Vor dem Eintreffen der authentischen Nachricht ist die Stimmung unserer Verfechter der Menschenrechte durch folgenden ungefälschten Bericht der ‚Neuen Freien Presse' charakterisiert: »Das Interesse sämmtlicher Plätze war heute ausschließlich durch die Frage beherrscht, welchen Ausgang der Process Dreyfus nehmen werde. In Berlin hatte die amtliche Erklärung des ‚Reichsanzeigers' einen günstigen Eindruck hervorgerufen und die Börse in

feste Stimmung versetzt. An der Wiener Börse lagen zahlreiche Verkaufsordres vor. Das angebotene Material wurde jedoch noch an der Vorbörse ruhig aufgenommen, und die Mittagsbörse eröffnete in fester Tendenz. Gegen halb 2 Uhr empfieng ein hiesiges Bankinstitut aus Berlin eine Depesche, des Inhalts, dass Frankfurt via Brüssel den Freispruch Dreyfus' melde. Kurz vorher waren bereits Gerüchte über ein freisprechendes Urtheil verbreitet, welche eine lebhafte Bewegung und eine Courssteigerung der maßgebenden Speculationspapiere hervorriefen. Als gleichzeitig an verschiedene Institute und Privathäuser telephonische Gerüchte über ein freisprechendes Urtheil einlangten, entwickelte sich neuerlich ein reges Geschäft.«

So lautet die Wahrheit über den Fall Dreyfus.

* * *

Vor dem Courssturz der Gerechtigkeit.

Ich erhalte folgenden Specialbericht:

Die Freunde der Wahrheit an der Wiener Börse waren Samstag vormittags mit trüben Gesichtern umhergeschlichen. In Rennes stand es übel und die Course wichen. Da plötzlich, es war gegen halb zwei Uhr, entstand heftige Aufregung; alles drängte einem Manne entgegen, der eine Depesche umherzeigend am Schranken stand: Director Wiedmann von der Unionbank hatte aus Berlin die erste Depesche bekommen, in der aus Frankfurt über Brüssel der Ausgang des Processes gemeldet wurde: Dreyfus freigesprochen. Ein Sturm erhebt sich und wirbelt den Cours der Alpinen Montanactien in die Höhe. Erstaunt fragt ein Nebenstehender: Ja, hat denn Dreyfus sofort nach seiner Freisprechung Kaufordres gegeben? Genug, die Hausse dauert fort... Es vergeht eine Viertel-, eine halbe Stunde — es kommt keine weitere Nachricht. Man wird verstimmt; man hört, dass der Gerichtshof in Rennes um 1/4 11 Uhr — das ist in Wien circa 1/4 12 Uhr — die Sitzung wieder aufgenommen habe, um Demange sein Plaidoyer beendigen zu lassen; sollte so rasch alles beendet und vor jedermann außer der Wiener Unionbank die Sache bis auf weiteres geheimgehalten worden sein? Schließlich

ward man »flau«, und Alpine »schwächten sich ab«. Die Freunde der Wahrheit aber müssen trauern: Denn die Wahrheit, die schon so lange en marche ist, muss noch weiter marschieren; die Wiener Börse will sie nicht herbergen.

* * *

Lapidares aus der ‚Neuen Freien Presse'.

Rennes.

Die Haltung des Majors Hartmann wird folgendermaßen beschrieben: »Keine Wimper zuckte in dem braunen Gesichte mit den gescheiten, milden Augen hinter den Gläsern eines soliden Zwickers; die Arme blieben steif an die Beine angelegt; nichts als die Worte selber waren wuchtig und die Wirkung um so viel tiefer.« Zu bemerken ist also, dass bei den für Dreyfus günstigen Zeugen sogar der Zwicker solid ist. Dagegen ist es für Hudezek-Czernucky höchst bezeichnend, dass er in seiner Jugend die Blattern gehabt hat. Entlastungszeugen haben in der Regel »dichtes Haar«, — ganz abgesehen davon, dass sie auch sonst »einen sympathischen Eindruck« machen.

*

Seite 2: »Freycinet setzte sich nach seiner Aussage neben Billot, mit dem er eifrig zu plaudern begann.«

Seite 4: »Nach Beendigung seiner Aussage verließ Freycinet den Saal.«

*

»Vorzüglichen Eindruck machte auch Carvalho, der sich ebenso wie der Officier Bernheim hinter Picquart setzte. Freystaetter ist abgereist. Man erinnert sich aber, dass auch er hinter Picquart platznahm.«

*

Eine merkwürdige Veränderung ist mit Cordier vor sich gegangen. Am 25. August noch ist er »ein dicker, gutmüthiger, aber komischer Herr mit dem Embonpoint und der Natur eines Falstaff«, bei dessen Anblick »auch die Richter nicht ernst bleiben können« und der »mit einer drolligen Geberde unter großer Heiterkeit die Zeugenbarrière verließ«. Am 29. »lächelt« man nur mehr im Auditorium, und bald macht Cordiers Aussage »einen vorzüglichen Eindruck«: »Er sprach offen, wohl informiert und entschieden und mit einem Anfluge von Gutmüthigkeit, welche ihm alle Sympathien

zuführte. Er war sehr ernst, streute auch hie und da ein heiteres Wort, aber auch das nur zur Unterstützung seiner wichtigen Behauptungen, ein, und dort, wo er die Unschuld Dreyfus betheuerte, fand er Töne so ehrlicher Entrüstung, dass es Niemandem mehr zum Lachen war. . . . Seine Erwiderung auf Lauths Vorwurf hatte eine treffliche Wirkung. Langanhaltende Bewegung folgte diesem Aufschrei, der aus tiefstem Grunde der Seele kam.«

*

Jargon: »Hartmann, Labori und Lamotte waren alle drei gleich gut.« — — »Nie ist Labori besser gewesen.«

»Roget wird mit seinen Zornesausbrüchen nachgerade lästig, und es müsste mit Wundern zugehen, wenn nicht auch der Oberst Jouaust schon genug hätte von Roget.«

Am 8. September kann sich der Setzer nicht mehr zurückhalten und lässt, angewidert von dieser Sprache und hingerissen von ironischer Laune, »saine« Freisprechung als gesichert erscheinen.

*

Das Ende. »In dichten Scharen standen Personen, welche unsere unentgeltlichen Extraausgaben erwarteten, vor dem Redactionsgebäude in der Fichtegasse.«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Auf mehrere Anfragen. Es war kein Irrthum: Professor Franz v. Liszt wirkt jetzt thatsächlich in Berlin, wohin er kürzlich von Halle berufen wurde.

Danzig. Sehr einverstanden; Ende September reifen die Entschlüsse vielleicht rascher. Wünsche baldige Besserung und grüße herzlichst.

Em. Sch. Nicht mit Unrecht heben Sie die treffliche Vermittlerrolle hervor, die der jüdisch-deutsche Jargon in der ‚Neuen Freien Presse' zwischen der deutsch-radicalen Gesinnung der Herren Benedikt und Bacher ober und der jüdisch-nationalen der Herren Herzl und Nordau unter dem Strich spielt.

Leser. Sie machen mich darauf aufmerksam, dass die k. k. priv. Creditanstalt für Handel und Gewerbe ihre Kundmachung betreffs des Bezugsrechtes neuer Actien auch in den Inseratentheil des ‚Kikeriki' hat einrücken lassen. Da kann man jetzt die Anmeldungsstellen in gesperrtem Drucke lesen: S. Bleichröder, M. A. v. Rothschild, Mendelsohn & Co. etc.

Hermann St. in M. Besten Dank für Ihre freundl. Kundgebung!

Dr. F. S. Kann das »Lapidare« nicht entdecken.

—io—. Sehr gerne; bitte nur einzusenden und Hugo Sch. zu grüßen.

J. D. Habe den Mann nie als »Chef der Pariser Polizei« bezeichnet. Neuen Daten sehe ich gerne entgegen.

B. P., Hamburg. Sie haben falsch gelesen. Ich sagte doch nichts Anderes als Sie selbst sagen: Schurken sind, die wider besseres Wissen . . . .; und unsere Journalistik hält sieben Achtel der französischen Bevölkerung für solche Schurken. Dies die gewünschte Aufklärung. Besten Dank für Ihr Interesse!

E. S. in G. Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich Ihnen antworten soll. Ihr Interesse ehrt mich, aber zu schriftlicher Correspondenz habe ich keine Zeit. Sonst würde ich Ihnen des breiteren auseinandersetzen, wie sehr Sie die Stelle missverstanden haben, indem Sie sie — ernst nahmen. Meine Supposition sollte doch erst recht die »persönliche Politik« illustrieren. Glauben Sie, dass ich ernstlich der Meinung bin, Wilhelm II. besuche Kaffeehäuser und werfe (physisch) Schwarze Adler-Orden auf die Wiesbadener Bühne?

Birualuinus. Freue mich Ihrer Vorliebe für weiße Raben und verstehe es zu schätzen, dass Sie ein solcher unter den anonymen Briefschreibern sind.

Dr. Albert Kr. in T.; Socius; Wilhelm F.; H. Fl.; Faust; med. Mara; Cand. med. F.; Wilhelm Kr.; Ein jüdischer Arzt; Dr. Kl.; E. S., VII/2; Cand. jur. E. Sch.; O. K., Baden; Dr. R. M.; „M. G., Hier“; H. W.; Lothar Sch.; Dr. U. Besten Dank.

Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.

Druckfehlerberichtigung.

In Nr. 15, deren letzte Correctur der Herausgeber nicht in Wien, sondern aus einiger Entfernung telephonisch besorgt hat, sind in einem Theile der Auflage etliche Irrthümer stehen geblieben. Man lese auf S. 4, Zeile 15 von unten, statt »auch vor dem beim deutschen Freisinn«: *auch vordem schon beim deutschen Freisinn*; S. 6, Zeile 3 von unten, statt »brachte den Bericht«: *brachte den Bericht*; S. 9, Zeile 12 und 13 von unten, statt »der ‚Wahrheit‘. (Denn . . . . müssen.) Der sich«: *der „Wahrheit“ (denn . . . . müssen), der sich*; S. 12, Zeile 17 von oben, statt »empfangen zu haben«: *empfangen haben*; ebenda, Zeile 21 und 22 von oben, statt »diese Fassung des Citats«: *die Goethe'sche Fassung des Citats*; S. 26, Zeile 12 von oben, statt »gut — — wie mit«: *gut wie mit.*

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Nr. 17 Wien, Mitte September 1899



Die Fackel

erscheint dreimal im Monate im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne Nummern sind in den meisten Tabaktrafiken und allen Buchhandlungen erhältlich.

Abonnementspreis bis Ende December 1899

mit portofreier Zustellung:

für Österreich-Ungarn	fl. 2.25
für das Deutsche Reich	M. 4.50
für die Länder des Weltpostvereines	M. 5.25

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 10 kr. = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der »Fackel«:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3. *Telephon Nr. 1633.*

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:
Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der »Fackel« und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: $^1/_1$ Seite fl. 35.—, $^1/_2$ Seite fl. 18.—, $^1/_4$ Seite fl. 10.—. Bei grösseren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

DIE FACKEL

NR. 17 WIEN, MITTE SEPTEMBER 1899

SLOVENISCH-DEUTSCH.

In Oesterreich wird bekanntlich der Ausflug eines Turnervereines von den anderssprachigen Turnern als eine Völkerwanderung empfunden. Die »Vergewaltigung« des deutschen Volkes, die jüngst durch eine Spritzfahrt angeheiterter tschechischer »Politiker« hervorgerufen ward, hat die Aufmerksamkeit Europas wieder einmal auf jene Gegenden Oesterreichs gelenkt, die sich zwar einer »Gemischtsprachigkeit«, aber noch keiner Sprachenverordnungen erfreuen und gar so gerne die ernsten Kämpfe, die in Böhmen ausgefochten werden, parodieren möchten. Fühlt sich der Besitzstand der Deutschen nicht durch die anwohnenden Slovenen bedroht, so lässt man tschechische Ausflügler kommen und hat bald die gewünschte »nationale Reibungsfläche«.

Von einem Kenner der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse geht mir aus Untersteiermark eine recht drastische Schilderung der neuestens geschaffenen »Situation« zu, und mein Gewährsmann bezeichnet es als eine Gewissenspflicht, den Wust von Lügen und falschen Ansichten zu zerstören, der dem Entfernterstehenden die Bildung eines zutreffenden Urtheils über die südsteierischen Affairen behindert. Hier, meint er, lasse sich die allgemeine Giltigkeit der Düring'schen Theorien am allerdürftigsten beweisen. Wolle man die Ursachen des hier in seiner hässlichsten Form

wüthenden Nationalitätenstreites in Verschiedenheiten, sei es der Abstammung, sei es der Rasse oder wenigstens der Sprache, suchen, so komme man bald zu der Ueberzeugung, dass nichts von alledem zutrifft. Vorerst muss überhaupt die Fiction zerstört werden, als ob die Untersteiermark einerseits von Deutschen, andererseits von Slovenen bewohnt würde. Fast durchwegs besteht die Bevölkerung aus einer mehr oder weniger homogenen Mischung der beiden Volksstämme, in der der slovenische Einschlag überwiegend ist. Nimmt man aber erst Rücksicht auf die dort geläufigen Familiennamen, so gelangt man zu einem überraschenden Resultate. Der Alttschechenführer Rieger soll einstmals nachdenklich geäußert haben: »Mir scheint, dass dem Cheruskerfürsten Herrmann meine Ahnen näher standen, als die des Freih. v. Chlumecky!« Wie heißen nun die heutigen Wortführer des Alldeutschthums in der Untersteiermark? Da haben wir zunächst Herrn Rakusch, den Vicebürgermeister von Cilli, dessen Vater, wie man sich erzählt, noch keine Silbe Deutsch verstand. Der Abgeordnete des deutschvölkisch gesinnten Marburg an der Drau heißt Kokoschinegg (kokosch slov. = Henne). Zu den eifrigsten Verfechtern des deutschen Radicalismus gehören in Cilli, abgesehen von dem Schwiegervater des Abg. Wolf, Dr. Stepischnegg (stepisch slov. = Brunnen, stepischnegg = Brunner), noch eine Reihe von Advocaten, deren Namen durchaus nicht den deutschen Ursprung verrathen: Schurbi, Kovatschitsch (kovač slov. = Schmied, kovačič = Schmiedel), Jessenko, Jabornegg, Ambrositsch, Mravlag. Unter den Deutschvölkischen, die bei den letzten Gemeindewahlen in Tüffer als Sieger hervorgiengen, fielen uns unter mehreren durchaus nicht teutonisch klingenden Namen die der Herren Besgorschak und Podgorschegg auf. Vor einigen Tagen meldete ein slovenisches Blatt, als Rädelsführer der letzten Cillier Krawalle sei ein Grazer Universitätshörer, namens Scheligo in Haft genommen worden (scheligo slov. =

Bajazzo.) Der Vater des Genannten ist slovenischer Lehrer in St. Gertraud bei Tüffer, die Mutter ist eine Vollblutungarin, — der Sohn deutschnationaler Burschenschafter . . .

Wie steht es nun mit den Parteigängern der Slovenischnationalen? Bekanntlich ist der heutige slovenische Nationalismus fast ausschließlich eine Erfindung des Pfarrers Einspieler aus Eisenkappel in Kärnten. Einer der eifrigsten Wortführer der Slovenen in Cilli ist ein Herr Moriz Rauch. Weiter finden wir unter den steirischen Slovenen die Namen Dr. Kaisersberger, Fischer, Lippoldt, Mayer, Sittig, Plapper; der Bürgermeister des Marktes Sachsenfeld im Sannthale heißt Schürzer; unter den slovenischen Bauern finden wir die Namen Rossmann, Blachmann, Sprachmann, Schuster, Rosenstein, Kramer u. dgl. m. Der Slovene, der bei den jüngsten Cillier Krawallen auf einen Deutschen schoss, heißt Otto Hahn, der angeschossene Deutsche Pollanetz . . .

Sollte es noch eines Beleges bedürfen, um die jeder Vernunft hohnsprechenden Grundsätze des dort betriebenen Nationalismus ad absurdum zu führen, so sei eine Erscheinung festgehalten, die an Lächerlichkeit vollends ihresgleichen sucht. In Untersteiermark ist es nämlich ein ganz häufiger Fall, dass in einer und derselben Familie — Verwandte, ja leibliche Brüder — die einen auf den deutschen, die anderen auf den slovenischen Nationalismus eingeschworen sind; es versteht sich von selbst, dass in dem einen Falle die Schreibart des Namens, wenn möglich, germanisiert, im andern Falle slovenisiert wird. So gibt es in Marburg beispielsweise zwei Brüder Glantschnigg und Glančnik, die beide eine gewisse Rolle, der eine im deutschnationalen, der andere im slovenischnationalen Parteileben, spielen; sodann in Schönstein zwei Brüder Woschnagg und Vošnjak, welch letzterer Landtagsabgeordneter ist. In Sachsenfeld ist als eifrigste Vertreterin des Slovenismus eine Frau Hausenpichl bekannt; eine Verwandte

gleichen Namens unterhält in Cilli ein deutsches Mädchenpensionat.

Aber nicht genug an dem. Der den dortigen Verhältnissen Fernerstehende ist gewöhnlich geneigt, als Ursache der bürgerlichen Zwietracht, wenn schon nicht die Verschiedenheit der Abstammung, so doch wenigstens die der Muttersprache zu betrachten. Aber auch dies wäre ein grober Irrthum. Selbst die gebildeten Schichten der Bevölkerung mit deutscher Muttersprache sprechen das Deutsche mit einem unschönen Dialect, häufig sehr fehlerhaft, beherrschen dagegen größtentheils das Slovenische recht gut, — manche Beamte deutscher Abstammung sogar in einem Maße, das selbst bei den slovenischen Nationalen Bewunderung erweckt. Dagegen sprechen fast alle Gebildeten der slovenischnationalen Partei ein sehr schönes reines Deutsch, aber nur zu häufig ein mangelhaftes Slovenisch. Bekanntlich wird die slovenische Schriftsprache von der ländlichen Bevölkerung überhaupt nicht verstanden, so dass eines der in ihrer Mitte erscheinenden politischen Wochenblätter, die ‚Domovina', sogar in der Mundart geschrieben wird. Sehr viele slovenische Nationale, besonders die Frauen, verstehen aber überhaupt gar kein Slovenisch, so dass selbst bei slovenischnationalen Feierlichkeiten die Unterhaltung von Seite der Damen deutsch geführt werden muss, weil sie eben einer andern Sprache gar nicht mächtig sind.

Was nun die Abstammung anlangt, so kam der bekannte Wiener Anatom Professor Zuckerkandl gelegentlich der zur Zeit seiner Prager Lehrthätigkeit angestellten anthropologischen Untersuchungen zu dem Resultate, dass in der Untersteiermark und in Krain der sonst immer als der germanische geltende hellhaarige, helläugige und schlankwüchsige Typus überwiegend der slovenischsprechenden Bevölkerung, dagegen der als slavisch geltende Typus (mit dunklen Augen und Haaren, sowie gedrungenem Körperbau) besonders dem deutschsprechenden Theile der Bevölke-

rung eigne. Thatsächlich findet man unter slovenischsprechenden Bauern Typen, die für die Darstellung des speciell innerdeutschen Bauern prächtige Studienköpfe abgeben könnten.

Wie steht es aber mit der vielgerühmten Cultur in der Steiermark? Dass die Deutschen an Gewaltthätigkeit den Slovenen nichts nachgeben, ist durch die jüngsten Cillier Krawalle erwiesen. Dass die Slovenen, heute noch ohne eigene Literatur, vorläufig keinen Anspruch haben, sich eine Nation zu nennen, liegt auf der Hand. Und dass das Niveau ihres politischen Lebens ein sehr niedriges genannt werden muss, stellt sich nur als die traurige Folge eines grundlosen und perspectivenlosen Nationalismus dar.

Ist es doch eine in der Untersteiermark allbekannte und nur nicht gewürdigte Thatsache, dass Dr. Serneč, der Führer der Slovenenpartei, ein herzlich unbedeutender Jurist, ein kläglicher Redner ist und seinen Aufstieg zur Würde eines Landeshauptmannstellvertreters nur seinem Verständnis für die Bedeutung weißer Westen, gebügelter Cylinderhüte oder des Ausländern eigenthümlichen Gebrauches von Messer und Gabel verdankt! Und für Eingeweihte ist heute die Affaire Ferjančič dahin aufgeklärt, dass die Begeisterung des Vicepräsidenten unseres hohen Hauses für heimisches Bier und heimischen Wein am Tage des Tschechenbesuches — möglicherweise auch schon am vorhergehenden Tage — einen solchen Grad erreicht hatte, dass in seiner Empfangsrede weder von ihm selbst, noch von den übrigen Anwesenden ein Gedankengang ermittelt werden konnte und sich deshalb der anwesende Redacteur des ‚Slovenski Narod‘ bewogen fühlte, in aller Eile eine imaginäre Empfangsrede selbst zu entwerfen und sie nach einigen Vorstellungen bei Herrn Ferjančič als von diesem herrührend der erstaunten Welt zur Kenntnis zu bringen.

Und die Moralität in diesem vom Nationalismus zerwühlten Lande? Dass von einer solchen in dem

trotz der »Los von Rom-Bewegung« auch auf deutscher Seite noch immer unter dem Joche des Clericalismus seufzenden Lande nicht die Rede sein kann, braucht nicht Wunder zu nehmen. Es ist beispielsweise eine feststehende, nur zu häufige Thatsache, dass Dienstmädchen in Marburg und Cilli zwar nur mit einem monatlichen Lohne von 2 fl. in barem Gelde, dagegen mit der freien Verfügung über den Hausthorschlüssel bezahlt werden ... Aber auch die Bevölkerung des flachen Landes hat ihre Sitten, die ihresgleichen kaum in Centralafrika finden dürften. So ist es in der Untersteiermark allgemein geübter Brauch, dass bei Hochzeitsfesten jeder »Kranzelbursch« von den Hochzeitsgästen nöthigenfalls mit Gewaltanwendung zur gemeinsamen Nachtruhe mit seiner »Kranzeljungfer« gezwungen wird! — Moralische Verkommenheit, wie obige Beispiele bezeugen, physische Degeneration, wie der hohe Percentsatz an Cretinösen und in sonstiger Beziehung untauglichen Männern bei den Assentierungen beweist, zunehmender Alkoholismus, — das sind die Zustände, in denen sich ein von Natur gesegnetes Land befindet und die der Nationalitätenkampf bis jetzt nur verschlimmert hat. Und die österreichischen Regierungen in bunter Folge haben sich nicht herbeigelassen, ihrerseits ein wenig zur Hebung der Cultur beizutragen; sie ziehen es vor, zur Erhaltung des eigenen Scheindaseins den Zündstoff für nationalistische Feindseligkeiten zu vermehren.

* * *

Oesterreichische Politik.

In den letzten Tagen hat Herr Chlumecky mit Herrn Fuchs, Herr Dipauli mit Herrn Jaworski, Herr Jaworski mit Herrn Fuchs, Herr Kathrein mit Herrn Jaworski, Herr Dipauli mit Herrn Pergelt, Herr Chlumecky mit Herrn Jaworski, Herr Pergelt mit Herrn Jaworski, Herr Dipauli mit Herrn Chlumecky, Herr

Fuchs mit Herrn Pergelt, Herr Chlumecky mit Herrn Kathrein, Herr Kathrein mit Herrn Pergelt und Herr Pergelt mit Herrn Chlumecky gesprochen. — Herr Mendel Singer vom ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ erfuhr es. — Dies nennt man: »Die Lage«.

* * *

Will Einer rathen, in welcher Weise wohl der derzeitige österreichische Finanzminister für das Bankstatut, über das die Actionäre der Oesterreichisch-Ungarischen Bank vor einigen Tagen entschieden haben, Stimmung zu machen gesucht hat? Ich erhielt die Mittheilung: Herr Dr. Kaizl mobilisiert die Ministerial- und Sectionsräthe, sowie die Secretäre aller Ministerien und entsendet sowohl in Amtsehren ergraute als auch jugendlich elegante Zierden der Bureaukratie zu den Actionären der Bank mit der Bitte, die Regierung bei der Generalversammlung nicht im Stiche zu lassen.

Ist das kein erhebendes Schauspiel? Der Finanzminister steht in Geheimrathsuniform an der Spitze einer Schar von rührigen Agitatoren, die sich aber zum Unterschied von den bei Gemeinderathswahlen beliebten Politikern vom Draschefeld ausschließlich aus der Elite der k. k. Beamtenschaft recrutieren. Malen Sie sich das Bild nur weiter aus! Hof- und Ministerialsecretäre keuchen im Schweiße ihres Angesichtes treppauf, treppab; dieselben Amtsgötzen, die sonst gnädigst Audienzen zu ertheilen und die Parteien mit mehr oder minder wohlwollender Miene hinauszucomplimentieren verstehen, müssen nun in höchsteigener Person bei ganz gewöhnlichen Sterblichen, die die Frechheit haben, 20 Bankactien zu besitzen, antichambrieren, vorsprechen und höflichst bitten, wobei sie stets in Gefahr schweben, allerlei unhöfliche Wahrheiten dafür einzutauschen.

Bei einem Actionär erschien, so schreibt man mir, ein hocheleganter Sectionsrath eines Ministeriums, das mit der Bankfrage gar nichts zu thun hat,

und ersuchte im Namen des Finanzministers um eine wohlwollende Behandlung der »hohen Regierung«. Der Actionär machte den Versuch, sich mit dem k. k. Abgesandten in ein sachliches Gespräch über das Bankstatut einzulassen. Aber da kam er an den Unrechten. Der ministerielle Agent hatte nämlich von der Sache, für die er aufs wärmste eintrat, keine Ahnung und wiederholte nur immer die ihm vermuthlich von oben beigebrachte Redewendung, dass das neue Bankstatut für die Actionäre finanziell vortheilhaft sei. Interessanter als diese vage Behauptung war die Thatsache, dass der Abgesandte gar kein Gefühl dafür hatte, wie erbärmlich seine Mission war.

»Wenn Herr Dr. Kaizl mich gefragt hätte, wen er zu den Actionären senden solle, so würde ich ihm seinen Kammerdiener vorgeschlagen haben; denn nach meinem bescheidenen Dafürhalten gehört eine solche Thätigkeit nicht so sehr in den Wirkungskreis von Staatsbeamten wie in den von Ministerlakeien.« Dies die Meinung meines Gewährsmannes. Der Verlauf der Generalversammlung hat bewiesen, dass es auch mit Staatsbeamten geht und dass es wahrhaft überflüssig gewesen wäre, Lakaien zu bemühen. Hatten wir übrigens ein anderes Resultat erwartet? Herr Kaizl wird nächstesmal die Bureauthätigkeit keines seiner Untergebenen unterbrechen müssen. Die Generalversammlung hat niemanden enttäuscht. Man zollte dem Dr. Magg und dem Stadtrath Hraba, als sie gegen das neue Statut sprachen, und dem Gouverneur, als er dafür eintrat, lebhaften Beifall. Dann nahm man die Vorschläge des Generalrathes an. Man bedauerte noch im Stillen, dass Herr Gregorig die günstige Gelegenheit, eine Schimpfrede zu halten, unbenützt ließ. Der aber unterdrückte die Gefühle, die unter der weißgestärkten Hemdbrust (eigener Erzeugung) tobten. Dann gieng man Mittagessen. In richtiger Erkenntnis der Bedürfnisse eines Actionärmagens hatte Herr Dr. Kautz dem allzu eifrigen Generalsecretär, der noch nach der zwölften Stunde

die Herren von der Vortrefflichkeit der Vorlagen überzeugen wollte, das Wort abgeschnitten. Es folgte noch ein kleiner Rechtsbruch gegenüber der Minorität bei der Frage über die Reihenfolge der Abstimmungen — und alles war zu Ende. Der Generalrath Wiesenburg, der seinerzeit ein Separatvotum angemeldet hatte, scheint in der Eile vergessen zu haben, es in der Versammlung zu begründen. Oder sollte er den Text der Begründung inzwischen vergessen haben? Herr Siegl trat bescheiden zurück. Das Zurücktreten scheint wirklich das Einzige zu sein, was er versteht. Er ruhe sanft auf den Lorbeeren, die man ihm bei seinem ersten Rücktritt gewunden hat. — Darüber, was das neue Statut für unsere Geldwirtschaft bedeutet, braucht man heute nicht mehr zu sprechen. Dass die Vertreter des österreichischen Capitals sich nicht als Hüter der österreichischen Verfassung fühlen, ist gewiss nicht wunderlich: die Actionäre der Bank und die Reactionäre des Ministeriums haben sich noch allzeit gefunden. Der Macher Scharf, der sonst in Generalversammlungen gern den Scharfmacher spielt, ist diesmal in officiöser Mission aufgetreten. Solch unheiliger Segen weiht den neuen Bund ein.

* * *

Als vor etlicher Zeit irgendwo acht Millionen verschwanden, wurden in der Oeffentlichkeit die stärksten Anklagen gegen jene Männer laut, in deren Taschen man sie mit gutem Grunde wiederzufinden erwartete. Aber unsere Staatsanwälte müssen wohl auf finanziellem Gebiete weit weniger findig sein als in politischen Dingen, denn die acht Millionen sind bis heute verschwunden geblieben. Ihre Besitzer sind recht aufgeräumt; die Taschen scheinen nicht usque ad finem untersucht worden zu sein. Es ist seltsam: Da jetzt Millionen plötzlich bei der Prager Eisen-Industrie-Gesellschaft auftauchen, wird fast noch mehr gezetert, als damals, da bei der Länderbank Millionen ver-

schwanden. Es handelt sich hier eigentlich um den bisher den Juristen noch gar nicht bekannten Fall eines lucrum emergens. Betrübend ist nur, dass es die gegenwärtigen Besitzer der Actien sind, die diese auf einmal auftauchenden Gewinne einstreichen, während die ehemaligen Besitzer, die aus Unkenntnis der Lage der Gesellschaft ihres Actienbesitzes sich entäußerten, sich darum betrogen sehen. Die Lage des Unternehmens wird durch den ganzen Vorgang nicht tangiert: man kann das, was die Herren Wittgenstein und Feilchenfeld gethan haben, nicht mit den Thaten des Hofraths Hahn vergleichen, der die ihm anvertraute Bank halb zugrunde gerichtet hat. Hier ist nichts weiter geschehen, als dass etliche Millionen demnächst in den Cassen von Wittgenstein und Consorten lagern werden, die rechtmäßig anderen Leuten gehören. Und diese können nicht klagen, weil sie nicht mehr Actionäre sind. Dagegen könnte freilich der Staatsanwalt eine Anklage wegen Bilanzfälschung erheben. Wer aber glaubt, dass das geschehen werde? Man weiß ja von dem großen Feldzug gegen das Eisencartell her, wie Actionen gegen diese Herren endigen.

Ein Punkt bleibt noch zu erörtern. Die österreichischen Eisenkönige versichern, dass man mit dem Vertuschungssystem gebrochen habe; die jetzige Bilanz stelle den wahren Stand der Gesellschaft dar. Nun, an Königsworten soll man nicht drehen und deuteln. Aber gleichwohl werden Alle starke Zweifel empfinden, die den Autoritätsglauben der Wiener Börseaner — die Wiener Börse fürchtet Gott, Taussig, Wittgenstein und sonst nichts auf der Welt — nicht theilen. Wer die Bilanz recht aufmerksam liest, dem kann es nicht entgehen, dass ein Theil der latenten Reserven der Vorjahre dazu benützt worden ist, den Gewinn des laufenden Jahres höher erscheinen zu lassen. Die Ausschüttung von 95 Gulden ist zu gering, die Dividende von 60 Gulden für 1898/99 zu hoch. Thatsächlich hat das Unternehmen im letzten Geschäftsjahre keine 60 Gulden getragen, und

wird es auch im kommenden Jahre nicht können. Und was ist der Grund solcher Verschiebung der Zahlen? Die Herren wollen eben aus der Speculation heraus, natürlich mit größtmöglichem Vortheil. Die zu hoch bemessene Dividende muss nun den Cours hinauftreiben oder zumindest halten. Wenn dann die jetzigen Macher, die ja schon begonnen haben, sich von der Leitung der Gesellschaft zurückzuziehen, sich auch des Actienbesitzes zu gutem Preise entledigt haben werden, dann mag die volle Wahrheit in die Bilanz einziehen. Sie ist schon en marche. Und Herr Wittgenstein ist gerne bereit, ihr, wenn sie gekommen sein wird, den Platz zu räumen.

* * *

Vierundzwanzig neue Herrenhausmitglieder! »Bei einzelnen der neuen Pairs« — meint die ‚Neue Freie Presse‘ — »wird man nicht leicht die Verdienste errathen, die sie sich um Staat oder Kirche, Wissenschaft oder Kunst erworben haben.« Die ‚Neue Freie Presse‘ hat nicht unrecht. Fraglich ist es jetzt nur: Meint sie Herrn Gustav Mauthner, dessen Verdienste um die Capitalsvermehrung der Gründer der Creditanstalt noch in aller Erinnerung sind? Oder Herrn Max Mauthner, den Obmann der für unser politisches Leben so wichtigen »Freien Deutschen Vereinigung«? Oder den alten Abgeordneten Proskowetz, der seine so mannhaften Reden gegen die mährischen Feldmäuse nunmehr im Hause der Pairs halten wird? Vielleicht geht ihr die Ernennung einiger Anderer gegen den Strich, von denen bekannt ist, dass sie sich ihr Leben lang um die ‚Neue Freie Presse‘ kein Verdienst erworben und auf ihre Gunst verzichtet haben. Ob ihr z. B. Männer wie Steinbach und Lammasch ans Herz gewachsen sind, bleibe dahingestellt. Herrn Prof. Lammasch speciell weiß sie, die mit Lobesworten für Herrn Proskowetz so verschwenderisch ist, gar nichts nachzurühmen. Er gilt ihr als »Clericaler« — seine wissenschaftlichen Verdienste gelten ihr nichts. In diesem versulzten Oesterreich wird doch jedermann zunächst nach seiner Fractionszugehörigkeit gewürdigt. Nicht einmal die Thatsache vermag ein liberales Blatt zu versöhnen, dass Lammasch in Seitenstetten geboren ist. Außerdem gehört er nun wirklich zu den hervorragendsten Strafrechtslehrern der

Gegenwart. Ihm ist es zu verdanken, wenn auch in Oesterreich in die dichtvergitterten Fenster einer engherzigen, lebensfremden Begriffsjurisprudenz ein schwacher Lichtschein von Socialpolitik gedrungen ist. Mit großer Feinheit hat Lammasch in einer Reihe trefflicher Schriften darauf hingewiesen, dass unser veraltetes Strafrecht den Forderungen der Gegenwart hohnspricht, dass es eine Reihe von Handlungen, insbesondere da, wo die Rechte der besitzlosen Volksclassen mit den Interessen der Besitzenden in Collision kommen, straflos lässt, während das unverfälschte Rechtsgefühl des Volkes energische Sühne fordert, und dass umgekehrt Handlungen bestraft werden, deren Strafwürdigkeit das öffentliche Rechtsbewusstsein längst nicht mehr einzusehen vermag. Diese in Deutschland durch die Schriften des Professors Franz v. Liszt fast zum Gemeinplatz gewordenen Gedanken haben durch Lammasch' Thätigkeit auch in die österreichische Wissenschaft, allerdings mit der bei uns üblichen Langsamkeit, Eingang gefunden. Das nicht geringste Verdienst von Lammasch ist es endlich, mit zum Fallen des socialpolitisch einsichtslosesten Gesetzes der Gegenwart, des Plener-Windischgrätz'schen Strafgesetzentwurfs von 1893, beigetragen zu haben.



Die Besprechung der Judenfrage in Nr. 11 der ‚Fackel‘, die von ernstlich bethätigtem Assimilationsbestreben manches erhofft, hat mir eine Flut von Erwiderungen zugetragen: die meisten zustimmend, wenige zweifelnd und kritisch. Das Gröbste ist bereits erledigt; in Nr. 13 habe ich einige jüdisch-nationale Herren, die von der leidenden Mitmenschheit erwarten, dass sie sich ihren Unarten assimiliere, mit ihren präpotenten Zumuthungen an eine »rabbinische Seite« gewiesen. Einer unter ihnen hat diesen Rath pünktlich befolgt und in dem für die Verbreitung des Antisemitismus unermüdlich wirkenden Blatte des Herrn

Bloch meinen ketzerischen Ansichten einen Scheiterhaufen aus Knüppelholz errichtet. An den Beschimpfungen, die ich erntete, war für mich einzig die Erfahrung schmerzlich, dass hier entfesselte Rachegier meinem Glauben an eine Assimilationsmöglichkeit hohnsprach, und besser als seine langathmige »Entgegnung« bekehrte mich das Benehmen, das der jüdisch-nationale Vorkämpfer nach erfolgter Ablehnung zur Schau trug. Weil ich nicht gewillt war, meine Zeitschrift zum Resonanzboden jeder beliebigen stammelnden Meinung zu machen, und solcher Abneigung deutlichen Ausdruck lieh, ward abermals gegen mich der Vorwurf mangelnder »Objectivität« erhoben. Auch hätte ich die stammelnde Meinung des eifervollen Herrn, der in Briefen und Telegrammen mich an meine Pflicht, seine zwanzigseitige Gegenschrift aufzunehmen, wie ein drängender — Gläubiger mahnte, unter den »Antworten des Herausgebers« nicht beurtheilen und meritorisch abfertigen dürfen; ich müsse dem Leser das Urtheil überlassen und jede Zuschrift abdrucken, damit das Publicum sehen könne, ob die ertheilte Antwort, die zu ertheilen an sich nicht höflich genug ist, auch wirklich gerecht sei. Nun ist bekanntlich eine Redactionsstube kein Beobachtungszimmer, und zum Verkehr mit besessenen Querulanten, die noch dazu eine »Gesinnung« haben, kann kein Publicist gezwungen werden. Damit die Herren aber sehen, dass der Grad meiner »Objectivität« doch sehr durch die Art und den Ton der jeweiligen gegnerischen Einsendung bestimmt wird, sei im Nachfolgenden einer solchen Raum gegeben. Ich weise ihren Autor an keine rabbinische Seite; sie verdient wegen ihrer Auffassung des Mosaismus — als einer Art Freimaurerglaubens — auch das Interesse civilisierter Leser:

Geehrter Herr Kraus! Vielleicht erscheint Ihnen eine von der Ihrigen divergierende Ansicht nicht wertlos, vielleicht ist in einer so vieles umfassenden Frage, wie der Judenfrage — und wenn es sich auch nur um

deren religiösen Theil handelt —, Widerspruch sogar anregend.

Ich bemerke, dass ich zwischen jüdischer Nation und mosaischer Religion scharf unterscheide. Man kann — heute allerdings nur in der Theorie — die jüdische Nationalität ablegen und die mosaische Religion beibehalten, oder umgekehrt. Nun fragt es sich, ob mit der mosaischen Religion ein überflüssiger und durch Besseres zu ersetzender oder ein sehr wertvoller Theil des Judenthums abgelegt würde. — Was ist die aufklärende Sendung dieser Religion, was wollte Moses?

In der Priesterkaste Egyptens aufgewachsen, lernt er die Ausbeutung des Volkes durch einen Glauben kennen, an den seine Erfinder und Verkünder nicht glauben; er ist ein College der Auguren, die nicht aneinander vorübergehen können, ohne sich lächelnd ruchloser Mitwisserschaft zu versichern. Und als er dann sein Volk befreit hatte, als er ihm Gesetze gab, was war da natürlicher, als dass er es vor gleicher verdummender Macht bewahren wollte? Er gab den Israeliten einen Gott, der nach den damaligen Begriffen keiner war, dessen Gebot aber dahin gieng, dass man keine anderen Götter haben dürfe. Wie die Chinesen einen Scheinkaiser einsetzten, um zu verhindern, dass ein Tyrann sich der Herrschaft bemächtige, so schuf Moses eine Scheinreligion, die dem Kindesalter des Volkes genügte, ebenso wie sie dem Menschen bis zu einer höheren Stufe geistiger Durchdringung genügt. Eine Religion, die dem Manne Freiheit lässt, sich seine eigene Ansicht, seine eigene Religion zu bilden, wenn er hiezu reif ist. Ich meine, dass sie insoferne Scheinreligion ist, als ihre positiven Dogmen nicht auf metaphysisches Gebiet übergreifen. Moses construierte sich und dem Volke einen Gott, der es sich zur Aufgabe gesetzt hat, die Menschen glücklich zu machen. Das mag ihm die Kraft gegeben haben, diesem Gott alles als Gesetz in den Mund zu legen, was ihm, seinem Erfinder, für das Wohl des Volkes wichtig schien.

Es musste den Leuten damals wunderlich gewesen sein: Einen einzigen Gott sollte es nur geben! Nun gut, das kann man sich gefallen lassen, wenn er nur wenigstens danach ist; aber so — was wusste man denn von diesem Gott? Konnte man sich von ihm eine Vorstellung machen? Nein: — er verbot es sogar. Und was stand denn an der Stelle, dort, wo sonst ein Götterbildnis war? — Die Thora, die Gesetzesrolle. So ward denn das Gesetz dem Volke Gott. Ein Gesetz, das nur die Gebiete menschlicher Erfahrung mit positiven Vorschriften umspannte und dessen mythologischer Theil sich möglichst beschränkte, ein Gesetz, das über Jenseits und Weltende nichts sagte. Ueber die Art der Vergeltung und die Beschaffenheit des Jenseits mag sich jeder reife Israelit seine eigene Ansicht bilden. Die mosaische Religion ist somit ein freier Glaube. Dass ihr Ceremoniell, ihre Speisevorschriften und ihre Rechtsgrundsätze längst von der Zeit überholt sind und nie fürs Abendland bestimmt waren, gebe ich zu. Aber ist darum der frömmelnde Protestantismus mit seiner Leidenslehre wirklich ein Fortschritt? Nein, nur Mosaist sein heißt frei sein. Der Mosaismus ist nichts als ein wundervolles System, den Geist des Menschen, so lange er nicht selbständig ist, frei und doch geschützt gegen andere Religionen heranzubilden. So mögen Sie es denn jenen Vielen nachempfinden, denen es als caudinisches Joch erscheinen muss, sich einem kirchenbehördlich approbierten Glauben zu beugen.

Genehmigen Sie . . . u. s. w. Al. R.

Die Zuschrift ist bemüht, Vorzüge der mosaischen Lehre, die wir durchaus nicht in den Hintergrund der Beurtheilung gedrängt haben,*) als das Wichtigste und Ausschlaggebende der Frage hinzustellen. Wer von irgendeiner Religion wesentlich mehr erwartet als

---

*) Der Artikel in Nr. 11 hebt die »großartige Einheitsidee des Mosaismus und seine verhältnismäßig rationalistische Behandlung metaphysischer Dinge« gebürend hervor.

zweckmäßige Einprägung einer praktischen Moral, Erziehung des Gemüts und Verlockung der Phantasie, mag sich für den höheren oder niedrigeren Vernunftrang der einen oder andern so warm einsetzen. Uns scheint der klaffende Abgrund zwischen dem Glauben aller Offenbarungsreligionen und dem Wissen der Zeit gleich unüberbrückbar. Zwischen beiden Ansichten aber lässt sich nicht rechten, ohne das ganze Arsenal des Wissens einerseits, des Glaubens andererseits zu mobilisieren. Darum bloß eine specielle Richtigstellung obiger Zuschrift. Der Gedankengang des Herrn Al. R. gipfelt in der Ansicht, dass der Glaube der Israeliten weit und frei genug gefasst sei, um jeden auf seine eigenste Art mit dem geoffenbarten Gott in Verbindung zu setzen. Dem widerspricht nicht nur die Erfahrung von dem religiösen Freisinn der Juden (Spinoza u. s. w.), sondern jede mögliche Auffassung eines Offenbarungsglaubens überhaupt. Die jüdische Theologie wie jede andere fordert, dass man die geoffenbarte Gottheit in allen Stücken ihrer Offenbarung ohne Unterschiedlichkeit annimmt — also nicht nur in ihrem Wesen, auch in ihren Vorschriften, auch in der Anerkennung ihrer allgemeinen und speciellen Wundermacht. Mag der Rationalismus der Rabbiner und Talmudisten noch so verstandesmäßig, aufklärerisch und scharfsinnig thun, — daran wird festgehalten! Wer sich also seinen — wohlgemerkt: durch die Religion geoffenbarten — Gott nach freier Art verändert, hat mit der großen Religionsgemeinschaft nichts mehr zu schaffen. Er ist Religionsphilosoph geworden und verfällt der traurigen Unzulänglichkeit, den beibehaltenen Rest einer dem Verstand unfasslichen Offenbarung mit dessen kritischen Errungenschaften verknüpfen zu müssen. Dringt er nicht bis zu den letzten Consequenzen der reinen Erkenntnis durch, so bleibt all seine freie Religion ein jämmerliches Compromiss, das den ärgsten Köhler um die Festigkeit und Einheitlichkeit demüthigen Glaubens beneiden darf. Dann entwickelt sich in ihm eine Form

der Halbaufgeklärtheit, eine über ein paar Vorurtheile spöttelnde, andere ängstlich bewahrende Religion. Für das bürgerliche Manchesterthum ist das Freimaurerwesen ein fixierter Glaube oder Unglaube dieser Art geworden, — Manchesterreligion. Die meisten ihrer Anhänger sind so weit entfernt von einer selbständigen wahren Erkenntnis, wie es die meisten unter den Menschen wohl immer sein werden. Eingeimpfter Kinderglaube, modisch zugelegter Unglaube — sie wiegen gleich.

Das »Laissez faire, laissez aller!« des Liberalismus auf überirdische Dinge übertragen, ist der Kern der meisten Halbaufklärung. Wenn Herr Al. R. die Möglichkeit, vom Judenthum zur Freimaurerreligion zu kommen, auch idealistisch übertreibt, das sei ihm zugestanden, dass man als Jude oder Protestant (»jüdisch-protestantischer Rationalismus«) leichter jene halbe Aufklärung — nur in Hinsicht der religiösen Toleranz ganz schätzbar — sich aneignet. Aber eine gar große Sache ist daraus nicht zu machen! Der Skepticismus der Flachköpfe, die arrogante Aneignung fremder Geisteskämpfe, die protzige Lust, dem Ceremoniell einer approbierten Religion entgangen zu sein, um sich ein anderes Ceremoniell aufzuerlegen, ist — abgesehen von den materiellen Zusammenhängen des Freimaurerthums — wahrlich kein hoher Geistestriumph. Sieht man in ihm nicht ein Schutzmittel gegen den Rückfall in geknechteten Kirchenglauben, ein Uebergangsstadium und eine relative Geistesstufe der breiten Massen, sondern ein Ziel, so ist es arge Ueberschätzung der religiösen Toleranz und Indifferenz. Was hätte Voltaire, der große Verächter jeder Vernunftknebelung, zum heutigen Freimaurerthum gesagt? — er, der das scharfe Wort sprach: »Beten ist keine Tugend und Knien keine Religion!« Hätte er die Specialtugend der Freimaurerei, dass die Mitglieder einander auf alle mögliche geschäftliche Art fördern, Philister sich durch geheimnisvollen und lächerlichen Hokus-Pokus größere

Bedeutung zulegen, anerkannt oder blutig verspottet? Und ist es nicht wahrhaft komisch und mehr als ein willkommenes enfant terrible für den Jesuitismus: das freie Maurerthum — das sich mit den Gedankenmauern gekrönter Häupter, regierenden Grosscapitals und corrupter Zeitungsleute so wohl verträgt?

Bedenkt man dies alles, so schrumpft der rationalistische Vorzug der einen oder anderen Religion zu jener geringeren Bedeutung ein, die wir ihm nicht vorenthalten haben. Es handelt sich dabei nur um ein Mehr oder Minder von Verstandesunmöglichkeiten, nie um eine Befriedigung der kritischen Erkenntnis. Dass dies Mehr oder Minder in einer — dem Metaphysischen von vornherein abholden — Epoche wissenschaftlichen Hochstandes, keine solche Rolle spielt als vor etwa drei Jahrtausenden, ist ebenso klar. Auf eine theologische Abwägung zwischen dem Mosaismus und den christlich-reformierten Kirchen einzugehen, ist hier nicht der Ort. Nur soviel: Das ethische Moment und das rein aufs Gemüth wirkende des Cults kommen zumindest ebenso wie die Glaubenslehre in Betracht. Beide wirken im reifen Menschen nach und sollen noch Einfluss haben, wenn eine Dogmatik, die heute schon auf intelligente Knaben halb ihre Wirkung verfehlt, ganz ohnmächtig geworden ist. Und wie das dem Gemüth Zugewachsene bleibt auch die körperliche Gewohnheit, die ein Cult und dessen Milieu dem Menschen aufzwängt. Nirgends zeigt sich dies so auffallend und nirgends — weil mit den socialen Gewohnheiten der übrigen contrastierend — so unheilvoll wie beim Juden.

Da gerade dies jedoch der stärkste Punkt ist, auf den das Auserwähltsein der Juden sich bewusst verlegt, ist er wohl von denen, die an eine Möglichkeit voller Assimilierung glauben, auch am stärksten zu bekämpfen. Solange die Juden an ihrem Specialleide festhalten, wird ihrem Wunsch nach einer Ausnahme auch anderweitig stets schmerzhaft Genüge geschehen. Freilich, zum vollen Ausgleich müssen sie auch ihre

im langen Zwang der Ghetti entwickelten Besonderheiten, das Plus an passiver Energie und praktischer Tüchtigkeit, an Sensibilität des Körpers und des Geistes nach und nach durch Anpassung an freie Verhältnisse und durch physiologische Mischung ablegen. Eines ist mit dem andern enge verbunden. Alle Auserlesenheit und Auserwähltheit aber ist im modernen Staat und im jetzigen Europa nicht möglich, ohne den alten Hass hoch auflodern zu lassen. o—o

* * *

»Die im langen Zwang der Ghetti entwickelten Besonderheiten« — welch ein Unheil drohen sie wiederum anzurichten. Das zähe Festhalten an einem überlebten Ritus, der, weit entfernt, durch decoratives Beiwerk zu blenden, die Wirtsvölker durch seine Schrullenhaftigkeit abstoßen muss, es hat in diesen Tagen neuerdings zu hässlichen Auseinandersetzungen geführt. Eine bewusste Lüge ist es, wenn man uns einreden will, dass heute noch die arischen Mehrheiten an einen Ritualmord glauben, und es bedarf nicht erst des Pathos humaner Leitartikler, um die angebliche Talmudvorschrift in das Fabelreich zu verbannen. Wahr aber bleibt selbst am vielberufenen Ende des 19. Jahrhunderts die Behauptung latenter Fremdheitsgefühle, und aller Liberalismus und alle toleranzige Weisheit wird an der Thatsache nichts ändern können, dass es Gegensätze gibt, die ein für kommende Generationen sorgendes Gewissen nicht verachten darf und die auszugleichen nicht als Demüthigung empfunden werden kann. So lange die Judenheit sich von ihren publicistischen Wächtern beruhigen lässt, so lange sie nicht in werk-

thätiger Selbstzucht die antisemitischen Geschäftspolitiker und alle Baxas dieser Erde ad absurdum führt, so lange wird von der Schmach des Jahrhunderts höchstens das Jahrhundert dahingeschwunden sein. Mit dem freisinnigen Geschwätz vom wiedergekehrten Mittelalter ist's nicht gethan. Niemand wird die Engelmacherinnen als eine Institution der katholischen Kirche hinzustellen wagen; kein normaler Mensch glaubt an einen Ritualmord und keiner wäre fähig, ihn der gesammten Judenheit aufs Kerbholz zu setzen. Aber, dass die Judenheit in verhängnisvoller Solidarität sich noch immer für das räudige Schaf in ihren eigenen Reihen eingesetzt hat und noch immer zu gemeinsamer Abwehr gegen jede antisemitische Läpperei sich findet, lässt sich leider auch nicht in Abrede stellen. Kein Jude hat noch zu seinem Osterfeste das Blut eines Christenkindes benöthigt. Wohl aber hat Herr Rothschild als hilfsbedürftiger Gründer der Creditanstalt kürzlich eine fremde Million in die Tasche gesteckt. Wohl aber hält auf der Ischler Esplanade Herr Sonnenschein, der Besitzer einer rituellen Restauration, an dem Tage, der eine falsche Freudenbotschaft aus Rennes bringt, eine riesige Tafel aus seinem Fenster, auf der ein weithin sichtbares »Dreyfus — freigesprochen!« dem auserwählten Volke verkündet wird. Wohl aber drückt sich der Jubel, in den dies Volk hierauf ausbricht, in Lauten und Bewegungen aus, die jeden Passanten fremdartig anmuthen müssen, dem sein Glaube keine stricte Haltung zum Dreyfus-Handel vorschreibt. Fern der Ritualmordlüge, die nur ungeschickte und verzweifelnde Agitatoren ersonnen haben, gibt es mithin noch eine große Gelegenheit für Erbitterung und Reibungen

jeglicher Art. Indem ich dies ungescheut heraussage, sehe ich schon die Schmutzflut anonymer Schmähbriefe, die in den nächsten Tagen an meinem Schreibtisch branden wird. »Haben Sie denn gar kein ehrliches Blut in Ihren Adern?« schrieb mir Einer kürzlich, weil ich in Dreyfus-Sachen mich über Schuld und Unschuld in einer uns durch gefälschte Berichte übermittelten Strafsache nicht zu äußern erfrechte, weil ich vor allem die Heuchelei der für Wahrheit und Gerechtigkeit entflammten Zeitungslumpen bekämpfte, die sonst soviel Unrecht in dieser Welt für bares Geld verschweigen müssen. »Haben Sie denn gar kein ehrliches Blut in Ihren Adern?« Diese in den Tagen von Polna doppelt verfängliche Frage beantworte ich mit dem Hinweis auf meine Offenheit, die nichts als die Ablehnung einer compromittierenden Solidarität bezweckt. Wenn der feilen Bande bourgeoiser Zeitungsmacher, den geistigen Thorhütern des Ghetto das Handwerk gelegt, wenn das Judenthum sich aller Factoren entledigt haben wird, die es heute auswuchern, in seinem alten Zustand erhalten möchten und ihm den aufreizenden Schein einer Vorherrschaft in Handel und Wandel verleihen, — dann werden Kuttenberger Niederträchtigkeiten in sich selbst ersticken und man wird nicht mehr gierig nach vier Litern Blutes suchen, die irgendwo in der weiten Welt abhanden gekommen sind.



Auf heftige Gemüthsbewegungen folgt nothwendig Erschlaffung, und die stärksten Fonds von Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe — mögen sie von einem Syndicate aufgebracht sein oder nicht — erschöpfen sich endlich. So hat denn das Urtheil von Rennes keinen stärkeren Widerspruch mehr gefunden: die französische Regierung unterwirft sich der Entscheidung, die das Heer schont und dem Angeklagten nicht weh thun will, und begnadigt Dreyfus. Und die Aufgeregten, die den Boykott der Pariser Weltausstellung gepredigt haben, lassen sich jetzt gern beruhigen. Geld ist schließlich eine schöne Sache, selbst wenn man es in Frankreich verdient; sollten die wackeren Händler etwa ihre Taschen entgelten lassen, was französische Generale verbrochen haben? Die pathetische Klage, dass die Wahrheit noch immer nicht gefunden sei, verwandelt sich in ein achselzuckendes »Was geht uns Rennes an?«. Und fordert nicht der Patriotismus, dass »das eigene Land glänzend vertreten sei, wo die Welt ihre Erzeugnisse zur Schau stellt«? Uebrigens mussten auch, zumal im Deutschen Reiche, die franzosenfeindlichen Heißsporne bedenklich werden, wenn sie sahen, in welche Gesellschaft sie gerathen waren. Denn von allen großen deutschen Blättern ist nur die — ‚Kreuzzeitung‘ der Anregung freundlich entgegenkommen. Deren Patrone stellen ja ohnehin in Paris nicht aus: warum hätte sie also ihre moralische Entrüstung dämpfen sollen? Aber im Zeichen des Kreuzes zu siegen, konnte nicht nach dem Geschmack der edlen Wahrheitskämpfer von Berlin sein: sie schweigen jetzt — in Paris werden sie nächstes Jahr handeln; hoffentlich mit Profit. Und so denkt man auch in Wien; ja selbst durch die Sumpf- und Stickluft von Budapest geht wieder ein frischer Zug nach dem Westen, und es ist bereits entschieden, dass den Parisern das Vergnügen, österreichische Erzeugnisse auch mit ungarischer Vignette zu bewundern, nicht geschmälert werden wird. Die ganze Boykottbewegung wird schließlich darauf hinauslaufen, dass der Pariser Correspondent

der ‚Neuen Freien Presse‘ beschließen wird, auch fortan nicht französisch zu lernen ....

Während sich alles mit Frankreich beschäftigte, gab es im Osten gar manches zu sehen, was den Herren, die doch nach den Geboten des Glaubens ihrer Väter dreimal täglich den Blick dahin wenden sollten, entgangen zu sein scheint. Denn wie wäre es sonst möglich gewesen, dass, als der Knall in Belgrad den von Herrn Milan gewünschten Effect erzielt hatte und eine Razzia auf anständige Menschen in Serbien veranstaltet wurde, unsere großen Blätter so desorientiert waren, dass sie, die allzeit Getreuen des auswärtigen Amtes, Artikel schrieben, die dessen Wünschen geradewegs zuwiderliefen? Gewiss, auch jetzt hätte Graf Goluchowski den unserem auswärtigen Amte traditionell befreundeten Schuft Milan gern unterstützt. Aber es gibt doch ein Einvernehmen mit Russland, und man durfte nicht vergessen, dass auf dem »zweiten Draht«, der uns jetzt glücklich mit Petersburg verbindet, manchmal gar strenge Weisungen nach dem Ballplatz telegraphiert werden. Und Russland findet es eben nicht gerathen, Herrn Milan gewähren zu lassen. Als man das endlich auch in den Wiener Redactionsstuben erfahren hatte, änderte sich der Ton der Artikel. Man konnte billigerweise nicht erwarten, dass die grässlichen Leiden eines Volkes die zarten Gemüther unserer journalistischen Stimmungsmenschen im gleichen Maße beunruhigen würden, wie jede Aenderung im körperlichen Befinden des französischen Capitäns. Aber man raffte sich wenigstens so weit auf, dass man der Meinung Ausdruck gab, Milan scheine »doch zu weit« zu gehen; und mit Begeisterung pries man die humane Gesinnung unseres auswärtigen Ministers, der glühende Kohlen auf die Häupter der uns feindlichen serbischen Radicalen sammelte, indem er durch den österreichischen Gesandten in Belgrad den Wunsch aussprechen ließ, es möchten »möglichst wenig Todesurtheile« gefällt werden. Soweit, den Lesern die Verhältnisse in Serbien

aufzuklären, die ungeheuerliche Vorgeschichte der jetzigen Ereignisse zu erzählen, gieng man allerdings nicht. Wie sollte auch die ‚Neue Freie Presse‘ für dergleichen Raum übrig haben, wenn sie uns jede Handbewegung der für Dreyfus günstigen Zeugen veranschaulichen muss, wenn sie uns breit erzählt, wie die Kinder auf allen Spielplätzen der Erde bereits »französisches Kriegsgericht« spielen, und im politischen Theile die Drahtmeldung veröffentlicht, dass ein Frankfurter Ehepaar, namens Schenkel, seinem neugeborenen Söhnchen den Vornamen Labori gegeben habe? Man beruhigte sich damit, dass unser Telegraphen-Correspondenzbureau über den Attentatsprocess außer dem amtlich serbischen Berichte auch einen solchen von »privater Seite« brachte; dass in diesem genau dasselbe wie in jenem stand, schien weiter nicht anstößig.

Und so darf denn der Abenteuerer von Belgrad, uncontroliert von dem sensiblen Gewissen Europas, seine Schandthaten vollbringen. Was in Serbien sich jetzt bereitet, ist hundertmal ärger als das erwiesenste Unrecht, das ein Kriegsgericht je begangen hat. Die besten Männer des Landes, die patriotischer Opfermuth und das Mitleid mit einem getretenen Volke nicht rechtzeitig die Flucht ergreifen ließ, harren in Ketten dem von Herrn Milan arrangierten Gerichtsverfahren entgegen. Sie haben es gewagt, den Mann, der mit allen Bordellwirtinnen des Auslandes die besten Beziehungen hat und dessen Ruf die Halbwelt erfüllt, zu »beleidigen«. In den serbischen Gefängnissen ist die Mortalität eine große. Wer lebend aus der Untersuchungshaft herauskommt, gelobt in seiner Herzensangst ewige Treue Herrn Milan und seinem Haus. Es ist ein ergreifender Anblick, wie dieser ärgsten Schmach sich Männer unterziehen, die Bildung und Adel der Gesinnung thurmhoch über ihren Peiniger erhebt. Pasic, Tauschanovics und der berühmte Jurist Wesnitsch, Männer, die Serbien einst die Constitution gaben, erleiden jetzt dies Los. Ob ihnen die Belgrader Haft oder

bloß Hinrichtung bevorsteht, ist noch ungewiss. Noch zögern die Mächte, sich in die »inneren« Angelegenheiten Serbiens zu mischen. Noch bannt alle etwas wie der scheue Respect vor dem Manne, dessen Spur Blut und Quecksilber bezeichnen.... Wie lange werden Europas Monarchen es dulden, dass irgendwo in Europa die Beleidigung eines Zuhälters »Majestätsbeleidigung« genannt wird? Wann endlich werden sie die natürliche Mission ihrer Gesandten am Belgrader Hof erkennen? Ohrfeigen und Fußtritte heißen die »diplomatischen Verhandlungen«, die man im Interesse des europäischen Gleichgewichtes mit Herrn Milan Obrenowitsch wird eröffnen müssen....

* * *

Die Leopoldstadt in Paris.

Sehr geehrter Herr! In der ‚Fackel' war von der miserablen, einseitigen und geberdenreichen Berichterstattung über die Dreyfus-Sache schon die Rede. Ich hatte vor einiger Zeit das Vergnügen, die Herren, denen sie obliegt, einigemale ganz in der Nähe zu besichtigen und verrathe Ihnen: Diese Correspondenten leben gar nicht in Paris! Sie werden glauben, dass ich damit auf den Originalcorrespondenten des ‚Wiener Tagblatt' anspiele, aber ich meine das viel allgemeiner. Nämlich, auch diejenigen Berichterstatter, die auf dem Territorium von Paris leben, sind eigentlich nicht in Paris.... Diese Herren Wolff und Goldmann, Frischauer, Fuchs und Feldmann, Sänger und Levin, Handl und Hercovici leben nur scheinbar in Paris. In Wirklichkeit haben sie sich eine Atmosphäre von Leopoldstadt mitgenommen, die sie auf allen Wegen begleitet und wärmend umhüllt. Erlauben Sie mir, Ihnen das zu beweisen, indem ich Ihnen den Tag eines solchen Herrn beschreibe.

Man wird geweckt durch den concierge, der die Morgenpost überbringt: Briefe aus Wien, Onkel Sigmund schreibt und Tante Rosa, die ‚Neue Presse' und das »eigene« Blatt kommen an. Man steht auf und geht ins Café de la terrasse auf dem Boulevard de la bonne Nouvelle. Dort liegt das ‚Wiener Tagblatt', der ‚Pester Lloyd' und sogar ‚Blochs Wochenschrift' auf.... In diesem Café

verkehren nur Ungarn und sogenannte Deutsche. Jedermann kennt seinen Nachbarn. Tritt einmal eine neue Physiognomie ins Café, so erhebt sich bald ein schüchterner Frager mit den Worten: »Pardon, sind Sie nicht auch aus Pest? Kenne ich Sie nicht von irgendwo? Haben Sie nicht einen Schwager in Miskolcz? Haben Sie nicht früher in der Lederbranche gearbeitet?« Die meisten sogenannten deutschen Correspondenten verkehren hier. Da sitzt Herr Isidor Fuchs, der seine »Copierschule« eingeschränkt hat und höchstens noch die witzigen Entrefilets der Boulevardblätter in seinen Berichten nach Berlin recht und schlecht copiert, Herr J. Hercovici, der allen elenden Klatsch und Tratsch »aus der Pariser Gesellschaft« an sein „Neues Wiener Journal' weiterzischelt, Herr Theodor Wolff, in seiner Kleidung wie in seinen Feuilletons von jener gewissen unverlierbaren Commis voyageur-Eleganz, schwebt in weißen Gamaschen durchs Zimmer, und manchmal tritt sogar der kleine, dicke und sentimentale Herr Paul Goldmann, der Dichter unter diesen Herrschaften, in das lärmende Local. . . . . Gleich neben dem Café de la terrasse, kaum hundert Schritte entfernt, liegt das Wiener Restaurant, wo die Herren speisen. Hier sind nur Wiener Kellner. Man kann hier »Gollasch« essen und »G'spritzten« trinken. Samstag bekommt man — regelmäßig, wenn ich nicht irre — »Scholet«. Wenn man in diesen rauchigen Räumen sitzt, vergisst man, dass man in der Fremde ist. Isidor Fuchs ist hier König. . . . . Er wollte einen Verein »Backhendl« gründen, Tanzkränzchen, an denen die bekannten Familien theilnehmen, veranstalten; ein Clavier sollte hier untergebracht, Wiener Couplets sollten gesungen werden, zu denen der Text von einem »früheren Wiener Librettisten« verfasst worden wäre. . . . . Oft hat Isidor Fuchs von diesen Kränzchen im Wiener Restaurant geträumt. Ich weiß nicht, ob der Plan inzwischen realisiert wurde. . . . . Hier saß man mittags; nachmittags gieng man wieder ins Café de la terrasse, spielte Tarock oder Klabrias, und abends saß man wieder so gemüthlich bei »Wiedermann«, im Wiener Restaurant. . . . . Eines Tages wurde das Glück dieser Herren vollständig. Der Wiener Selcher J. Theumann eröffnete in derselben Straße, rue d'Hauteville, einen Würstelladen. Hier bekam man ausgezeichnete Gansleber und geselchtes Rindfleisch. . . . . Von Zeit zu Zeit kam jemand aus Wien zu Besuch und wurde abends ins Wiener Restaurant oder ins gemüthliche Zimmer zu Theumann

geführt. »Wie geht es Frischauer?« »Was macht Szeps?« »Ist das ‚Volksblatt' im Abnehmen?« Bis Mitternacht saß hier der Gast und musste antworten, bis die Fragelust der »Pariser« auch den letzten Wiener Klatsch herausgekitzelt hatte.

Pedanten werden fragen: Nun, was bedeutet das alles? Warum sollen die Herren sich's nicht gemüthlich machen? .... Oh ja, gewiss. Aber in Paris leben sie nicht. Vom Café de la terrasse und dem Laden des Herrn J. Theumann dehnt sich eine kleine völlig isolierte Leopoldstädter Insel, deren Bewohner gar keinen inneren Contact mit Paris und den Parisern haben. Die Herren gehen höchstens auf die Boulevards, wo die Camelots alle Stunden ein frisch erschienenes Blatt ausschreien, übersetzen sich's zur Noth und schicken's zum Telegraphenamt. Kein Franzose verkehrt in diesem Dunstkreis. Gewiss ist es charakteristisch, dass Herr Berthold Frischauer kein Wort Französisch sprechen konnte, als er in Paris ankam. Aber noch viel charakteristischer ist es, dass er es in den drei oder vier Jahren Pariser Aufenthalts auch nicht im geringsten erlernt hat! Diese Herren sind eben nur scheinbar in Paris. Ewig nur unter sich, sind sie von jener Atmosphäre umgeben, von der sie sich nicht trennen können: — Pest oder die Leopoldstadt! ....

Das alles wäre vielleicht nur als Malheur für uns schlecht berichtete Zeitungsleser zu betrachten. Aber es ist mehr: Die Franzosen, exclusiv wie sie gegen Deutsche nun einmal sind, werden infolge dieser »Kundschafter« noch viel exclusiver. Bei Generalproben in den Theatern — die Freikartenschnorrerei muss auch dort betrieben werden — sehen sie die deutschen Journalisten, bei allen feierlichen Eröffnungen sind diese sichtbar, in allen Dreyfus-Processaffairen tauchen sie im Auditorium auf. Der Franzose, der in sein privates Leben keinen der Herren eindringen lässt, fragt sich angesichts dieser Erscheinungen: »Also das sind die Deutschen?« Nein — gerade nach Paris wären die Deutschen verpflichtet ordentliche Repräsentanten zu senden! Wie soll die französische Animosität schwinden, wenn sie solche Deutsche ertragen muss? Vorläufig laden die Redactionen ihre überflüssigen Insassen gewöhnlich in Paris ab. Als Herr Davis die ‚Reichswehr' judenrein dipaulisierte, verbannte er rasch seinen früheren Helfershelfer, den Chefredacteurstellvertreter Leopold Lipschütz, als Correspondenten

nach Paris. . . . . Herr Ferdinand Klebinder, der Chefredacteur des ‚Wiener Tagblatt', konnte seinen Sohn Robert in Wien nicht gut verwenden. Es gab allerlei grammatikalische Calamitäten. Also ward er nach Paris als Correspondent gesandt und erwarb sich wenigstens Weltbildung. Nach einiger Zeit wurde er allerdings auch von dort abberufen. Es scheint mit der französischen Grammatik auch allerhand Kämpfe gegeben zu haben. . . . .

Die Regierung sollte zumindest von den Journalisten, die ins Ausland gehen, ein gewisses Minimalquantum an Wissen und Fähigkeit gesetzlich fordern! Schließlich machen diese Herren nicht nur sich allein in Paris unmöglich, sondern auch ihre Landsleute. . . . .

* * *

Im Mittelgang unserer Vorstadttheater kann man bei Premièren im dichten Knäuel kritischer Schmöcke auch einen blonden, blassen Kuli entdecken, mit dem die schwarzen oft intimste Unterhaltung pflegen. Während diese sich wieder vollzählig in den Theatern eingefunden haben und nach wie vor Cercle in den Zwischenacten halten, kann auch des geübtesten Habitués Auge jenen Einen, den Blonden, nicht entdecken.

Er ist von seinem Blatte nach Polna gesandt.

Die Theaterreportage mag ein anderer versehen; in Polna gibt es einen Ritualmord zu erschnüffeln, gilt es einen Beschuldigten zu fangen und dessen Bruder durch Einladung zu einem Trinkgelage ein »Geständnis« zu erpressen . . . Man merkt, dass ich von einem Redacteur des ‚Deutschen Volksblatt' spreche. Die in den Wiener Theatern zurückgebliebenen Collegen gehören — auch das merkt man — liberalen Blättern an. Sollten sie sich in ihrem trauten Verkehr durch eine kleine Meinungsverschiedenheit zwischen den Chefs stören lassen? Geschäft ist alles, und Herr Hans Arnold Schwer war immer »persönlich« ein »lieber Kerl« . . . Nun ist er freilich durch den Ritualmord ein wenig compromittiert. Die nächste Première wird manchen peinlichen Moment bringen. Nicht, weil Herr Schwer direct vom Kuttenberger Blutgericht kommt, sondern weil man ihn inzwischen »persönlich« angreifen musste. Man hat sogar dagegen protestiert, in den Reihen des Schriftthums einen Detectiv, einen

Inquisitor u. dgl. zu besitzen. Das kann also unangenehm werden und zu ehrenräthlichen Weiterungen führen, wenn die Schnüffler aus beiden Lagern zum erstenmal einander wieder gegenübertreten. Die Herren vom ‚Wiener Tagblatt' werden aber standhaft sein und was sie geschrieben nicht bereuen. Einem Schwer reicht selbst ein Frischauer oder Hecht nicht die Hand . . .

* * *

Vom Zeitungsstempler.

In schlechten Zeiten gibt sich die bekannte fiscalische Gier, zu der sich natürlich auch Herr Kaizl bekehrt hat, selbst mit ein paar Kreuzern zufrieden. Unser Finanzminister hebt zwar nicht den Zeitungsstempel auf, wohl aber das Privilegium gewisser Druckschriften auf den Zeitungsstempel. Sämmtliche in Wien erscheinenden Correspondenzen — hektographierte Manuscripte, die ausschließlich für den internen Zeitungsdienst bestimmt sind — wurden jetzt in gefällsämtliche Untersuchung gezogen, zu Strafen verurtheilt und ihnen die Stempelung der Ausgaben gleich öffentlichen Zeitungen zur Pflicht gemacht. So musste Herrn Pappenheims Correspondenz, die in einem Dutzend Exemplaren erscheint, circa 250 fl. Strafe zahlen. Der Herausgeber einer andern Correspondenz bewarb sich, in der allgemeinen Audienz des Finanzministers empfangen zu werden, wurde aber nicht vorgelassen, weil Excellenz zu beschäftigt sei. Dagegen wurde der erwähnte Pappenheim empfangen und ihm auch die Strafe nachgesehen, weil er sich an die Vermittlung des hochmögenden kais. Rathes und Famulus des Finanzministers, des Herrn Penižek, zu wenden die Klugheit hatte. Man kann sich also über Kleinlichkeit des Finanzärars eigentlich nicht beklagen; Nepotismus macht alles wieder gut. Dass die officiösen Correspondenzen Wilhelm und Fleischner nicht behelligt wurden, versteht sich bei den »guten Verbindungen« ihrer Besitzer von selbst, wiewohl das Pressgesetz nur die officiellen Zeitungen von der Stempelpflicht befreit.

* * *

Lapidares aus der ‚Neuen Freien Presse'.

»... Damit war die empirische Methode auch in die Rechtswissenschaft eingeführt, und im Vereine mit der historischen Methode rief sie eine Blütezeit der Rechtswissenschaft hervor, wie wir sie seit der glanzvollen Epoche des römischen Rechtes nicht mehr erlebt haben. ...«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Theresianum. Keine Spur! Herr Sectionschef Hartl ist sich des Ungeheuerlichen an der Angelegenheit wohl bewusst. Im Gespräch mit einigen Professoren soll er, bevor die letzte »Ernennung« vollzogen war, wörtlich gesagt haben: »Den Hirn müsst Ihr fressen, da hilft nichts!« Was die Aufnahme des Herrn Hanausek in den Ternavorschlag für Mitteis anlangt, so wird sie jetzt in einer den Professoren günstigeren Weise dargestellt: Die juridische Facultät nahm absichtlich Hanausek in den Vorschlag auf, um die Berufung eines noch unfähigeren »Inländers« zu verhindern. Es drohte Ivo Pfaff aus Prag (Sohn des Wiener Universitätsprofessors), der eine wissenschaftliche Null ist und nicht einmal quantitativ etwas geleistet hat.

Czernowitz ist aus dem in der letzten Nummer geschilderten Professorenkreislaufe ausgeschaltet; dorthin kommen nur ganz unmögliche Protectionskinder oder ganz fähige Leute, die der Protection wieder völlig entbehren.

Bezüglich der Herren Hirn und Schwind ist der Scherz, dass Graf Bylandt-Rheidt an Hirn-Schwind—sucht leide, nicht übel.

Neugierig. Der verlangten Mühe kann ich mich leider nicht unterziehen. Die vier Herren sind meines Wissens nie »eruiert« worden. Für Uebersendung des Artikels (auch ohne die gewünschte Information) sehr verbunden.

Adolf W. Muss leider bemerken, dass ich das Feuilleton nicht gelesen habe; auf das Gebiet, wo die Dummheit anfängt, uninteressant zu werden, muss man sich ohne zwingende Gründe nicht begeben.

v. L. Sie irren. Herr Arthur Holitscher, der in diesem Blatte zur Dreyfus-Sache gesprochen hat, war nie Mitglied einer Wiener Redaction. Er ist Schriftsteller und Verfasser des Romanes »Weiße Liebe«. Mit dem Herrn, den Sie meinen, ist er nicht identisch; würde sich wohl auch dagegen verwahren, mit ihm verwechselt zu werden.

Berthold L. Für Ihre Elegie auf den Tod des Affen meinen verbindlichsten Dank. Nun hat er seine Rolle in Oesterreich ausgespielt. Ich tröste Sie mit der bekannten Devise: Der Orang-Utang ist todt — es lebe u. s. w.

H. F. Sie theilen mir einige drastische Facten mit, die das in Nr. 16 über den historischen Gymnasialunterricht Gesagte bekräftigen. Es streift schon an ‚Simplicissimus‘, wenn ein loyaler Geschichtsprofessor, der von Größenwahn für sich und Oesterreich erfüllt ist, ein Wort wie das von Ihnen citierte sich entschlüpfen lässt. »In einer Geschichtsstunde ist von Friedrich II. von Preußen die Rede. Einer wagt es, ihn ‚den Großen‘ zu nennen. Doch da richtet sich der Herr Professor kerzengerade auf und spricht mit einer Stimme, die von patriotischem Schmerz vibriert, die geflügelten Worte: ‚Habe ich recht gehört? Friedrich der Große, wie? Den Mann kenne ich nicht. Sie meinen wohl Friedrich von Preußen? Wir Oesterreicher haben keinen Grund, ihn den ‚Großen‘ zu nennen. Bedenken Sie nur, wie viel Thränen er unserer großen Kaiserin Maria Theresia ausgepresst hat.‘«

Chauvin. Die Zeitungen haben dreist gelogen. Unwahr ist es, dass bei einem Bankett der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung in Budapest alle von dem Orchester gespielten Nationalhymnen acclamiert und nur während der Marseillaise schrille Pfiffe hörbar wurden. Das Dreyfus-Problem hat die anwesenden Kriminalisten überhaupt nicht beschäftigt, und nicht einmal die Budapester Advocaten, die an den Sitzungen und Festlichkeiten theilnahmen, machten sich der schweren Taktlosigkeit schuldig, in Anwesenheit eines Dutzends französischer Gäste die französische Nationalhymne auszuzischen. Die Budapester Herren waren ja so bescheiden, nicht einmal dagegen zu protestieren, dass die Frage des Mädchenhandels auf die Tagesordnung des criminalistischen Congresses gesetzt wurde! Unwahr ist es, dass läppische Demonstrationen irgendwelcher Art eine Berathung gestört haben, zu der sich ernste Leute in ernster Absicht gefunden hatten. Wahr ist bloß, dass ein Theil der Budapester Bevölkerung sich über das Urtheil im Dreyfus-Processe ungehalten zeigte; wahr ist, dass diese lieblichen Bewohner unserer »freiheitlichen« und »emporstrebenden« Schwesterstadt am Tage, da sie die Verurtheilung Dreyfus' aus der lauteren Quelle des ‚Pester Lloyd‘ erfuhren, zum Hause des französischen Consuls stürmten; wahr ist, dass dort etliche Wucherer, Getreidespeculanten, Mädchenhändler und sonstige Wahrheitsfanatiker ein höllisches Concert aufführten und dem Consul die Fenster einschlugen. Wahr ist, dass diese erhebende Declaration echten Freisinns von der Behörde, die die socialdemokratischen Führer zwangsweise photographieren und die Agrararbeiter foltern lässt, begünstigt wurde. Die Demonstranten waren die nämlichen Leute, die ein paar Monate vorher an Picquart einen Ehrensäbel geschickt hatten. Wie viel Ehrensäbelbeine mögen sich an jenem kritischen

Samstag im Sturmschritt gegen das Haus des französischen Consul bewegt haben?!

Spectator. Gewiss; den Ueberschwemmungsbericht der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung' vom 17. d. M. dürfte der Börsenredacteur geschrieben haben: »Die steigende Tendenz des Wassers hält an . . .«

Themis. Meinen Sie wirklich, dass das Kriegsgericht von Rennes Aergeres gethan habe, als was jeden Tag die politische Justiz in allen Ländern (siehe z. B. die sächsische Gerichte) thut? Schließlich ist ein Gericht, bei dem ein Carrière den Staatsanwalt macht, nicht schlimmer als jene, bei denen Staatsanwälte Carrière machen.

x. »Extraausgabe« der ‚Fackel'? — Beim besten Willen nicht möglich gewesen.

Vohumano. Sie haben ganz recht. Unsere Gerichtssaalreporter haben nicht davor zurückgescheut, aus einer geheimen Verhandlung über ein Sittlichkeitsdelict den vollen Namen der betheiligten Frau, ihre genaue Adresse und Details über ihre Familienverhältnisse mitzutheilen. Dies alles, ohne dass der Fall bisher durch richterliches Urtheil entschieden wäre, denn die Verhandlung endete mit der vorläufigen Vertagung. Sie schildern mir die Leiden, die die arme Frau zu erdulden hat, seitdem sie — ob schuldig oder nicht, bleibe hier völlig aus dem Spiele — durch irgendeine »klebrige Hand« an den Pranger gezerrt ward. Ich unterschreibe jedes Ihrer Worte; die Erbärmlichkeit dieser Burschen, die für die leidende Unschuld sonst immer ein offenes Wort oder eine offene Hand haben, verdient häufiger gewürdigt zu werden.

H. M. in B. Leider schon zu spät; übrigens steht hier Auffassung gegen Auffassung; nicht der einzelne Lehrer war mir interessant, sondern das Zusammengehen der Orthodoxen aus beiden Lagern.

Franz R.; p. B.; Studio; X. Y.; Friedrich F.; Käthe W.; H. J. V—t; „Ein Nationalökonom"; „Ein Manufacturhändler, der deutsch kann"; Birualuinus; Oskar W., Prag; Quidam; „Naschmarkt des Lebens"; Hanna von E.; Ludwig D.; A. T.; K. L. in Rosenheim; Cicero; C. H. II.; Leser in Pilsen; H. K.; Socius. Besten Dank!

Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Nr. 18 Wien, Ende September 1899



DIE FACKEL

erscheint dreimal im Monate im Umfange von 16—32 Seiten.

Einzelne **Nummern** sind in den meisten **Tabaktrafiken** und allen **Buchhandlungen** erhältlich.

Abonnementspreis bis Ende December 1899

mit portofreier Zustellung:

für Österreich-Ungarn	fl. **2.25**
für das Deutsche Reich	**M. 4.50**
für die Länder des Weltpostvereines	**M. 5.25**

Offene Reclamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 10 kr. = 20 Pf.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und Zeitungsbureaux, sowie bei der

Geschäftsstelle der »Fackel«:

Verlagsbuchdruckerei Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.
Telephon Nr. 1633.

Commissionsverlag für den deutschen Buchhandel:
Otto Borggold, Leipzig, Poststrasse 11.

Im Auslande nehmen auch die Postanstalten Abonnements entgegen, u. zw. unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

INSERATE werden in der Geschäftsstelle der **»Fackel«** und bei allen in- und ausländischen Annoncenbureaux angenommen. Preise: $^1/_1$ Seite fl. 35.—, $^1/_2$ Seite fl. 18.—, $^1/_4$ Seite fl. 10.—. Bei grösseren Inseratenaufträgen tritt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

DIE FACKEL

NR. 18 WIEN, ENDE SEPTEMBER 1899

Der Führer der deutschen Socialdemokratie, der noch in hohen Jahren wie einst in jungen für Wahrheit und Gerechtigkeit in ernsten Kämpfen gestritten und gelitten hat, Wilhelm Liebknecht bereitet mir die Freude, mit dem rückhaltlosen Freimuth, der ihm immer eigen war, in meinem Blatte über die Dreyfussache sich zu äußern:

NACHTRÄGLICHES ZUR »AFFAIRE«.

I.

Ueber die »Affaire« soll ich Ihnen schreiben, und ich war auch so leichtsinnig, es zu versprechen, nicht bedenkend, dass es mir gerade jetzt, unmittelbar nach meinen Ferien und vor unserem Parteitag, wo so vieles zu thun ist, an der zur Erfüllung des Versprechens nöthigen Zeit fehlt. Indes versprochen ist versprochen — auch wenn man sich dabei versprochen oder verschrieben hat —, und so will ich denn ohne Umschweife ans Werk gehen — was ich heute nicht erledigen kann, einem andern Tag überlassend.

Zunächst ein Bekenntnis, das mich sofort mit dem Leser in ein wahrhaftiges Verhältnis setzen wird: Ich glaube nicht an die Unschuld des französischen Hauptmanns Dreyfus.

Man wird jetzt auch begreifen, warum ich vor dem Ende des Processes in Rennes so zurückhaltend war. Kein anständiger Mensch wird gegen einen Angeklagten, an dessen Schuld gezweifelt wird, Zeugnis ablegen, wenn er nicht dazu gezwungen ist. Und dem Gesindel, das in Frankreich und außerhalb Frankreichs nach der Verurtheilung »des Juden« lechzte, wollte ich keinen Triumph bereiten. Nicht dass ich damit sagen wollte, auf der andern Seite sei bloß reines, sauberes Volk gewesen. Es roch zum Theil sehr stark nach Panama, und der Socialistenhetzer Trarieux, der manchen gewiss unschuldigen Arbeiter ins Gefängnis gebracht hat, und der Socialistenschlächter Gallifet, der in der blutigen Maiwoche 1871, lächelnd, die Cigarrette im Munde, die Proletarier: Männer, Frauen und Kinder, dutzend- und hundertweise über den Haufen schießen ließ, um sich und seinen Cocotten — den liederlichen Weibsbildern, welche die Commune aus Paris zu den Versailler Ordnungshelden gejagt hatte — ein nervenreizendes Schauspiel zu geben — sie sind gewiss um kein Haar breit besser, als die Gesellschaft der Henry, Mercier und Consorten.

Was letztere betrifft, so muss ich von vornherein einen Umstand betonen, den die Führer der Dreyfus-»Campagne« geflissentlich verdeckt haben, nämlich, dass der Process gegen Dreyfus ein Spionenprocess war, und dass in Spionenprocessen selbstverständlich Spione eine hervorragende Rolle spielen, wo nicht die Hauptrolle. Das Spionieren ist aber, wenn als Handwerk betrieben, eines der schmutzigsten Handwerke, die es gibt — und sogar Herr v. Puttkamer musste zugeben, dass ein Spion kein Gentleman sei. Er dachte nur an politische Spione; die militärischen sind indes von der gleichen moralischen Qualität. Ein großes Unrecht war es von Anfang an, dass das Spionendepartement des französischen Generalstabs mit dem gesammten Generalstab, ja mit der gesammten Armeeorganisation zusammengeworfen ward, was ungefähr ebenso gerecht

ist, als wenn man das Gesindel des Tausch-Processes mit der preußischen Regierung, der Reichsregierung und überhaupt den deutschen Regierungskreisen für eins erklären wollte.

Dass diese tolle Ungerechtigkeit nicht ganz ohne Absicht war, erhellt daraus, dass die Führer der »Campagne«, wie das tausendmal ausgesprochen und hunderttausendmal angedeutet ward, von der Voraussetzung ausgiengen, der französische Generalstab habe wissentlich einen Schuldlosen verurtheilt. Eine geradezu monströse Abgeschmacktheit. Das Interesse des Generalstabs konnte doch bloß sein, den Schuldigen zu finden und zu packen. Und dass aus bloßem Judenhass der Jude Dreyfus auf die Teufelsinsel geschickt worden sei, ist eine Annahme, die jeder Psychologie und allem gesunden Menschenverstand ins Gesicht schlägt. Die antisemitische Bewegung war in Frankreich 1894 sehr schwach — ihre Träger galten als lächerliche Personen. Seitdem ist sie etwas stärker geworden, aber wesentlich infolge der »Campagne«; und auch jetzt ist sie nicht annähernd so stark, wie in Deutschland, obgleich — nach französischer Art — weit mehr Spectakel gemacht wird. Mich wird niemand der Sympathie für die Antisemiten verdächtig halten, allein eine so hohe Meinung ich von dem Judenhass der Herren Liebermann v. Sonnenberg, Böckel, Ahlwardt und Genossen auch haben mag, das würde ich ihnen doch nie zutrauen, dass sie, auf der Richterbank sitzend, einen Juden bloß deshalb, weil er ein Jude ist, eines todeswürdigen Verbrechens schuldig erklären und auf die »trockene Guillotine« schicken würden.

Ich weiß, es gibt »patriotische« Männer, die da vermuthen, als »vaterlandsloser Geselle« schwärme ich für die französischen Officiere, Generale und Kriegsminister. Ach nein. Das ist eine Menschenart, die ich in Frankreich so wenig liebe, wie in Deutschland. Wenn mir aber jemand erzählte: »Auf Drängen des Kriegsministers v. Goßler hat ein preußisches Kriegs-

gericht einen deutschen Officier jüdischer Nationalität, wissend, dass er unschuldig ist, der Spionage für Frankreich schuldig befunden, bloß weil er ein Jude« — so würde ich den Erzähler für verrückt halten. Und die Urheber der »Campagne«, die so viel darauf pochen, dass bei dem reichen Dreyfus kein »Motiv« vorhanden gewesen sei — als ob Geld das einzige »Motiv« zum Verbrechen wäre! — möchte ich doch daran erinnern, dass die Annahme, sieben französische Officiere unter Anführung des Kriegsministers und unter Mitwirkung des ganzen Generalstabs hätten einen kriegsrichterlichen Ritualmord verübt, — unendlich widersinniger und widernatürlicher ist, als die Annahme, ein reicher Mann könne das Verbrechen der Spionage für das Ausland begangen haben. Von wie vielen reichen und sogar hochgestellten Landesverräthern gibt die Geschichte uns Kunde!

Also ich glaube nicht an die Unschuld des Dreyfus. Und ich will nun sagen, wie es kam, dass ich an sie nicht glaube.

Dem Process des Jahres 1894 hatte ich nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Unter der Herrschaft des »bewaffneten Friedens« blüht die internationale Spionage, namentlich zwischen Deutschland und Frankreich so üppig, dass Spionenfänge und Spionenprocesse zu den Alltäglichkeiten, wenn auch nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehören. Erst im Herbst 1897, als die »Campagne« durch die bekannte Lazarus-Schrift eröffnet ward, fieng ich an, mich mit der Sache ernst zu beschäftigen. Die Schrift hatte für mich nichts Ueberzeugendes. Wohl aber trieb sie mich vor die Frage: Ist es wahrscheinlich, ist es denkbar, dass ein französischer Officier, der eine einflussreiche Familie und Verwandtschaft hat, wegen eines Landesverraths, den er nicht begangen hat, verurtheilt und fünf Jahre lang eingesperrt werden kann? Ist es wahrscheinlich, ist es denkbar, dass die Regierung, für welche der Verrath angeblich oder vermuthlich begangen wurde, es dulden

kann, dass ein Unschuldiger für diesen Verrath fünf Jahre lang gefangen und so behandelt wird, wie Dreyfus behandelt worden ist?

Auf diese Frage musste ich mit Nein! antworten. Ich kenne etwas von Spionenprocessen; ich habe selbst in Spionensachen mehr als einmal als Richter functioniert, freilich nicht als staatlicher, staatsamtlicher Richter. Ich weiß, dass in solchen Processen meist nur ein Indicienbeweis erbracht werden kann, die Gefahr eines Justizirrthums folglich sehr nahe liegt. Ich weiß aber auch, dass in Bezug auf die Militärspionage der Regierungen eine Art ungeschriebenen Völkerrechts besteht, dessen erster Paragraph lautet: Es wird spioniert auf Mord und Brand, allein keine Regierung hat direct oder indirect etwas mit Spionen zu thun. Und nicht nur keine Regierung, sondern auch kein Organ der Regierung.

Wird in der Tasche eines ertappten Spions der eigenhändige Brief eines ausländischen Generals oder Ministers gefunden — der Finder drückt (von Friedenszeiten ist die Rede) die Augen zu, und die »hereingefallene« Regierung erklärt, wenn das Missgeschick ruchbar wird, kühn und stolz unter dem Lächeln der Auguren, dass weder sie noch ihre Organe direct oder indirect mit dem Spion etwas zu thun haben.

Diese Praxis, wie gesagt, ist international. International ist aber auch eine andere Bestimmung dieses ungeschriebenen Völkerrechts, nämlich, dass ein unschuldig der Spionage Angeklagter sofort entlassen wird, wenn die Regierung, für welche der Verrath begangen worden ist, in nichtamtlicher Form das Wort abgibt, dass der Betreffende, so weit sie in Frage kommt, unschuldig ist.

Im Falle des Hauptmanns Dreyfus ist ein solches nichtamtliches Wort nicht abgegeben worden, — sonst hätte man ihn nicht für fünf Jahre auf die Teufelsinsel geschickt. So fand ich mich zu dem Schlusse gedrängt, dass Dreyfus nicht unschuldig sei. Indes dieser

Schluss genügte mir nicht und ich verlegte mich fleißig auf das Studium der »Affaire«. Die deutsche Justiz kam mir zu Hilfe: im November 1897 musste ich eine viermonatliche Gefängnisstrafe antreten, und nun hatte ich die nöthige Muße. Der Zola-Process fiel in meine Strafzeit, und da ich die Erlaubnis hatte, den ‚Temps' zu lesen, der alles Material zu Gunsten des Dreyfus mit peinlicher Sorgfalt sammelte und den stenographischen Bericht des Zola-Processes brachte, so gelangte ich in den Besitz des Materials der »Affaire« und gewann eine ziemlich feste Grundlage des Urtheils. Im Gefängnis liest man genau. Außer dem ‚Temps' durfte ich noch die ‚Kreuzzeitung' und die ‚Vossische Zeitung' lesen. So konnte ich den Stand der Affaire in Frankreich und ihre Behandlung in Deutschland — überhaupt im Auslande — beobachten. Hier fiel mir nun zunächst auf, dass die deutsche Presse von Paris aus durchaus falsch unterrichtet wurde. Was z. B. die deutschen Zeitungen über den Zola-Process schrieben, in dem der Hauptheld eine recht lächerliche Rolle gespielt hat, war in groteskem Widerspruch mit den Thatsachen. Und mit der angeblichen Parteilichkeit der französischen Regierung gegen Dreyfus konnte es auch nicht so schlimm sein, denn das Regierungsblatt, der ‚Temps', war entschieden für Dreyfus. Dann berührte mich sehr unangenehm das blöde Geschimpfe auf Frankreich, die Franzosen und alles Französische. Wozu dieser Appel an den gemeinsten Chauvinismus? Und was konnte dieses Fischmarktgeschimpfe der Sache des Dreyfus nützen? War es überhaupt nicht geradezu widersinnig, die »Campagne« für einen wegen Landesverraths Verurtheilten in dem Lande zu führen, an das er sein Vaterland verrathen haben sollte? Das war ja der reinste Aberwitz. Ich kam zu der Ueberzeugung, dass die Sache des Dreyfus in schlechten Händen war. Und meine Zweifel an seiner Unschuld wurden wesentlich gestärkt. Gemindert konnten sie nicht

werden durch die inzwischen bekannt gewordenen Erklärungen des deutschen Gesandten in Paris aus dem Jahre 1894 und durch die neuen Erklärungen des Staatssecretärs Bülow. Es waren das die conventionellen Formeln, die einfach die conventionelle Lüge aussprachen, dass eine Regierung »weder direct noch indirect« mit Spionen etwas zu thun hat.

So wenig ich die Führung der »Revisions-Campagne« billigte, so war ich doch für die Revision — wie ich in jedem Falle, wo sich ein Zweifel an der Schuld eines Verurtheilten erhebt, für die Revision einzutreten mich verpflichtet halte.

Das Geschimpfe auf die »Fälscherbande«, »Verbrecher«, »verkommenen Franzosen«, das an die wüstesten Orgien des 1870/71er Kriegsfanatismus erinnerte, verursachte mir aber einen so großen Ekel, dass ich nach meiner Wiederfreilassung im Gespräche mit Befürwortern der Dreyfus-Sache unter vier Augen äußerte, die Leiter der »Campagne« verdienten Stockschläge für den Schaden, den sie ihrer eigenen Sache zufügten, und für den Vorschub, den sie den Antisemiten und Reactionären aller Art leisteten. Insbesondere die deutsche Presse hat arg gesündigt. Und liberale oder gar demokratische Zeitungen haben eine »Franzosenfresserei« insceniert, die unsere verbohrtesten Junker und Polizeipatrioten mit Neid erfüllen musste und nur in deren Antisemitismus eine Begrenzung fand. Wurde die »Franzosenfresserei« doch dem »Juden Dreyfus« zu Liebe und Ehren betrieben. Aber von der »Campagne« ein andermal. Für heute nur noch kurz über das Ende der »Campagne«, der trotz allem Geschreie eine zweite nicht folgen wird — wenigstens gewiss nicht im gleichen Stil und mit gleichen Waffen.

Die Revision wurde erreicht — ein Resultat, das jedoch nicht sowohl der »Campagne«, als der Entlarvung des Fälschers Henry durch die bête noire der Revisionisten, den Kriegsminister Cavaignac zu verdanken

ist. Der neue Process kam und — Dreyfus ist zum zweitenmale verurtheilt.

Natürlich heißt es jetzt: ein neuer Justizmord sei begangen. Ist das so sicher? Mit den Einzelheiten des Processes will ich mich nicht beschäftigen. Ich will nur feststellen, dass die Haltung des Angeklagten auch auf seine Vertheidiger einen äußerst ungünstigen Eindruck gemacht hat — ich verweise auf die Berichte der ‚Frankfurter Zeitung', die gewiss nicht der Parteilichkeit gegen Dreyfus angeklagt werden kann. Ich stelle weiter fest, dass die Indicienbeweise gegen Dreyfus bei weitem stärker und wuchtiger waren, als allgemein angenommen worden war. Ich stelle ferner fest, dass die Vertheidigung in den letzten Processtagen sich ihrer Schwäche so voll bewusst war, dass sie in letzter Stunde das ganze Vertheidigungssystem plötzlich änderte, was natürlich ebenso verhängnisvoll wirkte, wie eine plötzliche Aenderung des Schlachtplans mitten in der Schlacht.

Bemerken muss ich allerdings, dass die Schuld des Dreyfus nicht bewiesen wurde, — aber auch nicht seine Unschuld; wobei indes festzuhalten ist, dass es bei Spionenprocessen nur in den seltensten Fällen directe, positive Beweise gibt, weil diese meist in den Händen des Feindes sind.

»Aber der Feind — in diesem Falle die deutsche Regierung — hat ja die Unschuld des Dreyfus amtlich erklärt.«

So?

Am Morgen des Tags, wo das Urtheil in Rennes gefällt werden sollte, kam ein Freund — ich war gerade auf Reisen — zu mir gestürzt: »Dreyfus ist jetzt gerettet — die Reichsregierung hat seine Unschuld bezeugt!« Er reichte mir die ‚Frankfurter Zeitung' mit der bekannten Erklärung. Ich las diese, fand nur eine Wiederholung der früheren Erklärungen und sagte dem Freund: »Du irrst Dich! Das ist die Verurtheilung des Dreyfus!«

Und Dreyfus wurde verurtheilt. Ein Wort der deutschen Regierung hätte ihn gerettet, wenn sie ihn unschuldig wusste, und dieses Wort ist nicht gesprochen worden. Die conventionelle Formel deckte nur die deutsche Regierung, nicht Dreyfus. Und wie mag Hohenlohe und mag Bülow gelacht haben, als sie in den Zeitungen lasen, die Verurtheilung sei angesichts der Erklärung im ‚Reichsanzeiger' eine Insulte der deutschen Regierung, des Kaisers und des Reichs! Hätte man die Erklärung in Frankreich für etwas Anderes genommen als eine conventionelle Formel, so hätten die französischen Kriegsrichter und Behörden ihrem Verstand und Wissen ein sehr schlechtes Zeugnis ausgestellt.

Und hier ein kleines Erlebnis. Ein Reisender besteigt mit seiner Frau und einer Freundin derselben in Paris ein Coupé — Pardon — Pardon! Verzeihung — ein Abtheil*) erster Classe des Nachtschnellzugs nach Belgien und Deutschland. Es war vor x Jahren, nicht gar zu lang her. Im Augenblick, wo der Zug sich in Bewegung setzt, springt ein hochgewachsener Herr in das Abtheil und wirft sich, nach flüchtigem Gruß, in die vierte Ecke. Der Mann ist offenbar sehr erregt, bei der Hast seines Kommens nichts Auffallendes.

Der Fremde sprach kein Wort und hielt die Mütze über das halbe Gesicht herabgezogen, so dass man hätte meinen können, er schlafe, wenn nicht nervöse Bewegungen gegen die Annahme gesprochen hätten.

Als die erste belgische Station ausgerufen ward, schnellte der Fremde wie ein Gummiball empor, riss das Fenster auf und rief mit zusammengepresster Stimme: »Sind wir in Belgien?« »Ja!« Dieses »Ja!« wirkte wie ein elektrischer Schlag. Der Fremde warf

---

*) In Deutschland, wo jetzt ein patriotischer Feldzug gegen Fremdwerter geführt wird — allerdings mit wenig Geschmack und Sprechkenntniss —, ist das Wort »Coupé« geächtet und muss »Abtheil« gesagt werden. W. L.

die Mütze ab, sprang mit dem Ruf: »Gott sei Dank! Jetzt bin ich sie los!« in die Luft, wurde verlegen und entschuldigte sich vor uns: »Ich bin ja unter Landsleuten! Französische Spione waren hinter mir her, ich dachte nicht, dass ich ihnen entschlüpfen würde! Und jetzt bin ich in Sicherheit!«

Und er erzählte mir — mit einer Offenherzigkeit, die sich theils aus der erlittenen Seelenangst, theils aus dem Glauben erklärte, mit Leuten zusammen zu sein, auf deren Sympathie er rechnen könne. (Seine Vertrauensseligkeit ist auch nicht missbraucht worden.) Genug — er war als Freiwilliger nach Paris gegangen, um gewisse militärische »Geheimnisse« näher zu erforschen, und war französischen »Collegen« oder »Kameraden«, die ähnliche Dienste gegen Deutschland leisteten, verdächtig geworden. In der Beichte fiel mir besonders auf, was er über die letzte Unterredung mit einem — Vorgesetzten in Deutschland mittheilte. Er war gewarnt worden: »Was Sie thun, thun Sie auf eigene Gefahr. Wenn Sie gefasst werden — wir haben weder direct noch indirect etwas mit Ihnen zu thun.« — — — — — — — — — — — — —

Nun — die französische Regierung hat Dreyfus begnadigt. Das war nicht logisch, aber vernünftig. Und wer von der großen »Campagne« her noch etlichen Vorrath von Mitleid und Entrüstung hat, der verwende ihn für die Wiederaufnahme des Essener Meineidsprocesses, in dem Schröder wegen eines Meineids verurtheilt ward, der unmöglich vorhanden sein konnte, oder für den unglücklichen Ziethen, der zweifellos unschuldig ist und seit 15 — ich schreibe: fünfzehn — Jahren im Zuchthaus sitzt, wo der Aufenthalt noch weit weit weniger angenehm ist, als auf der Teufelsinsel.

Berlin, den 25. September 1899.

W. Liebknecht.

* * *

Der Schuft Milan hat's vollbracht. Der »Attentäter« ist hingerichtet, und es besteht nun nicht mehr die Gefahr, dass er der Welt erzähle, wie er den »König« mit dem Attentat »überrascht« hat. Ein Anderer ist zu zwanzig Jahren Gefängnis verurtheilt, weil er dem »Attentäter« einst zwanzig Francs geschenkt, Tauschanowics bekam neun Jahre, weil er ein paar Stellen aus Ranke excerpiert hatte, u. s. w. Wer nicht gefügig aussagte, wurde so oft in die Untersuchungshaft zurückgeführt und so lange dort mit versalzener Suppe und nachträglicher Ausdürstung gepeinigt, bis er das vorgelegte Protokoll seiner späteren Aussage unterschrieb. Nicht anders ist wohl auch Pasic' Erniedrigung zu erklären. Serbische Flüchtlinge erzählen, wie den Gefangenen jeder neue Tag neue Martern bringt, — und Graf Goluchowski lässt im ‚Pester Lloyd' verkünden, dass Milans persönliche Position »nunmehr in bemerkenswerter Weise gestärkt« sei. »Wir können es uns«. — ruft das Budapester Schmutzblatt in gesperrtem Druck empathisch — »nicht denken, dass es im Interesse Serbiens gelegen sein könnte, dass König Milan das Land so bald als möglich verlasse.« So denkt Herr Goluchowski für die jenseitige Reichshälfte. In Wien schämt er sich doch ein wenig und inspiriert die ‚Neue Freie Presse' zu einem »anständigen« Artikel gegen die serbischen Vorgänge. Mit Recht wird Milan ob dieser Treulosigkeit verstimmt sein — er, der sich, so oft er in Wien weilte, auf seinem Wege vom Ronacher zum Professor Neumann in der Fichtegasse aufgehalten hat .... Graf Thun merkt Goluchowskis Sinnesänderung und lässt seiner alten Gehässigkeit gegen den Schützer des Dreibundes noch vor der Demission freien Lauf; ein Wink genügt und die innerofficiöse Journalistik ergreift für Milan Partei. Das nennt man österreichische Politik, und ein Justizmord, ärger als alle Verbrechen, die alle französischen Kriegsgerichte zusammen je begangen haben können, wird von ein paar bezahlten Tintensclaven aus der Welt gelogen.

Die ‚Politische Correspondenz‘ behauptet, dass bei der Verlesung des Urtheils sich die »Gesichter der meisten Angeklagten aufzuhellen begannen«, dass in ihren Mienen ein »freudiges Aufleuchten« wahrzunehmen war und dass diese »freudige Bewegung sich auch dem Publicum außerhalb des Gerichtssaales mitzutheilen begann«. Wünscht man schon bei der Lectüre jenes bloß zur »Information« der Zeitungen bestimmten Berichtes, dass der Lump, der ihn schrieb, nur einen Tag im Belgrader Gefängnis verbringen möge, so wird dieser Wunsch gegenüber den Auslassungen der öffentlich aufliegenden Journale ‚Wiener Allgemeine Zeitung‘ und ‚Wiener Tagblatt‘ zur kategorischen Forderung. Diese unter allen käuflichsten und für jedermann, der fünf Gulden springen lässt, officiösen Blätter waren es, die in Dreyfus-Sachen für den Sieg der Wahrheit und Gerechtigkeit die tollsten Capriolen zum Besten gaben. Heute meint das ‚Wiener Tagblatt‘, Knezevics habe gegen die »Heiligkeit der Person Milans« gefrevelt und im Urtheilsspruche habe »erfreulicherweise ein Geist kluger Mäßigung vorgewaltet«. Hier ist, was abgrundtiefe Frechheit scheint, vielleicht noch als die Folge einer plötzlichen Sinnesstörung zu erklären; vergleicht doch das in derselben Nummer des Blattes enthaltene Feuilleton den Helden von Polna, Moriz Hülsner, rundweg dem Helden des Kleist'schen Dramas, dem »Prinzen von Homburg«. Weit aggressiver benimmt sich die Niedertracht des Burschen, der in der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung‘ Milan vertheidigt. »Die Soldaten«, constatiert er mit Genugthuung, »die Knezevics gegenüber als die Vollstrecker menschlicher Gerechtigkeit erschienen, zielten besser wie der Attentäter, als er König Milan aus dieser Welt schaffen wollte.« Und: »die zwölf Kugeln, welche gestern Knezevics' Brust durchbohrten, sind ein ernstes Dementi der Legende, dass das Attentat ein fingiertes gewesen sei.« Welch unbezahlbares

Gefühl, dass die Dementis, die dem 6-Uhr-Abendblatt zu widerfahren pflegen, minder schmerzhaft durchgeführt werden! Knezevics mag ein wirklicher oder ein bezahlter Attentäter sein; der Kerl, der über seine Ermordung frohlockt, ist gewiss kein wirklicher, sondern ein bezahlter Vertheidiger Milans. Dass die radicalen Exminister mit jenem nichts zu schaffen hatten, dass die Einkerkerung von Männern wie Tauschanowics, Wesnitsch und Nicolic die scheußlichste Bestialität darstellt, die je unter den Augen zuwartender Großmächte sich begeben hat, wagt heute nur mehr ein Subject zu leugnen, das seine Feder noch der letzten Laune des abtretenden Brotherrn dienstbar macht. Man glaubt, die Druckmaschine müsste stillstehen, der solche Ansichten überliefert werden. Aber es kommt noch besser. In der Dreyfus-Epoche wurde jeder als Schurke oder Dummkopf hingestellt, der es gewagt, eine directe Einmischung als vom politischen Interessenstandpunkt nicht unbedenklich zu bezeichnen. Da ward der ganze Plunder diplomatischer Geheimniskrämerei, internationaler Eifersüchteleien und militärischer Schwierigkeiten zum Teufel gewünscht, weil zwischen den bis an die Zähne in Waffen starrenden Mächten eine Forderung der »Humanität« beglichen werden müsse. Eben hatte eine Friedensconferenz bei verschlossenen Thüren stattgefunden, aber die Zeit schien gekommen, ein Kriegsgericht zum Schauplatz internationaler Herzensergüsse zu machen, und vor 300 gemüthvollen Journalisten aus aller Herren Ländern sollten die Geheimnisse aller europäischen Militärkanzleien ausgebreitet werden. Die Menschlichkeit — und welcher Bankdieb hätte nicht in diesen Tagen inbrünstig nach ihr geschrieen — galt alles, die Ruhe eines Landes, die Sicherheit seiner In- und Umwohner nichts. Aber die Menschenrechte scheinen nur jenseits der Vogesen begehrt zu sein, und wenn die Wahrheit schon so lange en marche ist, so muss sie endlich ermüdet im officiösen Pressfonds einkehren. Dann schmachten in Belgrad zwanzig Unschuldige in

Ketten, und der journalistische Rechtssucher meint achselzuckend: Wir in Oesterreich-Ungarn haben »keine Ursache«, uns wegen dieser Hinrichtung und dieser Kerkerhaft »zu echauffieren« .... Hier »haben wir es doch vorzüglich mit einer politischen Angelegenheit zu thun«, und »nur der Egoismus ist in der Politik gesund.« Wir haben »nicht den Beruf, das undankbare Amt eines Humanitätsapostels auf dem Balkan auszuüben« ... »Balkanjustiz ist eben nicht europäische Justiz« ... Es ist »kein Grund vorhanden, Milan politisch unmöglich zu machen« ... »Wir dürfen keinen Eingriff in die Justiz eines fremden Staates begehen« .... Es ist »nichts Aergeres geschehen, als dass vielleicht ein Act der Balkanjustiz mehr verübt wurde; daran aber sollte sich die öffentliche Meinung doch schon gewöhnt haben .... und vom politischen Standpunkte aus kann das Belgrader Urtheil keineswegs unbedingt verurtheilt werden«. So wörtlich in der täglich nach 6 Uhr abends, wenn's bereits finster wird, erscheinenden ‚Wiener Allgemeinen Zeitung'. Hätte der Mann, der jene Sätze schrieb, seinen Namen unterzeichnet, kein Mensch in Wien würde ihm fürder die Hand reichen, — nicht der Milanvertheidiger vom ‚Wiener Tagblatt', nicht der Herr, der jüngst als Abgesandter des ‚Deutschen Volksblatt' in Polna Blut geschnüffelt hat und nicht einmal der Belgrader Vertreter der ‚Politischen Correspondenz'. Um die Verworfenheit, die jene Zeilen dictiert hat, voll zu ermessen, muss man nicht erst an die Opfer der »Balkanjustiz« denken, in die einzugreifen so abgeschmackt wäre. Man muss nicht daran denken, dass es Europäer sind, die die »Balkanjustiz« getroffen hat und an deren Martyrium alle Leiden der Teufelsinsel nicht heranreichen, dass ein Gelehrter von Ruf und der beste, liebenswürdigste Mensch — Professor Franz v. Liszt fuhr jüngst nach Belgrad, um dem Freund, wenn ihm der Zutritt gestattet würde, in der Zelle ein Trosteswort zu sagen —, dass ein Mann wie Wesnitsch in Belgrad gefoltert wird, weil in einem an ihn adres-

sierten Briefe Herr Milan »beleidigt« ward .... Ich frage den Grafen Goluchowski, in welchem der von ihm begünstigten Blätter seine wahre Meinung über die Schande von Belgrad enthalten ist. Er schüttle die Herren, die ihn — nunmehr doppelzüngig — umwedeln, von sich und sage klar, ob die vielen milanfreundlichen oder der eine zahme Protestartikel der ‚Neuen Freien Presse' seinem Geschmacke entsprechen, — ob wir in den Auslassungen des ‚Pester Lloyd', des ‚Wiener Tagblatt' und der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung' seines Geistes Hauch verspüren dürfen. Ist dies der Fall, und hat Oesterreich-Ungarn zum Urtheil im Belgrader Process nichts anderes zu sagen, dann kann man Milan nicht mehr einen Schuft nennen, sondern treffender: den Freund unseres auswärtigen Amtes.

* * *

Actienregulativ.

Ehe das Ministerium Thun abtrat, hat es noch rasch einige kleine Bosheiten ausgeübt. Der Ministerpräsident hat die deutsche Opposition geschwächt, da er zwei ihrer »bewährten Stützen«, die Herren Mauthner und Proskowetz in's Herrenhaus abschob. Welche Wuth mag die wackeren Männer ergriffen haben, als sie ihre Ernennung lasen und ihre Opposition durch die Gnade des Gegners, dem sie galt, so schwer compromittiert sahen! — Schlimmeres hat Herr Dr. Kaizl gethan. Er raubte den Industrie-Actiengesellschaften den geliebten und hochbezahlten landesfürstlichen Commissär. Mögen die Herren in Zukunft ihre Kunstgriffe in fremde Taschen ausüben, ohne dass zwei bewundernde Augen zusehen und errathen wollen, wie das gemacht wird. Aber nicht nur die Regierungsbeamten werden aus den Gesellschaften zurückgezogen, der Staat will mit diesen überhaupt nichts mehr zu thun haben. In Hinkunft hat kein Actionär mehr das Recht, das Einschreiten der Staatsgewalt zu verlangen

(§ 56). Wenn ein flinker Prestidigitateur, nachdem er vor aller Augen auf unbegreifliche Weise mit verblüffender Geschwindigkeit Wertgegenstände hat verschwinden lassen, dann keine Miene macht, sie zurückzustellen, ruft man nach Polizei. Aber gegenüber den Taschenspielern der Finanzwelt gibt es keine Staatshilfe mehr. Wer nicht gewandt genug ist, ihnen auf die flinken Finger zu sehen, mag es büßen. — Betreffs der Bestallung landesfürstlicher Commissäre ist allerdings eine Ausnahme zugelassen worden: sie soll auch ferner dann erfolgen, wenn eine solche Maßregel aus wichtigen öffentlichen Rücksichten geboten ist. Als solche Rücksicht ist natürlich in erster Linie die Versorgung sonst unbrauchbarer Beamten, die in anderen Stellungen Schaden stiften könnten, zu betrachten.

Herr Dr. Kaizl hat sich aber gegen den Schluss seiner Ministerthätigkeit wieder daran erinnert, dass er eigentlich Socialpolitiker und Demokrat ist. Und so hat er denn die Demokratisierung des Capitals durch sein Regulativ zu fördern unternommen. Dadurch, dass in Zukunft Actien von 200 Kronen (bei localen Unternehmungen sogar blos 100 Kronen) ausgegeben werden dürfen, soll, wie seinerzeit in einem inspirierten Artikel der ‚Neuen Freien Presse' ausgeführt wurde, »dem kleinen, ja selbst dem kleinsten Mann« Gelegenheit geboten werden, Actionär von Industrieunternehmungen zu werden. Es liegt sicher eine demokratische, gleichmachende Tendenz darin, dass allen Schichten der Bevölkerung erlaubt wird, sich von Börsematadoren ausplündern zu lassen; bisher bestand hier ein ungerechtfertigtes Vorrecht der begüterten Classen. Aber unsere genialen Finanzmänner wollen sich gern herablassend zeigen und werden auch die geringen Beträge, die bei ärmeren Leuten zu holen sind, bereitwillig annehmen. Das moderne Geschäftsprincip heißt ja: die Masse muss es bringen.

Ueber den sonstigen Inhalt des Regulativs ist hier weiter nichts zu bemerken. Es ist nicht ganz

fehlerfrei aus dem neuen deutschen Handelsgesetze abgeschrieben. Ich begreife nur nicht, warum das eigentlich ein volles Jahr und darüber gedauert hat. Da sieht man, dass die Finger der Schreiber des Ministeriums bei weitem nicht so flink sind als die der Finanzmänner.

* * *

Ich habe letzthin mitgetheilt, mit welchem Eifer dienstbeflissene Ministerialbeamte auch ausserhalb der Amtsstunden die Geschäfte der jeweiligen Regierung betreiben. Auch erzählte ich von einem Sectionsrath, der sich bei vielen Actionären der Oesterreichisch-Ungarischen Bank für die Annahme des Bankstatuts eingesetzt hat, ohne dabei zu erröthen. Der Sectionsrath gehörte, wie erwähnt wurde, einem Ministerium an, das mit der Bankfrage gar nichts zu schaffen hat, bewies, dass er von der Sache, für die er eintrat, keine blasse Ahnung hatte, und wiederholte nur immer wieder, dass das neue Bankstatut für die Actionäre financiell vortheilhaft sei.

Das Agitieren im Dienste einer österreichischen Regierung scheint nun zum Unterschiede vom »Lied, das aus der Kehle dringt« kein Lohn zu sein, »der reichlich lohnet«. Der tüchtige Sectionsrath musste daher seine besondere Belohnung erhalten.

Die ‚Wiener Zeitung‘ vom 29. September meldet die Verleihung eines Charakters, und zwar des Charakters eines Ministerialrathes im Eisenbahnministerium an Herrn Zdenko Ritter v. Forster.



55 Vertreter der Wiener Tagespresse haben kürzlich am Tische des Herrn Krupp in Berndorf gratis folgende Quantitäten verzehrt:

Suppe (Königssuppe) . . . . 8 Liter
Lachse (mit Sauce tartare) . . . . 6 Stück

Hummermajonaisen	10	Stück
Rehrücken	5	»
Steirische Kapauner (mit Salat und Compot)	20	»
Gemischter Käse	6	Kilo
Eiscrêmetorten	8	Stück
Feines Obst	16	Kilo
Kugler-Bonbons	2	Kisten
Verschiedene Schnäpse	11	Liter
Bier	49	»
Verschiedene Weine	53	Flaschen
Champagner	47	»
Kaffee	61	Tassen
Havannah-Cigarren, verraucht . . . 119		
» » mitgenommen . 581		
	700	Stück
Egyptische Cigarretten, verraucht circa	300	»
» » mitgenommen alles übrige.		

Diese Angaben machen keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch; ich zog bloß Schlüsse aus dem Enthusiasmus, den die Zeitungsberichte an den Tag legen, die über die Eröffnung des Arbeitertheaters in Berndorf vorliegen. Die Herren, die schon angesichts der dramatischen Production des Herrn Haas die kritische Feder mit einem Zahnstocher verwechselt haben, halten wieder einmal Siesta. Sie sind im Gratisblitzzug nach Wien befördert worden und satter in ihren Redactionen angekommen, als selbst nach ihren Hymnen auf den väterlich sorgenden Unternehmer die Berndorfer Arbeiter zu sein scheinen. Es ist ja möglich, dass Herr Krupp die sociale Frage für Berndorf gelöst zu haben glaubt, wenn er seinen Arbeitern neben elenden Wohnungen ein festliches Theater hinbaute. Sicher aber ist, dass der Herr seine Sache gut versteht. Er hat einst mit dem Staat ein Nickelgeschäft abgeschlossen, und der Staat ist, wie man weiß, dabei nicht aufs beste gefahren; vorsichtigerweise hatte Herr Krupp das schlechtere Nickel auch zu Schweiggeldern für die Wiener Journalistik verwendet... Er hat lange

Zeit unsern officiösen Pressfonds gespeist und kam dafür ins Herrenhaus; jetzt lässt er von Sacher eine Futterkrippe für Journalisten aller Parteirichtungen aufstellen und erreicht abermals seinen Zweck. Der Herr von der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung' z. B. hatte so gut gegessen, dass er zum Danke Herrn Krupp auch für die Vorzüge der Berndorfer Landschaft verantwortlich machte und in stammelndem Entzücken die Worte rief: »Die Luft ist ganz erfüllt von einem goldigen Ton, der das tiefe Himmelsblau mit glänzenden Funken durchwirkt, der alle Farben frischer und reicher macht und sie gleichsam aufleuchten lässt!« Bei der Eröffnung des Theaters, also schon vor dem Essen behauptet der Herr, »jene unentrinnbare Bewegung in sich aufsteigen gefühlt zu haben, die ziellos, aber übermächtig nach Ausdruck ringt«. Diese Anspielung geht indes wieder in einer Fülle rein poetischer Schilderungen unter, und das Feuilleton klingt stimmungsvoll in die Worte aus: »Ganz benommen geht man durch den farbigen, glühenden, funkelnden Abend und wird staunend gewahr, dass es auserlesene Tage gibt, an welchen der Traum eines Zeitalters zur Wirklichkeit werden kann.« Ich denke, dass Herr Krupp durch den Bau des Berndorfer Theaters und durch das Blendwerk von Arbeiterglück, das er dem Kaiser vormachte, bloß den Titel eines Barons erlangen möchte. Es ist also ein höchst persönlicher Traum, der hier der Erfüllung harrt....

* * *

Einen grotesken Eindruck macht der Theaterschmock, der in politisch bewegten Zeiten sich auf seine Würde besinnt und eine Art Verpflichtung fühlt, seinen Tonfall ernster zu stimmen. Während der College daheim die schwere Noth der Zeit in Leitartikeln verarbeitet, sinnt der Theaterreferent auf politische Anspielungen, die er den Vorgängen des neuen Stückes abgewinnen könnte. So erscheint es durchaus nicht auffallend, dass

die Verurtheilung des französischen Hauptmanns auch den Theaterkritiker der ‚Neuen Freien Presse‘ in einen Jeremias verwandelt hat. Dies Blatt hat selbst in normalen Zeiten einen Messias zu seinem Carltheaterreferenten bestellt, — warum sollte nicht die Renneser Entscheidung den Opernkritiker in Ekstase versetzen? »Herr Van Dyk hat für seinen heutigen Gastspielabend eine sehr zeitgemäße Oper gewählt: Kienzls ‚Evangelimann‘, die rührende Geschichte vom unschuldig Verurtheilten! So wie wir mögen viele hinübergedacht haben nach jenem Lande, wo man es mit Recht überflüssig findet, einen Einzelnen zu degradieren, da doch eine ganze Nation degradiert wurde .... Die Kienzl'sche Oper gewann durch diese Beziehung gewisse Empfindungs-Obertöne, die ihrer Wirkung sehr zustatten kamen.« Die Empfindungs-Obertöne, zu denen der theatralische Schmock der ‚Neuen Freien Presse‘ noch verpflichtet ist, wenn schon der politische seine Empfindungstöne beigestellt hat, sind in diesen Tagen oft vernommen worden. Da man jedoch über Dreyfus nicht die »Reaction« im eigenen Lande vergessen darf, verkündet der Herr, der über Raimundtheater berichtet, wie folgt: »Seltsam muthete es an, wenn man in dem Werke wiederholt von der ‚neuen Zeit‘ der Aufklärung und Humanität sprechen hört, während doch diese Zeit jetzt eine vergangene ist und weit hinter uns zu liegen scheint.« Er hat einst anlässlich einer Neuinscenierung von »Sappho« nicht verabsäumt, auf die Sprachenverordnungen hinzuweisen; da sich aber die Lage der Deutschen in Oesterreich inzwischen gebessert hat — oder doch der »Deutschen«, die die ‚Neue Freie Presse‘ vertritt —, so wird er bei der nächsten Aufführung der »Medea« der Regierung verzeihen, was er an ihr in der vorjährigen Theatersaison auszusetzen hatte. Dafür bleibt seine Stellung zur Dreyfus-Affaire unverändert. Man gibt die »Näherin« und nach dem Coupletrefrain: ‚Alle Hasi fängt man, nur den Esterhazy nicht!‘ ertönte, versichert er, »ein Beifallssturm, der wie ein Protest gegen die jüngsten

christlich-socialen Declamationen klang.« Es ist erfreulich, dass sich nunmehr auch Frl. Zinner — so heißt die Sängerin des politischen, diesmal nicht garstigen Liedes — in so entschiedener Weise für Dreyfus eingesetzt hat....

Man darf dem Herrn, dessen Aufgabe es ist, derartige Kundgebungen zu sammeln und den Empfindungs-Obertönen in den Wiener Vorstadttheatern zu lauschen, eigentlich keinen Vorwurf machen. Gerade zu Beginn der Saison äußert sich die während der Ferienzeit eingedämmte Schmocknatur am stürmischesten, und die politischen Excesse des Recensenten sind weiter nicht gefährlich. Schmerzlich wird die Geschmacksverletzung erst empfunden, wenn der Kritiker persönlich irgendwelche Geltung beansprucht. Herr Burckhard, der vormalige Burgtheaterleiter und jetzige Hofrath am Verwaltungsgerichtshof, gilt, weil er ein Theater zuschanden regiert hat, als tüchtiger Jurist. Auf eine solche Qualität lässt vielleicht auch seine stilistische Ungeschicklichkeit schließen, die er als Mitarbeiter der ‚Zeit' neuestens an den Tag legt. Jedenfalls müsste es Herr Burckhard bei seinen lückenlos erbrachten Beweisen literarischen Unvermögens bewenden lassen. Wir wollen nun einmal den Glauben, dass er ein großer Jurist sei, uns unangetastet erhalten. Wir wollen aber nicht, dass der Mann uns einen Geschmack beweise, der ihn seinen neuen Collegen bereits völlig assimiliert erscheinen lässt. Er hat sich der Clique gesellt, die ihn durch vier Jahre in der unappetitlichsten Weise verfolgt hat; er muss sie für das, was sie ihm einst angethan, nicht geflissentlich heute durch die Verwandlung in einen Schmock entschädigen wollen. Jüngst tadelte er, dass im Burgtheater Cyrano de Bergerac gegeben werde; gerade jetzt brauche man »nicht darauf erpicht zu sein, sich von der Bühne herab etwas von französischer Ritterlichkeit vorflunkern zu lassen und sich das militärische Preislied: »Das sind die Gascogner Cadetten« anzuhören; zeitgemäßer wäre vielleicht ein

Fälscher- und Banditendrama mit einem Couplet: ‚Das sind die famosen Generäle'« ... Wenn Herr Burckhard über den Renneser Strafprocess etwas zu sagen weiß, werden wir mit Interesse sein juridisches Gutachten vernehmen. Darf er als Hofrath am Verwaltungsgerichtshof nicht hervortreten und frank seine Meinung bekennen, nun, dann schweige er. Aber höchst unartig ist es, wenn er sein angemaßtes Richteramt in Theatersachen dazu missbraucht, anlässlich eines Referats über Herrn Kainz in zwei schlampigen Sätzen seine Ansicht über die Dreyfus-Sache vorzubringen.

Das ist überhaupt der wunderlichste Hofrath. Ein prahlerisches Freiheitsbewusstsein und die Lust, der Tradition und aller Feierlichkeit ein, wenn auch nicht immer graciöses, Schnippchen zu schlagen, zeichnen ihn aus. Aber schließlich kommt dieser Hofrath zur Besinnung und geht anderen Auszeichnungen auch nicht aus dem Wege. Der Revolutionär reduciert sich auf einen bescheidenen Frozzler, und der Verfasser einer in Fortsetzungen erscheinenden Satire auf justiziäre Missstände findet sich bereit, während der Drucklegung einen »milderen Schluss« zu machen. Der Mann, der mehrere Carrièren hinter sich hat, wird einst auch mehrere Pensionen beziehen, und der ganze Wagemuth kostet nicht viel, wenn man weiß, dass man eine Stellung riskiert, um eine bessere einzutauschen. Einst durch einen Gedächtnissirrthum des Herrn Beczecny statt in die Bodencreditanstalt in's Burgtheater protegiert, ist er neulich durch irgend ein ähnliches Versehen in die Literatur gerathen. Dort hält er sich, weil eine Wahlverwandtschaft mit Herrn Bahr ihm die Folie gibt. Wiederum macht er durch billige Verwandlungskünste Effect, und wenn der jodelnde Hofrath auftritt, jubelt Alles. Wenn er als Director Frau Wolter zurief: »Sie müssen die Iphigenie spielen, da gibt's keine Würsteln!«, so sprach Alles entzückt von dem »neuen Geist«, der in die muffigen Räume des Burgtheaters

eingezogen sei. Derselbe »drahrerische« Ton macht auch den Literaten beliebt; die anekdotische Harmlosigkeit, die seine »Bürgermeisterwahl« erfüllte, ward als Freiheitsmuth gepriesen, aber wenn man näher zusah, klang der aristophanische Hohn auf den Richterstand in die gemüthliche Versicherung des Wiener Fiakers aus: Mir wern kan Richter brauchen .... Als Kritiker hat Herr Burckhard selbst diejenigen enttäuscht, denen ein Hofrath in Wadelstrümpfen schon als das Ideal der Unabhängigkeit erscheint. Einer dummen, jedes literarische Gefühl beleidigenden Sensation zuliebe hat die ‚Zeit' den ehemaligen Burgtheaterdirector als Burgtheaterkritiker engagiert. Konnte man von dem Manne, der aus einem Ministerium in die Theaterkanzlei gekommen war und diese nach acht Jahren in gründlicher Kenntnis der Gagenverhältnisse verließ, mehr als eine persönliche Abrechnung mit diesem oder jenem Regisseur, als die Erinnerung an eine »Intrigue« oder als die Auskunft verlangen, wann diese oder jene Schauspielerin unpässlich war? In diesem Punkte freilich enttäuscht Herr Burckhard nicht. Er lässt keine seiner im schlechtesten Vorortedeutsch abgefassten Burgtheaternotizen vorübergehen, ohne die gute alte Zeit des Burgtheaters — da er noch Director war, zu bejammern. Er hat jenes Haus auf einen Zustand gebracht, dass Herrn Schlenther, der hiezu den besten Willen hat, zum Verderben nichts mehr übrigbleibt. Und nun muss man jede Woche vernehmen, wie Herr Burckhard sich rühmt, dass er eigentlich die Talentlosigkeiten, die Herr Schlenther auftreten lässt, alle engagiert habe. Diese kindlichen Polemiken, gespickt mit den Versicherungen, er habe mit der und jener Schauspielerin kein Verhältnis gehabt, kehren immer wieder. Was vermag aber eine Selbstvertheidigung, die ihren einzigen Rückhalt im Hinweis auf den untüchtigen Nachfolger findet?

* * *

Theater- und Gerichtssaalrubrik.

Der Wert eines Librettos ist jüngst vor dem Landesgericht abgeschätzt worden.

Endlich!

Allzulange hat man unsere Librettisten ihren ordentlichen Richtern entzogen. Allmählich sieht man ein, dass die Jury der klebrigen Herren, die auf den geschenkten Parquetsitzen ihr cartelliertes Urtheil abgeben, befangen sei, und man gewinnt wieder zum Landesgericht als der einzigen competenten Instanz Zutrauen. Herrn Victor Léon haben sie zuerst gefasst. »Das Libretto taugt nicht..., bietet an keiner Stelle Gelegenheit zur Ausdehnung eines musikalischen Gedankens..., repräsentiert nur die Hälfte des Wertes, der dafür ausgesetzt wurde...; das Sujet (hier ist natürlich der Stoff und nicht der Verarbeiter gemeint) hat enttäuscht u. s. w.«

Nun, ich will die Traumphantasie einer Strafverhandlung nicht weiter ausspinnen. So weit halten wir noch nicht, dass die Verfasser von »Adam und Eva« steckbrieflich verfolgt werden, und auch Herr Léon musste in seinem Falle bloß ein gewöhnliches Civilgericht über sich ergehen lassen, vor das ihn ein begehrlicher Componist geladen hatte. Immerhin eine Entwicklung; mit der üblichen Gerichtsbarkeit, die in unseren Theatern ein Librettist über den andern ausübt, scheint's zur Neige zu gehen, man sieht den Herren auf die Finger, und ein halbwegs gewandter Richter hätte die Leute, die da als »Sachverständige« nominiert waren, Journalisten, Componisten und Musikverleger, gleich zurückbehalten und an Ort und Stelle auf ihre mercantilen Zusammenhänge prüfen können. Mit den Sachverständigen hatte es freilich seine Schwierigkeiten, und es kam wegen allgemeiner Befangenheit nicht zur Aussage. Befangenheit bei Abgabe des Gutachtens ist nur vor Gericht ein Hindernis. Ein Kritiker erklärt, dass er die Werke des

Herrn Léon »vertone«, ein anderer, dass er mit ihm verwandt, ein dritter, dass er mit ihm verfeindet sei; dieser verlegt seine Erzeugnisse, jener macht ihm Reclamenotizen. Der Vorsitzende ringt die Hände; er kennt das Wiener Theaterleben nur so en passant und wusste nicht, dass es in der Wiener Kritik gar keine Sachverständige und nur Befangene gebe. Da bleibt nur noch Herr Buchbinder übrig. Der ist wenigstens nie befangen. Die Verhandlung wird vertagt, und der betriebsame Herr Léon stürzt zu neuen Geschäften....

Wenn ich nicht irre, hat es sich in dem Streit um ein paar tausend Gulden gehandelt. Soviel hat nicht einmal Herrn Bauer »Adam und Eva« getragen, wiewohl diese Operette fast fünfzig leere Häuser erzielt hat. Ehedem, bevor die Zeitungssippe sich der Vorstadtbühnen bemächtigt hatte, waren die Preise viel niedriger. Ein Hopp, der die Texte Offenbachs bearbeitet hat, bekam für »Blaubart« kaum hundert Gulden. Heute, da uns Weinberger — ein Sonntagskind, mehr noch: ein Stiefsohn eines Herrn von der ‚Neuen Freien Presse' — den musikalischen Frohsinn bringt und der unverwüstliche Buchbinder von seinem Besten gibt, heute, da Victor Léon im Zenithe seines Schaffens steht und Landesberg in rüstiger Vielseitigkeit »Bücher« und Kritiken über Bücher liefert, heute, da Taund aus dem Jungbrunnen Millöcker'scher Melodien schöpft und sich mit dem aufstrebenden Stein zu frohem Bunde findet — — — gibt es Civilgerichtsprocesse, bei denen der strittige Betrag mehrere tausend Gulden ausmacht. Man werfe mir nicht vor, dass ich den Richter beeinflussen will. Aber ich rathe ihm ernstlich, die Zeit bis zur Wiederaufnahme der vertagten Verhandlung fleißig mit dem Besuche unserer Vorstadttheater zu verbringen. Er höre sich beispielsweise den »Opernball« an, Text vom Angeklagten Léon, Musik vom Sachverständigen Heuberger. Zum Schlusse des ersten Actes wird er folgenden, unermüdlich wiederholten Chor hören:

So eine Depesche ist oft fatal,
O Elektricität!
Es gibt Zeiten, wo man wünschte,
Dass man dich nicht erfunden hätt'!

Im zweiten Act ist von Goethe die Rede:

Wie sagt doch der große Poet,
Der das alles so gut versteht?
Komm' den Frauen zart entgegen u. w.

Es gibt heute fast keine Bühne in Wien, von der er nicht an irgend einem Abend der Woche eine Sprache vernehmen kann, die von dem Autor oder Bearbeiter, Uebersetzer oder Coupleteinleger Léon ihr Gepräge empfangen hat. Er versäume nicht, zur nächsten Aufführung von »Toledad« zu gehen: Text vom Angeklagten. Hier achte er besonders auf die folgende Strophe:

Es war der Fall noch niemals auf der Welt,
Dass Spanierinnen ein Franzos gefällt.
Denn selbst mit Geld und Adel vom Papa —
Man macht nur so und sagt: Tatatata.

Nach diesen Erlebnissen wird der Vorsitzende jedenfalls auf die Einvernahme von Sachverständigen verzichten können . . . .

*

Der Fall, dass Theaterangelegenheiten gerichtsordnungsmäßig ausgetragen werden, tritt selten genug ein. Man darf die spärliche Gelegenheit — sei es nun, dass ein Tenor von seiner Liebhaberin auf Herausgabe von Schmuckgegenständen geklagt wird, sei es, dass Herr Victor Léon ein unbrauchbares Libretto geliefert hat — nicht vorübergehen lassen, ohne trübsinnige Betrachtungen anzustellen. Hat man die Unzulänglichkeit des bestehenden österreichischen Strafgesetzes mit Wehmuth zur Kenntnis genommen, so mag man sich baß wundern, dass selbst dieses bischen rächender Gerechtigkeit geflissentlich brachgelegt wird, wo eine entsprechende Behandlung der Theaterübel wahrhaftig

nicht aussichtslos wäre. Selbst wenn wir nach dem geltenden Gesetz die Statuierung von 30 fl.-Gagen nicht als Wucher qualificieren können, so wären wir doch imstande, einen Menschen, der ein Theatermädchen zu diesem Monatslohn engagiert, der gemeinen Gelegenheitsmacherei zu überführen. Man erlasse uns die Polizeibeamten, die bei Generalproben den gesprochenen Text mit dem bewilligten ängstlich vergleichen, ersetze sie versuchsweise durch Staatsanwälte, und man wird über das Gedränge, das im Nu in den österreichischen Gefängnissen entstehen wird, staunen. Theater: Eine Welt von armen, zur Sclaverei verdammten Wesen; nichts organisiert sie als die Eitelkeit, die sie mit Haut und Haaren ihren täglichen Bedrängern ausgeliefert hat. Und sie wehren sich gegen die Befreier. Mit den Directoren machen sie »Contracte«, den Agenten zahlen sie Procente, dem Redacteur des illustrierten Blattes den Rest ihrer Gage; eine Bethätigung außerhalb des Theaters muss, was man so zum Leben braucht, hereinbringen. Von Kuppelei und Erpressung ist dieser schmale Ruhmesweg eingefriedet. Wer nie vor dem Bühneneingang eines Curortetheaters gestanden ist, der begreift nicht, dass hin und wieder ein junger Criminalist den ältesten Theaterkritiker lehren könnte. Herr Bordenave steht im Cassenraum und erläutert den eben erst eingerückten Lustgreisen die Photographien der neuengagierten Lieblinge: Werden sie geneigt sein, den fehlenden Rest der Gage, den er sich erspart hat, beizusteuern? Mit Hilfe seines Stammpublicums kann ein Director seine erste Soubrette fast erhalten. Dort schleicht ein »Vertreter der Presse« heran, der zur Popularisierung der Dame alles Mögliche zu thun bereit ist. Er bittet um ihre Photographie — und ein paar Tage später leuchtet für 25 fl. und ein Jahresabonnement »der neueste Stern am Theaterhimmel«. Anfängerinnen werden wohl ihren Dank an den »Herrn Doctor« auch noch in einer andern Form abstatten müssen. Erhält der Herr einen Refus, so weiß er schon, was er zu thun hat. In der Regel wird er die Dame,

die ihm 25 fl. und Billigeres verweigert hat, talentlos finden; ist er einer von den »Anständigen«, so wird er sie bloß »nicht erwähnen«.

Von dem Geld, das Theaterleute ihnen zahlen, stellen in Oesterreich einige Dutzend Journalisten ihre illustrierten Blätter her; von der Gage, die sie ihren Angestellten vorenthalten, mästen sich die Directoren. Es ist räthselhaft, wie da noch die Agenten befriedigt werden sollen. Ich habe mich — durch wiederholte Anfragen bei Schauspielern — oft und oft bemüht, diesem Problem auf den Grund zu kommen. Aber die Schauspieler geriethen in Verlegenheit. Sie jammerten über die Contracte, sie fluchten denen, die ihr Blut saugen; aber sie wären wohl unglücklich, wenn's anders wäre. Die Möglichkeit, Menschen zu werden, müssten sie mit einem Opfer an ihrer Eitelkeit bezahlen. Alle Versuche, sie zu organisieren, sind kläglich gescheitert. Der Einzelne ist der ewige Verräther an den Interessen, die hier die Allgemeinheit höchstens in einem Raisonnement der Gefühle erfasst hat. Der Theaterdirector, der einen kleinen Theil von dem Kuppelgeld als Lohn zahlt, der mit Strafgeldern und allen Chicanen den knurrenden Sclaven eben noch die Kette fühlen ließ, heißt im nächsten Moment der »Einzige«, der schuftige Zwischenhändler wird zum Vertrauten und dem elenden Revolverjournalisten streckt sich, weil er für das Geld der Belobten über Druckerschwärze schaltet und waltet, die treue Freundeshand entgegen. Wenn alle, die seine Arbeit schnöde ausgewuchert und ihn um den kargen Lohn gebracht, ins Zuchthaus wandern werden, der Schauspieler wird vor dem Thore im Trennungsschmerz zusammenbrechen. Die sociale Hebung der ehedem Geächteten hat hier die umgekehrte Wirkung gethan. Das Gros der Theaterleute ist versclavter denn je und lechzt höchstens nach der alten Vogelfreiheit. — Eine bedächtige Theatersocialpolitik wird dem fünften Stand seine wahrhafte Emancipation erringen helfen.

*

Miss Mary Halton, die gut conservierte Chanteuse des Carltheaters, die in Wien dank einem eingelegten Couplet als Geisha einigen Erfolg erringen konnte, behelligt die Oeffentlichkeit mit ihren Toiletterechnungen. In der ‚Neuen Freien Presse‘ finden wir täglich Zuschriften von und über Frl. Halton, ein Hinüber und Herüber von advocatorischen Berichtigungen geht an, und die Frage, ob Frl. Halton bei Madame Josephine Denoix in Paris ihre Toiletten bestellt oder ob dies bloß »ein ihrer Familie sehr nahestehendes Mitglied« gethan hat, harrt noch immer der Entscheidung. Die Wahrheit ist auf dem Marsche, aber noch überwiegen die Zweifel an der Unschuld der Angeklagten. Sie richtet an die ‚Neue Freie Presse‘ eine Zuschrift und ist »im vorhinein von deren bekannter Gerechtigkeitsliebe überzeugt«. Zum Schlusse versichert sie, dass alle ihre Toiletten, in denen sie »das Glück hatte, sich so viele Sympathien bei dem Wiener Publicum zu erwerben«, »ausschließlich aus dem Atelier Hofmann stammen«. Eine neue Wendung. Jetzt wogt der Streit zwischen Denoix und Hofmann. Die ‚Neue Freie Presse‘ ist natürlich eher geneigt, der Wiener Firma den Vorzug zu geben. Den gegnerischen Advocaten wird sie wahrscheinlich demnächst schon als einen Unhold schildern: stechender Blick, schütteres Haar, abnormale Schädelbildung, halbes Gehirn . . .

Ernstlich fragen wir uns, wie wir dazu kommen, von unseren »großen politischen Blättern« mit den Auseinandersetzungen zwischen einer Schauspielerin und deren Gläubigern heimgesucht zu werden. Es mag bei so mancher Theaterdame noch nicht entschieden sein, ob sie ihre besten Erfolge in den Toiletten aus dem Atelier Hofmann, durch oder am Ende ohne sie errungen hat; aber es kann schwerlich die Aufgabe der Presse sein, zu dieser Frage Stellung zu nehmen. Darf denn kein Tag ohne journalistische Aufsammlung des Coulissenmistes vergehen? Wird den Schnüfflern und Schnüfferln nicht endlich das Handwerk gelegt werden? Diese Herren dringen bis in die Garderobe vor, bestechen die Korbträgerinnen der Theaterdamen und stehen in reger Verbindung mit Hausmeister und Stubenmädchen, um »Pikantes« für ihre Wochenrevuen zu ergattern. Dabei nimmt mancher sich eine socialpolitische Maske vor; hat ihm der Director ein Stück abgelehnt, so tritt er als theilnehmender Helfer der leidenden Theatermenschheit auf und fragt schriftlich bei allen Schauspielerinnen an, wie viel sie für Toiletten im Laufe der Saison aus-

gegeben hätten: — er wolle dem Publicum beweisen, dass Theaterdamen mehr für Garderobe brauchen, als ihnen die Direction zahlt. So verhilft ihm, wenn alle Stricke reißen, geheucheltes Mitleid und die vorgebliche Absicht, eine Reinigungsarbeit zu vollziehen, just zum fettesten Theaterklatsch. Ignoriert eine Schauspielerin das Ansuchen des Herrn, so kann sie darauf gefasst sein, in der nächsten Revue angeflegelt zu werden. Es ist mir bekannt, dass ein entlassenes Stubenmädchen einer Schauspielerin schrieb, sie würde, wenn sie nicht so und soviel Gulden bekäme, »zu Herrn Buchbinder gehen« und ihm Details über Dieses und Jenes geben, und es ist mir auch bekannt, dass die Herren, die das dreifache Amt des productiven Autors, Kritikers und »Plauderers« innehaben, mit der kritischen Feder ausschließlich die Gefälligkeiten quittieren, die nicht nur dem Autor, sondern auch dem »Plauderer« geleistet wurden. Die Thätigkeit dieser »Chroniqueure«, die den Leser bis zum Ueberdruss mit dem ekelsten Tratsch und einem Sammelsurium von Foyerwitzen füttern, scheint eine hervorragend patriotische zu sein; denn sonst wäre einer unter ihnen nicht kürzlich gar mit dem Franz Josephs-Orden decoriert worden. Ich weiß nun nicht, ob Herr Stern wirklich eine staatserhaltende Mission auf sich genommen und ob er es darauf abgesehen hat, sein Publicum — die radicalen Leser des ‚Fremdenblatt‘ — des Geschmacks an politischen Dingen zu entwöhnen. Dass er und seine Wochencumpane imstande sind, dem Publicum bald auch jedes anständige Theaterinteresse auszutreiben, scheint mir gewiss. In keiner andern Stadt — außer vielleicht noch in Budapest — wäre das Treiben dieser Leute, der Landesberg, Schlesinger, Buchbinder u. s. w., möglich; nirgends fänden sich Leser für sie, nirgends unter den Schauspielern willige Informatoren. Bei uns knotzen sie in den Theatercafés, von einer Schar unterwürfiger Lacher umgeben, und der Respect überträgt sich auf den Redactionsdiener, wenn er täglich das Theater betritt, um ein Dutzend Freikarten für die Herren abzuholen.

* * *

In der letzten Sonntagsnummer der ‚Neuen Freien Presse‘ beträgt die »kleine Chronik« $2^1/_4$ Spalten. Davon sind nicht weniger als $1^3/_4$ Spalten aus bezahlten Geschäftsreclamen zusammengesetzt; die »Personalnachrichten« sind hiebei nicht mitgerechnet. Rothberger, Kwizda, Schein, Fischl, Förstl und das Zander-Institut besorgen die

Sonntagslectüre. Eine einzige interessante Notiz »Von der Türkenbelagerung bis zum Kriege 1870« sticht hervor; in der Nähe besehen, ist es aber eine Anpreisung einer Kaffeefirma . . .

* * *

Lapidares aus der ‚Neuen Freien Presse'.

»Dreyfus entfernte sich aus dem Hôtel, wo er das Zimmer nicht verließ, durch den Hof, der direct an den Bahnhof stößt, bestieg sofort das Coupé und ließ die Vorhänge herab.«

*

»Dass die Heilsarmee ihre Thätigkeit nicht bloß auf Menschen beschränkt, sondern sich auch der Vierfüßler und der unorganischen Lebewelt annimmt, wird durch eine Anzahl imposanter Mastschweinchen und durch Prachtexemplare von Nutzpflanzen bewiesen.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

E. S. VII./2. Besten Dank. Der Grapholog und der Anthropometer sind identisch. Nicht der Vater hat das System eingeführt. Der hatte ja, wie die ‚Neue Freie Presse' — immer »bestinformiert« — versichert, »nur ein halbes Gehirn«.

Spectator. Die Carrière des Herrn G. Mauthner bis zum Herrenhause ist ja allgemein bekannt. Er wurde Schwiegersohn der Creditanstalt — Herr Weiß war doch die Creditanstalt —, und hat dafür drei Millionen und seine Directorstelle erhalten. Dann hat er sowohl die Creditanstalt als das Vermögen mit großer Umsicht und Vorsicht verwaltet, indem er in beiden Fällen sich darauf beschränkte, dort Tantièmen hier Zinsen — die Zinsen sicherer preussischer Consols — zu beziehen. Da er sich und die Bank nur an ganz sicheren Geschäften — das sind solche, die Rothschild macht, betheiligte — hat er sich den Ruf eines höchst reellen Geschäftsmannes erworben. Dies reelle Gebahren ist jetzt durch die Berufung in's Herrenhaus entsprechend belohnt worden. Nicht zu vergessen: »Capitalsvermehrung der Gründer der Creditanstalt«, wie ich schon neulich erwähnte. Neben so vielen Männern, die sich um Oesterreich verdient gemacht haben, wird auch ein Mann, der sich in Oesterreich so viel verdient und gemacht hat, dort seinen Platz auszufüllen wissen. Dass Herr Mauthner, wie Sie mir schreiben, »mühseligst die Prager Handelsschule unter Arens absolviert hat«, thut da nichts mehr zur Sache. Herr Millanich sitzt ja auch in dem Panopticum. Sein Verdienst um den Staat, meinen Sie, bestand wohl darin, dass er Herrn Alexander Markgrafen Palla-

vicini einst gebeichtet hat, dass ein Herrenhaussitz sein kühnster Traum wäre. »Und siehe da, Plener-Windischgrätz erfüllten ihn innerhalb acht Tagen.« Na, na, so leicht geht's denn doch nicht; die Subvention eines officiösen Blattes dürfte wohl auch eine Rolle dabei gespielt haben.

Untergymnasiast. Dass die ‚Neue Freie Presse' von dem »demissionirten Ministerpräsidenten Grafen Thun« und von dem »in der Dreyfus-Affaire hervorgetretenen Senator Scheurer-Kestner spricht, — das zu rügen, sind Sie entschieden berechtigt.

Universitätshörer. Sie schreiben mir: In den neuen drakonischen Vorschriften für die Anmeldung der Candidaten zu den Rigorosen findet sich wörtlich der folgende Passus:

» . . . Zurückziehung von Meldungen und Terminverschiebungen müssen dem Decane spätestens an dem derjenigen Woche, von welcher der Candidat angegeben hatte, dass er in ihr oder von ihrem Beginne an ausgeschrieben zu werden wünscht, vorvorhergehenden Freitage (10 Tage vor Beginn der betreffenden Woche) in der Sprechstunde oder schriftlich gemeldet werden . . . «

Der Erlass ist unterzeichnet: Vom Decanate der medicinischen Facultät in Wien. Sie geben mit Recht der Ansicht Ausdruck, dass er von Herrn Bachsteiner (Localzugstudien der ‚Sonn- und Montagszeitung') stammen dürfte.

Hausfrau. Sie wundern sich, dass die ‚Neue Freie Presse' in dem Bericht über den Selbstmord des Chefs der Putzereifirma Coundé wörtlich schreibt: »Ihre auffälligen Wagen bringen zu den Kunden die geputzten Kleider oder holen sie ab.« »Wozu geputzte Kleider abholen?« lautet Ihre Frage.

Teutonia; Bert-Hold; C. H. II.; Rud. M.; N. N.; Dr. C. L.; Hans M. in Br.; R. W.; X. Y.; E. A., stud. phil.; F. P.; Tamerlan; Alpha; Freiherr v. G.; R. K.; Josef v. D., Meran; J. Z., Graz; J. C. W—d; Fackelträger; Richard II.; Sonnenblume; Max H., Weidlingau; Schuli-Wuli; Postofficial in A.; Blaubart; Mehrere Universitätshörer; Gruß aus Bern; Wir drei; Mariamne; Schloss St.; „Wahlrecht"; Dr. Ht., Triest; Alexis F.; G. M. Besten Dank!

Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.

Druckfehlerberichtigung.

In Nr. 17 lies auf S. 3, Zeile 18 von oben, statt »Otto Hahn«: *Otto Jahn*; S. 4, Zeile 9 von unten, statt »Prager Lehrthätigkeit«: *Grazer Lehrthätigkeit.*

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.





